

Gesellen des Satan.

Roman in zwölf Büchern

VON

Ernst Willkomm.

Jena, Hermann Costenoble, 1867.

ERSTE ABTHEILUNG: DIE SAAT DES BÖSEN.

ERSTES BUCH.

1. DAS HAUS DES BLEICHERS.

Schönlinde heißt eine kleine, offene Landstadt am gebirgigen Nordrande Böhmens, wo dieser an die sächsische Oberlausitz grenzt. Die Lage des betriebsamen Ortes, welchen eine gut erhaltene Chaussée mit anderen gewerbereichen Städten des Königreichs verbindet, ist von überraschender Schönheit. Auf schräg ansteigenden Wiesen hat man Garnbleichen angelegt, die bei hellem Sonnenlicht stundenweit sichtbar werden, in der Nähe aber einen interessanten Anblick durch das Schaffen der Knechte gewähren, die von früh bis Abends darin thätig sind. Eine aufgelöste Kette bildend, durchschreiten sie die blitzenden Garnfelder, tactmäßig mittelst eigenthümlich geformter hölzerner Schaufeln breite Wasserstrahlen aus großen Kübeln über das ausgebreitete Garn sprengend, die herbeigeleitete Bergquellen immer von Neuem mit lebendigem Wasser füllen.

Die Garnbleichen Schönlinde's waren von jeher berühmt und deshalb auch von den vielen großen Fabrikanten, welche in den umliegenden volkreichen Ortschaften Böhmens wie der Lausitz vorzugsweise die Linnenindustrie mit Glück betreiben, sehr gesucht.

Eine dieser Bleichen, und zwar die größte, lag am Nordende des Städtchens. Ihr Besitzer hieß Moosdörfer, und galt für einen schwer reichen Mann. Seinem Hause sah

man die Wohlhabenheit des Eigenthümers nicht an, denn es war ein altes, verbautes, winkliges Gebäude aus Fachwerk, das vor anderen ähnlichen Häusern nur durch ein neues Schindeldach in die Augen fiel, das Moosdörfer vor Jahresfrist hatte aufsetzen lassen. Am Wiesenhange der Bleiche gelegen, führte eine bedeckte Holzterrasse in die bewohnten Zimmer der ersten Etage; das Parterre-geschoß war zu Lagerräumen eingerichtet, enthielt aber außerdem auch noch eine gut assortirte Glashandlung, wie man deren in den böhmischen Landstädten viele findet. Auch diese Glashandlung gehörte Moosdörfer, obwohl er sie von einem Andern betreiben ließ. Der industrielle Bleicher, der seine reichen Mittel gern zweckmäßig und vortheilhaft anlegte, war nämlich auch Mitglied einer jener großen Glashandlungscompagnien, welche in den größten Handelsstädten Europa's, vornehmlich aber am Mittelmeer, Niederlagen haben, die unter Oberaufsicht eigens dahin gesendeter Factoren stehen.

In den ersten dreißiger Jahren unserer Zeitrechnung hatte das Vermögen Moosdörfer's sich so bedeutend vermehrt, daß er auf Anrathen verständiger Geschäftsfreunde sich entschloß, auch noch ein Banquier und Wechselcomptoir in seinem Hause zu errichten. Die Lage des Ortes wie die Zeitverhältnisse forderten von selbst dazu auf, und der unternehmende Bleicher machte alsbald vortreffliche Geschäfte. Er ward im eigentlichsten Sinne des Wortes Banquier, indem er anderen Industriellen, vorzüglich aber den Besitzern großer Rittergüter, ansehnliche Capitalien vorstreckte und bei Anleihen den Vermittler

spielte. Diese verschiedenen Operationen machten den Namen Moosdörfer weit und breit bekannt und brachten ihn mit verschiedenen hochgestellten Persönlichkeiten in Verbindung. Der einfache Garnbleicher verkehrte mit dem reich begüterten Adel Böhmens, machte Reisen nach Wien, wo sich ihm selbst die Hofburg erschloß, und sah nicht selten in seinem unscheinbaren alten Hause Grafen und Fürsten bei sich, die seinen Rath wie seine Hülfe in Anspruch nahmen.

Man hätte meinen sollen, ein weltlich so glänzend situirter Mann müsse in jeder Hinsicht auch glücklich sein. Das war jedoch nicht der Fall, obwohl Moosdörfer als erfahrener Weltmann das Leid, das ihn drückte, äußerlich Niemanden merken ließ. Achtzehn Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung hatte Moosdörfer ein schreckliches Familienunglück betroffen. Er war mit einer gebildeten, zarten Frau aus guter Familie verheirathet und lebte mit dieser in glücklicher Ehe. Josephine, die einzige Tochter eines vermögenden Glashändlers aus Kamnitz, gebar ihm zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die fröhlich heranwuchsen und die Freude ihrer Eltern zu werden versprochen. Vater und Mutter ließen den Kindern, die mit geschwisterlicher Liebe aneinander hingen, volle Freiheit der Bewegung im Freien, ohne sie zu vernachlässigen. Die Mutter insbesondere behielt ihre Lieblinge immer im Auge, wenn der vielbeschäftigte Vater außer dem Hause verweilte. Bei schönem Wetter war die Bleiche der gewöhnliche Spielplatz der Geschwister. Diesen

verließen sie nur mit Bewilligung der Mutter, um andere Gespielen in der Nachbarschaft zu besuchen. Mit solchen betreten sie wohl auch bisweilen den nahen Saum des Waldes, an welchen die Bleiche grenzte. Allein geschah dies nie; auch ward den Kindern streng befohlen, vor Eintritt der Dämmerung wieder im Hause zu sein.

Eines Tages nun, im Juli, gingen die Geschwister Moosdörfer, damals Kinder von drei und fünf Jahren, mit noch sechs Gespielen, von denen die Aeltesten schon das zwölfte Jahr überschritten hatten, in den Wald, um Beeren und eßbare Schwämme zu sammeln. Das Wetter war schön, still, nur etwas schwül, und schon nach Verlauf einer Stunde verkündigten die Wolkenbildungen im Westen das Herannahen eines Unwetters. Ein rasch aufspringender Wind brachte dasselbe so unerwartet schnell zum Ausbruche, daß Jedermann davon überrascht wurde. Der Kinder im Walde gedachten freilich Alle, sie während des Wetters zurückzuholen, war aber völlig unthunlich, da heftig niederströmender Regen, finsternes Gewölk und vom Winde aufgewirbelter Staub alles Umschauen verhinderte.

Kaum aber legte sich das Toben des Wettersturmes einigermaßen, so eilten eine Menge Menschen nach dem Walde, um die Kinder zu suchen.

Die Geschwister Moosdörfer fand man leider nicht. Im brausenden Gewittersturme mochten die Kleinen, von

Angst befallen, sich gegenseitig verloren haben. Ihre klagend rufenden Stimmen verhallten ungehört im Rauschen des unter dem Sturme sich beugenden Waldes. Obwohl man die Nachsuchungen Tag und Nacht fortsetzte, blieben die Kinder doch spurlos verschwunden. Auch wiederholte Anzeigen in öffentlichen Blättern, denen eine genaue Beschreibung des Geschwisterpaares beigelegt war, hatten keinen Erfolg. Niemand hatte die armen hilflosen Kleinen gesehen, Niemand entdeckte eine Spur von ihnen. Man mußte zuletzt annehmen, daß sie umherirrend in die zerrissenen, tiefen und wilden Sandsteinschluchten, welche die sogenannte böhmisch-sächsische Schweiz bilden, gerathen und hier an einem entlegenen Orte, wohin so leicht kein Wanderer sich verirrte, vor Erschöpfung und Hunger umgekommen seien.

Josephine erholte sich von diesem grausamen Schlage des Schicksals nie wieder. Sie begann zu kränkeln und ward von Jahr zu Jahr immer elender, bis sie in gänzlichches Siechthum verfiel.

Moosdörfer litt wahrscheinlich nicht weniger als seine Frau, aber er war von zäherem Stoff und suchte durch vermehrte Thätigkeit dem Kummer zu begegnen, der an seinem Herzen nagte. Um Kinder um sich zu haben, denen er seine Liebe zuwenden, für die er sorgen könne, wollte er einen Knaben und ein Mädchen von dem ungefähren Alter der Verlorenen adoptiren. Dagegen jedoch sträubte sich Josephine mit solcher Heftigkeit, daß er diesen Gedanken sehr bald aufgeben mußte. Und wenn er sich in die Lage seiner Frau versetzte, fühlte er auch, daß

ein solcher Ersatz die Mutter den erlittenen Verlust an jedem neuen Tage immer schmerzlicher empfinden lassen müsse. Nur junge Mädchen, noch zwischen Kind und Jungfrau schwankend, duldete die schwerleidende Josephine um sich, und sorgte, daß sie bei ihr den Hausstand lernten und sich zu praktischen Hausfrauen ausbildeten.

Moosdörfer selbst, von Natur leichtblütig und ein Lebemann, ward durch den Verlust seiner Kinder auch in eine andere Bahn gelenkt. Heiteren Genüssen, wie ehemals, jagte er nicht mehr nach, wenn er ihnen auch, wurden sie ihm geboten, nicht aus dem Wege ging. Er hatte Sinn für Musik und spielte mit ziemlicher Fertigkeit die Orgel. In seinem Wohnorte ließ er sich an Festtagen häufig auf der Orgel hören, was ihn veranlaßte, so oft er daheim war, die Kirche zu besuchen. Aber auch in den umliegenden Ortschaften ward der musikliebende Bleicher nach einigen Jahren eine bekannte Persönlichkeit, die man oft kommen sah und die sich immer durch originelles Orgelspiel ankündigte. Moosdörfer fragte bei dem ihm innewohnenden Drange, den Schmerz um die verlorenen Kinder in Tönen auf der Orgel auszuweinen, nicht nach dem religiösen Bekenntniß der Gemeinde, deren Gesänge sein Spiel begleitete. Er spielte eben so gern und eben so ergreifend in protestantischen wie in katholischen Kirchen, obwohl er selbst sich zum Katholicismus bekannte.

So geschah es, daß er auf einer größeren Geschäftsreise gerade Sonntags nach Rothstein kam. Die Kirche war eben angegangen, und da Moosdörfer die vollen, reinen

Töne der Orgel auffielen, stand er bald neben dem Organisten oder Schulmeister und machte mit diesem Bekanntschaft.

Tobias Helfer trat dem Bleicher, den er dem Namen nach längst schon kannte, gern den Platz auf der Orgelbank ab und erfreute sich an dem tüchtigen Spiel des eifrigen Dilettanten. Moosdörfer mußte der Gast des bescheidenen Mannes sein, der ein kleines Haus unfern der Kirche bewohnte, und hier seiner Pflicht gewissenhaft oblag. Die Tochter Helfer's, das einzige Kind, das noch im Hause der Aeltern lebte, gefiel dem Bleicher über die Maßen. Andrea sollte im nächsten Jahre confirmirt werden, theilte ihm der Organist mit, und dann unter fremden Leuten – vielleicht als Kammerjungfer bei einer vornehmen Herrschaft, meinte der Vater – ihr Fortkommen suchen.

Dem widersprach Moosdörfer, zugleich aber machte er dem schon bejahrten Organisten den Vorschlag, die Tochter für einige Jahre in sein Haus zu geben; da könne sie sich in allem Nöthigen vervollkommen, ohne daß er Kosten davon haben solle, auch tüchtig in der Küche werden, Einblick in verschiedene Branchen des Handels gewinnen, und was dergleichen mehr sei. Gefalle es dem jungen Mädchen bei ihm, so werde er sie nicht eher wieder gehen heißen, bis Andrea selbst den Wunsch nach Veränderung äußere.

Dieser uneigennützig liebevolle Vorschlag des reichen Bleichers ward angenommen. Im nächsten Jahre, gleich nach Ostern vertauschte Andrea das Haus ihrer Eltern

mit dem belebteren Moosdörfer's, lebte sich hier bald ein und verstand sich durch angeborene Liebenswürdigkeit und natürliches Wesen die Zuneigung der leidenden Josephine in so hohem Grade zu gewinnen, daß diese das Mädchen nicht mehr entbehren wollte.

So vergingen vier Jahre. Andrea war zur Jungfrau aufgeblüht, und bei Allen, welche in Moosdörfer's Hause verkehrten, wohl gelitten. Josephine erholte sich wieder einigermaßen unter der Pflege und im erheiternden Umgange des jungen Mädchens, das von ihren Eltern, die stets in bedrängten und sehr abhängigen Verhältnissen lebten, ein großes Aufopferungstalent ererbt hatte. Was Egoismus sei, wußte Andrea offenbar nicht, denn was sie that, that sie immer nur für Andere, nie für sich. Ueberhaupt schien sie eigene Bedürfnisse gar nicht zu haben; wenigstens traten diese so in den Hintergrund, daß das stets gefällige und immer heiter blickende Mädchen nur für Andere da zu sein schien. –

An einem Wochenmarkttag Ende August gab es auf Moosdörfer's Bleiche mehr wie gewöhnlich zu thun. In langer Reihe hielten mit Garnbündeln beladene Wagen, die von den umliegenden Ortschaften kamen, vor dem Eingang zur Bleiche, und eine Menge Arbeiter war mit Abladen und Packen beschäftigt, während Moosdörfer's Factor über das neu eingelieferte Garn Buch und Rechnung führte. Moosdörfer selbst konnte sich darum nicht

bekümmern, da ihn andere Geschäfte in seiner Wechselstube festhielten. Denn an Markttagen gab es deren, welche Geld beehrten, eben so viele, wie solcher, die dem Bleicher Zahlungen zu machen hatten, und alle derartigen Angelegenheiten besorgte Moosdörfer allein, da nur ihm die Verhältnisse seiner verschiedenen Kunden genau bekannt waren.

Die Ankunft einer mit vier ausgesucht schönen Rappen bespannten eleganten Equipage, die vor dem Hause Moosdörfer's hielt, machte unter den übrigen Wagenlenkern einiges Aufsehen. Der Tressenrock des Kutschers wie des hintenauf sitzenden Bedienten sagten den Leuten, die ihre Wagen sehr zuvorkommend etwas zusammenschoben, damit das glänzende Viergespann gerade vor der bedeckten Treppe halten konnte, daß eine vornehme Herrschaft dem Bleicher einen Besuch zugedacht habe. Das Wappen am Wagenschlage, mit der Grafenkrone darüber, übersahen sie, weil der aussteigende stattliche Herr, welcher die Hülfe des Bedienten ablehnte, sie mehr interessirte.

»Ist Herr Moosdörfer zu Hause?« fragte der Insasse der Equipage, ein Mann von militärischer Haltung, der ungeachtet seiner Jahre – er mußte dem Aussehen nach wenigstens ein Sechsziger sein – stutzerhaft gekleidet ging und offenbar sehr eingebildet auf seine merkwürdig kleinen Füße war, die fein gearbeitete Stiefeln von Glanzleder bekleideten. Während der Knecht, an welchen diese Frage in kurzem, herrischem Tone gerichtet war, nur mit dem Kopfe nickte und nach der steilen Treppe unter

der Bretterbedachung zeigte, die mehr einer Hühnersteige glich, hob sich der Fremde auf den Fußspitzen und schlug die Absätze mit den blitzenden Sporen von Silber wiederholt zusammen, als wolle er allen Umstehenden damit sagen: Seht, ich bin ein Mann, vor dem Ihr allesamt zu Kreuze kriechen müßt! Dann drehte er die lang herabhängenden Enden seines gefärbten Schnurrbartes zwischen den behandschuhten Fingern und sagte zu dem Bedienten: »Anmelden, Jacques, aber dringend! ... Habe Eile und will mich hier überhaupt nicht lange aufhalten ... Scheint hier sehr commun herzugehen, und das widert mich an!«

Das Drehen des Schnurrbartes und das Wiegen auf den Fußspitzen nebst darauffolgendem Zusammenklirren der silbernen Sporen wiederholte sich, allein weder das Eine, noch das Andere machte auf die Knechte und Fuhrleute, die ihre Unterhaltung höchst ungenirt fortsetzten, irgend welchen Eindruck.

Inzwischen war der Bediente die Stiege hinauf gehüpft, um den Befehl seines Herrn auszurichten. Wir gehen ihm voran und verfügen uns in das Comptoir Moosdörfer's, wo wir diesen in vertraulichem Gespräche mit einem bürgerlich gekleideten Manne finden, der ebenfalls in Geschäftsangelegenheiten bei dem Bleicher eingekehrt war.

Moosdörfer sitzt auf einem Comptoirbock mit kurzer steifer Lehne. Er trägt einen bequemen, schon ziemlich abgenutzten Rock von braunem Tuch, kurze schwarze Beinkleider mit Schnallen unter den Knien, feine weiße

Strümpfe und glänzend gewichste sogenannte Steifstiefeln, oben mit kleinen Sammetrosetten verziert. Sein volles langes Haar, das sich um die rundlichen, glattgeschoenen Wangen des Mannes schmiegt, bedeckt ein kleines Mützchen von schwarzer Seide. Die großen blauen Augen blicken klug und verlangend in die Welt, und die vollen Lippen, das starke Unterkinn wie der ganze Gesichtsausdruck verrathen, daß der wohl situirte Bleicher trotz seiner mancherlei häuslichen Leiden die Freuden der Tafel nicht verachtet. Sätze der Mann nicht im Comptoir neben einer offen stehenden Geldkiste, in welcher ganze Schwingen mit Gold- und Silbermünzen übereinander geschichtet sind, so würde man ihn für einen katholischen Weltgeistlichen halten.

Die vollen Lippen zu einem schelmischen Lächeln ziehend, sagte er, eine schon begonnene Erzählung fortsetzend, zu seinem Gegenüber:

»Ich trank also ein zweites Seidel Wein und ließ mir die Sache noch einmal vortragen. Es ist das immer nöthig, wenn man Geschäfte machen will. – Einmaliges Hören läßt gern irgendwo eine Lücke, durch welche später aller Gewinn, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt – dabei hob er schmunzelnd das schwarzseidene Mützchen – wieder *perdu* geht . . . Der zweite Vortrag gab mir Licht. Ich machte das Geschäft und trank das dritte Seidel Wein. Seitdem habe ich Glück damit gehabt und lasse mich jetzt in Neapel und Smyrna durch meinen eigenen Factor vertreten.«

Es klopfte.

»Herein!« rief mit eigenthümlich weicher Stimme Moosdörfer und schlug den Deckel der Geldkiste zu, dem bürgerlichen Herrn einen bezeichnenden Wink gebend. »Nachher ein Mehreres.«

Die Thür ging auf und herein trat der Bediente Jacques.

»Herr Moosdörfer?« fragte er, beide Herren zugleich anblickend.

Moosdörfer hatte seine Hand schon ausgestreckt, um die Karte in Empfang zu nehmen, die er in der Hand des Bedienten erblickte.

»Schon recht, mein Freund, geben Sie nur!« erwiderte er und nahm die Karte. »Ah!« fuhr er fort, das Mützchen abermals rückend. »Der Herr Graf in eigener Person! ... Wird mir sehr angenehm sein, wenn der Herr Graf nur die Gnade haben will, sich gefälligst zu mir herauf zu bemühen.«

Jacques entfernte sich. Moosdörfer legte die Karte auf sein schmales, altes Comptoirpult, lächelte dem Bürger noch freundlicher zu und fuhr fort:

»Empfehlungen an beide Plätze können Sie für den jungen Mann von mir zu jeder Zeit haben, wenn er tüchtig ist. Die Deutschen sind zuverlässiger und nicht so ausschweifend. Die *lingua franca* muß er sich aber doch aneignen. Wie lange hat der Mensch in Venedig conditionirt?«

»Zwei Jahre,« versetzte der Bürger. »Guten Willen besitzt er und einen offenen Kopf hat er auch. Er ist überhaupt schon tüchtig herumgestoßen worden in der Welt.«

»Um so besser! Um so besser!« fiel Moosdörfer ein. »Mit verwöhnten Muttersöhnchen ist im Geschäft selten 'was anzufangen Aber wie heißt Ihr Schützling?«

»Georg Rauerz . . . «

»So, so! . . . Sie kennen den jungen Mann persönlich?«

»Nein, Herr Moosdörfer; ich bin auf ihn aufmerksam gemacht worden durch unsern Reisenden.«

»Auch gut, lieber Herr Schmalbacher . . . Sie haben mein Wort; machen Sie nun davon Gebrauch, wann Sie wollen! . . . Aber da höre ich den ritterlichen Tritt des Herrn Grafen – unterbrach er sich lächelnd – ich muß also wohl bitten, daß Sie inzwischen meine Frau begrüßen. Sie hat sich oft schon beschwert, daß Sie sich fast nie als Freund, immer nur als Geschäftsmann in Schönlinde sehen lassen.«

Schmalbacher, Chef einer großen Glashandlung, folgte dem Winke seines Geschäftsfreundes und verließ das Comptoir in dem Augenblicke, als der Graf dasselbe betreten wollte. Beide streiften einander in dem schmalen, dunkeln Gange, welcher zu dem Allerheiligsten des reg- und strebsamen Bleichers führte.

2. IM WECHSELCOMPTOIR.

Beim Eintritt des Grafen stieg Moosdörfer von seinem Comptoirbock, nahm das Mützchen ab und verbeugte sich. Das stereotype Lächeln auf seinem wohlgenährten, glänzenden Gesicht verlor sich dabei nicht.

»Wollen der Herr Graf von Rothstein die Gnade haben, sich gefälligst zu placiren?« sagte er, auf denselben Stuhl

deutend, den der Glashändler Schmalbacher eben verlassen hatte. »Was verschafft mir die Ehre? . . . «

»Puh!« fiel der Graf ihm in's Wort, indem er sich schüttelte, den Handschuh von seiner Rechten streifte, den Schnurrbart zupfte und ein paarmal die Hacken zusammenschlug. »Das nennen Sie eine menschliche Wohnung, Herr Moosdörfer, eine Wohnung für einen Mann von Distinction, der, wie Sie, über Millionen commandirt? . . . Wahrhaftig, unsere Holzbaracken an der Moskwa, wo man doch keinen Ueberfluß an Luxus hatte, waren kaum schlechter!«

»Mein werther Herr Graf,« erwiderte unter abermaliger Verbeugung und indem er das Angebot des Stuhles wiederholte, der Bleicher, »wir Bürgerlichen dürfen uns nicht überheben! . . . Auch ist und bleibt Jeder mehr oder weniger Gewohnheitsmensch . . . So wie Sie dieses Zimmer heute vorfinden, war es schon zu meines Vaters Lebzeiten. Ich würde mich schwerlich wohl darin fühlen und dabei mein Geschäft schädigen, wollte ich dasselbe mit modernen Möbeln anfüllen . . . Wenn wir aber auch einfach wohnen, wissen wir doch zu leben, das heißt *cum grano salis*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt.«

»Ihr Handelsleute seid alle Schlauköpfe,« entgegnete Graf von Rothstein, indem er prüfend die Lehne des alten Stuhles anfaßte. Moosdörfer hatte inzwischen eine Lederschnur an der Thür ergriffen und dadurch eine schrille Glocke in Bewegung gesetzt. Zufällig stieß er dabei mit dem Fuße an einen mit eitel Silber gefüllten Sack, so daß das edle Metall einen hell klingenden Ton von sich gab.

»Darum gelingt es Euch auch, aus Nichts Gold zu machen,« fügte der Adelige mit scheelem Seitenblick hinzu. »Was zahle ich Ihnen, wenn Sie mir diese neue Methode, Gold zu machen, beibringen?«

Moosdörfer lüftete respectvoll sein Käppchen und nahm wieder Platz auf dem Comptoirbock.

»Würde bei gräflichen Gnaden nicht anschlagen,« versetzte er lächelnd. »Gehört ein bürgerlich knappes Wesen dazu, das vornehmen Familien nicht angeboren ist ... Der Herr Graf würden zu generös, zu nobel sein! ... *Noblesse oblige*, sagt mein Bruder, der Kanonikus.«

Graf von Rothstein hob drohend den Finger und drehte dann wieder die langen Enden seines Schnurrbartes. Vor der Thür hörte man das Zusammenklirren eines Glases, denn der Ton klang glockenrein. Gleich darauf trat ein schlankes, junges, in Schwarz gekleidetes Mädchen herein, das durch ihren blendend weißen Teint auffiel. Sie trug ein Theebret, besetzt mit einer Caraffe Wein und zwei Gläsern, stellte Alles, ohne aufzublicken, auf den Wechseltisch, verbeugte sich stumm vor dem Grafen, welcher die ganze Gestalt mit heißem Blicke verschlang, und entfernte sich wieder.

»Bei meines Vaters Zopf, ein schönes Menschenbild!« rief von Rothstein aus. »Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Moosdörfer! haben Sie Trauer?«

Der Bleicher hatte lächelnd die Gläser gefüllt. Er nötigte den Grafen mit freundlichem Wink, anzustoßen, und sagte, die dunkelrothe Flüssigkeit gegen das Licht haltend:

»Trinken wir also zuerst ein Seidel Wein, werther Herr Graf. Mit trockenem Munde ist schlecht reden ... Wie finden Sie dieses Pröbchen?«

»Genießbar, bei Noah! ... Petit-Burgunder?«

»Nur Melnicker, Herr Graf, Melnicker von Anno 27 ... Ich trank schon drei oder vier Seidel davon.«

»Das schöne Kind in Schwarz, Ihre Tochter, soll leben!«
Moosdörfer stieß lächelnd mit an. Ehe er aber trank, sagte er kopfschüttelnd:

»Kann leider diese Ehre nicht annehmen, Herr Graf! ... Meine eigenen Kinder gingen frühzeitig *perdu*; hab' sie begraben hier im Herzen ... Ihr Wunsch gilt eigenem Gewächs ... «

»Herr, sind Sie des Teufels?« fuhr Graf von Rothstein auf und schlug die bespornten Absätze klirrend zusammen. »Meinen Sie, wir ... «

»Bitte um Excuse, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt,« unterbrach Moosdörfer den Aufbrausenden, »in-deß kann und werde ich meine Behauptung mit Dero gü-tiger Erlaubniß doch aufrecht erhalten. Das liebe Kind ist auf gräflich Rothstein'schem Boden gewachsen und soll hier auf meiner stillen Bleiche nur erst die rechte jung-fräuliche Farbe bekommen ... Auf daß es dem guten, braven Mädchen und ihren wackeren Eltern stets wohl ergehe!«

»Also ein Hohenrothstein'sches Kind,« erwiderte der Graf nachdenklich, das Glas mit dem mild schmeckenden Weine langsam ausschlürfend. »Wie kommt das Mädchen in Ihr Haus? ... Nimmt sie eine dienende Stellung ein?«

»Sie geht meiner leider stets kränkenden Frau zur Hand, Herr Graf,« versetzte Moosdörfer und füllte auf's Neue die leeren Gläser. »Ihre Eltern sind mir befreundet.«

»Wer sind die Eltern?«

»Liebe, stille, rechtliche Leute, die Ihnen, Herr Graf, gewiß recht von Herzen dankbar sein würden, wenn Sie etwas für sie thun wollten.«

»Kann ich das?« entgegnete Graf von Rothstein, einen scharfen, kalten Blick auf den Bleicher werfend. »Wenn ich jedem Darbenden helfen wollte, würde es mit meinem bischen Vermögen wohl selbst bald zu Ende gehen . . . Doch lassen Sie hören, Herr Moosdörfer! Das Mädchen interessirt mich. Was treiben ihre Aeltern?«

»Der Vater war Organist und Schulmeister. Ehe er Beides wurde, nährte er sich von Weberei, die er auch jetzt wieder als Erwerb betreibt.«

»Sie meinen doch nicht Tobias Helfer?« rief Graf von Rothstein. »Der Alte mag gut sein – ich will nichts gegen ihn sagen – seine Kinder aber . . .«

»Andrea ist ein wohlerzogenes, fleißiges, sittsames und bescheidenes Mädchen, das gute Kenntnisse besitzt und überall, wo man sie zu verwenden wünscht, ihren Platz ausfüllt. Daß sie Gnade auch vor Ihren Augen gefunden hat, geben der Herr Graf ja selbst zu.«

Rothstein biß sich auf die Lippen und zupfte an den Enden seines langen Schnurrbartes.

»Sie kennen wahrscheinlich die Söhne dieses Leisetreters nicht,« sagte er nach einer Weile. »Beide haben mich geärgert, so lange sie leben, und Joachim, der jüngere,

der jetzt auf der Graupenmühle sein Wesen treibt, sich nebenbei aber in Alles mischt, was ihn nichts angeht, grübelt, glaub' ich, Tag und Nacht darüber nach, wie er mir eine böse Stunde machen kann. Und eine solche Familie soll ich unterstützen? Das hieße ja gegen mein eigen Fleisch wüthen.«

»Joachim Helfer mag ein leidenschaftlicher Mann sein, Herr Graf,« erwiderte Moosdörfer, »schlecht ist er deshalb nicht; Ehrenrühriges kann ihm Niemand nachsagen.«

»Er haßt mich und meines Gleichen, und predigt diesen seinen Haß in allen Schenken, um die Unterthanen gegen Herrschaft und Obrigkeit aufzuhetzen! . . . Können Sie das billigen?«

»Sie gaben ihm vielleicht Ursache dazu, ohne es zu ahnen . . . Ich habe es von dem Organisten, der ein sehr besonnener Mann ist, selbst gehört, daß Joachim erst so unruhig in sich, so unzufrieden mit der Welt und so ausfallend gegen Glücklichere geworden ist, seit Sie ihm den Auswanderungsschein verweigerten.«

»Dazu hatte ich meine guten Gründe und habe sie noch heutigen Tages,« entgegnete Graf von Rothstein. »Meine Herrschaft ist schwach bevölkert, seit die Menschen zu Hunderten den Wanderstab nahmen und in die neue Welt gingen, wo sie spurlos verschwinden. Einhalt mußte gethan werden, sollte ich nicht selbst zum Bettler werden. Darum erließ ich einen Befehl, den jeder billig Denkende loben muß und den Niemand hart oder grausam nennen kann. Von zwei bis drei Geschwistern darf eins der Heimath den Rücken kehren, wann es will,

die anderen aber bleiben bis zum vollendeten vierzigsten Jahre daheim. Diesem Befehle haben sich alle meine Unterthanen ohne Murren gefügt, Joachim allein macht eine Ausnahme und daher schreibt sich sein Haß.«

»Seinem Bruder soll es sehr gut gehen in Buenos-Ayres,« bemerkte Moosdörfer. »Hier zu Lande kann auch ein geschickter und thätiger Mann, wenn er keine Mittel besitzt, nichts werden . . . Es wurmt den jungen Helfer, daß ihm die freie Bewegung nicht gestattet wird, die den Bruder vielleicht zu einem reichen, angesehenen und einflußreichen Manne macht.«

»Hat Ludwig Helfer Glück gehabt in der neuen Welt, so müßte die Familie mir eigentlich dafür dankbar sein,« entgegnete Graf von Rothstein. »Glaubt sie aber durch solche Dankbarkeit ihrer Ehre etwas zu vergeben, nun, so kann sie es auch bleiben lassen. Ich wenigstens mache keinen Anspruch auf Dank. Unnöthig aber finde ich es, Leute zu unterstützen, die sich selbst helfen können wenn sie nur wollen. Fehlt es dem Graupenmüller an Mitteln, so mag der reiche Bruder in Amerika in die Tasche greifen und ihm eine genügende Summe vorstrecken.«

Moosdörfer zuckte die Achseln, blinzelte mit den Augen und sagte noch weicher als gewöhnlich:

»Mein werther Herr Graf, in geschäftlichen Angelegenheiten spielen Freundschaft und Verwandtschaft keine Rolle. Auch ist's ein Anderes, ob man seine Mittel hier in einer dem großen Weltverkehr nicht erschlossenen Provinz, wo es ausnahmsweise nur Wenigen glückt, oder in einer überseeischen Hafen- und Handelsstadt anlegt . . .

Dem Auswanderer Joachim Helfer würde es an Mitteln nicht fehlen, dem an die Scholle Gebundenen wagt auf gutes Glück sie Niemand vorzustrecken . . . Natürlich! . . . Der Mann kann ja beim besten Willen keine Sicherheit geben! . . . Was er scheinbar besitzt, gehört ihm nur so lange zu, als die wirklichen Eigenthümer Geduld mit ihm haben und nicht dringend werden . . . Seine Stellung ist wahrhaftig keine beneidenswerthe.«

Graf von Rothstein fixirte den Bleicher sehr scharf. Dann erwiderte er:

»Sie scheinen mir ein überaus vorsichtiger Geschäftsmann zu sein. Am Ende finde auch ich in einer für mich wichtigen Angelegenheit kein Gehör bei Ihnen?«

Moosdörfer machte die ihm zur Gewohnheit gewordene Handbewegung, die sein seidenes Käppchen ein wenig hob und wieder senkte.

»Hochgräfliche Gnaden zu dienen werde ich mir stets zur Ehre gereichen lassen,« sagte er, sich verbeugend. »Doch trinken wir noch ein Seidel Wein.«

Ehe Graf von Rothstein es verhindern konnte, hatte der Bleicher schon die Lederschnur gezogen, wobei er diesmal mit ganzem Fuße auf den lose zugebundenen Geldsack trat, daß die großen Silberstücken durcheinander rollten. Nach wenigen Secunden schon erschien das nämliche junge Mädchen wieder mit einer vollen Flasche, nahm die geleerte Caraffe auf und ging eben so stumm wie das erste Mal von dannen.

»Also, mein Herr Graf, zum Geschäft, wenn's beliebt,« sprach Moosdörfer, füllte die Gläser und nippte bedächtig

prüfend von dem seinen, während der Graf rasch einen tüchtigen Zug that.

»Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, Herr Moosdörfer,« hob dieser an, »daß ich im Herbst vorigen Jahres von einem schweren Unglück heimgesucht wurde; dreitausend Morgen des schönsten Waldes verzehrte ein Brand, dessen Entstehung bis zu dieser Stunde ein Geheimniß geblieben ist. Wie ich darüber denke, ändert an der Sache selbst nichts. Ich habe den Verlust zu tragen, wie schwer ich ihn auch empfinden mag, und außerdem legt mir die Klugheit Schweigen auf. Wer weiß, ob die Zukunft nicht lichtet, was gegenwärtig noch in tiefes Dunkel gehüllt ist . . . Jener unselige Waldbrand nun beraubt mich einer halben Million reinen Vermögens, und schmälert meine Revenuen dergestalt, daß ich bei den vielen Bauten, die ich vornehmen muß, in Verlegenheit komme. Vor einigen Monaten war ich nahezu entschlossen, die Herrschaft Rothstein zu verkaufen, und mich auf das von meinem Bruderssohne ererbte Gut Brodenrade zurückzuziehen. Ein solcher Verkauf würde aber unter den jetzigen Zeitverhältnissen, wo Grund und Boden eher im Preise fallen als steigen, nicht vortheilhaft sein. Deshalb ziehe ich, muß ich auch Opfer bringen, doch vor, die Herrschaft zu behalten. Allein ich brauche Geld, Herr Moosdörfer, und möchte, um in der Ausführung meiner Pläne nicht genirt zu sein, am liebsten eine Anleihe contrahiren, wogegen ich erbötig wäre, als Pfand meine noch unversehrten, gut bestandenen Forste einzusetzen. Würden Sie geneigt sein, ein solches Geschäft zu entriren?«

»Ich werde mir die Ehre geben, Sie zu besuchen, Herr Graf,« sagte der Bleicher, diesmal ohne zu lächeln, und ohne an sein Käppchen zu rühren. »Ungefähr sind mir die Rothstein'schen Waldungen wohl bekannt – hie und da etwas stark durch die Axt gelichtet, aber doch immer noch werthvoll – indeß eine Besichtigung müßte vorher in Begleitung Sachverständiger doch vorgenommen werden ... Zweifle nicht, Herr Graf, daß sie ganz so ausfällt, wie ich erwarte – und in diesem Falle bin ich Ihr gehorsamer Diener – allein Sie würden mich doch verpflichten, wollten Sie mir – Zeit lassen ... «

»Zeit? ... Zum Besinnen?«

»Nicht zum Besinnen, nur zum Zahlen ... Ich bin augenblicklich stark engagirt ... Baron von Alteneck, Ihr Grenznachbar, hat sich kürzlich ebenfalls an mich gewandt ... «

»Wegen seines Hofes Ober-Rense, ich hörte davon sprechen ... «

»Sechszigtausend Gulden sind immer ein Sümmchen, das in's Gewicht fällt! ... Der Herr Graf würden sich damit schwerlich begnügen ... «

»In der That, nein! Ich brauche, soll ich Nutzen davon haben, wenigstens das Fünffache, und – bis Neujahr!«

»Eine kurze Frist für so viel Geld!« sagte Moosdörfer und seufzte. »Ich werde Mühe haben, es zusammen zu bringen ... Doch *à propos* – wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt – würden Sie der Familie Helfer wohl ... durch die Finger sehen? ... Der Alte hat's redlich verdient um Kirche und Schule, und sein Sohn ist ein Kopf

und ein Charakter dazu! ... Seine Freundschaft ist ein paar Hundert Gulden werth ...«

Wieder traf Graf von Rothstein's kalter Blick das hellblaue, glänzende Auge des Bleichers unheimlich lauernnd. Er klorrte wiederholt mit den Sporen und kräuselte die Enden seines Schnurrbartes. Dann sagte er plötzlich entschlossen, indem er rasch aufstand und sein Glas leerte:

»Wir sprechen weiter davon und über Anderes mehr, wenn Sie mich besuchen. Wollen Sie nächsten Sonntag über acht Tage mein Gast sein? ... Ich fahre dann Ihnen zu Gefallen in die Kirche und nehme Sie in meinem Wagen mit nach Rothstein ... Der Oberförster aus dem Nonnenbusche und der Kämmereiverwalter Morgenstern in der Kreisstadt sind Ihnen doch respectabel genug als Sachverständige? ... Einen Dritten, den Sie mitbringen mögen, erkenne ich ohne Weiteres an.«

Moosdörfer glitt langsam von seinem hohen Comptoirbock herab und reichte dem Grafen die Hand. Er nahm das seidene Käppchen wirklich ab und lächelte über das ganze volle, glänzende Gesicht.

»Wir werden gemüthlich ein paar Seidel Wein trinken, mein sehr werther Herr Graf,« sagte er, »und wie ich glaube, ein Geschäft machen, das beide Theile nicht gereuen wird.«

Moosdörfer geleitete den Grafen von Rothstein die Treppe hinab bis zu dessen Equipage, reichte ihm nochmals die Hand und verbeugte sich beim Abfahren mehrmals. Als er wieder die Stiege erreichte, an deren Fuße einer seiner ältesten Leute stand und der fortrollenden

Equipage nachsah, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend:

»Prächtige Leute, diese vornehmen Herren, wenn sie Geld brauchen! . . . Man kann sie um den Finger wickeln, wie eine Zaspel Garn . . . Bin neugierig, was mir der Handel abwerfen wird, wenn ich ihn glücklich zu Stande bringe . . . Ein herrlicher Mann, dieser Graf von Rothstein, und doch steht er weit und breit in so üblem Leumund . . .«

Kopfschüttelnd schritt er die unter jedem Tritte knarrende Treppe hinauf, und kopfschüttelnd sah ihm der alte Bleicher nach, der sich über die Aeußerungen seines Herrn, den er immer ganz andere Urtheile hatte fällen hören, nicht genug wundern konnte.

3. BEI JOSEPHINE MOOSDÖRFER.

Josephine, Moosdörfers Frau, saß in ihrem bequemen Polsterstuhle und lauschte dem muntern Geplauder Andrea's, die auf niedrigem Sessel ihr gegenüber Platz genommen hatte und emsig strickte. Halbgeschlossene grüne Jalousien verbreiteten eine milde Dämmerung in dem einfach decorirten Zimmer, dessen einziger Schmuck der gute Kupferstich einer Madonna in schwarzem Rahmen war, den lebendiger Epheu umrankte.

Die Gesichtsfarbe Josephine's verrieth die Krankheit, an welcher die arme Frau langsam hinsiechte. Stirn und Wangen waren schneeweiß und fast durchsichtig. Ihre im Schooß ruhenden Hände schienen aus Wachs gebildet zu

sein. Selbst die Lippen der Kranken schimmerten weißlich und sagten Jedermann, daß ein bedenklich zunehmender Blutmangel die Aermste sicher dem Grabe zuführe.

»Das sind ja recht häßliche Geschichten, die man sich von Euerm Herrn erzählt,« sprach sie zu Andrea, als diese ihre Mittheilungen schloß. »Sollte das Meiste davon nicht von böswilligen Menschen erfunden worden sein, liebes Kind? Vornehmen Herren, besonders wenn sie barsch auftreten, sagt die Welt gern Schlimmes nach.«

»Ich kann das nicht beurtheilen, liebe Tante« – so nannte Andrea auf Josephine's Wunsch die Dame – erwiderte das junge Mädchen, »ich weiß nur, daß man stets offen davon gesprochen hat. Viele behaupten auch, es spuke im Schlosse seit dem Tode der Gräfin.«

»Ammenmärchen!« sagte Josephine. »Erfindungen müßiger Knechte und Mägde, wenn sie Abends beisammen in der Gesindestube sitzen! ... Die erste Frau soll der Graf doch auf Händen getragen haben ...«

»Ich habe sie nicht gekannt, liebe Tante, des Grafen zweiter Gemahlin aber kann ich mich noch recht gut erinnern ... Sie liebte die Töne der Glasharmonika, welche der Vater meisterhaft spielt. Auf der Frau Gräfin Wunsch ging er häufig in's Schloß, um der Gnädigen einen Choral vorzuspielen, wenn der Herr Graf mit Freunden auf die Jagd ritt. Dann nahm er mich, damit ich die Mutter nicht quälen möge, gewöhnlich mit, und da habe ich selbst gesehen, daß die schöne, hohe Frau oft laut schluchzte, und auch wiederholentlich gehört, wie sie mit verzweifelter

Blick ausrief: Helfer, Sie glauben nicht, wie unglücklich ich bin, welch ein entsetzliches Leben ich führe!«

»Was sagte Dein Vater zu solchen Aeüßerungen?« forschte Josephine weiter, die sich für die verstorbene Gräfin sehr zu interessiren schien. »Versuchte er die arme Dame nicht zu trösten?«

»In meinem Beisein gab er der Gräfin nie eine Antwort,« versetzte Andrea. »Ich erinnere mich nur, daß er mich fortschickte, daß die Harmonika eine Zeit lang schwieg, und daß, wenn er mich wieder in's Zimmer holte, die Frau Gräfin mit verhülltem Gesicht im Sopha saß und manchmal leise seufzte.«

»Du hältst also den Grafen von Rothstein für einen hartherzigen Mann?«

»Das ist er ganz gewiß, beste Tante, wo nicht etwas Viel Schlimmeres! ... Wir Alle haben unter seiner Hartherzigkeit gelitten und leiden noch darunter, denn er hat es dem Vater nicht vergessen, daß er die gnädige Frau Gräfin in Schutz nahm ... Nach ihrem Tode ließ er es dem Vater entgelten, indem er behauptete, er sei zu alt und stumpf, um ferner noch Kinder unterrichten zu können. Und weil er seinen Willen durchsetzen konnte, ward der Vater als Schulmeister pensionirt, nur den Kirchengdienst behielt er, weil keiner so gut die Orgel spielte.«

»Und dieser selbe Mann war bei Moosdörfer?« sagte Josephine nachdenklich. »Hat er Dich angededet?«

»Ich ließ ihm dazu keine Zeit,« versetzte Andrea. »Als ich ihn erkannte, machte ich mich schnell wieder aus dem Staube, denn ich habe eine schreckliche Angst vor

ihm ... Wen der Graf mit seinen – ich möchte sagen – bösen Augen anblickt, der, glaube ich, kann vor Angst Bewegung und Sprache verlieren ... Mir stand als Kind schon immer das Herz still, wenn er mich im Vorübergehen einmal so spöttisch und giftig zugleich anglotzte, und sich dabei den zottigen Schnurrbart drehte ... Bruder Joachim, der freilich viel älter war, als ich, machte es anders; der wies dem Grafen die Zähne, und wenn ihm dieser wegen solcher Ungezogenheit heftig anfuhr, ballte er sogar drohend die Faust gegen ihn ... Darum konnte der Graf meinen Bruder auch niemals leiden, und ist ihm von jeher immer zuwider gewesen, thätlich an ihn vergriffen aber, was er nicht selten bei Anderen that, hat er sich nie ... Das macht, Bruder Joachim's ganzes Auftreten flößte ihm stets Respect ein ... «

Josephine achtete auf jedes Wort des zutraulich plaudernden Mädchens. Der Besuch des weit und breit bekannten Grafen von Rothstein, der in dem Rufe stand, ein überaus wüstes Leben geführt zu haben, beunruhigte sie zwar nicht, aber es war ihr doch auch nicht recht, daß Moosdörfer gezwungen mit ihm verkehren mußte. Die Veranlassung seines Kommens verrieth die kluge Frau sehr richtig. Es waren immer Geldangelegenheiten, welche vornehme Herren zu ihrem Manne führten, obwohl dieser bei weitem nicht Allen mit offener Hand entgegen kam. Wo Moosdörfer Verluste zu erleiden fürchtete, speiste er die Fordernden mit freundlichem Lächeln und höflichen, aber völlig leeren Redensarten ab.

Andrea hatte ihr Herz erleichtert und rührte, da Josephine schwieg, mit verdoppeltem Eifer die Stricknadeln. Noch während dieser Pause in der Unterhaltung trat der Bleicher ein, ließ seine hellen Augen mit unverkennbarer Theilnahme auf den leidenden Zügen seiner Frau ruhen und küßte sie dann flüchtig auf die alabasterweiße Stirn. Auf Andrea zeigend, sprach er darauf:

»Hat sie schon Bericht erstattet?«

»Graf von Rothstein war bei Dir,« erwiderte Josephine. »Wirst Du Dich mit ihm in Geschäftsverbindungen einlassen?«

»Das hängt von dem Werth seines Grund und Bodens ab, meine Gute. Ich werde ihn schätzen lassen, und nicht zu hoch. Vor des Grafen Pfiffigkeit und Praktiken ist mir nicht bange. Ich habe meine Schule durchgemacht und nehm' es mit einem Dutzend der schlauesten Schalke auf. Aber die da – er zeigte auf Andrea – die da wird sehr auf ihrer Huth sein müssen . . . «

»Andrea?«

»Unser lieber kleiner Pflegling und Deine Gesellschafterin . . . Der Graf hielt sie für unsere Tochter. Er ist in ihre schönen braunen Augen verschossen . . . Na, na, Kind, hab' Dich doch nicht und werde nicht gleich puterroth bis über die Ohren! . . . Es macht keinem Mädelschande, wenn es den Mannsleuten gefällt. Mir gefällt nur der Herr Graf nicht, und das wollt' ich Dir stecken, damit Du weißt, daß ich auf Deiner Seite stehe, wenn er mit Anträgen und Vorschlägen herausrückt . . . Ausbleiben werden diese nicht, das sah ich den Blicken an, die er Dir wie

Blitzfunken nachschleuderte . . . Hat Dein Bruder neulich wieder etwas mit ihm gehabt?«

»Ich weiß von nichts,« sagte Andrea, die von den Bemerkungen Moosdörfer's ganz verwirrt ward.

»Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, Kind,« fuhr der Bleicher fort, indem er die Jalousien etwas höher schob, um mehr Licht in's Zimmer fallen zu lassen. »Ich werde aufpassen, und steht der Graf erst in meinem Buche, so ist er auch mein Gefangener, dem ich die volle Freiheit nur wieder gebe, wenn er mir gut oder übel den Willen thut. Es ist die einzige Waffe, die uns die hohen Herrschaften nicht aus den Händen winden können, und mit der wir sie tödtlich treffen, so oft es uns beliebt . . . Mir beliebt das nun nicht; denn wozu? Einen Mord mag ich nicht auf meine Seele laden, mein Streben ist nur, sie zu schwächen, damit sie unterdücken müssen, wenn wir befehlen. Alles aus Menschen- und Christenliebe, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt, der die ganze Race genau kennt und sie vollkommen richtig würdigt. Indeß muß man klug sein und erst gebückt einhergehen, um später den Kopf desto höher zu tragen . . . Wie ist's, Andrea, würdest Du eine Stelle im Schlosse annehmen, wenn der Graf sie Dir anböte und Dich gut salarirte?«

»Du willst Andrea dem alten Wüstlinge zuführen?« fiel Josephine ein, während das junge Mädchen den Bleicher mit Augen ansah, die keinem irdischen Wesen anzugehören schienen.

Moosdörfer schob einen Stuhl zwischen Josephine und Andrea, strich mit seiner Linken über das glänzende, sehr

dunkle Seidenhaar der Tochter des Organisten und legte die Rechte auf die mageren, gelblich weißen Hände seiner Frau.

»Wer Vögel fangen will, muß Netze stellen,« sprach er, »und weil mir scheint, daß die Zeit herannaht, wo der Fang sich lohnen könnte, will ich den günstigen Augenblick nicht verstreichen lassen. Die hohen Herren, welche jetzt meine Vermittelung in Anspruch nehmen, stehen schon lange auf meinem Kerbholz, und wenn ich jetzt von meinem Recht Gebrauch mache, handle ich nur als guter Hausvater, *sine ira et studio*, würde mein Bruder, der Kanonikus, sagen ... Von Dir, mein Kind, war heute noch nicht die Rede. Nicht die Lippen des Grafen, nur seine Augen sprachen ... Aber er wird nach Dir fragen und Dich jedenfalls von mir fordern, wenn wir erst handelseins geworden sind ... Dann mag ich ihm keine abschlägliche Antwort geben, sondern mich lieber entgegenkommend zeigen. Um so sicherer läuft der Spatz in's Garn.«

Fragend hingen Andrea's braune Augen an den Zügen des immer lächelnden Bleichers. Ihre fein geschnittenen Lippen waren halb geöffnet und ließen die tadellosen Zähne sehen. Josephine schüttelte leise den Kopf, indem sie sagte:

»Verrechne Dich nicht, lieber Mann! Spricht das Gerücht wahr, so ist das Schloß des Rothsteiners kein passender Aufenthaltsort für ein junges, unerfahrenes Mädchen. Hier fühlt sich Andrea wohl, und wir Alle sehen sie gern bei uns. Es würde mich schmerzlich betrüben, wenn

ich sie plötzlich entbehren müßte. Ihr Vater wird Deinen Plan auch nicht billigen.«

»Ich sage ja nicht, Andrea *soll* auf des Rothsteiners Schloß,« erwiderte Moosdörfer, »ich deute nur auf die Möglichkeit hin, der Graf *könne* ein solches Verlangen stellen. In diesem Falle *müßte* Andrea sich fügen, und zwar ihres Bruders wegen.«

»Droht Joachim Gefahr?« fiel ängstlich aufathmend Andrea ein.

»Nicht direct, liebes Kind,« fuhr Moosdörfer fort, »seine Freundschaft für Caspar Spät aber kann ihn doch in schlimme Verwickelungen bringen ... Joachim hat, wie ich schon neulich hörte, unvorsichtige Aeußerungen gethan und sich arg vermessen. Das wird der Graf ihm nachtragen, und Baron von Alteneck, der Feind Caspar's, ihm nie vergessen. Man legt aber Balsam auf brennende Wunden, um den Schmerz zu lindern, und sendet Unterhändler von bestechendem Wesen in das Lager des Feindes, wenn man ihn entwaffnen will. Geht also Andrea zum Grafen, sobald dieser winkt oder befiehlt – denn auch zu Letzterem hat er das Recht – so ist Joachim außer Gefahr, und es wäre sogar möglich, Graf von Rothstein ließe ihn mit Frau und Kind dem Bruder nachziehen.«

Josephine machte nach der Auseinandersetzung ihres Mannes keine Einwendungen mehr. Andrea hatte das Strickzeug weggelegt und schien sehr niedergeschlagen zu sein. Als Moosdörfer schwieg, sagte sie nur:

»Ich werde unglücklich sein, wenn Du mich aus Deinem Hause weisest, Onkel, billigt aber der Vater Dein

Vorhaben und gereicht es dem Bruder zum Segen, so werde ich schweigen und dulden.«

»Du bist ein liebes, frommes Mädchen,« sagte Moosdörfer und legte seine Hand abermals auf Andrea's Scheitel. »Gehorsam und Fügsamkeit sind Zierden des Weibes, die überall Anerkennung finden. Unglücklieh aber, mein Kind, sollst Du nicht werden. Dafür wird der alte Bleicher Moosdörfer Sorge tragen, wenn er auch nicht um Dich sein und seine Hand schützend über Dich halten kann ... Deinen Vater werde ich unterrichten, und wie ich ihn kenne, glaube ich, er wird mir vollkommen Recht geben. Das barsche Wesen und rücksichtslose Auftreten den beiden adligen Herren gegenüber hat der wackere Mann niemals gebilligt. Aber Joachim ist ein steifnackiger Gesell, der sich einbildet, er könne aufrecht durch die niedrigste Thür gehen und seinen Schädel als Mauerbrecher benutzen. Vernünftige Worte, wenn sie ihm nicht schmeicheln, finden in seinem Herzen nur selten eine gute Statt.«

Er stand auf, küßte Josephine wieder auf die Stirn und klopfte Andrea sanft auf die erröthende Wange.

»Kopf in die Höhe!« sprach er mit munterm Lächeln. »Ein junges, frisches Blut muß heiter in die Welt sehen, wäre diese auch von zahllosen Gesellen des Satan überschwemmt ... Lernt man bei Zeiten mit diesem Gelichter umgehen, so sind sie nicht so furchtbar, wie sie aussehen. *A revoir*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt. Ich gehe hin und avertire dem Organisten, was sich an heutigem Vormittage hier zugetragen hat!«

Das wohlgenährte Gesicht zu einem pffiffigen Lächeln verziehend, warf er Andrea noch eine Kußhand zu und stapfte mit schweren Schritten über den dunkeln Gang zurück in sein Comptoir.

4. CASPAR SPÄT.

Am steinigen Uferrande eines rauschenden, klaren Bergwassers in geringer Entfernung von dem volkreichen Dorfe Rense lag ein kleines, einstöckiges Haus, aus Holzbohlen erbaut und mit Schindeln gedeckt, wie es ehemals in dieser waldreichen Gegend, die Ueberfluß an Holz besaß, üblich war. Die Bohlen waren hellgelb gemalt, die Zwischenräume mit Moos ausgestopft und mit Kalk verstrichen. Ueber der Thür hing eine Scheibe, Wilhelm Tell darstellend, wie er nach dem Apfel auf seines Sohnes Haupte schießt. Dem wackern Schützen zur Seite hielt der Landvogt Geßler zu Pferde mit herzförmiger rother Verzierung an seinem Wamms, das von gutgezielter Kugel durchbohrt war.

Das Haus umhegte ein großer Garten, der in eine von mehreren Gräben durchzogene Wiese endigte, welche durch eine am Bache angebrachte Schöpfvorrichtung Wasser zur Berieselung erhielt. Die Wiese grenzte an waldiges Land, das hügelig anschwellend in weiterer Ferne zu voller Gebirgsbildung aufstieg.

In diesem Hause wohnte der Kunst- und Haustischler Caspar Spät, ein intelligenter Mann von dreißig Jahren, der seine Wanderzeit gut benutzt hatte und es jetzt allen älteren Meistern der Umgegend in seinen Arbeiten zuvor

that. Das hatte ihm bald nach seiner Heimkehr Kunden in Menge verschafft, so daß er sich gut stand und einer glücklichen Zukunft getrost entgegen sah. Stolz auf seine Kunstfertigkeit, die Jedermann willig anerkannte, war Caspar Spät auch stark eigensinnig. Vorschriften ließ er sich nicht gern machen, und wer ihm zumuthete, er solle irgend etwas nach fremdem Entwurf arbeiten, dem diente er vielleicht, sah er sonst einen Vortheil dabei, spöttische Bemerkungen aber und scharfe Glossen, die in ätzende Bitterkeit übergehen konnten, mußte der Besteller dabei ruhig mit in den Kauf nehmen.

Alles in Allem war Spät ein sehr geschickter Tischler, aber ein schwer umgänglicher Mensch. Vertragen konnten sich nur Wenige mit ihm, und am schroffsten trat er gegen höher Gestellte, gegen Gelehrte, Beamte und Adlige auf, wenn sie ein Urtheil über Arbeiten zu fällen sich anmaßten, von denen sie nach seiner Ansicht nichts verstanden.

Seit drei Jahren war Caspar Spät glücklicher Gatte und Vater, diese Verheirathung aber hatte ihn mit dem Grundherrschaften des Ortes, in dem er lebte, nahezu verfeindet; weshalb? werden wir demnächst erfahren. –

An einem milden Abend saß Caspar bei offenem Fenster auf seiner Werkstatt, piff ein Wanderlied, das er auf seinen Reisen in Oesterreich gelernt hatte, vor sich hin, und schnitzte dabei aus Lindenholz eine Figur von fast halber Lebensgröße, die bis auf die noch anzusetzenden Arme fertig war. In dieser Feierabendarbeit störte

ihn die Ankunft eines Livreebedienten der, ohne anzuklopfen, die Thür aufriß. Das laute Rauschen des starken Bergwassers hatte den jungen Tischler das Knarren des schwanken Holzsteges überhören lassen, der unter den Schritten des Bedienten sich bog.

»Guten Abend, Meister,« sagte der Eintretende und lächelte hochmüthig vornehm, ohne seinen betretten Hut abzunehmen. »Noch so fleißig?«

Caspar Spät stellte sein Pfeier ein und lehnte die ausgeschnitzte Figur schräg gegen die Wand, ohne den Gruß zu erwidern. Dann schwang er sich gewandt von der Werkstatt, erfaßte die Hand des Bedienten und schob ihn mit starkem Arm aus dem Zimmer, daß dem Stolpernden von selbst der Hut abfiel.

»So!« sprach er. »Jetzt, ungehobelter Bursche, klopfe an, hebe Deinen Filz auf, behalte ihn aber in der Hand, und tritt ein, wie ein anständiger Mensch! . . . Daß das Tuch zu Deinem Rocke feiner ist als das meinige, macht Dich noch lange zu keinem tüchtigen Mann! . . . «

Der Bediente ward roth vor Aerger, nahm sich aber zusammen und faßte die erhaltene Zurechtweisung von der scherzhaften Seite auf. Der Tischler saß schon wieder auf der Werkstatt und fuhr in seiner Schnitzerei fort.

»Meister, Meister,« sagte er, den Hut mit dem Aermel bürstend, »wenn ich rachsüchtig wäre, wie schwer könnt' ich Euch schädigen. Ihr seid ja verteufelt kurz angebunden!«

»Nur wo's nöthig ist,« erwiderte Spät. »Wer sich in der Welt umgesehen und sich etwas versucht hat, lernt mit

höflichen und unhöflichen, mit geschliffenen und ungeschliffenen Leuten umgehen . . . Was hat man mir zu bestellen?«

Der Bediente lächelte versteckt, indem er sagte:

»Mein Herr verlangt mit Euch zu reden, Meister! . . . Es hat Eile; morgen früh um neun Uhr sollt Ihr Euch auf dem Schlosse stellen.«

Caspar nahm den Schnitzer zwischen die Zähne und ließ auf dem scharfen Stahle einen so schrillen Pfiff erklingen, daß über den ungewohnten, gellenden Ton im Nebenzimmer ein Kind vor Schreck zu weinen begann.

»Ich soll mich im Schlosse gestellen?« sagte er darauf äußerlich ganz ruhig. »Und auf Deines Herrn Verlangen? . . . Das ist eine curiose Zumuthung, die mir nicht zu Sinne will . . . Hat's Dein Herr so pressant, so ist der Weg von ihm zu mir genau so weit, wie der von mir zu ihm!«

Der Bediente nahm die Antwort des geärgerten Tischlers lächelnd hin.

»Es ist wegen der alten Geschichte,« fügte er jetzt erklärend hinzu. »Der Kram soll auf's Neue wieder aufgewärmt werden.«

»Von welcher Geschichte sprichst Du?«

»Nun von dem Feuer, das den alten Hof verzehrte . . . Seit heute Morgen sitzen ein paar Landstreicher auf Alteneck. Sie haben, raunte mir der Inspector zu, Aussagen gemacht, und der Herr will die Sache nun ganz ernsthaft angreifen.«

»Daran thut er sehr recht,« entgegnete Caspar und begann wieder an seiner Figur zu schnitzen, »ich bin nur

kein Gelehrter und schreibe auch nicht sehr geläufig. Als Protokollant würde ich schwerlich zu gebrauchen sein. Kann ich aber sonst dem Herrn dienen, mit Vergnügen.«

Er machte eine Verbeugung, spitzte den Mund und piff die Melodie:

»Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt &c.«

»Heißt das, Meister, ich soll dem Herrn Baron sagen, daß Ihr ihm – was auslacht und seinem Befehle nicht Folge leisten wollt?« fragte in spitzem Tone der Bediente.

»Wie Du Deine Antwort einkleiden willst, überlasse ich Deinem ausgezeichneten Witze, guter Junge,« entgegnete der Kunsttischler. »Hätte der Baron, dem ich meine Achtung vermelden lasse, mir Befehle zu ertheilen, so würde ich ihnen nachkommen, da dies aber nicht der Fall ist, ich vielmehr laut Kaufcontract hier auf meinem freien Erbe sitze und, streng genommen, nicht einmal Mitbewohner von Rense bin – denn dieser Grund und Boden heißt von Altersher die Freiwaldskante – so bin ich außer Stande, seinem Befehle zu gehorchen.«

Er nahm den Schnitzer zur Hand und schärfte ihn auf einem neben der Werkstatt befindlichen Schleifsteine.

»Was soll das Kunstwerk denn vorstellen, und für wen richtet Ihr's her?« fragte der Bediente, die ziemlich fertige Holzfigur etwas schärfer in's Auge fassend, indem er seine verschobene weiße Halsbinde wieder in die rechte Lage brachte. »Das Ding sieht ja partout einem vornehmen Herrn ähnlich.«

»Es soll auch einen solchen vorstellen.«

»Das wäre!«

»Ich will ihm eine feste Anstellung geben, damit er 'was Rechtschaffenes zu thun bekommt, und ein Kleid werde ich ihm anziehen, daß ihn alle Leute bewundernd angucken sollen. Gehst Du gelegentlich wieder einmal vorüber, wirst Du den sauber geschminkten vornehmen Herrn draußen am Bachrande gleich neben dem Stege in voller Thätigkeit finden.«

Der Bediente lächelte spöttisch.

»Tretet den Vornehmen nur nicht gar zu hart auf die Hühneraugen, Meister,« sagte er, den Hut von der Werkstatt nehmend und ihn wieder mit seinem Rockärmel bürstend, »sie könnten leicht dafür Revanche nehmen! Ganz entbehren kann sie ja doch Keiner! ... Und Eure Antwort an den Herrn Baron? Ernsthaft ist sie doch wohl nicht gemeint?«

»Ich mein' es immer, wie ich sage,« erwiderte Caspar Spät. »Der Herr Baron ist nicht mein Herr; mithin hat er mir auch keine Befehle zu geben. Uebrigens sind wir schon seit Jahren nicht mehr gute Freunde.«

»Das weiß Gott!« versetzte der Bediente. »Und Euch insbesondere scheint an großer Herren Gewogenheit wenig gelegen zu sein. Vielleicht denkt Ihr später einmal anders, wenn Euch nicht Alles nach Wunsche geht ... Meinen Auftrag habe ich ausgerichtet, ich werde als zuverlässiger Bote auch Eure Antwort richtig befördern.«

»Thue das, Bursche, und Dein Herr wird Dich loben!«

»Gott befohlen, Meister!«

»Guten Abend! Verlaufe Dich nicht in den Moorwiesen; es beginnt stark zu nebeln!«

Der Bediente entfernte sich. Kaum hatte er das Haus verlassen, so legte Caspar Arbeit und Schnitzer bei Seite und trat in das Nebenzimmer, aus dem sich die Stimme eines schreienden Kindes hatte vernehmen lassen. Hier saß eine junge, zarte Frau arbeitend am Fenster; neben ihr stand eine Wiege, die sie mit leichtem Fußdruck in gleichmäßig schwankender Bewegung erhielt. Ein Blick zärtlichster Liebe aus dem Auge der Frau fiel auf den Tischler.

»Du hattest Besuch, lieber Caspar?« redete sie ihn an und reichte ihm eine schmale, feine Hand. »Ich fürchte, keinen angenehmen . . . Deine Stimme klang so rauh.«

»Vergieb, Else, wenn ich Dich erschreckt habe,« versetzte der Tischler, indem er sich über die Wiege beugte und die sanften Athemzüge des schlafenden, noch kein volles Jahr alten Knaben belauschte. »Es war der Laffe vom Schlosse, der spitznasige Latte, der Dich zuerst verleumdete und mich mit dem Baron zusammensetzte. So oft ich ihn sehe, läuft mir die Galle über . . . Wir geraten auch noch einmal hart an einander; denn der Bengel taugt so wenig wie sein Herr.«

»Geh' ihm lieber aus dem Wege, Caspar!« bat Else und stieß die Wiege von Neuem an. »Was wollte er denn?«

»Vermuthlich mich ärgern, oder in Unruhe versetzen, denn an seinen vorgeblichen Auftrag kann ich nicht glauben. Die Flurwächter haben, wie er mir sagte, ein paar Strolche aufgegriffen, die um den Brand von Ober-Rense

wissen wollen. – Du erinnerst Dich, daß die Entstehung desselben bis jetzt ein Geheimniß geblieben ist, das ich am allerwenigsten durchschauen kann. Der Baron freilich bleibt hartnäckig anderer Meinung. Ich lasse mich aber von Niemand in's Bockshorn jagen.«

»Erzürne Dich nur nicht mit dem Baron, bester Mann,« bat Else. »Er trägt einmal nach, und ruht nicht eher, bis er sich auf irgend eine Weise gerächt hat . . . Ich bedauere noch heute, daß wir damals, als ich glücklich entkommen war, die Gegend nicht für immer verlassen haben . . . Daß ich ihn verschmähte, durch seine Geschenke mich nicht bethören ließ und Dir mein Herz schenkte, sollst Du entgelten . . . Gieb Acht, er ruht und rastet nicht, bis er uns in's Unglück gestürzt hat! . . . Sei also vorsichtig, lieber Caspar, und behandle ihn freundlich! . . . Können wir uns nur Jahr und Tag noch hinhalten, so glückt es uns wohl mit Hülfe Deines Freundes Joachim, uns hier los zu machen . . . Geschickte deutsche Arbeiter sollen in allen Küstenstädten Südamerika's sehr gesucht sein und fabelhaft hoch bezahlt werden. Ich aber, mein Herzensmann, ich fürchte mich nicht vor einer Reise von einigen Tausend Meilen, wenn Du nur bei mir bist, und Gott uns den süßen Jungen mit seinen klaren Sternenaugen gesund erhält.«

Die junge Mutter küßte das schlafende Kind auf den rosigen Mund, bis es die weichen Lippen bewegte, legte dann ihren Arm um den kräftigen Nacken des Mannes und schmiegte sich zutraulich an seine Brust.

»Unter der Hand will ich schon morgen mit dem Frühesten Erkundigungen einziehen über die aufgegriffenen Landstreicher,« sagte Caspar Spät, mit Else das Schlafzimmer verlassend und zurückkehrend in das Gemach, wo die Werkstatt stand. »Der Organist in Hohenrothstein weiß vielleicht etwas davon, denn der Baron steckt mit dem Grafen immer zusammen, und dieser bringt Neuigkeiten gern schnell unter die Leute. Fremdes Gesindel trieb sich im Herbst an der Waldecke herum, das ist wahr. Ich sah das zerlumpfte Volk selbst hinter den Erlen am Pfaffenhorn lagern, als ich in der vom Feuer taghell gelichteten Nacht über das Moos wanderte . . . Gleich Tags darauf äußerte ich gegen nahe Bekannte meine Gedanken, die ich klüger für mich hätte behalten sollen . . . Wenn man sich völlig rein weiß, nimmt man's mit einem Worte eben nicht immer genau.«

»Wenn der Baron nun wirklich Dich sprechen wollte in dieser dunkeln Angelegenheit, würdest Du ihm nicht Rede stehen?« fragte Else zögernd.

»Es kommt Alles darauf an, wie er sich zu mir stellt,« entgegnete Caspar. »Auf höfliche Fragen gebe ich Jedermann höfliche Antwort, wenn mich aber ein sogenannter Vornehmer durch einen Menschen, der noch weniger in der Welt vorstellt, als ich selbst, anschnauzen läßt, bin ich kurz angebunden. Ich brauche mir dergleichen nicht gefallen zu lassen. Wer aber nicht selbst etwas auf sich hält, den treten Andere unbarmherzig unter die Füße.«

Es war inzwischen dunkel geworden. Ueber dem tiefen, steinigen Bett des rauschenden Wassers lag dampfender Nebel, der sich über den tiefer gelegenen moorigen Wiesen, welche der Bach in mäandrischen Windungen träg durchzog, dergestalt verdichtete, daß sie jetzt einem grauen Wolkenmeer glichen. Aus demselben ragte jenseits der Wiesen auf waldigem Hügel der alterthümliche Bau des Schlosses Alteneck hervor, der Stammsitz der Freiherren-Familie gleichen Namens. Die Blicke des jungen Ehepaares richteten sich auf diesen Schloßbau, denn es knüpften sich für dasselbe an ihn frohe und trübe Erinnerungen.

»Dort in dem Erkerzimmer des linken Flügels sahen wir uns zuerst,« sagte Caspar und drückte den Kopf seiner Frau sanft an sein Herz. »Weißt Du's noch, Else? . . . Du erschrakst vor mir nicht weniger, wie ich vor Dir; denn Du stürzttest mit wirrem Haar und irrem Blick in den Saal, wo ich mit Zusammenfügen des neuen Parquets beschäftigt war und es mir der Hitze wegen Etwas bequem gemacht hatte . . . Dennoch bliebst Du, während der Baron mit dem weinglühenden Gesicht zurückprallte, als hätte er den Teufel oder einen flammenschwingenden Erzengel gesehen. Sehr respectvoll mag ich ihn freilich nicht angeblickt haben. Seitdem ward er mir giftig, cujournirte mich auf alle Weise und suchte Dich bei mir so infam anzuschwärzen, daß mir früh genug die Geduld riß, und ich ihm auf gut deutsch und in bürgerlichem Tone Bescheid sagte . . . Nachher kamen die Tage des Leidens,

der Prüfung, der schmachvollsten Verleumdung, denen Du durch die Flucht ein Ende machtest.«

»Und die nie, nie wiederkehren werden und, können,« fiel Else ein. »Bei Dir weiß ich mich sicher und fürchte mich vor Niemand; bösen, heimtückischen Menschen aber gehe ich doch gern aus dem Wege, um sie nicht zu reizen. Und darum folge meinem Rathe und siehe zu, daß du nicht abermals Streit mit dem Baron oder einer seiner erkauften Creaturen erhältst!«

»Ich reize ihn nicht, Else; nur unwürdig behandeln kann ich mich von ihm nicht lassen,« erwiderte Caspar. »Duldete ich das nur ein einziges Mal, so bin ich gewiß, er stellte die wahnsinnigsten Forderungen an mich ... Menschen seines Schlages ist nichts heilig, wenn es ihnen nur gelingt, sich immer auf's Neue Amusements – was diese Herren so nennen – zu verschaffen.«

Else beruhigte sich bei diesen Worten ihres Mannes. Sie zündete Licht an, schloß die Fensterläden und deckte dann den Abendtisch, an dem sich das zufriedene Ehepaar noch lange über Pläne unterhielt, die früh schon entstanden waren, sich aber noch immer nicht realisiren lassen wollten.

5. ADAM VON ALTENECK UND BARBARA.

In Alteneck ging es ungewöhnlich lebhaft zu. Den geräumigen Schloßhof erfüllte eine Menge Neugieriger aus den Orten Ober- und Nieder-Rense, denen der Baron heute gern Zutritt gestattete, obwohl er sich für gewöhnlich mit dem Volke nicht gern abgab. Er hatte von seinem

früh verstorbenen Vater den ganzen Stolz des Grands-
eigneur geerbt, der verächtlich auf die Menge herabsieht.
Heute jedoch galt es, die Ansicht auch des gemeinsten
Mannes zu hören, wenn er nur unbescholten war. In ein-
nem festen Gewölbe, den Blicken Aller ausgesetzt – denn
die Doppelflügel des Thorweges standen weit offen – la-
gerten zwei Männer, eine alte Frau und ein junges ziem-
lich hübsches Mädchen. Zur Seite stand ein Karren, mit
einer schlechten, schon oft ausgebesserten Plane über-
spannt, den zwei große zottige Hunde zogen, die jetzt,
die Köpfe zwischen den Vorderpfoten, schliefen.

Die kleine Vagabondenfamilie – denn eine solche ha-
ben wir vor uns – sah fremdartig aus, gab vor, aus
den steyrischen Bergen zu kommen, sprach einen Dia-
lekt, welcher dieser Behauptung wenigstens nicht wider-
sprach, und war ihrer Aussage nach auf dem Wege nach
Amerika. Die Wahrheit dieses letzteren Vorgebens ließ
sich in Zweifel ziehen, denn eine große Anzahl Einwoh-
ner von Ober- und Nieder-Rense sagte einhellig aus, die-
selben Leute hätten sich schon im Herbst vorigen Jahres
in der Gegend herumgetrieben, gebettelt, es wohl auch
nicht immer sehr ängstlich mit dem Mein und Dein ge-
nommen, und bald in offenen Schuppen, wie man sie öf-
ters in größeren Bauernhöfen findet, bald auch unter frei-
em Himmel zwischen deckendem Gesträuch oder hinter
schützenden Hecken übernachtet.

Zigeunerhaftes Wesen trug die herabgekommene Gesellschaft zur Schau, weshalb das Aufpassen derer, welche für die öffentliche Sicherheit zu sorgen haben, gerechtfertigt schien. Der Baron von Alteneck verdiente daher eher Lob als Tadel, daß er die Herumtreiber aufgreifen ließ und sie einem scharfen Examen unterwarf.

Es hatte nicht direct in der Absicht des Edelmannes gelegen, die Fremdlinge irgend einer gravirenden Handlung zu bezichtigen. Er wollte sie einfach los sein, weil er ihnen nichts Gutes zutraute. Persönlich sich mit den Strolchen zu befassen, fiel ihm auch nicht ein; das überließ er seinem Amtsschreiber, einem Manne von scharfem Verstande, der zum Criminalisten geboren war.

Dieser Mann erinnerte sich gleich beim Einbringen der Herumstreicher, daß unmittelbar vor dem Brande des großen Hofes Ober-Rense eine ganz ähnliche Gesellschaft, von gleicher Kopffzahl, in beiden Ortschaften gesehen worden sei . . . Tags nach dem Brande war sie verschwunden und tauchte auch nicht wieder auf.

Das Feuer in Ober-Rense war unter Umständen zum Ausbruche gekommen, die eine absichtliche Brandstiftung sehr wahrscheinlich erscheinen ließen. Die Lohe schlug zuerst aus einer zum Dreschen des Getreides unbenutzt gebliebenen Scheuer auf, neben welcher der Wagen der Bettler mit dem jungen Mädchen und der alten Frau bis zum Dunkelwerden – Mehrere behaupteten bis in die Nacht hinein, die sehr windig und finster war – gehalten hatte. Die Männer hatte man bettelnd in Ober-

und Nieder-Rense gesehen, zuletzt auch auf dem abgebrannten Hofe, dessen Verwalter die Leute ihrer argen Zudringlichkeit wegen barsch und unter Androhung der Verhaftung abwies.

Noch während des Feuers lenkte sich der Verdacht, es möge von schlechten Menschen angelegt worden sein, auf diese bettelnden Fremden, und hätte man ihrer habhaft werden können, würden sie einer strengen Untersuchung schwerlich entgangen sein. Später verflüchtigte sich dieser Verdacht, und es tauchten andere Gerüchte auf, die indeß Jeder geheim hielt, weil offenes Aussprechen derselben Manchen in schwere Verlegenheiten gestürzt haben würde.

Der Amtsschreiber auf Schloß Alteneck hatte jedenfalls nichts zu befürchten, wenn er durch geschickt gestellte Kreuz- und Querfragen die von Vielen wieder erkannten Herumtreiber in die Enge zu treiben suchte. Ein solches Manöver konnte ja zu wichtigen Aufschlüssen, vielleicht gar zu einem Geständniß führen. Das Endresultat war aber ein ganz unerwartetes. Der Amtsschreiber ward so sehr davon überrascht, daß er den Baron sofort davon in Kenntniß setzte. Die fremden Bettler hatten Aussagen gethan, die sich nicht ignoriren ließen, und die, als Baron von Alteneck sie erfuhr, auch von diesem so inhaltschwer gefunden wurden, daß er die Einleitung einer strengen Untersuchung für unbedingt geboten hielt.

Aus dem Hofe führte eine Rampe zu dem Mittelbau des Schlosses, der eine Flucht geräumiger Zimmer enthielt, von denen nur die nach dem Park hinaus gelegenen

für gewöhnlich benutzt wurden. Auf dieser Rampe saßen Gruppen von Arbeitern und Hauseigenthümern aus den genannten beiden Dörfern, welche nur gekommen waren, um die vorläufig in Haft genommene Auswandererfamilie in Augenschein zu nehmen und ihre Meinung über dieselbe abzugeben. Alle erkannten in den Fremden die Gesellschaft vom vergangenen Herbst, und in den Meisten regte sich der alte Verdacht. Was der kluge Amtsschreiber den Fremden durch seine Fragen entrissen hatte, war jedoch Allen noch ein Geheimniß. Der Baron allein wußte darum, und sein Kammerdiener ahnte den ungefähren Sachverhalt in Folge der Aufträge, die er erhielt und zu denen auch die Entsendung des naseweisen Bedienten gehörte, der eine so unfreundliche Aufnahme und eine so schnöde Antwort im Hause des Tischlers Caspar Spät erhielt.

Baron Adam von Alteneck hatte das von seinem Amtsschreiber aufgenommene Protokoll mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen und gerieth dadurch in eine schwer zu beschreibende Stimmung. Man konnte es nicht Freude nennen, was den fast sechzigjährigen, auf dem linken Fuße stark lahmen Mann so merkwürdig aufregte, obwohl das funkelnde Auge mehr frohe Blutwallung als düstere Niedergeschlagenheit oder dumpfen Schreck verrieth.

Ungeachtet seiner Jahre ging Adam von Alteneck wie der jüngste Elegant gekleidet. Selbst das dünn gewordene, fahlgraue Haar, das nur über der Stirn und an beiden Schläfen noch ein paar Büschel bildete, hatte er sich von

seinem Kammerdiener brennen und kräuseln lassen. Das verlebte Gesicht, von jener eigenthümlichen Röthe angehaucht, die den leidenschaftlichen Weintrinker kennzeichnet, war von einer Narbe entstellt, welche quer von der rechten Backe nach der Spitze des breiten, stark vorspringenden Kinnes lief und sowohl dieses wie beide Lippen spaltete.

Der Bediente trug im Gartensalon, wo der Baron gern verweilte, weil ihn da Niemand beobachten konnte, ein leckeres Frühstück auf nebst zweierlei Wein. Eine Flasche Champagner ward auf dem Buffet in Eis gestellt, damit er zur Hand sei, wenn der Gebieter Appetit auf ein Glas Schaumwein bekommen sollte.

»Latte,« sagte Baron Adam, zu dem geschäftigen Bedienten, den wir schon kennen, und der beide Weinflaschen, Burgunder und Rüdesheimer entkorkte, »Du scheinst Recht zu behalten; der Tropf kommt nicht . . . Ich hätte ihm solchen Trotz nicht zugetraut. Er rennt vollen Laufes in's Unglück! . . . Soll ich ihn abholen lassen?«

Der Bediente zuckte die Achsel und meinte, das werde nächst dem gnädigen Herrn wohl der Amtsschreiber am besten wissen.

»Mich dauert nur die niedliche Meerkatze mit ihren hübschen Zähnen,« fuhr der Baron fort und schenkte sich einen Römer Rüdesheimer ein.

»Nicht, daß sie eine solche Lection ihrer schlechten Ausführung und ihrer groben Undankbarkeit wegen nicht verdient hätte, aber es wäre doch schade, wenn der Schreck über die Schlechtigkeit ihres Auserwählten sie

häßlich, vielleicht gar verrückt machte. Ich könnte mich der leichtfertigen Person dann nicht einmal mehr väterlich annehmen, wozu ich doch entschlossen bin; denn ich habe eine Aversion gegen alle Leute, die nicht mehr ganz klaren Geistes sind. Du weißt, weshalb, Latte! ... Hast Du das quieke Weibchen gesprochen oder gesehen? Hält sie der wackere Schreiner, der sich vielleicht noch den Schemel zu seiner Himmelfahrt eigenhändig zimmern wird, gut im Leime?«

Er lächelte den Bedienten faunisch an, der sich nur devot verbeugte.

»Verfluchter Kerl! ...« murmelte der Baron leise zwischen den Zähnen. »Ist doch zu beneiden! ... Schon darum möcht' ich ihn an Hals und Kragen packen! ... Marsch, rufe den Amtsschreiber!« Latte sprang wie ein Windhund aus dem Salon, um den Befehl seines nichts weniger als freundlichen und leutseligen Herrn auszuführen.

Bald nach Entfernung des Bedienten zeigte sich auf der von Schlinggewächsen umrankten, auf schlanken Säulen ruhenden Veranda, welche an den Salon stieß und durch eine Flügelthür mit diesem in Verbindung stand, eine altmodisch, aber fein gekleidete Frau. Eine Haube von eigenthümlichem Schnitt, über der Stirn sich wie ein stumpfes Horn rückwärts krümmend, das auf beiden Seiten von goldig schillernden Taffet umhüllt war, blickte forschend durch die spiegelhellen Scheiben der Thür in den Salon, wo der Baron sehr eifrig mit seinem Frühstück beschäftigt war. Leise öffnete sich dann die

Thür, und die Frau trat ein und ging mit großen Schritten nach dem Tische, an welchem der mit trefflichem Appetit gesegnete Baron saß. Dieser streckte die Hand eben nach dem vollen Römer aus, als er einen Druck auf seiner Schulter fühlte. Sich umkehrend, sah er in ein bleiches, strenges Gesicht, dessen ernste Züge nur der sanfte Glanz zwei noch immer schöner, wenn auch bekümmert blickender Augen milderte . . .

»Verdammte alte Schleicherin, wie magst Du mich so erschrecken!« rief er ärgerlich aus, den Wein im Römer zur Hälfte verschluckend. »Wenn mir der Bissen im Schlunde stecken blieb, und mich rührte der Schlag, so wärest Du Schuld gewesen an meinem Tode!«

Auf die bleiche ernste Frau machten diese hastig hingeworfenen Worte keinen Eindruck. Sie deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf des Barons Stirn und sagte in flüsterndem Tone: »Haben Sie ihn ganz vergessen, Adam?«

Ihr Blick war dabei so leuchtend und von solcher Kraft, daß Baron von Alteneck ihn nicht ertragen konnte. Den Rest des Weines im Glase ausschlürfend, entgegnete er:

»Von wem sprichst Du, Barbara? . . . Du bringst Deine Worte jetzt immer so confus vor, daß ich Dich kaum noch verstehen kann.«

»Von ihm, Adam, für dessen Fortkommen zu sorgen Sie mir viele Male heilig versprochen haben!«

»Nun, Alte, dieses Versprechen denke ich auch buchstäblich gehalten zu haben. Daß der trotzigste Eigensinn

schon Jahre lang nichts mehr von sich hören läßt, dafür bin ich doch nicht verantwortlich zu machen?«

»Doch, Adam, doch!« fiel Barbara, die alte Beschließerin ein, die als junges, fröhliches Mädchen nach Alteneck gekommen war, um dem damals noch unverheiratheten Baron die Wirthschaft zu führen. »Wer einen Menschen, der noch Knabe ist, in die Fremde schickt und nie wieder nach ihm fragt, der bürdet seinem Gewissen eine schwere Last auf. Und das haben Sie gethan, Baron von Alteneck!«

»Weißt Du, daß ich Lust habe, Dich einstecken zu lassen oder Dir im Armenhause einen Platz anzuweisen, Alte?« versetzte dieser. »Deine Zunge spricht ungereimtes Zeug in die Welt hinein, weil Dein Gedächtniß schwach wird. Das genirt und ärgert mich. Beides aber verdirbt mir den Appetit, und das mag ich nicht leiden, wie Du von früherher noch wissen mußst.«

»Vor dem Armenhause bangt mir nicht, Adam,« entgegnete Barbara und ein trübes Lächeln ging über ihre ernstesten Züge. »Ich würde meine Zunge dort nicht im Zaume halten und den Beweis liefern, daß ich ein furchtbar treues Gedächtniß besitze; mich aber einstecken zu lassen, weil ich menschlich fühle und nicht Alles vergessen kann, wie Sie, dazu haben Sie keine Gewalt! . . . Wenn die schleichende, stille Barbara, die Frau mit dem goldenen Horn, die jedes Kind und jeder Arbeiter kennt, nicht mehr gesehen würde, erkundigten sich nach ihr laut und leise mehr neugierige Menschen, als der Tag Minuten hat . . . «

Baron von Alteneck füllte seinen Römer auf's Neue und ließ einige Tropfen des feurigen Weines in ein zweites leeres Glas fallen.

»Sei nicht so verdrießlich, Alte!« sagte er mit heuchlerischem Lächeln. »Auf Dein Wohl! Mögest Du noch lange Jahre auf Schloß Alteneck zum Rechten sehen! ... Ich denke, wir haben uns so lange vertragen, daß es geradezu eine Schande wäre, wenn wir uns auf unsere alten Tage Joch erzürnen wollten ... Sag's gerade heraus, Bärbchen, was ist's mit Dir? Was willst Du? ... Wie kommst Du auf einmal, ohne alle Veranlassung auf den verschollenen Jungen zu sprechen? ... Laß ihn doch ruhen in seinem nassen Grabe! ... Glückliche zu preisen sind Alle, die in jungen Jahren sterben, denn sie finden keine Gelegenheit, sich gegen das, was Pfaffen und Kopfhänger das Heilige nennen, aufzulehnen und sich unter die Kinder der Finsterniß zu mischen.«

Barbara blickte den spöttisch Redenden finster an. Ihr Finger berührte leise seine Stirn, dann ergriff sie das Glas und schüttete die wenigen darin befindlichen Tropfen Wein auf das Parquet.

»Ich trinke keinen Wein, Adam, Sie wissen es,« sprach sie. »Ihre Frage aber will ich nüchternen Verstandes beantworten ... Ich sah die Verhafteten unten im Hofkeller, und dabei mußte ich Hubert gedenken ... Der junge Mann mit den großen blanken Knöpfen an der zerrissenen Weste ist genau so alt, wie Hubert, wenn er noch leben sollte. Auch könnte er dem Gefangenen im Aeußern gleichen ... Er hat schöne, graublaue Augen und

volles, weiches, braunes Haar! ... Warum sind die Leute verhaftet worden, Adam? Weil sie arm sind und bettelten? ... Dann gebe man ihnen Nahrung und ein Stück Geld, damit sie weiter ziehen können und ihr Schicksal erfüllen.«

Baron von Alteneck runzelte die Stirn und fuhr sich mit der wohlgepflegten, ein wenig zitternden Hand über das gebrannte, stark parfümirte dünne Haar.

»Du mußt Deine Schnüffelnase auch überall haben,« sagte er. »Bleibe lieber ruhig auf Deinem Zimmer und kümmere Dich nicht um die Dummheiten anderer Leute. Wenn Du mir darin den Willen thätest, könntest Du wie im Himmel leben! ... Du weißt, ich wollte stets nur Dein Bestes ... «

»Wenn Sie selbst Ihr eigenes Bestes ebenfalls wollten, Adam,« fiel Barbara ein. »Das ist, was Sie immer vergaßen und vergessen werden, bis ... «

»Schnürt Dir ein böses oder unwahres Wort die Kehle zu, daß Du die Augen verdrehst, wie ein entrüsteter Moralprediger?«

»Bis der Tod sich über Sie beugt, Adam, und Ihnen Ihr Sündenregister vor das brechende Auge hält! Dann werden Sie stöhnen und ächzen, und es jammernd beklagen, daß Sie so gar kein Gedächtniß hatten! ... «

Baron von Alteneck zwang sich zu lächeln. Der Bediente Latte wollte eintreten, zog sich aber, als er die blasse Beschließerin erblickte, sogleich wieder zurück.

»Lege Deine blitzende Haube ab, Bärbchen, und gehe in's Kloster,« antwortete er leichthin. »Ich habe Bekanntschaft unter der hohen Geistlichkeit Deines Geburtslandes, die mir den Gefallen thun und Dich irgendwo gut als Klostermama unterbringen. Von Deinen Erfahrungen kann das junge Volk, das Buße thut, noch ehe es etwas zu büßen hat, Mancherlei lernen. Denn willst Du nur ehrlich sein in Deinen Erzählungen, so würden Deine Zuhörerinnen vor Langeweile nicht sterben.«

»Wann lassen Sie die armen Leute ziehen, Adam?« fragte in kaltem Tone Barbara.

»Sobald es bewiesen ist, daß Ober-Rense von dem Gesindel nicht angezündet wurde.«

»Wer soll das beweisen?«

»Die Untersuchung, die ich über den Vorfall einleiten will.«

»Halten Sie die armen Menschen für schuldig?«

»Interessirt Dich das, Barbara?«

»Ja, gestrenger Herr! denn wer in Ihren Augen schuldig ist oder unbequem, der muß unschädlich gemacht werden! ... Dennoch sage ich Ihnen, Sie werden sich an diesen Menschen nicht vergreifen, weil sie Landsleute der Mutter Horatio's sind und deren Familie kennen!«

Das immer röthlich glänzende Gesicht des Barons färbte sich um einige Tinten blässer ... Latte öffnete zum zweiten Male die Thür.

»Geh', Bärbchen, ich bin augenblicklich pressirt,« sagte er, und goß aus Versehen Burgunder in den leeren Römer. »Die Leute sollen ihre Freiheit erhalten, bei meiner Ehre!«

Um Barbara's eingefallenen Mund zuckte ein verächtliches Lächeln . . .

»Ehe ich Ihrem Befehle gehorche, gestrenger Herr,« gab sie in fast höhnischem Tone zurück, »müssen Sie mir bei Ihrem Gewissen noch *ein* Versprechen geben, an das ich das Recht habe, Sie so lange täglich zu erinnern, bis Sie es halten!«

»Du bist ein unausstehlicher Quälgeist! . . . Rede, aber mach' es kurz!«

»Schreiben Sie an den Hamburger Rheder, auf dessen Schiffe der Knabe Hubert vor zehn Jahren in See ging!«

»Der Mann ist längst gestorben, und Briefe nach den Wohnungen der Seligen befördert die Post nicht.«

»Die Firma besteht aber noch, Adam . . . ich weiß es aus den Zeitungen. Der pensionirte Schulmeister Helfer in Hohenrothstein erhält aller vierzehn Tage regelmäßig einen Packen zugeschickt, um etwas über Amerika und über die Schiffsverbindungen Europa's mit jenem fernen Welttheile zu erfahren . . . Ein Sohn des braven Mannes – Sie wissen es, Adam – ist dahin ausgewandert! . . . Von der Firma werden Sie Auskunft erhalten.«

»Meinetwegen!« sagte Baron von Alteneck und stürzte den starken Wein hinunter. »Ich will Dir den Gefallen thun, obwohl ich überzeugt bin, daß wir nicht einmal Antwort bekommen!«

»Es ist gut, Adam,« versetzte mit starrem Ernst die alte Beschließerin. »Geloben Sie es bei Ihrem Gewissen! Gelobe es Bärbchen, wie so damals, als Du ihr bei Deinem Gewissen versprachst, ihr niemals untreu zu werden!«

Der Baron erfaßte den Arm der Beschließerin, raunte ihr knirschend zu: »In Teufels Namen, so schweige doch endlich! Ich gelobe ja Alles, was Du verlangst!« führte sie nach der Veranda und schloß die Glathür hinter ihr zu. Langsamem Schrittes und mehrmals den Finger mahnend gegen den Baron erhebend, entfernte sich Barbara. Als die hohe Spitze ihrer blitzenden Haube hinter dem letzten mit wildem Wein umrankten Pfeiler der Veranda verschwand, rief Alteneck laut und mit dem Fuße stampfend den Bedienten.

Latte trat sogleich ein und machte eine tiefe Verbeugung.

»Herr Ehrenschild soll in meinem Cabinet auf mich warten,« rief ihm der Baron zu. »Ich muß mich verschnaufen . . . Die alte Schwätzerin hat mir den Kopf so heiß gemacht, daß ich keinen Gedanken fassen, viel weniger ein vernünftiges Gespräch führen kann . . . Laßt sie aber ungestört und reizt sie nicht durch Neckereien! Anders ist sie damit doch nicht zu machen . . . Noch Eins, Latte! . . . Herr Ehrenschild soll Vorkehrungen treffen, daß die Herumstreicher über die Grenze transportirt werden können, sobald ich seinen Vortrag angehört und Beschluß darüber gefaßt habe!«

»Sehr wohl, Herr Baron,« sagte der geschmeidige Bediente, verbeugte sich in hergebrachter Weise und machte Kehrt. Adam von Alteneck verweilte aber noch, obwohl er große Eile zu haben vorgab, über eine Stunde im Salon, wo ihn der ab und an vor der Thür lauschende Latte auf und ab gehen hörte.

6. JUGENDFREUNDE.

Zwei junge Männer kehrten von einer Durchwanderung der sächsischen Schweiz in ihre Heimath zurück. Sie hatten zuletzt den großen Winterberg bestiegen und auf dem berühmten Prebischthor glückliche Stunden verlebt. Aus Nachlässigkeit und jugendlichem Uebermuth verschmähten sie jeden Führer, die zur Zeit unserer Erzählung noch nicht eine organisirte Gesellschaft bildeten, wie gegenwärtig, damals aber ungleich nöthiger waren, da mancher versteckt gelegene Grund kaum auf schmalen Stegen zugänglich war. Die sichersten Wegweiser für führerlose Wanderer waren immer die munteren Gewässer, die keinem Grunde fehlen, und wenn nicht stets in einen größeren Ort, doch sicher zu einem einsam gelegenen Waldhause oder zu einer Försterei führen.

Das Ziel der beiden Wanderer, die graue, leichte Staubmäntel über ihre gewöhnlichen Kleider trugen, war das Städtchen Kreywitz in Böhmen. Als tüchtige Fußgänger würden sie ihr Ziel erreicht haben, wären ihnen die nächsten Richtwege bekannt gewesen. Allein der Gegend unkundig, geriethen die jungen Männer nach einigen Stunden auf völlig menschenleeren Waldpfaden zwar nicht

in die Irre, aber sie machten doch große Umwege, und als der Abend anbrach, waren sie noch mehrere Stunden von ihrem heutigen Reiseziele entfernt. Zur Vermehrung ihrer Verlegenheit umzog sich der Himmel auch noch mit dunkelm Gewölk; es begann zu blitzen, der Donner rollte immer lauter und näher, und die Wipfel der Bäume beugten sich unter der Gewalt eines unheimlichen Wettersturmes. Da blinkte in nicht großer Entfernung der freundliche Stern eines Lichtes, man hörte das Rauschen stürzenden Wassers und Hundegebell, und die bereits sehr still gewordenen Wanderer, die mit ihren Stöcken fühlend den Weg suchten, lebten neu auf.

»Wir kommen unter Menschen,« sagte der Vorderste, eine breite, untersetzte Gestalt, »und beim Wolkenversammler Zeus, meiner Mutter Sohn lechzt nach der Wohlthat eines Holzskemels oder einer schmalen Ofenbank, wie sie heimisch zu sein pflegen in der erhabenen Romantik der herrlichen böhmischen Wälder.«

»Mein Lebensbedürfniß ist ein kühler Trunk, ein tüchtiges Stück Brod und, wenn's sein kann, etwas Fleischerne als ›Zukost‹, erwiderte der Hintermann, ein schlank aufgeschossener Jüngling mit fast mädchenhaft feinen Zügen, denen noch jeder Anflug von Bart fehlte. »Wohin wir auch gerathen mögen, ich schlage vor, wir bleiben; Räuberhöhlen giebt es hoffentlich nicht mehr viele so nahe den Städten der Civilisation.«

»Aber der Rüden Gebell ladet zum gastlichen Herd!«
fiel der Untersetzte mit Emphase ein. »Ich hoffe, ein stattlicher Jägersmann nimmt uns gastfreundlich auf und bereitet uns auf duftigem Heu oder Moos ein urteutonisches Lager. Wir aber erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.«

»Das wahrscheinlich aus dünner Milch oder eitel Wasser, wenn's hoch kommt, aus Roggenbrod, Butter und Käse bestehen wird,« sagte ergänzend der Schlanke.

»Achtung vor meiner Prophetengabe!« rief der Untersetzte und blieb, auf seinen Stock gelehnt, am Ufer eines schäumenden Wassers stehen, über dessen steiniges Bett ein kaum fußbreiter Steg ohne Lehne führte. Ein Blitz lichtete eben den Wald, beleuchtete einen schmalen Wiesenstreifen, den phantastische Sandsteingebilde begrenzen, für einige Momente taghell, und ließ die Wanderer ein paar Häuser erkennen, die offenbar zusammen gehörten, und von denen das größere ein recht freundliches Aussehen hatte. »Es ist ein Försterhaus, so gewiß Nimrod ein großer Jäger war vor dem Herrn! Das zwölfendige Geweih über der Thür, das mein Luchsauge entdeckt hat, sichert uns eine stattliche Herberge. Laß uns einen Hymnus anstimmen, wie er sich schickt in dieser Wildniß, und welcher den einsam lebenden Menschen ankündigt,

Daß es sind Kinder des Mars, die da Einlaß begehren mit Würde,
Oder der Göttin der Jagd Befreundete, kundig der Sitte.«

Und mit kräftiger Stimme begann er ein Waidmannslied zu intoniren, ohne auf die Einsprache seines Gefährten zu achten.

Die Hunde, schon vorher unruhig, erhoben jetzt ein heftiges Gebell, wurden aber bald durch die tiefe Baßstimme eines Mannes, der auf die Schwelle des Hauses trat, zur Ruhe verwiesen. Ein paar Secunden später standen die ermüdeten Wanderer dem Forstmanne gegenüber, der die Fremden mit seinen kleinen Augen einer scharfen Musterung unterwarf. Der Untersetzte, dem der Humor nicht leicht ausging, grüßte respectvoll, konnte aber nicht unterlassen, in metrischer Form um Imbiß und Nachtquartier zu bitten.

Der Forstmann lächelte.

»Haben S' Vacanz?« sagte er, die Meerschaumpfeife, die er rauchte, durch einige schnelle Züge wieder in Brand setzend. »Na, da legen S' halt Ihre Kittel ab und machen S' sich bequem drin im Stübel. 'S wird halt wohl noch so viel Platz sein im Thomas-Joseph-Waldhause, um ein paar Studenten unterzubringen ... Wo kommen S' her, wo wollen S' hin und wie heißen S'?«

Der freundliche Forstmann, Joseph Thomas mit Namen, ein graubärtiger, ächter Nimrod, von harten Zügen und derbem, kernigem Wesen, hatte inzwischen die Wanderer in's Zimmer geführt, das zwei Lichter nothdürftig erhellten. Unter der nicht hohen Holzdecke waren zur Seite eines kleinen Spiegels, unter dem ein Marienbild hing, zwei sechszehnendige Hirschgeweihe befestigt. In

der einen Ecke stand neben einem kleinen Pulte ein Gewehrschrank.

Der Untersetzte beantwortete die Frage des Försters sogleich, indem er, Mütze und Stock weglegend, sagte:

»Reiche zum Gruß mir die Hand, die sichere,
waffengewohnte,
Und mit dem Auge, dem glänzenden, späh' in das
innerste Herz mir!
Wahrheit nur redet mein Mund, die lauterste,
wenn ich Dir künde,
Daß wir steigen herab von der waldumgürteten
Bergwand,
Um mit geflügeltem Fuß zu erreichen die heimi-
sche Scholle,
Jenseits gelegen der Welt, die böhmisch sich
nennt oder czechisch.
Dieser hier ist ein Sprosse der Burg, die auf rund-
lichem Felsen
Raget zum Himmel empor und als Rittersitz Al-
teneck tönet,
Mir aber ward als Wiege zu Theil eines Bäuer-
leins Kammer,
Klein, doch frei, von zierlichem Bau, geheißen
die Einöd'.
Dort in der Einöd' leben mir heute noch Vater
und Mutter,
Stets umfassend mit Liebe den Sohn, Antonius
Wacker.«

Der Förster, ein Mann, der Scherz verstand, schlug ein schallendes Gelächter auf und schüttelte beiden Jünglingen die Hände, sie zum Sitzen einladend. Gleichzeitig öffnete er eine Seitenthür, die in ein kleineres Nebenge mach führte, und rief einer dritten Person einige Worte zu. Dann stellte er den Tabakskasten auf den Tisch und forderte die Herren Studenten auf, Gebrauch davon zu machen, falls sie, was er voraussetze, Liebhaber vom Rauchen seien. Darin irrte nun Joseph Thomas. Weder Horatio von Alteneck noch Antonius Wacker konnten der Tabakspfeife Geschmack abgewinnen, was Ersterer mit einer gewissen Verlegenheit, Letzterer lachend gestand, indem er hinzufügte, daß sie von Apollo, dem Bereiter der Knasters, Beide scheel angeblickt worden seien, ein Schicksal, das sich nur durch Geduld ertragen lasse.

»Woher die Herren kommen und was Sie vorstellen, hab' ich nun begriffen,« sagte der graubärtige Förster, auf der Wandbank zwischen den Hirschgeweihen Platz nehmend, »wohin aber die Reise gehen soll, haben Sie in Ihrem G'spaß vergessen.«

»Kreywitz sollte unser Nachtquartier werden,« erwiderte auf diese Frage Horatio. »Ich bin in früheren Jahren, freilich im Winter und zu Schlitten, ein paarmal in dem Orte gewesen, und glaubte nicht, daß wir so weit von ihm entfernt sein könnten.«

»Unsere Waldschluchten sind schlechte Wegweiser,« sagte der Forstmann. Um so mehr freut mich's, daß Sie, wenn S' morgen in der Früh' oder wie's Ihnen sonst paßt, aufbrechen wollen, nicht allein über die ausgefahrenen

Fußstege zu krabbeln brauchen. Ein zuverlässiger Mann, mit dem ich oft verkehre, sitzt drinnen im Cabinet und setzt mir ein Schreiben auf – denn ich weiß mit Feder und Tinte schlechter umzugehen wie mit Pulver und Rehpösten . . . Der geht denselben Weg und wird Sie führen . . . Er muß gleich fertig sein mit dem Brief; dann können wir allesamt noch ein Wort mit einander reden. Sind wir halt doch Alle erzdeutsche Landsleute.«

Joseph Thomas hatte kaum ausgesprochen, so trat ein hagerer Mann mit schmalem Gesicht und klugen, sehr tief liegenden Augen, in einfach bürgerlicher Kleidung, aus dem Cabinet, grüßte die jungen Reisenden ziemlich kühl, blickte aber Horatio merkwürdig scharf an, als er dessen Namen von dem Bewohner des Waldhauses erfuhr. Wir erkennen in ihm den Glashändler Schmalbacher, den wir zuerst bei dem reichen Bleicher Moosdörfer trafen. Einen Sessel an den Tisch schiebend, sagte er, den forschenden Blick weniger scharf dem jungen Manne zuwendend:

»Graf von Rothstein diente bei Beendigung des großen Krieges mit einem Baron von Alteneck, der freiwillig in die Armee getreten war, in demselben Regimente.«

»Eben dieser ist mein Vater,« bekräftigte Horatio. »Graf von Rothstein ist ihm stets ein eben so zuverlässiger Freund wie Nachbar gewesen.«

»Auch schon vor dem Feldzuge nach Rußland?« fragte Schmalbacher.

»Von jeher, werther Herr! Sie sind ungefähr von gleichem Alter, haben zusammen studirt, sich gemeinschaftlich die Welt besehen und waren überhaupt von jeher ein Herz und eine Seele . . . Kennen Sie den Grafen von Rothstein persönlich?«

»Nur von Ansehen, Herr Baron, Worte gewechselt habe ich mit dem früheren Dragoner-Oberst nie. Zuletzt traf ich den Herrn Grafen bei Moosdörfer.«

Antonius Wacker sah Schmalbacher sehr ungläubig an.

»Spielt Graf von Rothstein das Positiv oder betheiligte er sich an Moosdörfer's Geschäften?« fragte er. »Von meinem Freunde hörte ich ihn stets als einen ungewöhnlich stolzen Mann schildern.«

»Stolz, zum Aergern stolz ist er auch,« warf Horatio dazwischen. »Ich wundere mich, daß mein Vater das nicht fühlt. Alle anderen Menschen beklagen sich über des Grafen Stolz und hochfahrendes Wesen . . . «

»Wohl möglich,« entgegnete Schmalbacher, »indessen die Herren kennen ja das Sprichwort: eine Hand wäscht die andere! . . . Und mein Freund Moosdörfer ist ein Mann, den nicht selten auch Hochgestellte aufsuchen . . . Sein Bruder kann eines Tages noch Bischof werden, und geistliche Herren haben manchmal mehr Einfluß als weltliche.«

Horatio piquirte diese Bemerkung des ihm gleichgültigen Mannes. Es war ihm sogar unangenehm, daß er sich einer Persönlichkeit gegenüber sah, die nicht ohne alle Kenntniß der Rothstein'schen Verhältnisse zu sein schien.

»Die Familie der Grafen von Rothstein hängen von der katholischen Geistlichkeit nicht ab,« sagte er ein wenig brüsk. »Sie waren immer streng protestantisch.«

»Darüber steht mir kein Urtheil zu, Herr Baron,« entgegnete Schmalbacher; »vielleicht giebt es aber einen Unterschied zwischen strengem Protestantismus und strengem Christenthum – ich weiß es nicht. Gewiß jedoch ist, daß die zweite Gemahlin des Herrn Grafen aus einer katholischen Familie Bayerns stammte, und daß diese Familie noch in zwei Linien blüht. Zwei oder drei Sprößlinge derselben bekleiden geistliche Würden.«

Horatio fühlte keinen Drang in sich, dies Gespräch fortzusetzen, weshalb er demselben durch eine an den Förster gerichtete Frage eine andere Wendung zu geben suchte, was auch gelang. Schmalbacher ließ den kaum berührten Gegenstand sogleich fallen, bot sich den Freunden in zuvorkommendster Weise zum Führer an, und erkundigte sich nur beiläufig nach deren letztem Reiseziele. Darauf gab Antonius Wacker in seiner lustigen Weise ausführliche Antwort, die indeß so gefaßt war, daß sie auch den Klügsten täuschen konnte. Schmalbacher ließ sich daran genügen, lächelte und meinte, als Wacker schwieg:

»Sollten Sie jemals eines uneigennütigen Freundes bedürftig sein, junger Herr, so klopfen Sie an meine Thür. Ich bin gern bereit, tüchtigen Menschen einen Gefallen zu thun. Besitze ich nicht selbst dazu die Mittel, so weiß ich nöthigenfalls doch Rath zu schaffen, und müßte ich auch Moosdörfer deshalb ansprechen.«

»Einstweilen aber bitte ich, ein frugales Abendbrot nicht verschmähen zu wollen,« fiel der Förster ein, indem er aufstand und die Thür des Cabinets weit aufriß, an welcher schon ein paarmal eine still wirkende Frau erschienen war, die sich indeß beim Eintritt der beiden Studenten sogleich wieder zurückzog. Es war das in jenen waldreichen Gegenden, die Fremde nur selten betraten, so Sitte. Frauen hielten sich ganz fern, wenn ihre Gegenwart nicht ausdrücklich begehrt ward.

Joseph Thomas, ein Mann nach altem Herkommen, verstieß nicht gegen diese Sitte. Er machte bei dem gut besetzten Tische, dem eine Schüssel mit frisch gesottenen schmackhaften Bergforellen nicht fehlte, als freundlicher Wirth die Honneurs, erzählte allerhand Jagdgeschichten und gab dadurch der Unterhaltung einen mehr heitern Charakter, den sie auch bis zur Stunde der Trennung behielt. Der Förster wies den jungen Freunden ein wohnliches Schlafgemach an, unter dessen Fenstern das Gemurmel des rauschenden Bergwassers die Ermüdeten bald in das buntfarbige Reich der Träume entführte.

7. ZWEI BRIEFE.

Einige Tage nach dieser Begegnung zogen Horatio und Antonius wieder in die Musenstadt ein. Schmalbacher war ihnen ein zuverlässiger Führer gewesen, hatte sie vortrefflich unterhalten und ihnen mancherlei Lehrreiches über die industrielle Thätigkeit der Gegend mitgetheilt, die sie durchwanderten. Horatio zeigte dafür Interesse, was ihn zu allerhand Fragen veranlaßte, während

Antonius Wacker, ein enthusiastischer Verehrer des Alterthums, nicht umhin konnte, sowohl den Freund wegen seines wunderlichen Geschmackes, wie die Bewohner ihres modern prosaischen Erwerbes wegen zum Ergötzen Schmalbacher's in manchem hochtrabend gehaltenen Hexameter zu persifliren.

Auf seinem Zimmer fand Horatio zwei Briefe, deren Absender ihm die Handschrift schon verrieth. Einer derselben war von seinem Vater und trug den Poststempel der nahen Kreisstadt, zu deren Gerichtsbarkeit Alteneck gehörte. Die Verfasserin des zweiten konnte nur seine wilde Cousine, die Comtesse Maximiliane von Allgramm sein. Das mit ihm fast gleichalterige junge Mädchen correspondirte häufig mit Horatio, der an ihren originellen Briefen schon deshalb großes Behagen fand, weil sie Ernstes und Scherzhaftes, Kluges und Thörichtes bunt durch einander mischte und sich an keine Regel, an keine Vorschrift kehrte. Maximiliane's Brief hatte daher ungleich größere Anziehungskraft für Horatio als der seines Vaters, der selten heiter schrieb und noch seltener ihm Dinge mittheilte, an denen er sich ergötzen konnte. Horatio setzte sich daher bequem in die Ecke des Sophas und erbrach zunächst den Brief der übermüthigen Cousine. Er war aus Ostende, wo die Comtesse mit ihrer Mutter – der Vater war schon vor mehreren Jahren gestorben – die Saison verlebt hatte. Der Brief lautete:

»Namensbruder des Mannes, der sich einen Freund des gramerfüllten Prinzen nannte, welcher zu schwach

war, die in seinem eigenen Kopfe aus den Fugen gegangene Welt einzurichten, ich habe Lust, mich mit Dir auf Tod und Leben zu schlagen. Du hast mich so schwer beleidigt, daß ich vor mir selbst erröthen müßte, wenn ich Dir verziehe . . . Galante Männer von guter Erziehung – aber Gott sei's geklagt, Du bist gar nicht erzogen – machen jungen, liebenswürdigen Damen uneingeladen ihre Aufwartung, Du bärenhafter Botokude nimmst Dir nicht einmal die Mühe, eine zweimalige Einladung auch nur in höflicher Form abzulehnen. Bei Dir muß man sich Alles *denken*. Hast demnach keine Ursache, Beschwerde zu führen, wenn man nur Schlechtes von Dir denkt . . . Wie könnt' es anders sein, da Du einer Familie entstammst, die . . . Blondlockiger Herzensjunge, dumm von Dir war es doch, daß Du mich trauernd wie Niobe am Meeresstrande sitzen ließest. Um nicht zu sterben oder melancholisch oder gar häßlich zu werden, sah ich mich mit meinen dummen, runden Fischaugen nach Zerstreung um, hing sie, mit etwas seelischem Leuchtäther gefüllt, an eine schwanke Angelruthen, und trug sie Abends, wenn über die krause Stirn Neptun's blaurothe Gedankenblitze fuhren, an der Strandpromenade spazieren. Ein paar grüne, das heißt olivengrüne Gimpel von der Kehrseite unseres Erdballes, an jener Stelle, wo gegenwärtig ein leidlich gut getroffenes Conterfei des uns Narren der Schöpfung verloren gegangenen Paradieses befestigt sein soll, waren so gütig, anzubeißen. Mit ihnen habe ich mich göttlich amusirt, wenn die gnädige Frau Mama, was sie leider immer thut, in höheren Regionen schwebte. Nie früher

habe ich so tolles Zeug getrieben, wie mit diesen chilenischen Gentlemanen! ... Ich habe mit ihnen wettgerudert, gejagt, geritten, geschossen, gezankt, – vom Boxen hatten sie keinen Begriff – und wollte auch mit ihnen einen Wettrauchkampf bestehen. Da aber ward die verlähmte Excellenz plötzlich so erzirdisch, daß ich retiriren mußte ... Schade, weiß Gott, jammerschade! Was aber thut eine gute Tochter nicht ihrer angebeteten Mutter zu Liebe? Angebetet! ... Ein schlechter Ausdruck, nicht war? ... Lache mich tüchtig aus, Vetter, ich werde Dich höchst zierlich am Barte zupfen, wenn Dir nur erst einer wachsen wollte! ...

»Weißt Du, Vetter Horatio, daß ich seit Kurzem Herzklopfen habe? Im Ernst, ordentliches Herzklopfen, gerade da, wo diese wunderliche bewegliche Muskel liegt, deren Zweikammersystem seit Anfang der Welt so entsetzlich viel Unglück angerichtet hat. Und wir wundern uns noch, daß die regierenden Fürsten einen solchen Widerwillen gegen Einführung des Zweikammersystems haben! Ist's nicht genug, daß sich Verliebte und wirklich Liebende einander gegenseitig unglücklich machen, sollen's auch noch die Völker thun, wenn sie, getheilt in zwei Kammern, ihren Willen durchsetzen wollen? ... Dann will ich doch lieber mein Herzklopfen für mich allein behalten und Andere nicht frevelhaft in's Unglück stürzen ...

»Um aber noch einmal auf meinen Fang zurückzukommen, ungezogener Vetter mit dem blassen Hamletsantlitz, so kann ich Dich versichern, es sind ein paar allerliebste Gimpel, die schon jetzt singen, wie ich pfeife . . . Um Weihnachten, wahrscheinlich schon früher, komme ich für einige Zeit nach Alteneck. Ich bin so boshaft gewesen – nur um Dich für Dein ungalantes Wesen zu strafen und Onkel giftig zu sehen – (als vernünftigen, ruhigen alten Herrn finde ich ihn zum Sterben langweilig), meine beiden jüngsten Courmacher nach Deines Vaters Schlosse einzuladen. Sie werden um so eher kommen, als es mir schien, daß eine geheime Mission der eigentliche Zweck ihrer Untersuchungsreise nach Europa ist. Bist Du dann erst unter uns, mault der Onkel und kopfwackelt Barbara, die haarlose Trösterin mit den erlöschenden Eulenaugen, so stellen wir zusammen das ganze Schloß auf den Kopf, daß den ehrenwerthen Einwohnern von Ober- und Unter-Rense Hören und Sehen vergeht . . .

»Ist Dir der Name Moosdörfer bekannt, Vetter Horatio? Ich nehme es an, denn die garnbleichenden Ahnherren dieses bürgerlichen Geschlechts sollen nicht weit von den Baronen Alteneck angesessen sein. Einen Sproß desselben habe ich in Ostende kennen gelernt und Freundschaft mit ihm geschlossen. Er ist der einzige Mann von Allen, die ich auf meiner thörichten Lebensbahn kennen lernte, vor dem ich aufrichtig Respect habe . . . Gieb Acht, Vetter, ich will ihn Dir beschreiben! Mittelgroße Gestalt, kleine, etwas zu breite Füße, wohlgeformte Beine, die ein rundliches Prälatenbäuchlein würdig tragen. Auf breiten

Schultern erhebt sich ein Kopf, dessen hoch gewölbte Stirn ein ganzes Königreich von Gedanken in sich schließen kann. Ich sage: kann, denn ob es in Wahrheit so ist, konnte ich trotz meines Forschens und Fühlens nicht ermitteln. Zur Zeit bekleidet Aloysius Moosdörfer das Amt eines Kanonikus, residirt für gewöhnlich in Leitmeritz, macht aber häufig Rundreisen, und ist, wie man dem freundlichen Manne, der immer sanft aussieht, schon anmerken kann, in alle Sättel gerecht. Wozu ihn das Capitel eigentlich verwendet, möchte ich wohl wissen . . . Ich habe eine gewisse Scheu vor ihm, obwohl ich ihn achten muß. Geistlich spricht und lebt er aber nicht, und das gerade hat ihn mir interessant und werth gemacht . . . Kannst Du's glauben, Vetter, zuerst traf ich den Kanonikus am Roulette. Er spielte lächelnd, mit olympischer Ruhe, verlor mit Anstand ein nettes Sümmchen, erheiterte rechts und links seine Nachbarn durch einige witzige Bemerkungen, die er dazwischen warf und die ihm Niemand übel nahm, obwohl beim Spiel alles laute Sprechen verboten ist, und gab sich in jeder Hinsicht als ein Mann, welcher die Welt von Grund aus kennt und sie gerade so, wie sie ist, am genießbarsten findet. Seitdem trafen wir uns häufig, und da Mama gnädig Ja nickte, schlossen wir Freundschaft. Kanonikus Moosdörfer hat mir versprochen, mich auf Bork zu besuchen, sobald sein Beruf ihn in diese Gegend führt. Sein Beruf? Worin mag der wohl bestehen? Mich dünkt, im Spioniren! . . .

»Doch was geht mich das Treiben anderer Leute an! Mit wem ich mich amusire, der ist mir recht, der ist mein

Freund, und wäre er ein Ausbund von Schlechtigkeit! Die sogenannten ehrlichen Leute sind doch alle ungenießbar!

...

»Originelle Einfälle hat Kanonikus Moosdörfer auch, und läßt man ihn gewähren, so wird er freigebig, und man kann bei einiger Klugheit recht hübsch von ihm zu Neste tragen. Ich überreichte ihm mein Stammbuch vor der Abreise und bat um einen Denkspruch. Taubensanft blickte er mich an, drückte mir die Hand und sagte: ›Gern, verehrte Comtesse! Sie erlauben doch, daß ich mich eine Nacht hindurch auf einen passenden Spruch besinne?‹ Wer hätte solche Bitte, von solchem Munde kommend, nicht gewähren sollen! ... Der Kanonikus besann sich aber drei Nächte lang, ehe er mir das Album zurückgab. Und was stand darin? Ich will es Dir nicht vorenthalten, damit Du siehst, daß die Weltweisheit noch nicht ganz ausgestorben ist. Der freundliche Mann Gottes oder der Kirche – wähle, was Dir am besten gefällt – hatte mir einen Wochenkalender hineingezeichnet, und zwar ganz niedlich, und zu jedem einzelnen Tage ein kurzes Gebot geschrieben. Dies sein Wochengebot lautet für mich, wie folgt:

Sonntag: Sei demüthig!

Montag: Gedenke des Sonntags!

Dienstag: Weltdienst macht klug.

Mittwoch: Der Kluge bleibt immer wach.

Donnerstag: So Du wachest, meidest Du das Böse.

Freitag: Selbsterkenntniß bringet Gott näher.

Samstag: Gottes Nähe ist Ahnung der Seligkeit.

Wie gefallen Dir diese kurzen Gedenksprüche, Vetter? Mir, die ich am liebsten die Stunde unbesehen vergeude, mir haben sie imponirt, denn ich ward durch die Wahrheit, die sich in ihnen verbirgt, gerührt. Dennoch bin ich schon jetzt fest überzeugt, daß der Wochenkalender des Kanonikus mir niemals Wegweiser durch's Leben sein wird . . . Du fragst: warum? So höre, was mich daran verhindert: ich hasse *alle* Regel, *alle* Gesetze! Will mich Jemand für die Welt oder für den Himmel erziehen – und Beides läuft wohl ungefähr auf Eins hinaus – so muß er's regellos, sprung- und flugweise thun . . . Ein wackerer, lieber Mann aber ist Kanonikus Moosdörfer doch, und jedenfalls zehnmal liebenswürdiger und klüger als mein schreibfauler Cousin. Auf lustiges Wiedersehen in Alteneck!

Maximiliane.«

Horatio legte dieses Schreiben der ausgelassenen Cousine in seine Briefmappe, dachte über das Gelesene eine Weile nach und öffnete dann den Brief des Vaters, der älteren Datums war. Baron von Alteneck schrieb:

»Lieber Sohn!

»Es hat den Anschein, als sollte ich keinen recht frohen Tag mehr erleben. Sonst glückte mir Alles, ich mochte unternehmen, was ich wollte; jetzt ist's gerade umgekehrt. Das Einfachste verwickelt sich, Heiteres verwandelt sich in Trübes, Freude gebiert Leid und Trübsal . . . Ich selbst komme mir schon seit längerer Zeit wie verwandelt oder wie ausgewechselt vor, und wüßte ich als freisinniger Mann nicht, daß es Unsinn ist, an eine übernatürliche

böse Macht zu glauben, die Gewalt über uns gewinnen kann, ich könnte wahrhaftig manchmal versucht werden, anzunehmen, der Teufel schleiche Stricke legend und Unheil stiftend unablässig um Alles, was mein ist, oder mit mir in Verbindung steht. Selbst um Dich wird mir bange, denn da Du Fleisch bist von meinem Fleisch, habe ich Ursache zu fürchten, daß die vielen Calamitäten, die mir den Humor verderben, auch Dir die glücklichsten Stunden der Jugend vergiften können.

»Im Spätherbst vorigen Jahres brannte Ober-Rense, wie Du Dich erinnern wirst, ab. Du kennst die Gerüchte, die bald darauf in der Gegend umliefen, die ich aber absichtlich ignorirte. Da lagern sich vor einigen Wochen angebliche Auswanderer auf meinem Grund und Boden und belästigen, wie das bei diesen elenden Subjecten herkömmlich ist, durch zudringliches Betteln die Eingesessenen. Das kommt meinem Amtsschreiber zu Ohren, der denn, wie sich's auch gebührt, nicht faul ist und dem unsaubern Gelichter auf den Zahn fühlt. Nun denke Dir meinen Schreck, als der wackere, gewissenhafte Mann plötzlich mit einem Actenbündel und einer entsetzlichen ernsthaften Amtsmiene vor mich hintritt und mir mit dürrer Worten die Anzeige macht: der Schuft sei entdeckt, welcher damals den Hof in Ober-Rense angezündet habe! *Stante pede* verlangt der Mann, ich solle den Schuldigen sogleich verhaften lassen und ihn zu weiterer Untersuchung dem Kreisgericht überliefern!

»Nicht ohne Widerstreben ging ich, weil mich die Indicien dazu zwangen, auf das Ansinnen des Amtsschreibers ein, doch erst dann, als der Bezeichnete sich durch sein merkwürdiges Benehmen selbst so auffallend verdächtig machte, daß ich von seiner Schuld überzeugt ward. Die Vergangenheit dieses gefährlichen Menschen befähigt ihn zu dem Verbrechen. Es ist Caspar Spät, der Tischler, der mir schon mehrmals einen Possen gespielt hat, und der mich aus bewußten Gründen haßt wie die Sünde, deren Knecht er nun geworden ist. Seit vierzehn Tagen sitzt der Kerl in strenger Haft, ist aber natürlich verstockt und läugnet mit frecher Stirn Alles, obwohl die Aussagen derer, die Zeugen seines Handelns waren, ihn der That überführen, ja ihn sogar zu dem Geständniß zwingen, er sei um die angegebene Zeit just dagewesen, wo die Auswanderer ihn gesehen und gesprochen zu haben behaupten. Bei der Confrontation hat er sie als dieselben Personen wieder erkannt, mit denen er sich nach Ausbruch des Feuers über dasselbe unterhielt, zu Weiterem aber will er sich nicht verstehen. Helfen wird dem verschlagenen Schalke freilich sein Lügen nicht viel; alle Welt hält Spät für den Mordbrenner, und nach den Aeüßerungen, die er kurz vor der Brandnacht über mich gethan, darf man sich zu ihm auch der That versehen.

»Mir wär' es lieber, die ganze Geschichte hätte sich im Sande verlaufen, denn ich habe nur Schaden und üble Nachrede davon. Die Frau des rachsüchtigen Menschen, der mir es nicht vergeben kann, daß ich um seine Schlechtigkeiten weiß, erinnert sich jetzt auf einmal,

daß ich ihr Wohlthaten erwiesen habe, und will durch ihr Händeringen und Heulen mit aller Gewalt mein Herz erweichen. Aber ich hüte mich wohl, sie vor mich zu lassen, eingedenk der Drohungen, mit denen ihr verbrecherischer Herr Gemahl mich ehemals beehrte. Wenn sie mir nur nicht etwa ihren Schreihals vor die Thür legt, das Pfand ihrer Liebe, von welcher die undankbare Person gegenwärtig wohl nichts mehr wissen wird . . . Uebrigens kennt der Haß und die Rachsucht dieses Spät gar keine Grenzen. Noch Tags vor seiner Verhaftung, die er voraussehen konnte – denn ich war so gutherzig, um ihm die Schmach offener Abführung zu ersparen, ihn höflich nach Alteneck zu entbieten, wo sich das Weitere ohne Geräusch und Aufsehen hätte anordnen lassen – hat der abscheuliche Mensch eine Holzpuppe an sein Schöpfrad gestellt, die offenbar eine Carricatur von mir vorstellen soll. Latte sah ihn daran schnitzen, als er ihm meine Vorladung überbrachte. Natürlich lachte ich über diese kindische Rache, obwohl ich durch den das Schöpfrad drehenden Hampelmann gewissermaßen vor aller Welt an den Pranger gestellt werde, der elende Mensch aber hat seine Sache damit nur noch schlimmer gemacht . . .

»Welch' Ende nun auch schließlich dieser fatale Handel nehmen mag, mir und meinem Geschlecht wird er kaum Vortheil bringen. Jedenfalls hast Du dereinst darunter zu leiden. Also abermals ein Eindruck der Teufelsklaue, dessen Spuren so ganz unerwartet auf meinem Lebenswege sichtbar werden! . . . Ich mache Dich darauf aufmerksam, mein Sohn, damit Du bei Zeiten recht vorsichtig wirst. Es

fehlt uns wie allen Bevorzugten – dem Grafen von Rothstein, meinem erprobten Freunde, ergeht es fast noch schlimmer – nicht an offenen und versteckten Gegnern, und vor diesen müssen wir stets auf, der Hut sein. Der gefährlichste von allen ist Caspar Spät's Intimus, Joachim Helfer, der Sohn des pensionirten Schulmeisters von Hohenrothstein. Was dieser thun kann, um alle Höllenhunde mir auf den Hals zu hetzen, versucht er gewiß, auch auf die Gefahr hin, daß er selbst den Hals dabei bricht. Glücklicherweise bin ich im Besitz eines Mittels, das den Wüthenden bändigend wird, sollte er sich gelüsten lassen, über das Maß des Erlaubten hinauszugehen. Ich spreche nicht weiter davon, um seine Kraft nicht abzuschwächen. Erst im Fall der Noth soll der Tollkopf damit zur Raison gebracht werden.

»Graf Rothstein, der mir in meinem Leid treu zur Seite steht, freut sich, Dich zu sehen. Er ist auch nicht mehr ganz der Alte. Die Jahre machen sich bei ihm wie bei mir geltend, und der Feldzug von 1812 steckt ihm noch heute in den Gliedern. Gelebt hat man freilich auch, was wir indeß nicht bereuen wollen. Eine Jugend, die allzu solid und tugendhaft auftritt, muß jedem gesunden Menschen anwidern. Betbrüder können wir immer noch werden, wenn alle Sinne stumpf geworden sind. Die beste Regel, um die Freuden dieser Welt mit Nutzen zu genießen, heißt: Lebe und genieße so, daß Du nichts zu bereuen hast! Ich wünsche, daß auch Du diese Regel Dir

einprägst und immer danach handelst. Bei einiger Klugheit im Prüfen und Wählen kommt man dabei niemals zu kurz.

»Maximiliane wird uns wahrscheinlich schon demnächst überrumpeln. Sie war erst in Ostende, später in Scheveningen. Aus dem Harz hat sie mir eine ihrer halbtollen Episteln gischickt. Triffst sie Dich dann nicht, so steckt sie ganz Alteneck in Brand. Richte Dich also so ein, daß Du kommen kannst, wenn ich Dich rufe. Zu anhaltendes Studiren möchte ich Dir überhaupt nicht anrathen; es verträgt sich schlecht mit denjenigen Eigenschaften, welche dem Edelmann ein so großes Uebergewicht über's Bürgerliche geben. Köpfe mit vielem, meist unnützem Wissen vollgepfropft, beugen sich leicht zu tief, und das würde sich an dem Erben meines Namens und meiner Güter unerträglich finden. Ueberlasse das den Bauern und ihren Söhnen, und mische Dich überhaupt nicht zu sehr unter das sogenannte Volk! ... Ich habe eine geheime Scheu vor diesem vieltausendköpfigen Ungeheuer, das uns seit den Julitagen von Anno Dreißig, welche die Welt sogar mit der Fratze eines Bürgerkönigs beschenkt haben, fortwährend die von grober Hausmannskost scharf geschliffenen Zähne weist. Abermals ein Punkt, der die Gestalt einer Teufelsklaue annehmen kann ... Also sei vorsichtig, wählerisch in Deinem Umgange und klug in Deinen Aeüßerungen! Das Allerheiligste Deiner Gedankenwelt muß Aller Augen verborgen bleiben ...

»Letzthin hat Barbara wiederholt nach Dir gefragt, voll sonderbarer Theilnahme, wie es mir scheinen wollte, was mich etwas stutzig machte; denn in früheren Jahren warst Du nicht eben ihr Liebling. Sie hatte immer an Dir auszusetzen, daß Du Deiner Mutter zu ähnlich sähest . . . Verrückte Marotte! . . . Soll ich ehrlich sein, lieber Sohn, so muß ich offen gestehen, daß mir die Alte seit einiger Zeit sehr lästig wird. Unfreundlich mag ich sie nicht behandeln, und sie geradezu fortzuschicken, was vielleicht das Klügste wäre, hält mich ein schwaches Gefühl der Dankbarkeit ab, die ich in gewissem Sinne der unbedeutenden Person schuldig bin . . . Wenn sie sich nur das unnütze Schwatzen abgewöhnen wollte! . . . Ihr Geschwätz macht mich so verdrießlich, daß ich heftig werden kann und nicht ganz sicher vor einer Thorheit bin . . . Sucht Barbara Dich auf, so halte ihr Stand, höre ihr ruhig zu, glaube ihr aber nichts! . . . Du hast eine Unzurechnungsfähige vor Dir, die zu sehr natürlicher Mensch geblieben ist, um mit Worten ihre Lüste todtschlagen zu können. Später sprechen wir mehr darüber . . . Es wäre äußerst fatal, wenn die alte Närrin aus einer Träumerin eine Wahnsinnige würde. In diesem Falle müßte ich sie ihrer selbst willen, und damit sie Andere nicht schädigen könnte, in sichere Räumlichkeiten unterbringen . . .

»Neulich hatte ich das Vergnügen, den reichen Bleicher Moosdörfer aus Schönlinde auf Rothstein zu sehen

und zu sprechen. Wie dieser bürgerliche Kauz, der übrigens niederträchtig klug ist, sich unter uns Anderen ausnahm, kann ich gar nicht sagen. Es war spaßhaft, lächerlich, und doch mußte man sich ärgern! . . . Keine Spur von wirklicher Lebensart, jeder Zoll an dem rundbäuchigen, fetten Kerl ein Bleicherknecht! Eins nur versteht dieser unerschöpfliche Geldsack, die Kunst, die seltensten Weine gleich seidelweise zu probiren, wobei er sanft lächelnd und sich die Lippen leckend salbungsvoll spricht wie ein Priester und keinen Augenblick seinen Vortheil außer Acht läßt. Es hat dem guten Rothstein Mühe genug gekostet, ehe dieser lächelnde Teufel breitgeschlagen war . . . Für Revanche haben wir aber doch Sorge getragen.«

Horatio war bei der Lectüre dieses langen Schreibens, dem Baron von Alteneck nicht einmal seinen Namen beigefügt hatte, sehr ernst geworden. Das Lächeln, welches anfangs auf seiner Lippe schwebte, verlor sich allgemach und machte zuletzt einem beinahe finstern Gesichtsausdrucke Platz. Er schob den Brief wieder in das Couvert und stellte einen Briefbeschwerer in Gestalt eines fliehenden Rehes, von Hunden gehetzt, darauf. Zu dieser Erzfigur kehrten Horatio's Blicke immer wieder zurück, wenn er auf und nieder gehend den Tisch streifte. Die bittende Else, die Frau des Tischlers Spät, welche sein Vater nicht sehen und sprechen wollte, und die Gestalt der alten Barbara drängten sich immer von Neuem in den Gesichtskreis seines geistigen Auges. Daß Caspar Spät den Hof in Ober-Rense angezündet haben sollte, konnte Horatio nicht glauben . . . Er kannte den Mann auch, und er

wußte, daß sein größter Fehler in einem unbeugsamen Sinn, einer rauhen Ehrlichkeit bestand, welche die Worte, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, nicht auf die Goldwage legte.

Geraume Zeit war der junge Mann unschlüssig, was er thun solle, um für den Gefangenen zu wirken, ohne seinen Vater zu beleidigen. War dies überhaupt möglich, so konnte es nur heimlich und auf Umwegen geschehen. Auch durfte Caspar Spät nicht erfahren, wer die Triebfeder in Bewegung setzte, die ihm vielleicht eines Tages die Thür des Kerkers öffnete . . . Auch Barbara machte Horatio Sorge, nicht, weil er sich vor ihrem Geschwätz fürchtete, sondern weil die Andeutungen seines Vaters ihn ahnen ließen, daß er der alten Beschließerin zürne.

»Freund Antonius muß helfen!« sagte er endlich entschlossen zu sich selbst, »nicht obgleich, sondern weil er Bauer von Geburt ist! . . . Er steht mit Leuten in Verbindung, die auf Joachim oder dessen Vater influiren können, und erfahren die Freunde des Eingekerkerten erst die ganze Wahrheit, die sie jetzt schwerlich schon kennen, so rühren sie auch wacker die Hände . . . Des Vaters Brief enthält nichts, was Antonius nicht erfahren dürfte . . . Ueber manchen Passus wird er die Achseln zucken, über andere vielleicht hell auflachen. Gewiß aber läßt er mich nicht im Stiche, und das allein ist's, was ich wünsche.«

Den Brief des Vaters zu sich steckend und die Mappe mit dem muntern Schreiben seiner Cousine Maximiliane

von Allgramm verschließend, verließ er seine Wohnung, um den Freund aufzusuchen und dessen Rath zu hören.

8. BEI DER FEENGRUFT.

Schloß Rothstein lag auf einem breiten felsigen Hügelrücken, der gegen Norden schroff in das Flußthal abfiel, an dem entlang die Häuser des weitläufig gebauten volkreichen Ortes Hohenrothstein fortzogen. Jenseit des Thales, ebenfalls in nördlicher Richtung, gewahrte man einen Hügel von auffallend runder Form, den kein Baum oder Strauch schmückte. Auf dem Gipfel dieses Hügels ragten aus unbedeutender Vertiefung fünf riesige Steine empor, die so gegen einander gestellt waren, daß sie eine nach Norden und Süden zugängliche Grotte bildeten. Ohne Zweifel rührten diese Steine aus früheren Jahrhunderten her und hatten wahrscheinlich den damaligen Bewohnern der Gegend als Opferstätte gedient. Der Volksmund nannte den Hügel die Heidenlehne und die Steingrotte die Feengruft. Alte Leute mieden den Ort größtentheils, an den sich allerhand dunkle Sagen knüpften, oder betraten ihn wenigstens niemals des Nachts. Das jüngere Geschlecht war kecker und weniger abergläubig. Es benutzte die ziemlich tiefe Grotte zu geselligen Spielen und nicht selten zu allerhand Schabernack, um Aengstliche und Furchtsame zu necken. Nur wenn Lotto-Clemens, der steinalte, eisenharte Schäfer von Rothstein, sein Quartier in der Feengruft aufschlug, zog die schelmische Jugend ab und überließ dem alten Manne Höhle und Hügel ganz allein.

Clemens war ein im höchsten Grade angesehener Mann bei Alt und Jung. Vornehme kümmerten sich weniger um ihn; es fiel aber auch dem stolzesten Adeligen nicht ein, den Schäfer zu beleidigen, der eine gleichsam gefehte Person war.

Ehrwürdig durch sein Alter, besaß Clemens durch sein Wissen, das alle Familien- und Ortsereignisse der Herrschaften Rothstein und Alteneck umfaßte, eine große Macht über die Menge und machte, wenn sich dazu Gelegenheit bot, auch Gebrauch davon. Im Allgemeinen war Clemens beliebt und geachtet; Wenige nur fürchteten ihn, und diese mieden ihn eher, als daß sie ihn suchten. Der alte Schäfer hatte verschiedene Liebhabereien, die ihn schon in der Jugend beschäftigten und unterhielten, und denen er jetzt im Alter noch nicht entsagen mochte. Er war der erste, wo nicht der alleinige Mensch gewesen, der schon vor mehr als fünfzig Jahren in der locker geschichteten Erde der Heidenlehne irdene Geschirre von eigenthümlicher Form entdeckt, ausgegraben und in seiner niedrigen Hütte sorgfältig aufbewahrt hatte. Er that sehr geheim mit diesen Funden und zeigte sie nur wenigen Vertrauten. Die Ahnung, es könnten durch Zufall heilige Gefäße heidnischer Vorfahren, von denen er doch auch abstammen mußte, in seine Hände gefallen sein, flößte ihm einen gewissen Respect vor denselben ein, der noch erhöht ward durch räthselhafte Zeichen, die er bei genauerer Betrachtung darauf entdeckte, und in denen er zuletzt Zahlen erblicken wollte.

Diese letzte Entdeckung ward für den Schäfer selbst wie für Andere wichtig, denn sie brachte ihm den Ruf eines Sehers ein. Seine Beschäftigung ließ ihm nämlich viel freie Zeit, die er größtentheils zum Stricken von Fischernetzen benutzte, worin er große Uebung besaß, und für welche er stets Abnehmer fand. Strümpfe zu stricken, womit wohl andere Schäfer sich die Zeit verkürzten, hatte Clemens nie versucht. Er hielt das für eine weibische Beschäftigung, zu der ein Mann nur im Augenblick der Noth greifen dürfe. Waren ihm nun die Hände von langem Schürzen der Netze müde geworden, dann durchsuchte er die lockeren Stellen der Heidenlehne nach verborgenen Geräthschaften der Vorzeit, wobei er sich nur seines laingen Stabes bediente, oder er spielte mit sich selbst zu bloßem Zeitvertreib, wie er es nannte, Lotto, ohne wirklichen Gewinn oder Verlust zu haben. Dieses Spiel war des Schäfers eigene Erfindung und bestand darin, daß er drei große Würfel in das größte der irdenen Gefäße rollen ließ, welche die Erde der Heidenlehne ihm geliefert hatte. Entsprach die geworfene Zahl der Ziffer, welche die von dem Schäfer für Zahlen gehaltenen Charaktere des Gefäßes auf Rand und Boden desselben, wohin die Würfel gefallen waren, zeigten, so galt solche Uebereinstimmung dem Schäfer für einen Glückswurf.

Abergläubige Menschen giebt es überall und unter allen Ständen. Das geheimnißvolle Würfelspiel des Schäfers in der noch geheimnißvolleren heidnischen Opferchale blieb nicht lange unbekannt. Auf die Phantasie der Umwohner, insbesondere der Frauen, übte es einen

großen Reiz, und als Clemens selbst zugab, daß er durch sein Spiel einen Gewinn im Lotto gemacht habe, indem er die Zahl seines glücklichen Wurfes setzte, begehrten Viele, er solle für sie werfen, damit sie Glück im Spiele hätten.

Clemens war eine zu gutmüthige und harmlose Natur, um solche Bittende barsch von sich zu weisen. Er that also, was sie wünschten, und – sonderbar genug – ein Glückswurf in seiner Opferschale ging selten ohne Treffer im Lotto aus. Seitdem kannte den glücklich würfelnden Schäfer, dem die Meisten übernatürliche Kräfte zuschrieben, Jedermann weit und breit unter dem Namen Lotto-Clemens.

Eines Nachmittags, eine Stunde vor Sonnenuntergang, saß dieser vielgesuchte Mann am Eingange der Feengruft, die ihm zum Lagerplatz seines Netzevorrathes diente, wie gewöhnlich, so lange er keine Ermüdung fühlte, die hölzerne Filetnadel fleißig handhabend. Zwischen seinen Füßen lag sein großer zottiger Hund, der auf den Namen ›Flink‹ hörte, ein schönes Thier mit langen schwarzen Hängeohren und zwei rostbraunen Flecken über den klug in die Welt blickenden Augen. Obwohl Flink sich kaum rührte, überwachte er doch mit scharfem Blick die große Heerde prächtiger Negrettischafe, die um den breiten Fuß der Heidenlehne weidete. Clemens trug kurze Gamaschen von schwarzer Schafwolle, die nur bis an die halbe Wade reichten und den groben, mit unzähligen Nägeln beschlagenen Schuh umschlossen. Grauwoollene Strümpfe bedeckten ihm das

Knie und den unteren Schenkel noch über dem bronzenfarbenen Manchesterbeinkleide. Ein schmaler Lederriemen mit Schnallen befestigte die Strümpfe zwei Hände breit über dem Knie. Seine übrige Kleidung bestand aus einem blautuchenen sogenannten ›Brustlatz‹ eine weite, den halben Leib bedeckende, bis unter das Kinn zugeknöpfte Weste, die mit ihren blanken guldengroßen Messingknöpfen gar stattlich aussah, und einem darüber gezogenen bequemen Schafspelz, der an den Achseln, den Ellbogen, am meisten aber auf dem Rücken mit feinem Lederbesatz verziert war. Das starke graue Haar trug er lang und unbedeckt; damit es ihn aber nicht genire, strich er es mittelst eines halbrunden Kammes von gewöhnlichem grauen Horn zurück in den Nacken.

Wind und Sonne hatten das Gesicht des Schäfers stark gebräunt, das Alter tiefe Falten in seine Stirn gegraben, nur die Sehkraft seiner mattgrauen Augen hatten die Jahre eben so wenig geschwächt wie sein Gehör. Letzteres schien sogar mit dem zunehmenden Alter immer schärfer zu werden.

»Paß auf, Flink!« rief Clemens seinem ruhenden Hunde zu, indem er selbst den Kopf hob und scharf ausblickte nach Westen, wo der Horizont von schön geformten Bergen verschiedener Höhe begrenzt war. Flink sprang auf die Füße, lauschte, wedelte mit dem Schweife, bellte aber nicht.

»Sag' an, Flink, wer schreitet die Lehne herauf?« fuhr der Schäfer fort, das halbfertige Netz über dem Schooße

ausbreitend. »Ist's ein Freund oder ein Fremder? . . . Leute, die uns nicht leiden mögen, verirren sich nicht auf die Heidenlehne.«

Der Hund bewegte seinen Schweif noch stärker und ließ ein gemüthlich klingendes Knurren hören.

»Schön,« sprach Clemens, »dann wollen wir Beide uns nicht weiter stören lassen.«

Flink nahm sogleich seinen alten Platz zwischen den Füßen des Schäfers wieder ein, und dieser strickte emsig fort an seinem Netze. Nach wenigen Secunden vernahm Clemens einen schleifenden Schritt von der Nordseite der Grotte her, und als er den Kopf zur Seite wandte, erblickte er eine Frau in dunkler Gewandung, die er sogleich an der eigenthümlichen Form ihrer Haube erkannte. Es war Barbara, die Beschließerin von Alteneck. Sie blieb in geringer Entfernung von dem Eingang zur Feengruft stehen, sah den Schäfer fragend an und grüßte ihn dann durch ein kurzes, nicht eben freundliches Kopfnicken.

Der Schäfer ließ sein Auge eine kleine Weile auf den bleichen Zügen der früh gealterten Frau ruhen und forderte sie dann auf, näher zu treten.

»Du bist unzufrieden, Barbara, und willst Jemand verklagen,« sagte er. »Ich weiß auch, wer Dich unzufrieden macht, kann Dir aber nicht helfen. Du liegst genau so, wie Du Dich gebettet hast! Oder bist Du vielleicht gar außer Brod?«

Barbara setzte sich zur Seite des Schäfers auf einen bemoosten Stein und blickte über das Flußthal nach dem

Gebirgszuge. Aus der nebligen Atmosphäre konnte man in der Ferne die beiden Thürme von Alteneck erkennen.

»Clemens,« hob sie mit matter Stimme an, »wir kennen uns seist dem Tage, wo ich bei dem Herrn Baron in Condition trat. Damals warst Du noch nicht alt, ich aber war sehr jung. Wer jung ist, will das Leben genießen und glücklich werden. Das war auch mein Streben. Bin ich schlecht, weil ich mich verrechnet habe?«

»Willst Du das von mir wissen?« entgegnete der Schäfer und nahm seine Arbeit wieder auf, die er bei Barbara's Anrede hatte ruhen lassen. »Es ist unnöthig, daß Du mich fragst, denn meine Antwort würde heute nicht anders lauten, als vor so und so viel Jahren. Ist sie Dir im Gedächtniß hängen geblieben?«

Barbara nickte bejahend mit dem Kopfe und blickte finster in die neblige Ferne.

»Welche Antwort gab ich damals auf Deine Frage?« fuhr Clemens fort.

»Eine so kurze und lieblose, daß ich Dir mißtrauen mußte,« erwiderte Barbara. »Du nanntest den Baron einen Gesellen des Satan.«

»Hab' ich gelogen?«

Barbara verneinte.

»Und wofür hältst Du den Baron jetzt?«

»Für ... « Sie preßte die Rechte gewaltsam gegen die Brust und legte sich mit Absicht Schweigen auf. »Nein,« fuhr sie dann fort, »verdammten will ich ihn nicht. Dazu bin ich selbst zu tief gesunken, denn ich nahm ihn mir zum Muster und wandelte mit ihm gleiche Wege. Du hast

es mir nicht nachgetragen, Clemens, daß ich klüger sein wollte, als Du und mancher Andere, der mir wohl wollte; Du machtest mir sogar, als es schon zu spät war, ein großmüthiges Anerbieten, das ich in meiner Kurzsichtigkeit nicht zu würdigen verstand.«

Der Schäfer verneinte durch eine abwehrende Handbewegung.

»Ich denke nicht mehr dran und wünsche, daß auch Du es vergißt,« sagte er. »Von der Vergangenheit können wir wohl lernen, Trost für bekümmerte Herzen gewährt sie aber selten. Laß uns also lieber von der Gegenwart sprechen . . . Du willst mir eine Nachricht bringen oder etwas von mir wissen?«

»Beides, Clemens . . . Hubert bleibt verschwunden, und der Baron hält sein Wort noch heute nicht. Was soll ich thun, daß ich ihn dazu zwingen?«

»Nichts, gar nichts, Barbara!« versetzte der Schäfer. »Sein Gewissen muß ihn geschmeidig machen, und das wird ihn beunruhigen, ihm die Nächte vergiften und die Tage verfinstern, ehe das nächste Jahr vergeht!«

»Seit ich ihn dränge, haßt er mich, und wenn der Baron haßt, ist er gefährlich,« sagte Barbara. »Das hat die verstorbene gnädige Frau erfahren. Sie würde heute noch leben, wäre sie nicht nach Alteneck gekommen . . . «

Clemens ließ ein schrilles Pfeifen hören, was den Hund in schnellem Laufe der weidenden Heerde zutrieb, die sich am Fuße der Heidenlehne in mehrere Gruppen getheilt hatte.

»Die selige Frau war auch Deine Feindin, Barbara, und Du gönntest ihr den Kummer, der sie verzehrte! . . . Das ist die Sünde, die Dich jetzt drückt und die mich in ewige Einsamkeit verstieß. Aber genug davon! Ich will nicht Dein Richter, nicht Dein Peiniger sein, ich möchte es nur erleben, daß die Grundslechteren, die da wissen, daß sie schlecht sind, ihren Lohn auch noch auf Erden dafür bekommen . . . Wie geht's Else?«

»Traurig, Clemens, sehr traurig! . . . Es ist schrecklich anzusehen, wie der Baron sich weidet an dem Kummer und der Angst der unglücklichen Frau . . . Freilich, sie könnte von beiden bald befreit werden, wäre sie anders als sie ist.«

Die Blicke des Schäfers begegneten denen Barbara's, und in beiden lag geheimes Einverständnis.

»Ich werde die Frau warnen,« sagte Clemens nach kurzem Schweigen, »und meine Warnung wird Balsam sein für ihr Herz . . . Jede Frucht muß reif werden, ehe sie abfällt, das ist Naturgesetz, und für den Baron ist die Zeit der Reife nicht mehr fern . . . Es wird Alles kommen, wie ich es ihm sagte, ehe die gnädige Frau ihren jubelvollen Einzug auf Alteneck hielt. Damals lachte er mich aus, wie er ja Alles verlacht, was dem Recht und der Wahrheit dient. Sein Lachen wird ihm aber bezahlt werden, wie dem reichen Herrn in der Sage. Kennst Du die Geschichte?«

Barbara verneinte.

»Ich will sie Dir erzählen, denn sie ist kurz und erbaulich. Es lebte vor langer Zeit ein Mann, Namens Dietrich, der war fromm, konnte aber das Lachen nicht lassen, auch nicht, wenn er in der Kirche saß und ihm etwas vorkam oder einfiel, das ihm Spaß machte. Da sah er nun eines Tages unter der Predigt, daß der Teufel hinter dem Altare saß und die Namen der Schläfer auf eine Kuhhaut schrieb, sich dabei aber an die Wand stieß und einen Zahn ausbrach, als er die Kuhhaut, die zum Aufschreiben aller Namen nicht zureichte, mit den Zähnen mehr auseinanderziehen wollte. Darüber lachte Herr Dietrich ganz unbändig, und geschehen war es um seine Frömmigkeit; er merkte das, weil die Sonnenstäubchen, die bis dahin seinen Rock getragen hatten, das nicht mehr thaten. Da ward er zornig und steckte aus Verdruß Brod in seinen Stiefel, also, daß er Gottes Gabe mit Füßen trat. Da holte ihn des Nachts ein Wagen ab und sauste mit ihm davon durch die Luft in die Wälder; der aber, welcher den Wagen lenkte, war derselbe, der hinter dem Altare die Namen der gedankenlosen Schläfer auf die Kuhhaut geschrieben hatte. So ward der fromme Herr Dietrich durch sein frevelhaftes Lachen ein Geselle des Satan und ist es noch bis auf diesen Tag!«

Barbara bewegte beistimmend das Haupt.

»Erginge es dem Baron wie dem Manne in der Sage, so geschähe ihm kein Unrecht,« sagte sie nachdenklich. »Es ruht viel auf seiner Seele . . . Mich hat er bethört und verstoßen; unsern Sohn, seinen rechtmäßigen Erben, schickte er in die Verbannung, damit er umkäme – aber er lebt,

Clemens, er lebt, mein Herz sagt es mir, – und die Gnädige, die nach mir kam, hat er gepeinigt und durch mich, die ich immer seinen Willen thun mußte, peinigen lassen, bis der Gram sie tödtete . . . Seitdem flieht den Bösewicht die Ruhe . . . Er kann nicht schlafen und nachtwandelt häufig . . . Die todte Gnädige weckt ihn auf, – ich hab's oft gehört, daß er zu ihr sprach. Am Tage aber lebt er wüst in Saus und Braus, um die Schrecken der Nacht zu vergessen.«

»Störe ihn nicht,« erwiderte der Schäfer, »aber gieb wohl Acht auf alle seine Schritte! Für Caspar Spät werde ich seiner Zeit einen Schritt gehen; jetzt würde es nichts nützen, wenn ich mich dazwischen steckte. Und nun tritt den Rückweg an. Du mußt eine Stunde lang scharf ausschreiten, wenn Du vor Finsterwerden in Alteneck sein willst . . . Nächstens werde ich den Organisten aushorchen. Er ist immer am geschwätzigsten, wenn er bei Sonnenuntergang oder vor dem Abendläuten sein Herz durch das Spiel der Glasharmonika erquickt hat . . . Ist Hubert noch am Leben, so werden wir dereinst auch wieder von ihm hören . . .«

Er pfiß abermals dem Hunde, legte das Netz zusammen und stand auf. Barbara folgte seinem Beispiel. Die Heerde, von dem klugen Flink gejagt, trabte hinter der Feengruft vorüber nach der andern Seite der Heidenlehne, wo diese an Wiesen- und Ackerland stieß, zwischen welchem mitteninne die große Schäferei des Grafen von Rothstein lag. Dahin wendete sich Lotto-Clemens mit Barbara, welche denselben Weg gekommen war, und

erst an den Wiesen nach dem Flußthale abbiegen mußte, um die Straße nach Alteneck einzuschlagen. Schloß Rothstein, von goldenem Aether umflossen, stieg majestätisch stolz aus dem nebligen Thale empor. Clemens deutete auf die goldflimmernden Fensterreihen des weitläufigen Baues und sagte, sich auf seinen Stab lehnend:

»Der da drüben wohnt, steht auch besser angeschrieben beim Teufel als bei unserm Herrgott, und wo Dein Herr hinfährt, wenn die Lust auf Erden in eitel Dunst verfliegt, dahin wird sein treuer Kumpan wohl auch hinsteuern . . . Möchte drüben weder des Einen noch des Andern Diener sein!«

Das Flußthal herauf scholl Glockengeläute. Barbara bekreuzte sich und reichte dem Schäfer die Hand zum Abschiede.

»Verlaß mich nicht, Clemens, wie ich Dich verließ,« sagte sie mit weicher Stimme. »Lebt Hubert noch, und wird Spät und sein Weib gerettet, so wird mir der Himmel wohl auch gnädig sein und mir vergeben, daß ich der Stimme des Herzens mehr Gewicht beilegte, als der Stimme des Gewissens.«

Clemens ließ die alte Beschließerin ohne Antwort von sich. Auf seinen Stab gelehnt, sah er ihr nach, bis ihre Gestalt in den Nebeln des Thales untertauchte.

9. VATER UND SOHN.

Im äußersten Winkel des Parks von Alteneck lag eine Einsiedelei, deren Inneres ein allerliebste eingerichtetes Boudoir enthielt. Aus diesem führte eine geheime Thür

in ein verborgen angelegtes Badehaus, das nur von oben Licht erhielt. Hinter diesem befand sich ein kleines Wäldchen, durch welches sich ein Fußpfad nach der untern Parkpforte schlängelte, durch die man unmittelbar auf die Landstraße kam, welche der Park auf dieser Seite berührte.

Der Baron hatte in früheren Jahren auf die Erhaltung der Parkanlagen bedeutende Summen verwendet. Ungewöhnliche Kosten verursachten ihm namentlich die Wasserkünste, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten, und die einige Male im Jahre zur Unterhaltung des Publikums sprangen. Eine sogenannte Vexirgrotte, in welcher Nymphen lagerten, von Liebesgöttern belauscht, machte den Besuchern besonders viel Vergnügen, weil jeder Neugierige, sobald er sich den nicht eben meisterhaft gearbeiteten Statuen näherte, von allen Seiten mit Wasserstrahlen überschüttet ward. Seit dem Tode der Baronin aber vernachlässigte Alteneck den Park auffallend. Kaum die Gänge, Boskets und Grasplätze wurden noch dürftig gepflegt, die Wasserkünste geriethen ganz in's Stocken, und in der beliebten Vexirgrotte sah es wüst aus und unheimlich wie in einer Räuberhöhle. Nur das Innere der Einsiedelei mit dem daran stoßenden Badehause war und blieb in gutem Stande erhalten und wurde noch täglich besucht.«

An diesen lieblichen Versteck knüpften sich für Barbara die süßesten und schrecklichsten Erinnerungen ihres Lebens. Sie hatte keine Freude daran; aber dennoch kam sie an keinem Tage eher zur Ruhe, als bis sie, und wär'

es erst tief in der Nacht geschehen, die Eremitage betreten hatte. Weil dies nun regelmäßig geschah, und der Baron auf das stille Treiben seiner alten Beschließerin im Schlosse, wenn es ihn nur persönlich nicht störte, wenig achtete, so behielt das Boudoir nebst dem eleganten Badezimmer stets ein wohnliches und behagliches Aussehen.

Es war schon sehr dunkel geworden, als Barbara wie ein Schatten durch die Pforte in den Park schlüpfte, das Wäldchen durchschritt und in dem Badehäuschen verschwand. Sie hielt sich indeß weder hier noch in der Eremitage auf, sondern ging rastlos weiter, indem sie die ihr wohlbekanntesten nächsten Wege zum Schlosse wählte.

Die ganze hintere Zimmerreihe des Parterregeschosses war hell erleuchtet, als sie den vollen Anblick der Rückseite des Schlosses mit der großen von Säulen getragenen Veranda bekam, zu der zwei Treppen führten. Dieser Anblick machte Barbara stutzen und veranlaßte sie, sich einige Fragen vorzulegen, ehe sie weiter ging. Drei Fälle nur waren ihrer Ansicht nach annehmbar, welche eine so große Lichtverschwendung, wenn nicht rechtfertigten, so doch erklärten.

»Adam hat entweder Besuch,« murmelte sie, leise der östlichen Treppe der Veranda zuschreitend, »und will sich zeigen, oder die Furcht vor der Nacht besitzt ihn schon jetzt, oder endlich, er hält ein Gelag für sich allein, um sich für die Nacht zu ermüden . . . Ich werde ihn beobachten, und wenn, ich finde, daß er angreifbar ist, ihm mit spitzen Worten scharf zu Leibe gehen. Rege ich ihn

zu sehr auf, so läßt er es doch nur den Weinflaschen entgelten.«

Geschützt durch die Schatten der Pfeiler erreichte Barbara unbemerkt die Glasthür, welche in den Gartensalon führte und deren Scheiben nicht durch Gardinen, wie die übrigen Fenster, verhüllt waren. Mit einem Blick konnte sie den Salon und die beiden zunächst gelegenen Zimmer übersehen mit Allem, was darin vorging. Erschrocken trat sie wieder zurück und nahm so vorsichtig Stellung hinter einer der Säulen, daß sie den Ueberblick des Gartensalons behielt, selbst aber nicht gesehen werden konnte. Ihre Annahmen hatten die Beschließerin doch getäuscht. Baron von Alteneck hatte allerdings Besuch; um sich zu zeigen aber brannten die Wachskerzen auf den Kron- und Wandleuchtern heute nicht.

»Der junge Herr ist da!« sagte sie und machte verstohlen das Zeichen des Kreuzes. »Er ähnelt der Gnädigen, daß man sich entsetzen kann! ... Nur eine Hand breit größer ist er, und die beiden Erhebungen auf der Stirn hat er vom Vater! ... Was kann den Junker so plötzlich nach Alteneck treiben? ... Der Besuch scheint den Baron nicht zu erheitern ... Ich werde mich auf's Horchen legen ... «

Dicht an die Wand gedrückt, das Ohr an dem Schalleiter der Salonthür, lauschte Barbara mit angehaltenem Athem auf jeden Laut, der zu ihr drang.

In der Mitte des Salons war, wie Baron von Alteneck es gern sah, eine Tafel gedeckt, die ein Uebermaß leckerer Speisen trug und Wein in Fülle. Auf kleinen Ecktischen

sah Barbara ebenfalls Gläser und wenigstens immer eine volle Flasche, und soweit die taghell erleuchteten Nebenzimmer zu überblicken waren, konnte man auch in diesen gedeckten Tische mit gleichen dem Genuß dienenden Vorrichtungen bemerken. Ihre Lippen krümmten sich unter verächtlichem Lächeln, und ihre tief liegenden Augen erglühnten in wildem Feuer.

»Er schwelgt in gewohnter Weise,« sagte sie, »und der Sohn muß zusehen, wie sein Vater den Teufel um Frist bittet für seine verworfene Seele! ... Was sie einander wohl zu erzählen haben? ...«

Adam von Alteneck, einen vollen Römer in der Hand, kam jetzt der Salonthür näher. Er hinkte stärker wie gewöhnlich, woraus Barbara schloß, daß er sehr aufgeregt sei. Horatio hielt gleichen Schritt mit dem Vater und hatte die Hände auf den Rücken gelegt. Er trug feine Reitstiefeln mit Sporen und mußte mithin zu Pferde angekommen sein.

»Es ist so gut wie erwiesen,« sagte der Baron, zwischen jedem halben Satze einige Tropfen Wein schlürfend; »die beiden Landstreicher haben gesehen, daß der Elende sich bückte und in einem Strohbündel wühlte. Beim Fortgehen sah er sich mehrmals um, fing später an zu laufen und warf sich an der Hecke nieder, hinter welcher der Karren der fremden Bettler stand. Wenige Minuten später schlug die helle Lohe aus der Seitenwand der Scheuer. Da erhob sich der Schuft und ging lachend in entgegengesetzter Richtung von dannen.«

Barbara folgte den Wandelnden, die jetzt in's Nebenzimmer traten, unverwandten Blicks, vermochte aber leider nicht zu hören, ob Horatio eine Gegenäußerung laut werden ließ, und wie diese klang.

Der Baron ging zunächst nach dem Tische und füllte sich von Neuem sein Glas. Horatio, welchen der Vater zu gleichem Thun aufforderte, schüttelte den Kopf und klirrte ungeduldig mit den Sporen. Nach einem Umgange durch das Zimmer kehrten Beide zurück in den Salon, wo der Baron, immer das Glas in der Hand, dicht am Fenster in einem Lehnstuhl Platz nahm, während Horatio ihm zur Seite mit gekreuzten Armen stehen blieb.

»Warum willst Du den Freund des Unglücklichen nicht anhören?« fragte Horatio den Vater. »Es kann Dir doch nichts daran liegen, diesen an sich so unbedeutenden Menschen an den Galgen oder auf's Schaffot zu bringen, und Joachim Helfer ist mir von Allen, die ich sprach, als ein heller Kopf geschildert worden.«

Barbara konnte das Gesicht des Barons nicht sehen, seine Stimme aber verrieth ihr, daß es von einem häßlichen Lächeln entstellt werden müsse.

»Weil ich den Kerl nicht in meinem Hause sehen mag,« sagte er. »Er ist zu dreist, um Rücksichten zu nehmen, und zu heißblütig, um in den Schranken des Anstandes zu bleiben. Mit Leuten aber, die kaum Handschuhe tragen, wenn sie Gevatter stehen, gehe ich nicht gern um. Auch will ich ihm merken lassen, daß ich nicht gut auf ihn zusprechen bin, seit er den Grafen so gröblich beleidigt hat.«

»Trägst Du ihm das so lange nach?« warf Horatio ein.
»Ich finde das nicht nobel, nicht großmüthig . . . «

»Ei was, Du verstehst mich nicht!« fuhr Baron von Alteneck fort und schlürfte die letzten Tropfen aus dem Römer. »Ich spreche von den neuesten Flegeleien dieses Lümmels, von den Injurien, die er dem Grafen zu hören gab, als ihm dieser erklärte, er könne seinem Bruder nachlaufen, wenn er nur die Schwester hier lasse, und diese sich verpflichte, einige Jahre im Schlosse Dienste zu nehmen.«

»Würdest Du an des Grafen Stelle ein gleiches Ansinnen an den Sohn des alten Organisten gestellt haben?« fragte Horatio.

»Bei meiner Ehre, das würde ich!« gab der Baron zurück und erhob sich mit Hast aus dem bequemen Stuhle. »Er hat das Recht, das Mädchen als Dienerin zu fordern, denn, das Unterthanenverhältniß aller Eingeborenen von Hohenrothstein zu dem Grafen ist ein solches, daß dem gebietenden Herrn Jeder einiges Jahre persönlich dienen muß, wenn dieser ihn nicht frei geben will. Die junge Helfer soll ein sehr hübsches Mädchen sein, erzählte mir neulich Freund Rothstein, um so mehr finde ich, daß er klug handelt, wenn er seinem Rechte nichts vergiebt. Wir Altenecker sind übler daran, da schon mein Vater in einem unglücklichen Anfall unzeitiger Humanität auf alle Vorrechte, die wir früher besaßen, verzichtete. Für uns kommt die Reue über solches Thun zu spät; die Rothsteiner waren zäher und handelten klüger.«

»Lebt Joachim's Schwester bei ihren Eltern?« fragte Horatio, indem er dem Vater in das linke Nebenzimmer des Gartensalons folgte, wo dieser sich ein neues Glas füllte.

»Wäre das der Fall, so würde es schwer halten, des schönen Kindes habhaft zu werden,« entgegnete der Baron, der immer mittheilsamer und heiterer ward. »Freund Rothstein traf sie im Auslande und zwar in einem Dienstverhältnisse. Da sie nun ohne zuvor von ihm eingeholte Erlaubniß dasselbe angetreten hat, so kann er sie ohne Weiteres zurückfordern, damit sie ihm leiste, was sie bei Anderen vorstellt. Graf von Rothstein ist sehr nachsichtig, wenn er die mildeste Form dafür wählt und der hübschen Sünderin einen angemessenen Wirkungskreis im Schlosse anweist . . . Dem hochfahrenden Bruder ist das freilich nicht genehm. Er speit, weil er längst über die Dienstjahre hinaus ist, Feuer und Flamme, und ist in seiner Aufregung so weit gegangen, den Grafen unedler Absichten zu bezichtigen . . . Nimm dies Glas hier, Horatio, und leere es mit mir auf das Wohl unseres alten Geschlechts! . . . So, das ist ritterlich! . . . Ich sage Dir, lieber Sohn, wenn man Jemand in's Gesicht sagen will, Du bist schlecht, Du bist ein Schlemmer, ein Eidbrüchiger, ein Verführer der Unschuld, ein lächelnder Teufel in Menschengestalt, so muß man das auch beweisen können. Die bloße Absicht oder die Lust, Jemand zu vernichten, zu verführen oder todtzuschlagen, macht noch Niemand zum Verbrecher! Mein Freund Rothstein aber

ist ein alter Praktikus und läßt sich bei einem ausgelassenen Streiche niemals ertappen . . . Ich hoffe, mein Sohn, daß Du in dieser Beziehung Dir an ihm stets ein Beispiel nehmen wirst.«

Der Baron sprach, von den Geistern des Weines belebt, so laut, daß die aufmerksam horchende Barbara jede Silbe verstand. Sie zitterte vor Ingrim, denn Furcht kannte sie schon lange nicht mehr, da sie auf eigenes Lebensglück bereits seit vielen Jahren verzichtet hatte; aber sie verhielt sich mäschenstill, weil sie sehr richtig voraussetzte, der einmal gesprächig gewordene Baron werde seinem Sohne noch andere Mittheilungen von Wichtigkeit machen.

Horatio pflichtete jedoch seinem Vater nicht bei. Er widersprach und ergriff wider Erwarten des Barons die Partei des gefährdeten Mädchens.

Lächelnd hörte Alteneck zu, ohne von den Einwürfen des Sohnes sich verletzt zu fühlen. Die moralische Entrüstung desselben schien ihn eher zu ergötzen, denn er brach in ein höchst lustiges Lachen aus, ging mit unsicheren Schritten quer durch den Gartensalon und schellte. Dem alsbald eintretenden Bedienten rief er, noch immer lachend, zu:

»Champagner, Latte, und nicht zu wenig! Wir müssen einen vollen Abendtrunk thun!«

Der Befehl des Barons ward schnell vollzogen. Mit schäumenden Kelchgläsern näherten sich Vater und Sohn

wieder dem Fenster, hinter welchem die athemlos lauschende Barbara stand. Horatio mußte sich einen Fauteuil neben den Sessel des Vaters stellen.

»Da wir gerade so allein und ganz ungestört sind, lieber Sohn,« begann der Baron mit lauter Stimme, aber etwas lallender Zunge, »will ich Dich in ein Geheimniß einweihen. Du wirst demnächst mündig und mußt doch Bescheid im eigenen Hause wissen.«

»Schallt es nicht zu sehr in diesem Salon?« bemerkte der vorsichtige und wegen der Stimmung seines Vaters besorgt werdende Horatio. »Auf Deinem Privatzimmer würden wir, glaub' ich, ungestörter sein.«

Baron von Alteneck lachte und hielt statt einer Antwort dem bedenklichen Sohne das Kelchglas hin, damit er es abermals mit perlendem Schaumwein fülle.

»Laß Dir nichts weiß machen, Junge,« fuhr er fort. »Latte ist ein Spatzenkopf, aber so dumm ist er doch nicht, daß er nicht für den eigenen Schnabel 'was Gutes bei Seite schafft, wenn wir hier etwas darauf gehen lassen ... Bedientenkehlen, lieber Sohn, sind wie durchlässige Schläuche; sie werden nie voll, wenn man es ihnen auch eimerweise eingießt ... Trinkt die Herrschaft, so säuft Alles, was dient. Das muß man kennen, Horatio! ... In einer halben Stunde schläft der Kerl, daß er einen Pistolenschuß dicht vor seinem Ohr nicht hören würde ... Komm also, lieber Junge, schenke Dir ein und höre auf die Stimme Deines Vaters!«

Ein unheimlicher Glanz leuchtete aus den verschwommenen Augen des Barons, als dieser, dem Sohne zugeeignet, in der zitternden Hand das überlaufende Kelchglas, fortfuhr:

»Ich bin entschlossen, reine Wirthschaft in meinem Hause zu machen, damit Du alsbald ein unabhängiger Herr wirst. Caspar Spät, ein böser, schuftiger Gesell, der mir immer ein Dorn im Auge war, denn er durchschaute – na, so trinke doch, Bursche, und glotze mich nicht an wie ein gedörrter Stockfisch! – kurz und gut, der vorlaute Cujon muß baumeln! ... Und die Todten sind still, sehr still! Höchstens bilden wir uns manchmal ein, sie sprächen im Traume zu uns. Es ist aber Unsinn, purer Unverstand, Horatio! ... Ich hab's probirt, ich hab's erfahren; und was ein Vater dem Sohne sagt, das muß dieser glauben, auf's Wort glauben! ... Nicht wahr, Du willst ein guter Sohn sein, Horatio? ... Bist ja mein einziger Sohn – ha, ha, ha, ha, mein einziger! ... Stoß' an, Du Einziger! ... Du allein sollst leben und ... und ... ha, ha, ha, hast Du die Alte schon gesehen? ... Nicht? ... Sie wird alle Tage häßlicher und todtenähnlicher, und ich glaube, sie wird nicht mehr lange leben ...«

Barbara zuckte zusammen. Der Baron verschüttete, ohne es zu merken, den Rest des Weines und fuhr, die Hand auf die Schulter seines Sohnes legend, fort:

»In den Augen dieser eigennützigten Person bist Du ein ... ein falscher Erbe ... Nicht wahr, das ist lächerlich? ... Ich lache auch darüber und habe von jeher darüber gelacht, aber ich will nicht, daß andere Leute, Fremde und

Feinde, von solchen Thorheiten hören ... Und Barbara ist boshaft geworden, seit ich ihr nicht mehr in allen Dingen den Willen lasse ... Sie sprengt aus, Du seist nicht der rechtmäßige Erbe von Alteneck ... «

»Das wäre eine Infamie, Vater!« rief Horatio zornfunkelnden Auges, indem er aufsprang und das noch kaum berührte Glas auf den mit Speisen belasteten Tisch stellte.

Der Baron lächelte kopfschüttelnd, indem er erwiderte:

»Hat nichts zu sagen, lieber Horatio, bist und bleibst doch mein Sohn und der Erbe aller meiner Besitzungen ... Die Alte ist eigennützig und wird kindisch. Kindische Leute sind nicht viel besser als unzurechnungsfähige ... Man muß sie überwachen lassen oder einsperren. Für Barbara, der ich noch immer nicht recht gram werden kann – als junges Mädchen war sie sehr lieb und gut – halte ich eine milde Gefangenschaft innerhalb der Räume des Schlosses für angemessen. Was meinst Du, mein Sohn?«

Dem Baron kehrte die volle Klarheit des Denkens zurück, als er auf Barbara zu sprechen kam. Seine Zunge lallte nicht mehr; er ging zum Tische, genoß einige Bissen gerösteten Fisch und ließ Wein in das leere Glas fließen. Zu dem Sohne, der sich nachdenklich auf die Lehne des Armstuhles stützte und mit finsternen Blicken den Bewegungen seines Vaters folgte, zurückkehrend, fuhr er fort:

»Schwatzen darf und soll sie nicht länger, denn sie bringt mich in übles Gerede! ... Es giebt überall Menschen, die lieber das Schlechte als das Gute von ihren Nebenmenschen glauben ... Barbara aber schwatzt nicht blos, sie lügt auch ... Hat sie doch schon ausgesprengt, ich hätte Deine Mutter nicht aus Liebe geheirathet, sondern nur, um sie zu beerben ... Du siehst also, die Alte ist eine böse, grundschlechte Person, und ich warne Dich vor ihr und ihren heimlichen Intriguen!«

Der Baron sprach wieder so laut, daß Horatio besorgte, ihre Unterhaltung könnte doch möglicherweise von einem Unberufenen gehört werden. Er hielt es daher für geboten, den Mittheilungen seines Vaters, die ihn in hohem Grade aufregten, unter allen Umständen ein Ziel zu setzen. Da er aber einsah, daß dem zu Mittheilungen aller Art geneigten Baron in seiner heitern Weinlaune schwerlich Stillschweigen aufzuerlegen sei, so mußte er zu einem andern Auskunftsmittel seine Zuflucht nehmen. Er schützte also Müdigkeit und geistige Angegriffenheit vor und gab letztere dem genossenen Weine schuld, an den er nicht gewöhnt sei.

»Armer Schächer!« erwiderte Adam von Alteneck mitleidig lächelnd und hielt Horatio, recht um diesem zu zeigen, daß er eine ganz andere Natur sei, das schnell geleerte Glas hin, damit er es wieder voll schenke. »Kommst mir vor wie eine Schönheit vom Lande! ... Aengstlich und zimperlich ... Schaff' Dir Erfahrung und mehr Courage an! Wahrhaftig, ich könnte sonst auf ganz verflucht

dumme Gedanken kommen! ... Also Du bist müde? Wirklich reell müde?«

»So müde, Vater, daß ich der Ruhe bedarf ... Folge meinem Beispiele, es wird Dir ebenfalls wohl thun! ... Morgen sind wir wieder geistig frisch und können das Weitere auf Deinem Privatzimmer berathen ... «

Baron von Alteneck streckte die Beine weit aus und lehnte sich recht bequem zurück in den weichgepolsterten Armsessel. Eine abwehrende Handbewegung machend, antwortete er:

»Das ist knabenhaft thöricht gesprochen, guter Junge! ... Leute von Welt und Distinction werden nicht müde, am wenigsten bei hellem Kerzenschein und blinkendem Wein ... Nur junge, des Lebens ungewohnte Personen überwältigt diese gemeine Schwäche der Natur, und sie müssen, wie Kinder, frühzeitig schlafen gehen ... Genire Dich nicht, mein Junge, sondern geh' zu Bett! ... Wünsche Dir süße Ruhe; ich habe noch einige Zeit hier zu thun, denn es ist bei mir festbeschlossene Sache, daß mein Haus von allen Uebelwollenden und Bösen gesäubert werden soll.«

Er legte den Kopf zurück, schlürfte Tropfen nach Tropfen aus dem Becher und starrte den Sohn mit verglasten Blicken an.

Horatio zögerte noch ein paar Secunden, dann ergriff er die Hand des Vaters, küßte sie und verabschiedete sich mit den Worten:

»Schlaf' wohl und ruhig! Morgen werde ich nicht ermangeln, Dich an Dein Versprechen zu erinnern.«

»Schlaf' wohl!« lallte der Baron, abermals Wein schlürpfend und in demselben Moment die Augen schließend, wo Horatio den Salon verließ . . .

Es trat eine lautlose Stille ein. Der Baron behielt die einmal angenommene legere Lage im Fauteuil bei, nur der Kopf sank ein wenig zur Seite, so daß sich Barbara das zinnoberrothe Gesicht des tapfern Trinkers zukehrte. Die Hand mit dem Kelchglas sank tiefer und tiefer, und bald vernahm die lauschende Beschließerin das Schnarchen eines fest Schlafenden . . .

Jetzt trat sie aus ihrem Versteck hervor, kalten, ernsten Auges, wie eine Botin der Nemesis. Ihr Schritt war leicht und schwebend, ihre Hand fest, als sie den Griff der Glasthür erfaßte, um sie behutsam und ohne Geräusch zu öffnen . . . Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Schlafenden trat Barbara an den Tisch, füllte ein Glas voll Champagner und leerte es. Dann näherte sie sich dem Baron und betrachtete die verlebten Züge des Wüstlings, der ihr einst Liebe geschworen und dessen Schwüren sie lange Glauben geschenkt hatte, mit Blicken des Abscheus und Hohnes.

»Deine Offenheit, Adam, die mich Dein schwarzes Herz ganz durchschauen läßt, verdient eine Belohnung,« murmelte sie mit halb offenem Munde. »Ich will sie Dir nicht vorenthalten und Dir eine angenehme Nacht bereiten.«

Mit tückischem Kopfnicken wandte sie sich ab, ging zunächst in das links gelegene Zimmer und löschte hier

alle Lichter. Zurückkehrend beugte sie sich über den Baron, um sich zu vergewissern, daß er noch fest schlafte. Darauf leerte sie am Tische ein zweites Glas Champagner, eilte in das Nebenzimmer zur Rechten und ließ hier ebenfalls an die Stelle tagheller Beleuchtung die tiefe Finsterniß einer mondlosen Septembernacht treten. Endlich erlosch unter den geschäftigen Händen der geisterbleichen Schaffnerin auch in dem geräumigen Salon ein Licht nach dem andern, bis nur auf den beiden Wandleuchtern neben der Ausgangsthür in die inneren Schloßräume je eins noch brannte und den weiten Raum mit einem unfreundlichen Dämmerchein erfüllte.

Noch einmal trat Barbara vor den schlafenden Baron. In ihrem Blicke lag eine unversöhnliche Härte, und die leise gesprochenen Worte, die sie über des Schläfers dunstiges Haupt hinhauchte, klangen so hohl, als tönten sie aus dem Grabe heraus:

»Fürchte Dich nicht, Adam, wenn der Schlaf von Dir weicht! . . . Ich bleibe bei Dir und in Dir, wie die Todte, wenn es Dir auch, was nicht geschehen wird, gelänge, mich als gefährliche Schwätzerin einsperren zu lassen!«

Geräuschlos, wie sie gekommen war, entfernte sich Barbara wieder, nur ging sie nicht zurück in die Veranda, sondern folgte den Schritten des Junkers Horatio.

10. BARBARA BEI HORATIO.

Die Zimmer des Erben von Alteneck lagen, wenn er bei seinem Vater sich aufhielt, in der zweiten Etage des weitläufig gebauten Schlosses. Sie sahen nach dem Park hinaus und waren eben so luftig als freundlich. Ein Diener begleitete den jungen Herrn und stellte einen Armleuchter mit zwei Wachskerzen auf den Tisch, worauf er sich mit stummer Verbeugung entfernte.

Horatio war nicht müde, wie er dem Vater glauben machte, er suchte nur die Einsamkeit, um die Eindrücke in sich zu verarbeiten, welche die Unterredung mit seinem Vater auf ihn gemacht hatte. Ein intimes, herzliches Verhältniß hatte niemals zwischen Vater und Sohn stattgefunden, was Beide einander später immer mehr entfremdete. Den Baron langweilte aller Umgang mit Kindern, und Horatio war überdies noch ein stiller Knabe, der wenig Sinn zeigte für die Lebensgewohnheiten des Vaters. Dieser fand den Sohn für einen Knaben zu ruhig und das verleidete ihm den Umgang mit Horatio. So lebten Beide neben einander fort, ohne sich recht kennen zu lernen, noch weniger sich lieb zu gewinnen. Allein dem heranwachsenden Knaben, der kaum zehnjährig seine Mutter verlor, konnte nicht verborgen bleiben, daß Fremde über den Baron harte Urtheile fällten. Später, als er selbst schärfer beobachten lernte, entdeckte er Eigenschaften an dem Vater, die ihn abstießen, und bald darauf kam er zu der traurigen Einsicht, daß der, dem er Leben und Namen verdankte, den er achten und lieben

und dessen Beispiel er sich zum Vorbild nehmen sollte, einen nahezu verwerflichen Lebenswandel führe. Er freute sich daher, als der Baron ihn zuerst in die nicht sehr entfernte Kreisstadt auf die gelehrte Schule gab, von der er später die Universität bezog. Eine dürftige Correspondenz ward gewohnheitsmäßig zwischen Vater und Sohn unterhalten, vertraulicher Gedankenaustausch aber fand zwischen ihnen nicht statt. Horatio schloß einige Jugendfreundschaften mit Gleichgesinnten, wobei er nur auf das Herz, nicht auf den Stammbaum derer sah, die ihm Gefährten und Vertraute im Leben sein sollten. Am innigsten verbunden blieb er mit Antonius Wacker, dem Sohne eines wenig begüterten Bauers, der bei seines Gleichen durch große Rechtlichkeit, scharfen Verstand und durch das höchst anerkennenswerthe Bestreben, seiner mangelhaften Bildung durch Lectüre aufzuhelfen, in großem Ansehen stand. Niklas Wacker bekleidete das Amt eines Schulzen und hatte als solcher einen bedeutenden Wirkungskreis.

Es war hergebracht und auch Befehl des Barons von Alteneck, daß Horatio zweimal im Jahre die Heimath besuchte, zu Ostern und Weihnachten. Diese Termine hielt der gewissenhafte Sohn pünktlich inne, legte aber der herkömmlichen Zeit nie einen Tag zu. Das erklärte sich aus dem Leben in Alteneck und aus den sonderbaren Genüssen, denen sich der Baron immer mehr hingab. Es ging äußerlich lustig zu auf Alteneck, in Wahrheit aber trug diese Lustigkeit das Kainszeichen ununterbrochener Sinnenbetäubung an der Stirn. Solchem Leben, das

mehr einem wüsten, wilden Taumel glich, vermochte Horatio keinen Geschmack abzugewinnen. Er stahl sich daher aus den lärmenden Gesellschaften seines Vaters und der Freunde desselben heimlich fort, so oft er es, ohne Anstoß zu geben, thun konnte, und suchte das einfache Bauernhaus eines Wacker's auf, wo er einfache, aber gesunde Nahrung für Herz und Seele fand.

Dennoch hatte er seinen Vater früher nie in einer so ganz außergewöhnlichen Stimmung gesehen, wie bei dem Besuche, den er ihm abzustatten nach dem uns bekannten Briefe für Pflicht hielt. Es leuchtete Horatio ein, daß sein Vater geistig nicht weniger leide als körperlich, und daß er im Grunde bei aller Lustigkeit, die er zur Schau trug, doch ein tief unglücklicher Mann sei.

Betäubte den Sohn schon diese Entdeckung, so entsetzte er sich bei dem Blicke, den er in des unglücklichen Vaters verwildertes Seelenleben that. Angst und Furcht lähmten ihm die Zunge, als der weinselige Mann durch seine Gespräche sein eigener Ankläger mit lachendem Munde ward ...

Die Bangigkeit, welche Horatio aus dem Gartensalon scheuchte, verlor sich auch nicht auf seinem Zimmer, doch war er um den Vater, den er in so eigenthümlicher Aufregung zurückließ, nicht besorgt, da er zwei jüngeren Dienstboten, deren offene Gesichtszüge ihm Vertrauen einflößten, eingeschärft hatte, dem Baron beizuspringen, wenn er möglicherweise fremder Hülfe bedürfen sollte. Seinen Leibdiener hatte Baron von Alteneck ganz richtig taxirt. Dieser gehorsame Knecht seines Herrn, der sich

zu Allem gebrauchen ließ, war in seinem Zimmer bei der Flasche eingeschlafen.

Als Horatio sich allein wußte, öffnete er eins der Fenster, um die Nachtluft einzuathmen und sein Blut abzukühlen. Tiefer Friede herrschte in der Natur. Die Luft war windstill, aber neblig. Die Bäume des Parks unter ihm schien ein weißlicher Gazeschleier zu verhüllen. Fern im Südosten wetterleuchtete es am Horizont, wobei die spitzen Giebel von Rothstein deutlich sichtbar wurden.

Horatio's Blicke ruhten finster auf dem fernen Grafenschlosse, dessen Besitzer ein Freund und Genosse seines Vaters war, und sein Herz füllte sich mit Groll gegen einen Mann, den er zu wenig kannte, um ihn richtig würdigen zu können, dessen Ruf aber an denselben Flecken litt, die man seinem eigenen Vater immer zum Vorwurf gemacht hatte. Wer mag – so lautete die Frage, welche der junge Mann bekümmert an sich selbst richtete – wer mag die größere Hälfte der Schuld an der Versunkenheit des unglücklichen Besitzers von Alteneck tragen, dieser selbst oder sein sogenannter Freund, der um einige Jahre ältere Graf von Rothstein?

Je weniger diese nicht laut gewordene Frage sich beantworten ließ, desto bekümmelter ward Horatio's Herz. Er war sich bewußt, nur das Rechte und Gute zu wollen, aber er sah nirgends einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das er plötzlich durch die halbdunkeln Mittheilungen seines Vaters gerathen war.

Den Tischler Spät kannte Horatio blos oberflächlich, er hatte aber immer nur Gutes von ihm gehört. Dagegen

wußte er, daß der Baron dem in seinem Fache geschickten Manne, seit Else sich ihm verlobt hatte, zürne, und daß er es nicht verschmäht hatte, seinen Charakter herabzusetzen und ihn vielfach zu verleumden. Den Grund dieses unedlen Verfahrens ahnte der Sohn nur, umständlich Nachfrage zu halten hielt ihn angeborene kindliche Pietät ab. Und diesem Manne, auf dem der Verdacht eines schweren Verbrechens ruhte, stand jetzt, wenn nicht Männer von Einfluß für ihn eintraten, ein schimpfliches Ende bevor! . . . Es lag Horatio vor Allem daran, über diesen Fall mit seinem Vater auf's Reine zu kommen, weil er ihm der dringendste schien. Was ihn sonst noch beunruhigte, mußte dem nachstehen. Selbst die Sicherheit Barbara's, die nach den Andeutungen seines Vaters bedroht war, lag dem menschenfreundlich gesinnten Junker weniger am Herzen. In Bezug auf diese Person, die in des Barons Verhältnisse tiefer eingeweiht war, als irgend ein Anderer, konnten in dem Kopfe dessen, der gewissermaßen ihr Schicksalslenker war, eben so schnell andere Beschlüsse gefaßt werden.

Das Auge senkend, gewahrte Horatio nach einiger Zeit, daß der Lichtschein, welcher durch die offene Säulenhalle der Veranda den Park eine Strecke weit erleuchtete, schnell immer schwächer ward und endlich ganz erlosch. Diese Wahrnehmung minderte seine Aufregung.

»Der Vater sucht ebenfalls die Ruhe,« dachte er. »Gott sei Dank, daß er müde wird und einsieht, nur der Schlaf vermöge ihn zu kräftigen! . . . Ich werde ihm entgegen gehen, damit auf der alten Wendeltreppe ihn nicht etwa

ein böser Schwindel erfaßt! . . . Halte ich mich nur in der Nähe, so kann er keinen unglücklichen Fall thun, wenn er strauchelt . . . «

Er trat auf den dunkeln Corridor und blickte über das aus Eichenholz geschnitzte Geländer in den thurmartigen Treppenschlund hinunter, aus dem ein feststehendes Licht zu ihm heraus schimmerte. Alles blieb still; er hörte keinen Schritt, keinen Athemzug . . . Nun glitt Horatio möglichst schnell die erste Treppe hinunter, das Auge immer abwärts gewendet, um zu sehen, was im Parterregeschoß etwa vorgehe . . . Eben hatte er den Fuß auf die oberste Stufe der unteren Treppe gesetzt, als das in der Tiefe brennende Licht durch einen Schatten verdunkelt ward. Sogleich trat er wieder zurück in den Corridor und horchte . . . Er vernahm schleppende Schritte, begleitet von schweren Athemzügen, die beide anzeigten, daß dem Heraufkommenden das Steigen beschwerlich falle.

Nach wenigen Secunden fiel ein Lichtschimmer gegen die Wand, und aus dem Treppenhaus tauchte die Gestalt der Beschließerin mit ihrer sonderbar geformten goldbrocatenen Haube auf. Zum Ausweichen blieb Horatio keine Zeit; die Blicke der Alten ruhten auf ihm, ehe er noch wußte, wie er sich gerade dieser Person gegenüber verhalten solle. »Barbara!« sagte er, während diese mit der kleinen Blendlaterne, die sie trug, den Erben von Alteneck von Kopf zu Fuß beleuchtete. »Wo ist mein Vater? . . . Du mußt ihn gesehen haben, denn Du kommst aus dem Gartensalon, wo ich ihn verließ.«

Barbara verzog keine Miene. Sie betrachtete Horatio mit finsternen, kalten Augen.

»Der Baron schläft,« sagte sie nach einer Pause, »und damit er seinen Rausch ungestört ausschlafen kann, habe ich die Lichter ausgelöscht.«

Horatio seufzte.

»Was suchten Sie hier, Junker?« fuhr Barbara fort, indem sie ihm näher trat.

»Ich glaubte, mein Vater wolle sich zur Ruhe begeben,« versetzte Horatio. »Wie kamst Du in den Salon?«

»Das sollen Sie erfahren, Junker, wenn Sie mich anhören wollen. So müde, wie Sie vorgaben, sind Sie wohl noch nicht?«

»Wie kannst Du wissen . . . «

»Man weiß immer, was man hört,« fiel Barbara ihm in's Wort. »Von dem Gespräch des Herrn Barons ist mir keine Silbe entgangen.«

»Schäme Dich, Barbara, Du horchtest!«

Die Beschließerin hob drohend die Rechte und deutete mit dem abgemagerten Zeigefinger gen Himmel . . .

»Wen Gott hinter die Thür stellt, der horcht nicht,« sprach sie ernst. »Es ist des Allwissenden Wille, daß ich des Herrn Pläne erfahren soll, ehe es ihm gelingt, sie zu seinem eigenen Verderben auszuführen . . . Mein scharfes Gehör rettet ihn diesmal vor einer Frevelthat, die er im Schilde führt . . . Junker, haben Sie Ihre Mutter geliebt?«

Diese ganz unerwartete Frage trieb Horatio das Blut in's Gesicht. Er hatte leider seine eigene Mutter zu wenig

gekannt, um ihr mit wahrhaft inniger Kindesliebe anzuhängen.

Barbara winkte ihm gebieterisch und setzte ihren Fuß auf die Treppenstufe, indem sie ihn zum Vorgehen einlud.

»Der Baron schläft oder träumt in dem Himmel, den er sich selbst bereitet hat,« sagte sie. »Erschrecken ihn keine bösen Träume, so wollen wir ihn nicht wecken.«

Vor den Zimmern des Junkers blieb Barbara stehen. Auch Horatio zauderte.

»Treten Sie ein, ich folge!« sprach sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. »Ein junger Herr, der binnen wenigen Monaten majorenn wird, muß die Verhältnisse seines Hauses kennen lernen . . . Ich bin muntern Geistes, und die milde Kühle der stillen Herbstnacht wird mich beredt machen. Oder sind Sie kein Freund von interessanten Geschichten? . . . Die Frau des Schulzen Wacker ist doch berühmt als Geschichtenerzählerin . . . Sie hat die Kunst ererbt von dem grauhaarigen Schäfer von der Heidenlehne, der sie als Nothpathe aus der Taufe hob . . . Sie hören, Junker, daß ich keine Fremde mehr bin auf den Gütern der Grafen von Rothstein und der Barone von Alteneck.«

Horatio geleitete Barbara in seine Zimmer. Diese stellte ihre Blendlaterne auf den Tisch neben den Armleuchter mit den still brennenden Wachskerzen. Dann zog sie den Junker zum Fenster und lenkte seine Blicke über den Park

nach der Gegend hin, wo man die Dachspitze der Eremitage hätte sehen können, wäre die Luft nicht zu sehr mit Dünsten angefüllt gewesen.

»Dort lag ich weinend, händeringend und fluchend auf den Knien, als die Freiin von Geroldshausen ihren Einzug durch die Ehrenpforten hielt, die man ihr an der Auffahrt zum Schlosse errichtet hatte,« begann Barbara, die brennenden Blicke Horatio zukehrend. »Der Platz, den die fremde vornehme und reiche Dame einnahm, war mir versprochen und von dem Baron Adam von Alteneck hundertmal zugesichert worden! Aber ich war ja nicht mehr jung, schön und fröhlich, und da verstand es sich von selbst, daß die dienende Magd dem vornehmen Fräulein weichen mußte. Dieses Fräulein, Junker, ward Ihre Mutter, gerade in dem Jahre, wo der große Komet die Welt in Schrecken setzte . . . Ich ging der gnädigen Frau aus dem Wege, weil sie mir leid that und ich sie nicht unglücklich machen wollte durch meine Erzählungen; denn Sie müssen wissen, Junker Horatio, das größte Unglück meines Lebens war, daß ich nicht lügen und nicht heucheln konnte . . . An Ihrem Taufstage erst traf ich mit der Gnädigen zusammen; sie ging allein spazieren im Park und begegnete mir, als ich eben aus meiner Wohnung in der Eremitage trat – denn dahin hatte mich damals die Hand des Herrn Baron verwiesen . . . Da die Gnädige stutzte und mein fremdartiges Aussehen ihr wohl auffallen mochte, führte ich sie in die Eremitage und zeigte

ihr die ganze Einrichtung derselben, wobei ich nicht vermeiden konnte, der armen Seele deren Entstehung zu erzählen ... Geantwortet hat mir die Gnädige nicht viel, sie schluchzte nur unaufhörlich und gewöhnte sich das unangenehme Händeringen an, das sie nicht wieder ablegen konnte, und das der Baron noch mehr haßte als das ewige Weinen, wodurch die junge Gnädige rothe Augen bekam – und sich alle Farbe aus dem kindlich sanften Gesicht weinte. Es war nicht recht von ihr, daß sie die Wahrheit so übel nahm und sich damit selbst um alles Erdenglück brachte ...«

»Du bist ein furchtbares Weib, Barbara!« fiel Horatio ein, da die beredte Erzählerin wie ermüdet den Kopf senkte und dabei ihre eigenthümlich glänzenden Augen momentan schloß. »Der Baron wäre kaum zu tadeln, wenn er Dich als Unheilstifterin einsperrte; er hätte das nur schon früher thun sollen!«

Die Beschließerin ließ den Einwurf Horatio's unbeachtet, als habe sie ihn gar nicht gehört, und fuhr fort:

»Als nun die Gnädige keine Freude mehr hatte, und der Herr Baron ihrer überdrüssig geworden war, wie das so in seiner Natur lag, sahen wir uns häufig, und immer klagten wir uns gegenseitig unser Leid, obwohl wir uns eigentlich recht von Herzen gram waren. Darüber lobte mich der Baron wieder, und er machte mir auch sehr schön klingende Versprechungen, die er aber später nach seiner Weise alle wieder vergaß. Es ist wahr, meine Erzählungen machten die schnell gealterte gnädige Frau immer elender; allein schweigen konnte ich nicht, wenn

sie mich zum Sprechen aufforderte, und so ist's am Ende so gekommen, wie der Baron sagte, wenn er mit seinen Freunden recht lustig beisammen saß: die arme Seele starb an dem Gifte der Wahrheit, das sie nicht vertragen konnte ... Wie sie aber todt und begraben war, da ging sie um im Kopfe, des Barons, während ich seit der Zeit immer so sanft schlafe, wie der gerechteste Knecht Gottes ... «

Barbara's sonderbare Blicke entsprachen vollkommen ihren seltsamen Reden, und Horatio war zweifelhaft, ob er eine ihres Verstandes wirklich noch vollkommen Mächtige oder eine bereits dem Wahnsinn Verfallene vor sich habe. Letzteres schien ihm das Wahrscheinlichere zu sein; denn mochten ihre Mittheilungen auch Manches enthalten, was an Geschehenes anknüpfte, so fehlte ihnen doch jeder innere Zusammenhang. Allerdings war Horatio's Mutter – dessen erinnerte sich der Sohn – immer leidend und gewiß nicht glücklich gewesen, sie hatte aber weder über ihren Gatten jemals Klage geführt, noch von Barbara als einer Persönlichkeit gesprochen, die Unfrieden im Schlosse stifte. So tief ihn daher auch das Vernommene erschütterte, sein Mitleid mit der gealterten Beschließerin, die um ihr verlorenes Leben Kummer trug, war doch größer als der Schreck, welchen die wirren Reden der Jugendfreundin seines Vaters ihm einflößten. Irgend welchen Gewinn konnte er aus diesen Erzählungen nicht ziehen; deshalb wünschte er sich von Barbara eben so los machen zu können, wie er sich den eben so beunruhigenden Gesprächen des eigenen Vaters entzogen

hatte. Er faßte daher ihr letztes Wort, in dem ja einige Beruhigung lag, auf und sagte, ihr die Blendlaterne in die Hand drückend:

»Das zu hören, ist mir lieb, Barbara! Schlafe sanft, wie Du es verdienst, auch in dieser Nacht! Es ist schon spät und Du bist angegriffen.«

Barbara hob die Laterne und ließ das scharfe Licht derselben voll auf das blasse, schmale Gesicht Horatio's fallen.

»Die ganze gnädige Frau, wie sie leibte und lebte, ehe sie zu mir in die Eremitage kam!« sprach sie. »Wären Sie nicht der Junker von Alteneck, so könnte ich wohl etwas für Sie thun, so aber zwingt mich das Gesetz der Natur, Sie zu hassen . . . «

»Und ich habe Dir doch nie etwas zu Leide gethan,« versetzte mit trauriger Stimme Horatio.

»Sie nicht, Junker, aber Er, dessen Stimme ich jetzt eben vernahm.«

Sie warf den Kopf trotzig in den Nacken, kehrte sich rasch ab und schritt der Thür zu. Als diese dem Druck ihrer Hand nachgab, vernahm auch Horatio ein dumpfes Geräusch von unten, das Aehnlichkeit mit dem Stöhnen eines Leidenden hatte.

Barbara wendete sich wieder und sagte mit schauerlich kaltem Lächeln:

»Jetzt macht der Herr Baron der todten Gnädigen den Hof! . . . Ich hör' es an seinem Seufzen . . . Es ist spaßhaft anzusehen, wie geschmeidig, herablassend und nachgiebig der gestrenge Herr dann wird . . . «

Sie nickte ihm nochmals zu, hielt eine kleine Weile die Blendlaterne über das Treppengeländer und schlürfte dann den Corridor hinunter, an dessen Ende ein Seitengang nach der Wohnung führte, die ihr angewiesen war.

Horatio beugte sich lauschend über das Geländer. Das feststehende Licht in der Tiefe brannte noch, von einem Geräusch aber war nichts mehr zu hören.

»Die schwachsinnige Alte hat geträumt,« rief er sich selbst beruhigend zu, seine Zimmer wieder aufsuchend, »ich will aber doch schon morgen Rücksprache mit dem Vater nehmen, wie man der Bedauernswerthen eine Existenz schaffen kann, die sie nicht belästigt und Andere nicht in Schaden bringt. Beredte Thorheit, wenn man ihr unbeschränkte Freiheit läßt, muß früher oder später Unheil stiften.«

ZWEITES BUCH.

1. IM HAUSE DES SCHULHALTERS.

Durch kleine Fensterscheiben fiel heller Abendsonnenschein in das sauber gehaltene Wohnzimmer des pensionirten Schulhalters Tobias Helfer und bestreute das Silberhaar des alten Mannes mit Goldfunken. – Geneigten Hauptes saß Helfer in seinem hart gepolsterten Sorgenstuhle und hörte aufmerksam auf die Worte, welche ein bejahrtes Mütterchen, seine Frau, aus einem Briefe vorlas. Manchmal verklärte ein glückliches Lächeln die vom Alter durchfurchten Züge des Schulhalters, dann wieder trübte sich sein Blick und er athmete bang und schwer. Im Ganzen aber machte der Inhalt des Briefes auf das alte Ehepaar ersichtlich einen günstigen Eindruck, und als nach mehrfachen Unterbrechungen die Lectüre beendet war, reichten sich Beide die Hände und sahen einander so glücklich wie neu Verlobte in die blöde gewordenen Augen.

Während Tobias, den Inhalt des Briefes im Stillen sich wiederholend, den greisen Kopf leise hin und her bewegte, nahm Rahel die Brille ab, deren sie sich beim Lesen bedient hatte, und steckte sie vorsichtig in das Futteral, indem sie sagte:

»Doch endlich ein Tropfen Balsam auf unsere wunden Herzen, Vater! Nun erst seh' ich's ein, daß der Ludwig einer guten Stimme folgte, die von oben kam, als er uns

trotz unseres flehentlichen Bittens und Abrathens verließ. Nächstes Frühjahr werden es schon sechzehn Jahre.«

»Schon sechzehn Jahre!« wiederholte Tobias und faltete die Hände über dem Schreiben, das Rahel ihm zugeschoben hatte. »Eine lange Zeit, Mutter, und doch ist sie dahin geschwunden wie ein Traum! ... Wir haben alle Ursache, Gott dankbar zu sein ... Es ist wenigstens eins unserer Kinder glücklich geworden! ... Wer kann wissen, was geschehen wäre, hätten es die anderen beiden dem Ludwig nachmachen können ... Verzeih' mir's der liebe Gott, aber nach diesen Mittheilungen möcht' ich's fast wünschen!«

»Laß uns nicht klagen, Vater!« entgegnete Rahel, die feucht gewordenen Augen trocknend. »Ich möchte die Angst und die Qual des Herzens nicht noch einmal durchleben, die mir das Fortgehen des Trotzkopfes verursachte. Jetzt ist's – Gott sei tausend Dank – überstanden, und der Junge hat drüben sein Glück gemacht. Das allein beruhigt mich. Wäre er unglücklich wie sein Bruder – o Vater, Vater, dann wäre ich längst an gebrochenem Herzen gestorben!«

Tobias senkte nachdenklich das greise Haupt. Er wollte oder konnte Rahel nicht widersprechen, und so verglich er schweigend die Gegenwart mit der Vergangenheit, und wog die Schicksale seiner Kinder prüfend gegen einander ab.

»Mich drückt nur Eins, Mutter,« sagte er nach längerem Schweigen, den Brief zusammenfaltend; »Joachim

wird unsere Freude nicht einmal theilen, und das würde alles Glück Ludwig's für uns arme Eltern wieder in Unglück verkehren. Er hat ein neidisches Gemüth, das merkte ich dem Knaben schon an . . . : Geht es Anderen gut, so murrte er. Das macht mich seinetwegen noch besorgt; denn neidische Menschen sind nie zufrieden zu stellen. Selbst das größte Glück, die unerwartetsten Erfolge machen ihnen keine Freude. Neid und Undank bleiben ewig Geschwisterkinder und verwandeln dem, der sich ihrem Umgange hingiebt, den Himmel in die Hölle!«

»Joachim giebt sich noch, wenn er erst ausgetobt hat,« warf Rahel ein. »Er schlägt dem Großvater nach.«

»War der glücklich, Mutter? . . . Seine heftige Gemüthsart hat ihn getödtet und drückte mir den Schulbakel in die Hand, da mich das bischen Weberei auf eigene Hand nicht mehr ernährte . . . Dafür habe ich nun nach beinahe dreißigjährigem unverdrossenen Dienste, dem ich gewissenhaft oblag, bis an mein Ende jährlich zwölf Thaler zu verzehren! . . . Ein Vermögen ist's nicht, aber freilich, bei der Armuthei in unserm Dorfe und bei der Abneigung des gestrengen Herrn gegen Alles, was Lernen und Aufklären heißt, kann ich mich über unwürdige Behandlung nicht beklagen. Wenn sich das Mädchel, die Andrea, nur schicken wollte! . . . Aber sie ist in allen Dingen des Bruders Schwester! . . . Voller Einbildungen und großer Pläne, eigensinnig und hochmüthig, und niemals zufrieden! . . . Der Aufenthalt bei Moosdörfer, wo sie zu sehr als Dame behandelt wurde, hat ihr nicht gut

gethan. Wär' es nicht unchristlich, so möchte ich wünschen, daß der Herr Graf sie auf vernünftige Weise zu ihrem eigenen Besten mehr zurecht setzte.«

Rahel schüttelte den Kopf, nahm den Brief auf und verschloß ihn in ein kleines Pult, an welchem Tobias Helfer während seiner langen Amtsführung die Leistungen seiner Eleven im Schönschreiben durchgesehen und corrigirt hatte.

»Andrea läugnet hartnäckig, daß sie mit ihrem Loose nicht zufrieden sei, wie so Viele uns wiederholt erzählt haben,« entgegnete sie. »So lange aber das Mädchen selbst nicht klagt, dürfen wir ihr doch keine Vorwürfe machen. An Kopf fehlt es ihr nicht, und mit gutem Willen und etwas Klugheit kommt man weit in der Welt.«

»Allerdings, Mutter; eben deshalb wünsche ich ja gerade, das Mädchen möge zur Erkenntniß kommen und einsehen, was sich für sie schickt.«

»Sie ist unser Kind und gut erzogen, Tobias!«

»Das sind sie Alle, aber böse Beispiele, Umgang mit Menschen, die man dulden muß, weil das Gegentheil Schaden bringen würde ... na Du weißt, was ich sagen will ... «

»Der Graf hat auch seine Feinde,« meinte Rahel. »Ein Wunder freilich ist's nicht, wenn man an seine Vergangenheit denkt.«

Tobias richtete seine hellgrauen Augen sehr ernst auf die Sprechende. Dann sagte er:

»Es ist doch recht betrübend, daß auch der unbescholtene Mensch durch bloßen Zufall in üble Nachrede

kommen kann ... Ich kenne den Grafen von Kindesbeinen an, habe seine in Gott ruhenden Aeltern schon gekannt, mußte häufig persönlich mit ihm verkehren und fand ihn zu keiner Zeit schlimmer geartet, als es die meisten Herren in solchem Stande sind. Seine Leute mag er wohl zuweilen härter als billig behandelt haben, daß er aber auch gegen Gleichgestellte in unziemlicher Weise seine Launen ausgelassen habe, werde ich so lange in Abrede stellen, bis es mir bewiesen wird. Man thut jedenfalls gut, wenn man nicht vorlaut ist ... Andrea, denk' ich, wird sich mit uns über Ludwig's Mittheilungen freuen.«

»Ich schlage vor, daß Joachim sie erst durch die Schwester erfährt,« meinte Rahel. »Für nächsten Sonntag hat sie Urlaub erhalten; dann kann sie über die Mühle zu uns kommen. Den Brief schicken wir ihr morgen durch die Botenfrau zu. Ein paar Worte von Deiner Hand geben ihr die nöthigen Winke.«

»So sei es, Mutter!« bekräftigte der Greis, erhob sich aus seinem Sorgenstuhle und stellte sich trotz seiner hohen Jahre noch immer als ein Mann dar, welchen das Alter und der Druck eines harten, arbeitsvollen Lebens zwar gebeugt, nicht aber gebrochen hatte. »Der Brief aus Buenos-Ayres ist mir Erquickung und wahre Seelenlabe,« fuhr er fort. »Der gute, thätige Mensch soll auch bald ausführliche Antwort haben. Vorher jedoch will ich Joachim in väterlicher Liebe ernsthaft in's Gewissen reden, damit er zur Einsicht kommt ... Wenn er sich nur bescheiden lernt, wie ich es immer mußte, hat er Aussichten

genug, in wenigen Jahren ein ganz glücklicher Mensch zu werden. Auf goldenen, purpurüberzogenen Stühlen freilich können wir nicht Alle sitzen, die Art des Sitzes aber schmälert Niemand seinen innern Werth! ... Daß just sein bester oder – was ich für wichtiger halte – sein einziger Freund in diese schreckliche Untersuchung gerathen mußte, ist entsetzlich und macht Joachim eben so unglücklich wie ungerecht gegen die Welt. Hat er Dir bei seinem letzten Besuche nichts mitgetheilt? ... Ich mag ihn nicht direct fragen, weil er dann gleich aufbraust und die tollsten Behauptungen aufstellt.«

»Ich weiß nur, daß Caspar sich nicht reinigen kann,« entgegnete Rahel. »Ein solches Zusammentreffen unglücklicher Umstände sollte man kaum für möglich halten ... Wie die Herren Advocaten und Gerichtsbeistände sich wohl den Kopf dabei zerbrechen mögen! ... Ich bekäme keine Nacht mehr Schlaf, sollte ich mein Gutachten über solchen Fall abgeben ... «

»Hast recht, gute Rahel!« versetzte Tobias. »Es giebt keinen verantwortlicheren Stand als den des Richters ... Daß der unglückliche Caspar auch die unbesonnenen Worte in Anderer Beisein äußern mußte! ... Diese Worte allein können ihm den Hals brechen ... Vor Gericht hat er sie zugeben müssen!«

Man vernahm auf der nahen Landstraße das Rollen eines Wagens, der schnell näher kam. Jenseits einer hügeligen Fläche drehten sich auf kahler Höhe, an die sich waldige Berge lehnten, die Flügel einer Windmühle in

langsamem Tacte, die jetzt im goldenen Abendschein röthlich glühten.

Tobias Helfer heftete seine Blicke auf die auf und nieder tauchenden Windmühlenflügel und überhörte, sich seinen Gedanken überlassend, das klappernde Wagengerassel, bis es plötzlich verstummte . . .

»Das hält ja hinter unserm Holzschuppen,« sagte er, das Gesicht dem Fenster abkehrend. »Sollten wir noch Besuch bekommen?«

Rahel war schon in's Nebenzimmer geeilt, wo ein Webstuhl und zwei Treibräder standen. Die drei Fenster dieses Anbaues, in welchem Helfer noch immer sein von Jugend auf erlerntes Geschäft, die Weberei, betrieb, sahen nach dem kleinen Hofraume und über diesen auf die Straße hinaus, die in das Dorf hinunter führte, an dessen äußerstem Ende auf malerischem Basaltgestein das Schloß des Grafen Achim von Rothstein lag. Dicht vor der kleinen Hofthür hielt eine alte Kalesche, aus der mit raschem Sprunge ein breitschultriger, kräftiger junger Mann sich schwang, dem das starke, fast schwarze Haupthaar und der sehr dichte Backenbart ein recht trotziges Aussehen verliehen. Das Gesicht dieses Mannes war geröthet, sein Blick scharf und stechend, und die ganze Art, wie er auftrat, zeugte von Energie und Willenskraft.

»Joachim!« rief die Frau des Schulhalters und öffnete das Fenster. »Wo in aller Welt kommst Du her? . . . So spät am Tage und in offener Kalesche? . . . Du siehst ja aus, als wäre Dir der Gottseibeius begegnet!«

Der Sohn gab seiner Mutter nur durch grüßenden Zuwink Antwort, indem er auf soldatische Weise die Hand an seine Mütze legte. Dann schlang er den Zügel um den Pfosten der Hofthür, warf einen düstern Blick zurück nach dem im Thalgelände sich ausbreitenden Dorfe und nach dem hoch ragenden Grafenschlosse, auf dessen spitzen Zinnen die letzten Strahlen der Abendsonne verglühten, und hob drohend die geballte Faust. Im nächsten Augenblicke reichte er der alten Mutter die Hand durch's Fenster und betrat durch die Hinterthür das Haus der Aeltern.

Tobias empfing den Sohn mit offenen Armen schon auf der Schwelle, ohne die Frage Rahel's zu wiederholen, der Anblick Joachim's aber verursachte ihm Herzklopfen. Er sah in der That aus wie ein Mensch, dem ein großes Unglück begegnet oder der Zeuge eines solchen gewesen ist. Wäre es nicht der eigene Sohn gewesen, welcher dem Vater gegenüber stand, Tobias, der stille, sanfte Schulhalter, würde ihm entsetzt aus dem Wege gegangen sein.

Den herzlichen Gruß des Vaters erwiderte Joachim kurz, warf sich in den alten harten Polsterstuhl am Fenster, blickte hinaus nach dem Felde und ließ endlich mit dumpfem Seufzen den Kopf in die aufgestützte Hand sinken.

»Dich drückt ein schweres Leid, Joachim,« redete Tobias den Sohn an. »Du hast doch nicht Streit mit einem Deiner Mahlgäste bekommen und Dich an ihm vergriffen? ... Bedenke, lieber Sohn, wie oft ich Dich gebeten

habe, Deine Hitze nicht Herr über Dich werden zu lassen!«

Joachim schlug die Füße über einander und stieß dabei eins der morschen Beine des kleinen Tisches ab, auf den sein Arm sich stützte. Wie das alte Möbel unter ihm zu wackeln begann, brach er es vollends mit einem gewichtigen Druck seiner starken Hand zusammen, stand auf, legte die Hände auf den Rücken und sagte:

»Verzeih', Vater, mein bäurisches Ungeschick! ...« Sollst einen anderen und einen besseren Tisch haben! ... Wie steht's drüben in der neuen Welt? ... Ludwig hat ja geschrieben.«

»Das weißt Du?« fiel die Mutter ein, den aufgeregten Sohn mit besorgtem Auge betrachtend. »Und darum bist Du so mürrisch? ... Ach, das thut weh, guter Joachim! ... Ein Mutterherz krümmt sich vor Schmerz, wenn es Geschwister unter einander neidisch sieht!«

»Was Du Dir Alles einbildest, Mutter!« erwiderte Joachim, sich zu einem Lächeln zwingend.

»Geht es dem Bruder gut in der neuen Welt, so gönne ich's ihm von ganzem Herzen. Ich bin nicht so neidisch, wie Du glaubst, wenn ich auch über anderer Leute Glück nicht jubilieren kann, wo mir der Teufel alle Tage ein Bein stellt ... Was schreibt Euch Ludwig?«

Er streckte sich, daß die Gelenke knackten, und setzte sich auf die schmale Bank am großen Kachelofen, der fast an die gebräunte Holzdecke des Zimmers stieß.

Tobias war niedergekniet und machte sich noch mit dem zerbrochenen Tische zu schaffen, dessen Verlust ihm

doch nicht ganz gleichgiltig war, weil er sein halbes Leben lang daran gesessen hatte.

»Wer sagte Dir, daß wir einen Brief aus Amerika hätten?« fragte Rahel den Sohn, indem sie eine weiße Serviette über den viereckigen großen Lindentisch breitete, an welchem das alte Ehepaar zu speisen pflegte . . .

»Ich sprach den Postboten, als ich an der Heidenlehne vorüberfuhr,« versetzte Joachim. »Er mochte mir's ansehen, daß eine gute Nachricht mir Noth thue, denn ich war innerlich recht rabiät und bin's auch noch. Schreibt aber Einer tausend Meilen weit an seine Angehörigen, so ist immer anzunehmen, daß er Gutes zu melden hat. Will sich Jemand aufhängen oder den Hals abschneiden, so läßt er das vorher gewiß durch keinen Ausrufer bekannt machen.«

»Hattest Du Geschäfte in der Kreisstadt?« fragte Tobias, der sich des Sohnes eigenthümliches Wesen noch immer nicht erklären konnte.

»Sonst käme ich nicht des Weges,« lautete Joachim's barsche Antwort; »Ich werde gleich davon sprechen, wenn ich erst weiß, was die Ueberseeischen machen.«

»Soll ich ihm den Brief geben?« fragte Rahel.

Tobias nickte.

»Er hat bessere Augen als wir,« sagte er, »Licht aber wirst Du doch zuvor anzünden müssen, denn es wird rasch schummrig. Am Ende giebt's während der Nacht noch ein Wetter; es war den ganzen Tag über schwül.«

Rahel folgte der Weisung ihres Gatten. Dieser schloß das Pult auf und reichte das Schreiben des ausgewanderten Sohnes dem daheim gebliebenen, welcher dasselbe aufmerksam durchlas.

»Bisher Ludwig ist ein Glückspilz, ich sag's ja,« sprach er, den Brief seinem Vater wieder zurückgebend. »Zu drei eigenen Häusern hat er's schon gebracht und nun will er noch eine Fabrik dazu anlegen! ... 'Sist zum Verrücktwerden, wenn ein Mensch mit gesunden Knochen nicht kann, wie er will! ... Ein Leben in den Pampas unter den Gauchos, oder wie die Kerl's heißen, das wäre ein Wirkungskreis für mich! ... Mein Geist kann, eingesperrt in diese auf allen Seiten luftdicht geschlossene Retorte, nie und nimmer zur Ruhe kommen! ... Wirst Du selbst antworten, Vater, oder soll ich's statt Deiner thun? ... Ich habe große Lust, dem Bruder einen Vorschlag zu machen, wenn sie's hier zu arg treiben.«

»Könntest Du Deine alten Eltern verlassen?« fragte Tobias den finster blickenden Sohn. »Gar zu viel Zeit wird uns Beiden auf Erden nicht mehr gegönnt sein. Aber ich habe immer geglaubt, daß Du mir die Augen zudrücken sollst.«

Das war eine Aeufserung, welche Joachim sichtlich an's Herz griff. Er antwortete nicht darauf, sondern stieß, wie er das immer that, wenn er sich aus einer Verlegenheit mit Worten nicht gleich zu helfen wußte, die Füße

gegen jeden erreichbaren festen Gegenstand, als vermöge dieser Antwort zu geben. Endlich faßte er sich zusammen und überrumpelte den Vater mit der abrupten Frage:

»Soll ich Dir 'was Neues erzählen, und zwar etwas, das noch nicht dagewesen ist unter der Sonne?«

»Das wäre in der That 'was Neues, mein Sohn,« erwiderte der Schulhalter, »und es zu erfahren, könnte auch ich mich noch zu einer neugierigen Gegenfrage verleiten lassen.«

»Die will ich Dir ersparen fuhr Joachim fort. »Es war heute Gerichtstag in der Kreisstadt. Weil ich das wußte und mich unter der Hand auch schon früher über den Stand der Angelegenheit meines Freundes erkundigt hatte, litt es mich nicht im Hause. Die Sache ist nun entschieden . . . «

Rahel ließ Messer und Gabel fallen, die sie eben auflegen wollte, und blieb mit gefalteten Händen am gedeckten Tische stehen. Tobias richtete seine Augen still fragend fest auf den Sohn. Da dieser schwieg, sagte er halblaut:

»Schon entschieden? Das ist ja kaum denkbar.«

»Eben darum behaupte ich, daß Dinge geschehen, die noch nicht dagewesen sind,« entgegnete Joachim. »Der Mann ist heute verurtheilt worden.«

»Und schuldig befunden?« fiel die Mutter ein.

»Unschuldige kann das Gericht nicht verurtheilen,« sagte Joachim mit kalter Ruhe, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte. »Sie wollten ihn erst

gnädigst einen Kopf kürzer machen und dann auf's Rad flechten. Aber ich will ewig verdammt sein – setzte er aufbrausend hinzu – wenn dem Caspar geschieht, was diese Gesetzausleger beschlossen haben! Eher soll Rothstein lodern und Alteneck in Asche sinken!«

»Joachim, Joachim!« warnte Tobias, seine abgemagerte Hand auf den heißen Scheitel des Sohnes legend, der bei den letzten Worten sein Antlitz auf die über den Tisch gekreuzten Hände drückte. »Vergehe Dich nicht mit sündhaften Worten, sondern laß die Vernunft walten! ... Es ist das erste Erkenntniß, mein Sohn! Dabei beruhigt sich Caspar's Vertheidiger nicht ... Das letzte Urtheil wird erst gefällt, wenn alle Instanzen durchgemacht sind ... Laß Dich doch nicht erschrecken! Wozu gäbe es denn pfißige, rechtskundige Advocaten, wenn sie einem armen Teufel nicht aus der Patsche helfen könnten, in die er nur durch ein paar unvorsichtige Redensarten gerathen ist? ... Dem Buchstaben des Gesetzes müssen die Richter freilich Rechnung tragen ...«

Unter dem Schluchzen Joachim's zitterte der Tisch. Auch der Mutter rannen die hellen Thränen über die gefurchten Wangen herab. Nach einer Weile richtete sich Joachim wieder auf ... Er weinte nicht mehr, aber seine Stimme klang matt und gebrochen, als er zu dem greisen Vater gewandt sprach:

»Fünf Jahre lang sind wir Nachbarn gewesen hier in dieser Stube, Vater! ... Dort in der Ecke, wo jetzt das Spinnrad der Mutter steht, war unser Platz ... Weil die

Bank nicht lang genug war, holte ich für uns Beide immer den Ofentritt aus der Küche, der für uns gerade paßte . . . Keine Birne, keinen Apfel, keine frische Gurke und keine Rübe aß einer von uns allein, der Andere mußte immer mit zubeißen, sonst schmeckte es weder dem Caspar noch mir . . . Hatte aber einer von uns aus Leichtsinn oder kindischem Uebermuth 'was ausgefressen, dann – Du weißt es, Vater – prügelten wir uns um die Strafe, die dem Schuldigen zudictirt ward . . . Das mag kindisch gewesen sein, ich geb's zu, mir aber quoll's aus dem Herzen und dem Caspar auch, und lieber hätte ich mir selber einen Finger abgehackt, als dem Caspar ein Haar krümmen lassen um nichts und wieder nichts. Denn ich liebte ihn wahrhaftig und von ganzer Seele, weil er gut war und brav, wie ein rechter Mensch sein soll. Und nun wollen ihn ein paar gottverfluchte Halunken zum Mordbrenner machen! . . . Er ist unschuldig wie die Sterne am Himmel, und wenn sie meinem Freunde, von dem ich nicht lasse, an den Hals gehen, so thue ich etwas, das zum Himmel schreien soll, so lange er sich wölbt über diesem irdischen Sodomsballe!«

Der kräftige junge Mann war in seiner edlen Zorneaufwallung schön zu nennen. Seine grauen blitzenden Augen sprühten Feuer, die Nasenflügel zitterten, durch den frischen Purpur der Lippen leuchtete das Elfenbein der Zähne, und auf der hohen braunen Stirn sträubte sich das Haar. Mit beiden Händen sich auf den Tisch stützend, irrten die rollenden Augen vom Vater zur Mutter . . .

»Du machst Dich und uns unglücklich, Joachim, wenn Du so ein Knecht Deiner heftigen Gemüthsart wirst,« sprach Tobias besänftigend. »Denke an Dein junges Weib, an Deine einzige Tochter!«

»Ich denke an Caspar's junges Weib und an dessen einziges Kind,« erwiderte er, »und darum vergaß ich für Augenblicke, daß ich selbst Gatte und Vater bin . . . Ich müßte mir die Augen ausschlagen, hätte ich der Verlassenen, der Verrathenen nicht gedacht!«

»Verkenne mich nicht, lieber Sohn,« ergriff Tobias abermals das Wort, als Joachim seinen Sitz am Tische wieder einnahm. »Ich will Dein Bestes, davon wirst Du überzeugt sein, und darum ist es meine Pflicht, daß ich warnend meine Stimme erhebe, wenn ich zu bemerken glaube, daß Du im Begriff siehst, Dir selbst schweren Schaden zuzufügen . . . Einem Freunde in der Noth treu bleiben, Opfer für ihn bringen, ihn gegen jede Verkleinerung seiner Verdienste vertheidigen, ist edel, und ich werde gewiß der Letzte sein, der Dich deshalb tadeln wird. Blinder Eifer aber, mein Sohn, und unüberlegtes Handeln im Affekt führt nie zum Ziele! . . . Du sollst Deinen Freund, den ich noch lange nicht aufgebe, nicht vergessen, aber Du sollst Dich und die Deinen lieb haben, damit Du ihnen nützen kannst! . . . Vermagst Du Dich zu überwinden, so werdet Ihr, wie ehemals auf der Schulbank, noch manchen Apfel gemeinsam und in gutem Frieden mit einander verzehren.«

Ein Lächeln verklärte die milden Züge des alten Mannes, der den erbitterten Sohn gefahrvolle Wege einschlagen sah.

»Willst Du die Worte Deines alten Vaters beherzigen?« fuhr er fort. »Sieh' dort die Mutter, die so viel um Dich gelitten hat – denn Du warst in den ersten Jahren Deines Lebens ein schwächliches Kind, das vieler Pflege bedurfte – und uns fehlte es oft an Zeit, Dich zu pflegen! Eine Mutter aber weiß immer Zeit zu schaffen, wenn einem Kinde Gefahr droht. Darin ahmt sie der Vorsehung nach, die auch Niemand verläßt, es sei denn, er wende ihr fluchend den Rücken! ... Deine Mutter spricht nicht, ihr Auge nur ruht bittend auf Dir. Und es ist dasselbe Auge, Joachim, das Dich suchte, wenn Du das Haus heimlich verlassen hattest, das liebevoll Deinen Schlummer behütete, wenn der Engel der Krankheit, der auch nur unser Bestes will, im Vorüberwandeln Dich streifte.«

Diese bittenden Worte des milden Vaters erweichten das Herz des grimmigen Sohnes. Mit starken Armen umschlang Joachim erst den Vater, dann die Mutter, die des Sohnes bärtige Wange sanft streichelte.

»Ich will nicht schlecht werden, gewiß und wahrhaftig nicht!« rief er und preßte die alte Mutter noch einmal an seine breite Brust. »Aber ich kann auch nicht zugeben, daß man Andere, die gut sind, aus niederer Rachsucht schlecht macht! ... Diese Bestien hängen zusammen wie Kletten! ... Hat der Eine eine Schuftereie sich ausgesonnen und ist sie ihm gelungen, so deckt ein Anderer ihm gewiß den Rücken, sowie die Welt etwas davon wittert.

Eben darum hasse ich die ganze Brut und wollte, sie wäre vermaledeit auf ewig!«

»Wen meinst Du?« fragte Tobias, der den Versicherungen des Sohnes noch nicht recht traute.

»Von Jenen spreche ich, die Du immer vertheidigest,« fuhr Joachim fort. »Sie taugen Beide nichts, der Baron so wenig wie der Graf, in ihren Neigungen aber sind sie sich ähnlich wie Zwillingbrüder! . . . Du wirst mir Recht geben, wenn Andrea erst einmal den Mund zu öffnen wagt. – Und ich ruhe nicht eher, bis die Schwester wieder mit guter Manier das Schloß verlassen kann. Das Glück ihres ganzen Lebens kann davon abhängen!«

»Dich quälen fixe Ideen,« entgegnete Tobias Helfer. »Der Graf hat seine Fehler und große Schwächen, Deine Schwester aber hat von ihm nichts zu befürchten. In dieser Beziehung verleumdet ihn die Welt!«

Joachim schüttelte finster sein stark behaartes Haupt, indem er unverständliche Worte in den Bart murmelte und die Hand nach seiner Mütze ausstreckte.

»Du willst doch nicht schon wieder fort?« fragte die Mutter . . .

»Ich muß,« antwortete der Sohn. »Es wartet meiner heute noch ein schweres Geschäft.«

»Heute noch, Joachim? Die Nacht bricht ja bereits herein!«

»Spanne den Fuchs aus und bleibe bei uns!« redete ihm der Vater zu. »Es ist besser, Du sprichst Dich ganz gegen uns aus. Morgen früh ist's Dir dann leichter um's Herz, Dein Blick ist klarer und Dein Urtheil unbefangen

... Was Du heute auch unternehmen magst, es wird immer den Stempel der Leidenschaftlichkeit an sich tragen.«

»Ich darf und kann nicht länger zögern, Vater,« erwiderte Joachim pressirt. »Mich bindet ein altes Versprechen, und das muß ich halten wie ein Gelübde! Aber Du hast mein Wort! ... Ich werde nicht schlecht werden und Euch keine Schande machen!«

»Du willst nach Alteneck?« fragte ängstlich die Mutter.

»Gewiß und wahrhaftig nicht!« betheuerte der Sohn. »Meinst Du, ich vermöchte ruhig zu bleiben, wenn ich heute in die verzerrte Teufelsfratze blickte, die mir höhnisch in's Gesicht lachen würde?«

»Grüße Dein Weib und Dein Kind, lieber Sohn, und bleibe meiner Mahnung eingedenk!« sagte Tobias, Joachim's Hand erfassend. »Laß ihn, Mutter, und vertraue Gott! Er ist ein Mann, wir dürfen ihn nicht bevormunden wollen. Und hat er eine Verpflichtung übernommen, so darf er sich nicht kleinmüthig zurückziehen. Gehe hin in Frieden, mein Sohn, unsere Bitten und Wünsche geben Dir das Geleit!«

»Auf baldiges Wiedersehen!« sprach Joachim, eilte zu seiner Kalesche, erfaßte den Zügel und trieb sein Pferd durch anfeuerndes Pfeifen zu schnellem Trabe an.

Tobias Helfer und seine Frau sahen dem Sohne nach, bis das klappernde Gefährt desselben hinter den Ackerfeldern in nebelgefüllter Atmosphäre verschwand.

2. JOACHIM UND ELSE.

Tiefe, schweigende Nacht lag über den dampfenden Thälern und moorigen Wiesen, durch die sich ein wenig betretener Pfad nach den waldigen Bergen schlängelte, die jetzt in finsternes Schwarz gehüllt waren. Im Süden wetterleuchtete es schwach über den Bergen, das dumpfe Rollen fernen Donners aber ward nicht vernommen. Im Zenith gewahrte man durch langsam ziehende Nebelschleier an einzelnen Stellen flimmernden Sternenschein.

Ein einsamer Reiter jagte auf schnaubendem Roß den gewundenen Pfad entlang. Auf dem meist feuchten, wenn schon festen Boden hörte man nur selten den Hufschlag des Pferdes, was den Reiter und sein Thier wie körperlose Schatten erscheinen ließ, die überdies noch zu häufig in dem flirrenden Nebelgewebe für einige Zeit verschwanden.

Wir erkennen in dem späten Reiter Joachim Helfer, den zweiten Sohn des in Ruhestand versetzten Schulhalters. Er kommt von seiner Pachtung, jener Windmühle, deren Flügel im Hause seines Vaters sichtbar waren. Bei Weib und Kind hatte sich Joachim nicht lange aufgehalten. Er überzeugte sich von Beider Wohlbefinden, sattelte das Pferd und trat den nächtlichen Ritt nach den Bergen mit der Bemerkung, die seiner Frau galt, an, daß er vor Tagesanbruch schwerlich zurückkommen werde.

Am steinigen Ufer des Bergwassers angekommen, an dessen Rande Caspar Spät's Haus lag, fiel ihm zuerst

die hölzerne Figur in's Auge, welche anscheinend das Schöpfrad in Bewegung setzte, obwohl gerade das Gegentheil der Fall war. Es war dieselbe Schnitzerei, mit der wir Caspar beschäftigt fanden, als er den Besuch Latte's und von diesem die ihn entrüstende Einladung, nach Alteneck zu kommen, erhielt. Der hölzerne Hampelmann, dem Caspar mit grellen Farben ein menschliches Gesicht gemalt hatte, sollte nach der Behauptung Vieler eine Aehnlichkeit mit den verwitterten, scharfkantigen Gesichtszügen Adam's von Alteneck haben, was dem armen Tischler nach seiner Verhaftung und nach der schweren Anklage, die gegen ihn vorlag, als absichtliche Beleidigung des Barons angerechnet wurde.

Joachim wußte um diese neue Beschuldigung seines unglücklichen Jugendfreundes, und er hätte die alberne Figur, die wider Erwarten eine Rolle in dem Processe gegen Spät führen sollte, gern beseitigt, wäre dies gestattet worden. Auf ausdrücklichen Befehl des Gerichts mußte sie da bleiben, wo der Tischler sie aufgepflanzt hatte, und Joachim, wie Alle, welche Caspar Spät wohlwollten und ihn für unschuldig hielten, ärgerte sich über den gemalten Hampelmann, so oft er denselben erblickte.

Heute war dem Sohne des Schulhalters die Fratze ganz besonders zuwider. Sie reizte seinen Zorn dergestalt, daß er einen gewichtigen Hieb seiner schweren Reitpeitsche gegen den hölzernen Schädel führte, dann sein Pferd parirte, es über den Steg geleitete, welcher das rauschende Wasser überbrückte, und es an dem Stacket festband, das

den sauber gepflegten Blumengarten des Tischlers einhegte.

Die Läden vor den Fenstern waren geschlossen, aber es schimmerte Licht durch die Spalten. Joachim klopfte mit dem unteren Ende seiner Reitpeitsche an die Holzwand und sagte:

»Ich bin's, der Müller vom Lerchenstein.«

Ein unterdrücktes Ach! folgte dieser Anmeldung; dann ward die Thür geöffnet und zwei weiße Frauenhände streckten sich dem späten Besuche entgegen.

Joachim Helfer folgte Else in das Wohnzimmer, das früher auch Caspar's Werkstätte gewesen war. An der Wand stand noch die jetzt verwaiste Hobelbank. Darüber hingen an großen Holzpflocken Sägen verschiedener Größe und auf Borten waren eine ganze Reihe Hobel aufgestellt, um die jetzt Spinngewebe zitterten.

In der Mitte des Zimmers stand ein schmaler Tisch, über welchen eine kleine Lampe mit blechernem Schirm hinreichendes Licht verbreitete, um die feine Stickerei sehen zu lassen, an welcher Else, oft genug unter Seufzen und strömenden Thränen, emsig arbeitete. Im Winkel, wohin das Licht der Lampe nicht drang, schlummerte das Kind des eines schweren Verbrechens angeklagten Vaters.

Else sah bekümmert und leidend aus, schien aber körperlich noch ziemlich kräftig zu sein.

»Haben Sie meinen armen Mann gesprochen?« redete sie den Graupenmüller an, dessen Freundschaft für Caspar sie kannte und in dessen Ehrlichkeit und guten Willen sie volles Vertrauen setzte. »Wie geht es dem Guten? ...

Ist sein Muth noch ungebrochen, und hält ihn die Hoffnung, daß die Wahrheit doch endlich an's Licht kommen muß, noch aufrecht?«

Joachim zog sich einen Schemel an den Tisch, nahm rittlings darauf Platz, legte beide Arme auf die Lehne und betrachtete scheinbar mit Aufmerksamkeit die halb beendigte Stickerei der fleißigen Frau.

»Die Herren vom Gericht waren so gnädig, mich ein paar Worte mit meinem Freunde wechseln zu lassen,« erwiderte er bitter, indem er sein starkes, krauses Haar steil aus der Stirn strich. »Es fehlt ihm, Gott sei Dank, nichts, als frische Luft und die Freiheit; auch theilt er meinen Glauben, weil ich das als sein Freund von ihm verlange.«

»Sie haben also doch Hoffnung?« warf Else ein, indem sie mit leicht zitternder Hand die Nadel wieder zu rühren begann. »Ach, mir ist das Herz so schwer, und nirgends, nirgends kann ich Rettung aus dieser grausamen Noth erblicken! ... Er war nicht im Hause in jener Unglücksnacht, und ich habe Niemand, welcher den Beweis zu liefern vermag, daß die Aussagen der Landstreicher, die ich leider Tags zuvor ihres zudringlichen Wesens wegen vom Hause wies, der Wahrheit zuwider laufen ... O, wäre ich doch das einzige Mal barmherzig gewesen! Ich bin es sonst immer – und kann Niemand leiden oder darben sehen. Und hätte doch der gute, liebe Mann den rachsüchtigen Baron damals, als er mich verfolgte, nicht so gröblich beleidigt! ... Ich hätte mich seiner wohl erwehrt, denn er ist feige, wenn man ihm recht grimmig entgegen tritt ... Die alte Barbara bringt ihn durch einen

bloßen Blick schon zum Zittern, und wenn sie will, bannt sie ihn fest auf einen Fleck, daß es fast unheimlich anzusehen ist.«

»Ich habe davon gehört,« entgegnete Joachim, »und ich hoffe, es kommt noch eine Zeit, wo sich aus dieser Feigheit, die ihren Ursprung in einem bösen Gewissen haben dürfte, für Caspar's Angelegenheit Capital wird machen lassen. Geschadet kann mein Freund sich haben durch unbedachte Redensarten wie durch rücksichtsloses Handeln. Dem setzen sich ehrliche Leute in dieser von Schlechtigkeiten aller Art vergifteten Welt immer aus. Deshalb aber brauchen wir noch nicht zu verzweifeln . . . Etwas wollen wir uns, ohne die Hände müßig in den Schooß zu legen, doch auf unsern Herrgott verlassen . . . Ich bin wahrhaftig keiner von den Kopfhängern, den Betbrüdern und den religiösen Quertreibern, und könnt' es eben so wenig wie Caspar meinem alten braven Vater zu Dank machen. Wenn ich aber auch Sonntags nicht regelmäßig dem näselnden Pfarrer auf sein wackelndes Maul sehe – verstehen kann man ja doch nichts –, an eine waltende Vorsehung und an eine göttliche Gerechtigkeit im Himmel wie auf Erden glaube ich doch. Und darum sage ich: Caspar soll und wird nicht zu Grunde gehen!«

»Wenn ihn aber das Gericht schuldig findet? Wenn es ihn verurtheilt?«

Joachim sah starr vor sich hin und sagte tonlos:

»Das ist heute geschehen!«

»O, meine Ahnung!« jammerte Else. »Mein Mann, der Vater meines Kindes, als Mordbrenner verurtheilt!«

Sie ließ die Stickerei sinken und legte, in leises Weinen ausbrechend, beide Hände über ihre Augen.

Joachim schwieg, bis die tieferschütterte Frau wieder einige Fassung gewonnen hatte. Mit bebender Stimme fragte sie:

»Wie lautet das Urtheil, Joachim?«

»Traurig,« erwiderte dieser. »Auf Mordbrennerei steht Todesstrafe, und diese hat das Gericht dem unschuldigen Caspar zuerkannt. Aber er soll nicht sterben, ja sie sollen ihm nicht einmal ein Haar krümmen!« setzte er hinzu und sein Auge glühte in edlem Zorne.

»Wer wird sich des Aermsten annehmen?« fiel Else ein. »Caspar fehlen mächtige Freunde und Beschützer . . . Diejenigen, welche möglicherweise etwas für ihn thun könnten, gerade diese hat er durch seine rücksichtslose Wahrheitsliebe sich zu Feinden gemacht.«

»Besitzt er in mir nicht einen Freund?« entgegnete Joachim barsch. »Weit reichende Verbindungen freilich habe ich nicht, das Herz aber sitzt bei mir auf dem rechten Flecke, und daß ich kein Feigling bin, wissen Herren und Knechte . . . Caspar soll und wird nicht sterben, ich wiederhol' es!«

»Sie wollen meinen unglücklichen Mann befreien?« sagte Else und blickte mit ihren großen, schönen Augen den Sohn des Schulhalters fragend an, während sie tief aufathmete und ein Wetterleuchten der Hoffnung über das bleiche, sorgenvolle Antlitz zuckte.

»Mit List oder Gewalt, wenn er nicht eigensinnig ist!« erwiderte Joachim. »Ich schwör' es, so wahr Gott mir barmherzig sein möge in meiner letzten Stunde!«

Ein pfeifender Ton schlug schrillend an die Fenster. Else fuhr erschrocken zusammen.

»Wenn ein heimlicher Lauscher Ihre Betheuerungen gehört hätte!« klagte sie. »Die bösen Menschen würden auch Sie in's Gefängniß werfen!«

Joachim war schon an die Werkstatt geeilt, um Fenster und Laden schnell aufzustoßen. Der schrille, pfeifende Ton wiederholte sich noch stärker.

»Es ist der Gewitterwind, der die Häupter des Waldes beugt,« sagte er, das Fenster wieder schließend. »Für furchtsame Schleicher und bezahlte Lauscher ist heute ohnehin kein Tag. Die Furcht versperrt ihnen den Weg vom Dorfe herauf, wo es der Sage nach in heutiger Nacht bei den sieben Fichten umgeht.«

Else antwortete nicht. Sie kniete an der Wiege des schlafenden Kindes nieder und sprach mit gefalteten Händen ein stilles Gebet. Draußen erhob sich der Wind immer stärker, und einzelne Blitze, denen jedoch kein Donner folgte, erleuchteten grell die finstere Nacht ... Joachim's Pferd wieherte und schlug ungeduldig den Boden mit den Vorderhufen.

»Es ist Zeit für mich, an die Heimkehr zu denken,« sagte Joachim, die Reitgerte von der Werkstatt nehmend. »Was Sie erfahren mußten, wissen Sie jetzt, und das Geschwätz des großen Haufens, der sich über Alles, selbst über das Unglück des Gerechten freut, kann Sie nicht

mehr erschrecken. Es war der Auftrag, den ich persönlich auszurichten meinem Freunde feierlich gelobt habe. Was nun weiter geschieht, kann mir nicht verborgen bleiben, denn Caspar's Anwalt ist ein ehrlicher Mann, der viel darum gäbe, ließe sich die Unschuld desselben durch Thatsachen beweisen. Vorerst muß die Sache in die Länge gezogen werden, damit wir Zeit gewinnen. Das Urtheil stützt sich blos auf Verdachtsgründe, und das ist eine Stütze, die ein unbedeutender Zufall, ein leiser Hauch zerbrechen kann . . . Noch leben zwei Menschen, die vielleicht im entscheidenden Augenblick Hülfe schaffen. An Beide wende ich mich, sobald ich ruhig in mir selbst geworden bin. Gehabt Euch wohl! . . . Ist's nöthig, so klopfe ich ungerufen wieder an.«

Er drückte Else flüchtig die Hand, schwang sich in den Sattel und setzte sein Thier sofort in scharfen Trab. An der sich auf und nieder bückenden Figur am Schöpfrade konnte er doch nicht vorüberreiten, ohne deren hölzernen Scheitel mit einem schweren Schläge seiner Reitpeitsche zu treffen.

3. ACHIM VON ROTHSTEIN.

Um dieselbe Zeit saß Graf von Rothstein in einem Erkerzimmer seines Schlosses, beschäftigt mit der Durchsicht alter Papiere. Ein Zufall, nicht Bedürfniß oder das Verlangen, Ordnung in längst vergessene Correspondenzen zu bringen, hatte ihm diese in die Hände gespielt. Moosdörfer, welcher dem Grafen die gewünschte Summe

baar zu schaffen versprochen, drang auf Einsicht gewisser Documente, auf welche Rothstein sich berief, und diese Documente lagen nebst einer Unmasse anderer Schriften in einer Schatulle, welche der Graf seit Jahren nicht mehr geöffnet hatte. Der Eigensinn Moosdörfer's, der ohne vorausgegangene Einsicht der betreffenden Documente, von denen er sogar eine Abschrift verlangte, die begehrte Summe nicht schaffen zu können behauptete, zwang ihn, die Schatulle hervorzusuchen. Er that es ungerne, denn er wußte, daß ihm die Eröffnung derselben einige böse Stunden machen werde.

Diese Ahnung trog den Grafen nicht. Bei dem Anblick zweier Bündel mit ihrer vergilbten Inlage entstiegen der Schatulle unheimliche Schatten, die ihn an längst vergangene Tage mahnten. Und er mußte diese Bündel berühren und aufnehmen, weil das, was er suchte, auf dem untersten Boden der Schatulle lag.

Der Graf grollte sich selbst, daß er, einer dämonischen Macht nachgebend, eins der Bündel, und zwar das älteste, mit zitternden Fingern öffnete und einige der vergilbten Blätter, die es enthielt, las. Er konnte nicht widerstehen, er mußte, wie hart es ihm auch ankam. In solchen Momenten, wo der Wille des Menschen von einer höheren Macht gleichsam in Fesseln gelegt wird, klopft die Vorsehung an sein Herz, und die Stimme des Gewissens ruft laut seinen Namen, damit er sich ermanne und den Stricken der Sünde sich entwinde. Graf von Rothstein

empfund dumpf diese Macht und vernahm die mahnende Stimme des Gewissens, dieser aber zu folgen und jener Macht sich zu beugen, gestattete ihm der Hochmuth nicht, dessen gehorsamer Knecht er war.

Der Wind, der pfeifend an den scharfkantigen Vorsprüngen des Schlosses rüttelte, und das grelle Wetterleuchten, das oft den ganzen Horizont in ein Meer rollender Flammen verwandelte, versetzte den Grafen nach Rußland zurück. Das brennende Moskau stand plötzlich vor seinem Auge; er fühlte wieder den zaghaften Schritt seines scheuenden Pferdes, das über halb verbrannte Leichname stolperte und kaum mehr Zügel und Sporn gehorchte ... Dann wieder wehte es ihn eisig kalt an, und die drei mittelsten Finger der linken Hand, die Kapseln von dünnem Silber trugen, schmerzten ihn wie damals, als er sich die erfrorenen Glieder in einer elenden Hütte Volhyniens abnehmen lassen mußte ...

Man sah es den Gesichtszügen des Grafen an, daß er nicht bloß körperliche Schmerzen fühlte, sondern daß er auch geistig litt. Sein langer grauer Schnurrbart – er hatte ihn während des stundenlangen Suchens zu färben vergessen – hing schlaff zu beiden Seiten des Mundes herab; die trüb werdenden Augen irrten unruhig von einem Gegenstande zum andern und blieben bald auf den Fenstern, die im Leuchten der Blitze funkelten, bald auf der Thür haften, hinter der sich manchmal etwas zu regen schien.

»Sie sind Beide umgekommen, wie so viele Tausende,« sprach er, sich wieder fassend und einen der alten Briefe

zerknitternd, von denen er einzelne unter Seufzen und Herzklopfen gelesen hatte. »Was galten in jenen Tagen der Noth und des Grausens ein paar Menschenleben? – Wo alle Bande der Ordnung gelöst sind, tritt das alte Chaos wieder ein, und es geht verloren oder zu Grunde, wenn nicht der Zufall rettet! . . . Ich habe keine Schuld an den Freveln und Unthaten jener Tage, wo Wahnsinn und Raserei die Welt regierten . . .«

In weiter Entfernung ließ sich ein Ton hören, der wie das schwache Echo lauten Lachens klang. Der Graf wandte sein faltiges Gesicht dem Fenster zu und legte die Bündel wieder in die Schatulle.

»Daß der Schall sich des Nachts, selbst wenn in der Natur nicht gänzliche Ruhe herrscht, so weit fortpflanzt, ist doch fatal,« fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. »Man wird so oft ohne Noth erschreckt, wenn man auch von Natur nicht schreckhaft ist . . . Und wer Moskau kalten Auges in Asche sinken sah, wer nicht zagte an den Ufern der Beresina, den darf man auch nicht furchtsam schelten! . . . Dennoch erschrecke ich, so oft ich Jemand unerwartet lachen höre . . . Was ist doch der Mensch für ein unvollkommener Organismus . . .«

Er schloß die Schatulle und stellte sie in einen verborgenen Wandschrank, den eine verschiebbare Tapetenwand deckte. Dann legte er die alten Documente, deren Einsicht Moosdörfer so dringend forderte, in ein Fach seines Schreibtisches und nahm in dem bequemen Lehnstuhle vor demselben Platz.

Draußen war es ruhiger geworden; der Wind hatte sich gelegt, und das Wetterleuchten verminderte sich.

Achim von Rothstein sah starr vor sich hin, den Kopf auf die Hand gestützt, und hing seinen Gedanken nach. Da ließ sich Musik hören, die aus einem tiefer gelegenen Zimmer des Schlosses kommen mußte. Der Graf ballte die Hand und drückte sie gegen die Stirn.

»Verdammte Angewohnheit der störrigen Dirne!« murmelte er, die langen Enden des Schnurrbarts kräuselnd. »Daß sie auch gerade die Harmonika spielen muß! Dies widerwärtige Instrument, das mich so unzählige Male aus dem Schlosse trieb, und bei deren Klängen Isabella ihren trüben Geist aufgab! ... Ich sehe sie noch sitzen mit dem leicht zur Seite gebeugten Haupte, den abgezogenen Trauring zwischen den erkalteten Fingern ... Sie mußte gleich nach der Verabschiedung des Alten gestorben sein! ... Wenn ich wüßte, daß sie mir gehorchte, würde ich dem Mädchen das Spielen der alten Harmonika verbieten; aber ich fürchte, durch ein solches Verbot verschlimmere ich nur meine Lage und entferne mich immer weiter von dem Ziele, das ich verfolge ... Schon jetzt weiß ich mich der Dränger kaum mehr zu erwehren, von denen mir der Eine so unbequem ist wie der Andere ... Heute versuchte der alte Narr im Schafspelze zu mir zu dringen, und morgen werde ich Mühe haben, den Graupenmüller abzuhalten, wenn das Gerücht wahr spricht ... Dem groben Schreiner zu Liebe macht sich halb Hohen-Rothstein auf die Beine. Das sind die Folgen der neuen Staatseinrichtungen seit Entstehung des

neuen Bürgerkönigthums! Man muß, um nicht für einen russischen Barbaren zu gelten, sich mit sogenannten Petitionen todt werfen lassen. Will man sich dieser Zeitforderung nicht bequemen, so provocirt man bei dem gegenwärtigen Stande der Gesittung Aufstand und Revolution . . . Ach, manchmal könnte ich wünschen, gleich so vielen meiner braven Kameraden in den Schneefeldern Rußlands umgekommen zu sein! . . . Ich hätte dann weniger Drangsale zu ertragen gehabt, Drangsale, die mir die letzten Jahre meines vielbewegten Lebens verbittern! . . . «

Aus weiter Ferne klang es wieder wie dumpfes Lachen. Der Graf sprang auf und umfaßte mit der linken Hand den Armleuchter.

»Nein,« sprach er, sich schnell wieder besinnend, »es nützt ja doch nichts. Töne, deren Geburtsstätte ein krankhaft construirtes Ohr ist, macht kein Gebot und keine Untersuchung verstummen. Das Uebel ist ein Andenken an den russischen Feldzug . . . Ich will es standhaft ertragen und thun, als ob ich nie von ihm heimgesucht würde . . . Glücklicherweise werde ich ja des Nachts von Niemand beobachtet, und am Tage befällt es mich selten . . . «

Er trat an's Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus, die von Zeit zu Zeit noch von zuckenden rothen Blitzen erleuchtet wurde. Das Harmonikaspield verstummte noch nicht. Die Gesichtsmuskeln des Grafen zuckten krampfhaft, so oft die Töne voller und ergreifender anschwellen. Endlich schritt er schnell durch das Gemach und zog heftig die Glocke. Als ein bereits schlaftrunkener Diener

erschien, um sich nach dem Begehr des Gebieters zu erkundigen, rief er ihm ungeduldig zu:

»Die Mamsell soll den Glaskasten schließen und den Kopf in die Federn stecken! Bin des langweilig klagenden Geleiers überdrüssig und bedarf der Ruhe!«

Nach einer kleinen Weile schwieg das Spiel. Auf dem Schloßthurme schlug die zersprungene Schelle mit eigenthümlich scharfem Schrillen des Metalls die Mitternachtsstunde. Graf von Rothstein ergriff jetzt den Armleuchter und zog sich in sein nahe gelegenes Schlafgemach zurück, wo der Kammerdiener bereits seiner wartete und die in mattgeschliffenen Glaskugeln brennenden beiden Lampen, die der verwöhnte Graf seit Jahren nicht mehr entbehren konnte, längst schon angezündet hatte.

Am andern Morgen, als die Pforte des Schlosses geöffnet wurde, saß der greise Schäfer Clemens auf der obersten Stufe der Freitreppe. Zwischen seinen Füßen lag der treue wachsame Hund Flink, neben ihm lehnte der lange Stab, dessen sich Clemens nicht sowohl als Stütze, wie zum Aufwühlen der lockern Erde der Heidenlehne bediente. Er las in einem aufgeschlagenen Buche und ließ sich in seiner Lectüre auch nicht durch den sehr unfreundlichen Morgengruß des Schloßbedienten stören, welcher die Stellung des Pförtners und Castellans versah.

»Du bist zudringlich wie dürre Aehren, die, wenn sie Einem in den Rockärmel fallen, immer höher hinaufkriechen,« brummte der gräfliche Dienstbote, ein Mann in den mittleren Jahren, der früher bessere Zeiten gesehen

und ein eigenes Haus besessen hatte. »Bist Du denn weder durch Bitten noch Schelten todt zu machen? Der Herr Graf wird rasend, wenn er Dich hier sieht!«

»Dann will ich lieber gleich in's Schloß gehen und mich in Deinen Guckkasten setzen, Hans,« erwiderte Clemens, die Bibel, in welcher er gelesen hatte, schließend und nach seinem Stabe greifend. Flink hob sich träg auf die Füße, bewegte den Schweif und knurrte. »Rasend möchte ich den Herrn Grafen nicht gern machen,« setzte er hinzu, »sprechen aber muß ich ihn. Es ist die allerhöchste Zeit.«

»Ich darf Dich Seiner Gnaden nicht melden.«

»Dann muß ich es selbst thun.«

»Wenn ich nur wüßte, weshalb Du Dich immer in fremder Leute Angelegenheit mischest!«

»Weil ich in jedem Hülfbedürftigen einen leidenden Bruder erblicke, Hans!«

»Eine curiose Liebhaberei, die Dir schwerlich viel eingebracht hat. Seine gräfliche Gnaden, ruhen noch zu schlafen.«

»Dann geruhe Du, den Langschläfer zu wecken. Ich wiederhole, meine Angelegenheit hat Eile!«

Der Pförtner schien dem Schäfer noch immer nicht rechten Glauben schenken zu wollen. Er sah hinüber nach dem Schloßthurme, um dessen alten, einen Drachen vorstellenden Wetterhahn schreiende Dohlen kreisten, und blickte dann seitwärts in das nebelgefüllte breite Thal, an dessen beiden Seiten sich der volkreiche Ort

Hohen-Rothstein ausbreitete. Jenseit des Thales in dunstiger Ferne ragten die fünf Riesensteine der Feengruft auf der kahlen Heidenlehne in die frische Morgenluft, von der aufgehenden Sonne mit Purpur übergossen.

»An Deiner Stelle bliebe ich dort drüben in dem Steinpalaste, wo Keiner Dich stört und wo Du allein Herr bist,« sagte Hans zu Lotto-Clemens, der, auf seinen Stab gelehnt, den Pförtner sehr unfreundlich anblickte. »Ich kann um's Brod kommen, wenn gräfliche Gnaden schlecht bei Laune sind. Und Du bist Keiner von denen, auf deren Kommen sich der gnädige Herr freut.«

»So gieb Platz!« sagte der Schäfer und winkte seinem Hunde. »Die Morgenträume will ich Deinem Herrn bald verscheuchen. Paß auf, Flink!«

Der kluge, von Clemens ausgezeichnet geschulte Hund sprang mit großen Sätzen die Treppe hinauf, die zu einem getheilten, links und rechts abbiegenden Vorzimmer führte, das im Mittelbau des Schlosses diesen mit den beiden weitläufig gebauten Flügeln verband. Da zeigte sich an der offenen Thür dieses mit Fliesen ausgelegten Vorzimmers ein in Schwarz gekleidetes junges Mädchen, aus dem reichen dunkeln Haar eine leichte, blendend weiße Morgenmütze mit langen fliegenden Rosabändern. Das Mädchen war blaß, aber jugendfrisch, nur ließ ein melancholischer Zug um ihren kleinen wohlgeformten Mund sie über die Jahre ernst erscheinen. Flink wedelte mit dem Schweife, sprang an dem Mädchen in die Höhe und leckte ihre Hände.

»Andrea Helfer!« rief Clemens, die Stufen hinaufsteigend. »Gott segne Deine lieben Augen und beschütze sie vor jedem bösen Blick, in dessen unreiner Gluth sie ihren Glanz verlieren könnten! Du wirst einem alten Manne, der schon an Deiner Wiege für Dich betete, eine Bitte nicht abschlagen, zumal sie nur Gutes beabsichtigt. Ich wünsche den Herrn Grafen zu sprechen.«

Andrea hüpfte die Treppe hinunter und streckte beide Hände dem Schäfer entgegen, während ihre Augen in feuchtem Schimmer erglänzten.

»Wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen, alte treue Seele!« rief sie bewegt, dem Alten wiederholt die rauhen Hände drückend. »Wie gern hätte ich Dich aufgesucht bei Deiner Heerde, aber der Graf läßt mich bewachen wie eine Gefangene, die ich leider auch bin, obwohl es heißt, ich sei die Ausgeberin und könne thun und lassen, was ich wolle ... Wie geht's meinen lieben, guten Aeltern? Hat sich's mit den Augen der Mutter etwas gebessert? ... Daß ich so gar nichts von den Aeltern höre, betrübt mich am meisten!«

Clemens ließ seine Blicke mit inniger Theilnahme auf der Tochter des pensionirten Schulmeisters ruhen.

»Alles in Ordnung, mein Kind,« erwiderte er. »Den Alten fehlt nichts, denn sie haben starke Herzen, auf die unser Herrgott alle Tage frische Thautropfen erquickenden Trostes fallen läßt. Wenn Du mich zu dem Grafen führen willst, sollst Du nicht mehr lange eine Gefangene sein.«

»Zu dem Grafen?« wiederholte Andrea, und ihr Blick suchte ängstlich das Auge des Pförtners, der brummend am Fuße der Treppe auf und ab ging. »Der Graf schläft noch; vor acht Uhr pflegt er selten zu schellen.«

»Da hörst Du's auch von der Mamsell,« sagte Hans. »Und ehe der gnädige Herr nicht die Glocke gezogen hat, darf kein sterblicher Mensch ihm nahe kommen!«

»Außer dem Einen, vor dessen Auge das Herz des Gestrengen sich krümmen wird,« fiel Clemens ein. »Führe mich, Andrea! Das Klopfen meines Stabes soll den Langschläfer werfen, Euch Beiden aber soll dieser ungewohnten Störung wegen der schnauzbärtige Dragoner-Oberst weder ein Haar krümmen, noch ein hartes Wort sagen . . . Marsch, Flink, sei munter und vermelde gräfliche Gnaden, daß Freunde ihm guten Morgen zu sagen kommen.«

Flink machte gewaltige Sprünge und begann zugleich so laut zu bellen, daß der Wiederhall seiner kräftigen Stimme sich an den dunkeln Gewölben der langen Corridore brach und in allen Theilen des Schlosses vernommen werden mußte.

»Gelt, das ist ein Weckruf, dem Niemand, auch nicht ein schlafender Graf sein Ohr verschließen kann?« sagte Clemens lächelnd, während der Pförtner sich entfärbte und ängstlich in seinen grauen Haaren wühlte. »Bin neugierig auf das Gesicht, das mich der Herr sehen läßt, wenn er die Thür aufreißt, um sich nach der Veranlassung des bäurischen Lärmes zu erkundigen.«

Dem immer lauter bellenden Hunde folgend, schritt der Schäfer lächelnd den Corridor hinunter, während Andrea in ein Seitenzimmer trat, um nicht Zeuge des Auftrittes zu sein, der ihrem Dafürhalten nach unmöglich ausbleiben konnte.

4. LOTTO-CLEMENS BEI DEM GRAFEN.

Von dem schallenden Gebell des Hundes, das rasch immer näher kam, erwachte Graf Rothstein. Er richtete sich verwundert in seinem Bett auf, rieb sich die noch schlafmüden Augen und schlug dann die schwerem Damastvorhänge zurück. Ein fast haarloser, kahler Kopf mit harten, scharf markirten Zügen, einer langen geraden Nase und tief liegenden unruhigen Augen ward sichtbar, und blickte mit sichtbarem Erstaunen in das halbdunkle Zimmer, während unverständliche Worte den bärtigen Lippen entflohen. Dann entwand sich eine wohlgepflegte, aristokratisch feine Hand und ein halb entblößter, muskulöser, stark behaarter Arm dem weichen Pfühl und griff nach der rothseidenen Klingelschnur zu Häupten des Himmelbettes. Der helle Ton der Glocke rief den Kammerdiener des Grafen in das geräumige Schlafgemach.

»Wer hat die bellende Bestie in's Schloß gelassen?« fuhr der erzürnte, in seiner Ruhe gestörte Gebieter den ängstlich harrenden Diener an. »Der halbblinde und halblinde Kerl von Portier verdiente, daß ich ihm die Ohren wie einem Mops stutzen ließ, wenn er nicht einmal

fähig ist, die Hunde abzuhalten ... Man soll die Bestie fangen und auf der Stelle erdrosseln!«

»Gnädigster Herr, es ist ein Mensch in's Schloß gedrungen,« stotterte der Kammerdiener, »ein Mensch, den Niemand wagt ...«

Der Graf hob drohend den Arm und entriß dem Diener das dargereichte Gewand.

»Niemand abzuweisen wagt, willst Du sagen,« unterbrach er ihn. »Das muß ja ein seltsames Gewächs sein, das ich mir doch näher besehen will! ... Also zu überfallen sucht man mich? ... Meinen Hirschfänger! ... Kennst Du die ungeschliffene Canaille?«

Ehe der Kammerdiener noch Antwort geben konnte, ward von außen hart an die Thür geklopft, die sich unmittelbar darauf öffnete. Die hohe breite Gestalt des Schäfers, den Hund mit der linken Hand abwehrend, stand auf der Schwelle und traf den Grafen mit so mächtig bannendem Auge, daß dieser auf einige Secunden verstummte und den zudringlichen Mann wie eine Erscheinung anstierte.

»Clemens,« sprach er dann in grollendem Tone, aber sich mäßigend, »was giebt Dir Veranlassung zu so respectwidrig unhöflichem Auftreten? Du vergißt, was Du mir schuldig bist; ich werde Dich fortjagen ...«

»Das werden gräfliche Gnaden nicht thun,« erwiderte unerschrocken der Schäfer. »Ich habe Ihnen Wichtiges zu vermelden, Sie aber wiesen mich ab, weil Sie nicht bei Laune waren. Da mußte ich als ein Mann, der Ihr Bestes will, es schon darauf ankommen lassen, mich Ihrem

Zorne auszusetzen. So komme ich ungemeldet, und gewiß und wahrhaftig, gräfliche Gnaden, Sie werden den Lotto-Clemens nicht los, bis Sie ihm Gehör geschenkt haben! Flink ist ein zuverlässiger Wächter und verläßt seinen Herrn in keiner Noth oder Gefahr.«

Der Hund des Schäfers, der sich auf seines Eigners Gebot quer vor die Schwelle gelegt hatte, auf welcher Clemens noch immer stand, blickte den Grafen allerdings so ingrimmig an und knurrte unablässig so unheimlich drohend, daß dieser wohl einsah, der unbequeme frühe Gast, der sich so dreist in sein Schlafgemach drängte, werde nur durch Güte wieder zu entfernen sein.

»Nun, so laß Deine Litanei hören, eigensinniger Graukopf!« sprach Rothstein, indem er den Hirschfänger neben dem Himmelbett auf den Nachttisch legte und seinen dunkelsammetnen Morgenrock bis an den Hals zuknöpfte. »Was giebt's denn so Wichtiges in Deinem Revier, daß Du räuberartige Gewohnheiten anzunehmen für erlaubt hältst?«

»Was ich gräfliche Gnaden mitzutheilen habe, darf kein Dritter hören,« versetzte Clemens kalt, ohne seinen Platz zu wechseln.

»Dann sei so gütig und gestatte meinem Kammerdiener, daß er unbeschädigt das Zimmer verlassen darf. Oder soll er etwa aus Respect vor Dir und Deiner tückischen Bestie durch's Fenster springen?«

Clemens gebot Flink, aufzustehen. Dann trat er selbst in das Schlafgemach des Grafen und zeigte mit seinem

Stabe nach der Thür, welche der Kammerdiener möglichst schnell zu erreichen suchte. Kaum war sie in's Schloß gefallen, so commandirte ein Blick des Schäfers den gelehrigen Hund wieder auf die Schwelle, während er selbst dem finster blickenden Grafen gegenüber in einem weichen Polsterstuhle Platz nahm.

Eine kleine Weile maßen beide so verschiedenen Lebensstellungen angehörige Männer sich stumm mit den Augen, dann ergriff der Schäfer zuerst das Wort.

»Ich bin zu Ihnen gedrungen, gräfliche Gnaden, um ein gutes Wort für Jemand einzulegen,« sprach er. »Wenn ich aber den Namen meines Schützlings nenne, werden Sie vermuthlich zornig aufbrausen.«

»Dann unterlasse es lieber,« gab verdrossen der Graf zurück.

»Das kann und darf ich nicht, denn es wäre Unrecht,« fuhr Clemens fort. »Mein Schützliug ist Joachim Helfer ...«

»Der Champion des Mordbrenners?« rief auffahrend der Graf. »Bei meinem Zorne, schweig'! Ich will nichts von ihm hören!«

»Sie sollen mich aber hören, gräfliche Gnaden!«

»Sollen?«

»Sie sollen und müssen!« sagte mit eiserner Festigkeit der Schäfer.

Graf von Rothstein fuhr auf und seine Hand zuckte nach dem Hirschfänger. Vor Ingrimms biß er sich die Lippen.

»Du vergißt Dich, Bursche! . . . Baue nicht zu viel auf meine Langmuth!«

»Joachim Helfer wünscht seinem Bruder in die neue Welt zu folgen,« fuhr Clemens fort, ohne von der letzten Drohung des Grafen Notiz zu nehmen. »Sein Vater ist damit einverstanden, und Dienstverhältnisse fesseln ihn nicht an die heimische Scholle. Es bedarf nur des Auswanderungsconsenses, den gräfliche Gnaden zu unterschreiben haben.«

»Ich gebe diesem aufsätzigem Menschen keinen solchen Consens,« fiel der Graf ein. »Joachim Helfer weiß das schon längst; wie kann er sich unterfangen, Dich aufzuhetzen? . . . Oder solltest Du vielleicht gar die treibende Kraft sein, die dem unbändigen Menschen die Gedanken verwirrt?«

Clemens nickte, während sein Blick größer und glänzender ward.

»Gräfliche Gnaden kennen mich und beurtheilen mich ganz richtig,« erwiderte er mit großer Gemüthsruhe. »Ich habe dem jungen Helfer zugeredet, seit er verheirathet ist.«

»Ich wollte, die alten Felsen, unter denen Du Unheil brütend Jahr aus Jahr ein hockst, hätten Dir längst schon den unnützen Schädel zerschmettert!« zürnte der Graf. »Nun ich von Dir selber höre, daß Du der Anstifter des saubern Planes bist, lasse ich den Sohn des Schulmeisters nicht ziehen. Er soll in Hohen-Rothstein leben, darben, sich ärgern und vor Aerger ebendasselbst sterben!«

»An Ihrem Willen, gräfliche Gnaden, dem unglücklichen Manne ein so trauriges Loos zu bereiten, zweifle ich nicht,« versetzte immer gleich ruhig und gelassen der alte Schäfer. »Sie besitzen darin Erfahrung und auch einige Uebung . . .«

»Verrückter alter Narr!« murmelte der Graf und schleuderte Clemens einen wüthenden Blick zu.

»Mit dem Joachim indessen ist so leicht nicht fertig zu werden,« fuhr der Schäfer fort, »denn gräfliche Gnaden wollen bedenken, daß ich hinter ihm stehe, und daß Lotto-Clemens, so alt er ist und so gering seine Mittel immer sein mögen, was er ernstlich will, auch durchsetzt! . . . Joachim Helfer wird also in Begleitung von Freunden über's Meer gehen.«

»Charmant,« sagte der Graf und rieb sich die Hände. »Sollte er zum Ausreißen wohl die Lust verlieren, wenn ich ihn etwa heute noch hinter schwedische Gardinen an einem schattigen Orte unterbringen ließe, damit sich sein allzu heißes Blut ein wenig abkühle? Veranlassung dazu ist vorhanden; er hat sich neuerdings höchst verdächtig gemacht durch seine unkluge Verwendung für den verurtheilten Mordbrenner . . .«

»Caspar Spät ist eben so wenig ein Mordbrenner wie ich oder Sie, Herr Graf!« fiel Clemens ein. »Seine Unschuld werde ich an den Tag bringen, ist erst die Zeit dazu gekommen! Spät und Helfer sind Jugendfreunde, und als Freunde und treue Genossen in Lust und Leid sollen sie auf demselben Schiffe die alte Heimath, die man Beiden zum Kerker gemacht hat, verlassen!«

Graf von Rothstein lachte laut auf.

»Bei meines Vaters Zopf, Du wirst unterhaltend!« sagte er und zog die Enden seines Schnurrbartes so weit herunter, daß er sie bequem unter dem Kinn hätte zusammenknüpfen können. »Also der zum Tode verurtheilte Brandstifter geht mit seinem tollen Intimus, ohne Zweifel begleitet von Weib und Kind, nach dem südamerikanischen Paradiese, wo aller moralische Auswurf Europa's so prächtig gedeiht! . . . Das ist ja köstlich! . . . Ist der Tag der Abreise dieser Mustermenschen nicht vielleicht schon festgesetzt, oder haben die unverbesserlichen Strolche die Bestimmung darüber Dir überlassen?«

Nach dieser Aeußerung stand der Schäfer auf; gleichzeitig erhob sich dessen wachsamer Hund. Clemens trat dem Grafen einen Schritt näher.

»Wenn das Paradies jenes fernen Landes eine gedeihliche Pflanzstätte für moralische Auswürflinge Europa's wäre,« sprach er, indem seine Augen wie die Spitzen kalten Stahles auf dem Grafen ruhten, »dann müßten gräfliche Gnaden ebenfalls dort drüben Hütten bauen . . . «

»Verruchter Hund!« schrie Graf Rothstein auf und riß den Hirschfänger aus der Scheide. »Auf die Knie, oder ich renne Dir erbarmunglos den Stahl durch Deine sündige Brust!«

Das Jagdmesser blitzte in der nervigen Hand des schwer beleidigten Aristokraten, ein Schlag des Stabes aber, welcher den Arm des Grafen in demselben Moment traf, warf es zu Boden.

»Denk' an Eudoxia!« raunte der Schäfer dem Ergrimmt-ten in's Ohr. »So gewiß Gottes Auge auf uns Beide herabsieht aus den Wohnungen der Seligen, so gewiß soll Eudoxia wieder auferstehen von den Todten, wenn gräfliche Gnaden Joachim Helfer nicht ziehen lassen, wohin das Herz ihn drängt!«

Er beugte sich über den Grafen, der erblassend in seinen Stuhl zurückgesunken war und den alten Mann entsetzt anstarrte.

»Ich verlasse das Schloß nicht, bis der Auswanderungsconsens in meinen Händen ist,« fuhr er fort. »Joachim will im nächsten Monat reisen, und Caspar Spät hat ebenfalls Eile, fortzukommen . . . Wenn gräfliche Gnaden die Rathschläge eines alten Bekannten, welcher von Gott sehr scharfe Augen und ein gutes Gehör zum Geschenk erhalten hat, befolgen wollen, soll zwischen uns Beiden Frieden bleiben auf Erden und die Todten sollen nicht auferstehen, um gräfliche Gnaden vor der Welt zu Schanden zu machen! . . . «

Graf von Rothstein schloß die Augen, weil er die versengenden Blicke des alten Schäfers nicht ertragen konnte. Er röchelte leise, aber er schwieg, sei's, weil ihm wirklich die Stimme versagte, sei's, weil er in sich selbst noch zu keinem Entschlusse gekommen war und er vielleicht hoffte, ein glückliches Ungefähr möge ihn von dem fürchterlichen Dränger befreien.

»Gräfliche Gnaden geloben mir gewiß gern unverbrüchliches Schweigen über das, was soeben zwischen uns verhandelt wurde,« fuhr Clemens fort. »Mich zwingt

meine Beschäftigung schon zum Schweigen und außerdem bin ich von Natur nicht mittheilsam ... Baron von Alteneck darf nichts erfahren, sonst könnten die Verschollenen von dem eingeäscherten Schlosse bei Mosaisk wieder lebendig werden! ... Solche alte Geschichten aber vergißt man gern, weil schon so lange Jahre Gras darüber gewachsen ist ... Wenn gräfliche Gnaden sich auf meinen Arm zu stützen geruhen wollen, werde ich wie ehemals Dero aufmerksamer Diener sein ... Ich stehe dafür, es stört uns Niemand, bis Sie großmüthig einem Ihrer besten Unterthanen die Freiheit gegeben haben, die ihn allein glücklich machen kann ... Flink ist ein kluges Thier und hält uns jeden Störenfried unaufgefordert ab.«

Der merkwürdig fixirende Blick des Schäfers hielt den Grafen noch immer gebannt. Er schlug die Augen nicht voll zu dem schlichten Manne im groben, bäuerlichen Gewande auf, sondern blinzelte nur ab und zu durch die halbgeöffneten Lider. Endlich aber raffte er sich zusammen, stand auf und sagte, dem Alten einen tückischen Blick zuschleudernd:

»Geh' voran, Clemens, ich folge! ... Du sollst Deinen Willen haben! ...«

Clemens trat höflich zurück, grüßte mit militärischem Anstande und öffnete die Thür, indem er erwiderte:

»Gräflichen Gnaden gebührt der Vortritt. Sie sind Gebieter, ich nur ein untergeordneter Diener. Es würde sich nicht schicken, wenn ich Ihnen im eigenen Schlosse als Führer die Wege zeigen wollte.«

Graf von Rothstein schritt stolz an dem Schäfer vorüber. Ihm auf dem Fuße folgte Flink, den Beschluß machte Lotto-Clemens.

Als sie an dem Zimmer vorübergingen, in welches Andrea sich zurückgezogen hatte, bewegte sich die Thür leise in ihren Angeln.

Der Schäfer gewahrte das feine Gesicht des jungen Mädchens dicht an den Spalt gedrückt. Er machte ihr ein Zeichen, worauf die Thür geräuschlos geschlossen ward.

»Gräfliche Gnaden sollen durch mich nicht gestört werden,« sprach Clemens, als der Graf sein Privatzimmer betrat. »Ich werde hier draußen pflichtschuldigst warten. Vergessen Ew. Gnaden nur nicht Dero Wappen unter den Consens zu drücken!«

Graf von Rothstein würdigte seinen Peiniger auch jetzt keiner Antwort, sein Versprechen aber hielt er, weil die Noth und das treue Gedächtniß des Schäfers ihn dazu zwangen. Nach wenigen Minuten schon hielt Clemens den verlangten Auswanderungsconsens für Joachim Helfer und dessen Familie in der Hand. Die Hand des Grafen zitterte, als er das Papier dem gefürchteten Schäfer überreichte.

»Gräfliche Gnaden haben ein gutes Werk gethan,« sagte er, den Schein vorsichtig in eine der tiefen Taschen seines Brustlatzes versteckend. »Unser Herrgott wird Ihnen das gewiß gut schreiben im großen Schuldbuche . . . Nächstens, das heißt, wenn die beiden Jugendfreunde mitsammt den Ihrigen in Sicherheit gebracht sind, werde ich mich bei Dero Gnaden abermals in einer andern

Angelegenheit anmelden lassen, und hoffe, daß Sie mich leutselig empfangen . . . Wir kommen Beide stark in die Jahre, und da ist's immer gerathen, daß man sein Haus bestellt und Abrechnung hält mit denen, die im Leben unsere Begleiter waren.«

Er blickte den Grafen nochmals an, als wollte er sein Innerstes durchschauen, nickte kurz und trotzig mit dem Kopfe und rief seinem Hunde.

Graf von Rothstein sah ihm nach, bis er im Vorzimmer, auf welches die Corridore mündeten, verschwand.

»Mir wäre wohler, lägen die Gebeine dieses gefährlichen Spähers im Bett der Beresina begraben,« murmelte er, in sein Zimmer zurücktretend. »Manche Menschen, und gewöhnlich die verhaßtesten, haben ein Leben wie die Katzen! Wirft man sie in's Wasser, so tauchen sie nur unter, um frischer wieder herauszukommen, und bettet man sie in Eis und Schnee, so stärkt man ihre Nerven, während man meint, das Blut müsse ihnen in Herz und Adern erstarren . . . Ich habe diesen Menschen wahrhaftig nie und nirgends geschont, und doch konnte ich ihn nicht zu Grunde richten! . . . Soll sein Mund verstummen, so müssen Gift oder Stahl ihre Schuldigkeit thun . . . «

5. IN DER EINÖD'.

Ungefähr eine halbe Stunde Wegs von der Heidenlehne entfernt lag, von saftigen Wiesen und fruchtbarem Ackerlande begrenzt, ein steiniger Strich Landes, auf welchem nur Birken und Kiefern gediehen. Dieser Landstrich enthielt ein paar nicht mehr bearbeitete Steinbrüche, die

früher ergiebig gewesen sein mochten und auch stark benutzt worden waren. In neuerer Zeit hatten thätige Ansiedler, denen man das wenig ergiebige Land zu geringem Preise überließ, dasselbe verbessert und auch einen dürftigen Ernteertrag davon erzielt. Der Name ›Einöd'‹ war ihm aber geblieben, obwohl der ganze, wohl fünfzig Morgen umfassende Landstrich den Charakter der Unwirthbarkeit schon längst verloren hatte.

Mitten zwischen einer Anzahl kleiner Häuser, die alle von Arbeitern und Tagelöhnern bewohnt waren, deren Ackerstreifen schräg über die Einöd' fortliefen, lag ein einziger, von Scheunen und Schuppen umgebener Hof, welcher dem Schulzen Niklas Wacker, dem eigentlichen Besitzer der Einöd' und dem ersten Bebauer und Urbarmacher derselben gehörte, weshalb er im Munde des Volkes der Kürze wegen selbst die Einöd' hieß.

Des Schulzen Sohn studirte, wie wir wissen, und war mit dem jungen Baron von Alteneck befreundet. Nach dem Besuche Horatio's bei seinem Vater, der nur wenige Tage dauerte, betrat der Junker auch die Einöd', um bei den Aeltern seines Freundes Erkundigungen über gewisse Persönlichkeiten einzuziehen. Die Fragen, welche zu diesem Behufe Horatio dem Schulzen vorlegen mußte, hatten zur Folge, daß auch Niklas Wacker nicht untätig blieb. Er setzte sich zunächst mit dem einflußreichen Schäfer in Verbindung, um sich mit diesem zu berathen. Später ward Joachim von Beiden instruirt, wie er zu verfahren habe, um alles Nöthige vorzubereiten. Darüber vergingen einige Wochen. In dieser Zeit fällte das

Gericht sein Urtheil über Caspar Spät, das auf Enthauptung lautete.

Bis zu diesem entscheidenden Augenblicke hatten sich Wacker und Clemens scheinbar ruhig verhalten, nun aber war die Zeit zum Handeln gekommen und man durfte nicht lässig sein, wenn Spät gerettet werden sollte . . .

Anfangs hoffte der Schäfer Clemens, es werde ihm gelingen, Spät's Unschuld darzuthun. Er sah aber bald ein, daß er sich verrechnet hatte, und gerade diejenige Person, welche als Entlastungszeuge vor Gericht hätte auftreten können, in so kurzer Frist nicht zur Stelle zu schaffen war. Deshalb änderte er seinen Feldzugsplan, in dessen Gelingen er keinen Zweifel setzte . . .

Triumphirend stieg der Schäfer die Schloßstreppe hinunter, dem verwunderten Hans in seinem laternenartigen Zimmer vertraulich zunickeend.

»Sattle Deinem Herrn das schnellste Roß in seinem Marstalle, wenn er auszureiten begehren sollte,« sprach er. »Ich vermute, er bedarf starker Bewegung, sonst rührt ihn der Schlag noch vor Abend, und das sollte mir seiner armen Seele wegen leid thun.«

Er verließ in großer Eile den Schloßhof und machte sich unverweilt auf den Weg nach der Einöd', wobei er die Heidenlehne überschreiten mußte. Hier begegnete er der Heerde, die er unter der Aufsicht zweier ihm treu ergebener Knechte gelassen hatte. Er sprach eine Zeit lang mit ihnen und befahl Flink, bei der Heerde zurückzubleiben. Darauf schritt er allein der Einöd' zu.

Niklas Wacker saß unter dem offenen Geräthschuppen seines Hofes auf einem umgestürzten Pfluge und hörte Joachim aufmerksam zu, welcher vor ihm stand und sehr lebhaft sprach.

»Mißglücken kann es nicht, das leuchtet Euch ein, Schulze,« schloß der Graupenmüller seine Mittheilung, »eines zuverlässigen Mannes aber und kräftiger Pferde, denen man etwas zumuthen darf, bedürfen wir, sonst könnten wir leicht aus dem Regen unter die Traufe kommen, und dann wären wir allesammt verloren.«

Wacker war ein stiller Mann von nüchternem, klarem Verstande. Von Leidenschaften ließ er sich nicht beherrschen; er prüfte, überlegte, erwog ruhig, ehe er handelte. Auch die Mittheilung Joachim Helfer's, so aufregend sie an sich immerhin war, brachte den Schulzen nicht aus seiner phlegmatischen Ruhe. Die Antwort aber, die er dem Sohne des Schulmeisters gab, erfüllte diesen mit Hoffnung . . .

»Angehen kann es, wenn's richtig angegriffen wird,« sprach er; »wir müssen nur tüchtig zusammenhalten, damit Alles wie in einem Uhrwerk in einander greift. Mußt Dir aber doch gefallen lassen, daß ich die Mutter vorher von unserm Vorhaben unterrichte. Lügen mag ich nicht, und thue ich geheim, so kränk' ich sie . . . Brauchst Dich nicht zu ängstigen, daß sie's ausbringt . . . In meinen Augen liest sie, ob eine Sache mit Schweigen bedeckt werden soll, oder ob man darüber sprechen darf. In Deinem Beisein werd' ich sie unterrichten.«

Er verließ seinen unbequemen Sitz und ging quer über den Hof, in dessen Mitte sich ein ausgemauerter Teich oder vielmehr eine Cisterne befand – denn das in ihm enthaltene Wasser erhielt nur geringen Zufluß aus spärlich rieselnden Quellen – um das lang gestreckte, einstöckige Haus zu betreten, das Wohnung und Stallungen unter einem Dache vereinigte. Ein Kettenhund lag als Wächter vor dem Stalleingange, hatte aber eine so lange Laufstange, daß er auch die in das eigentliche Wohnhaus führende Thür noch vor jedem Fremdlinge schützen und diesem den Eintritt wehren konnte. Der Wink des Schulzen bannte das wachsame Thier in sein Bretterhaus, als er sich mit Joachim Helfer der Hausthür näherte.

Die Flur war mit rothen Backsteinen gepflastert und äußerst sauber gehalten. In dieselbe herein ragte der Backofen, dessen breite Platte zur Aufbewahrung mancherlei Hausgeräthes diente und welcher, vor einigen Tagen erst geheizt, noch eine angenehme Wärme ausströmte.

Wacker führte seinen jungen Begleiter in das Wohnzimmer, wo die Hausfrau vor einem weißgescheuerten großen Tische aus Lindenholz saß und Federn schloß. Ein weißes Leinentuch bedeckte den ganzen Kopf der Frau und war unter dem Kinn in eine lose Schleife zusammengezogen, so daß nur das schmale, feingeschnittene Gesicht frei blieb. Sie grüßte den ihr wohlbekanntem Helfer mit freundlichem Augenwink, ohne sich in ihrer friedlichen und geräuschlosen Beschäftigung stören zu lassen.

Beide Männer nahmen in einiger Entfernung von dem Tische auf Schemeln Platz, um bei etwaiger lebhafter Unterhaltung die aufgehäuften Federn nicht in Bewegung zu bringen, worauf Niklas Wacker in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone sagte:

»Ich habe Joachim versprochen, seinen ungerecht verurtheilten Freund befreien zu helfen. Hast doch nichts dawider, Grethe? . . . «

»Eine gegebene Zusage muß jeder ehrliche Mann halten,« erwiderte eben so ruhig die arbeitende Frau, ohne einen Blick von ihrer Arbeit zu verwenden. »Ist Gefahr dabei, bist Du ja doch vorsichtig.«

»Hat nichts zu sagen,« entgegnete Wacker, »aber die Luft muß ganz rein bleiben.«

»Natürlich,« meinte die fleißige Frau. »Seid Ihr schon einig und könnt Ihr Beiden es allein ausführen?«

»Es wissen vier oder fünf darum, glaub' ich,« erwiderte Niklas Wacker. »Unser Sohn ist auch dabei.«

Grethe wurde plötzlich lebhaft und kehrte ihr Gesicht den Männern zu.

»Der Schwätzer?« sagte sie. »Das hast Du nicht besonders gut gemacht, Niklas! Unser Anton bewegt seine Zunge ja schneller, als in der Mühle sich der Beutel schüttelt, wenn sie mit vollem Winde mahlt.«

»Thut's Noth, kann er auch schweigsam sein,« entgegnete Wacker. »Ueber die Zeit, wann die Sache vor sich gehen soll, ist noch nichts bestimmt. Es hängt das ab von den Nachrichten, die Clemens vom Schlosse bringen wird. Wir erwarten ihn.«

»Weiß denn der Graf um Euern Plan? Das ist ja des Alteneckers Freund!«

»Was Clemens thut, ist gut gethan,« fiel hier Joachim Helfer ein. »In seine Hände habe ich mein und meines Freundes Schicksal gelegt, und Clemens versprach mir, den Freund zu retten und Alles gut hinaus zu führen. Ihr wißt ja, der Schäfer hat über alle Menschen eine wunderbare Gewalt, absonderlich über den Grafen. Woher diese Gewalt sich schreibt, weiß Keiner.«

»Im großen Kriege stand Clemens im Dienste des Grafen – der Schäfer hat's mir selber erzählt« – sagte erklärend der Schulze. »Es mag damals viel gegen Gott und Menschen gesündigt worden sein. Der Graf war reich und ward für einen schönen Mann gehalten. Den Frauensleuten that er's an, mochten sie in Freundes oder Feindes Land wohnen, und wenn im Kriege der Officier einer siegreichen Armee sich über Sitte und Gesetz hinwegsetzt und seiner Lust den Zügel schießen läßt, wer trägt's ihm nach und wer will ihn dafür zur Rechenschaft ziehen? Später, nach langen Jahren, wenn die Haare grau und die Sinne stumpf werden, und des Nachts der Schlaf des vornehmen wie des geringen Sünders Lager flieht, wacht wohl das Gewissen bisweilen auf, und dann zittert und duckt sich die geängstigte Seele vor jedem Blick und jedem Wort, die zu Verräthern an ihrer Vergangenheit werden können.«

»Da tritt der Alte in den Hof!« unterbrach Joachim den Schulzen, »und heitern Angesichts, dünkt mich, ein Zeichen, daß er frohe Kunde bringt.«

Niklas ging dem Schäfer entgegen, Frau Grethe strich behutsam die Federn in ein bereit gehaltenes Sieb und löste das Tuch, mit dem sie zum Schutz gegen den Federstaub ihre Haare bedeckt hatte.

Unter der Thür schon trat Clemens dem Hofbesitzer entgegen.

»Er ist in die Falle gegangen und Du bist frei und fortan Herr Deines Schicksals,« sprach der Schäfer zu Joachim Helfer, indem er Wacker die schwielige Hand drückte. »Ich hab' dem Grafen in aller Höflichkeit erzählt, was wir vorhaben; jetzt steht's bei ihm, was er thun will ... Die Freude am Leben und der Trieb der Selbsterhaltung, welcher in schlechten Menschen gewöhnlich stärker ist, als in guten, wird ihm Schweigen auferlegen, bis Caspar Spät gerettet ist. Drängt es ihn dann zu sprechen, so wird das Band auch meiner Zunge gelöst und der hochgeborene Graf von Rothstein beginnt mit dem alten Schäfer von der Heidenlehne einen Tanz, der zu den Pforten der Hölle und mitten unter die Gesellen des Satan führt! Bin neugierig, wozu er sich entschließen wird, und auf alle Fälle gerüstet ... Und nun, Joachim, sag' an, wann Du meinst, daß wir das Unternehmen vollbringen können?«

Die Männer waren inzwischen in des Schulzen Wohnung getreten und hatten sich um den Lindentisch gruppiert, an welchem Wacker's Frau den Schäfer als Bekannten und Pathen freundlich begrüßte.

»Zu Anfange des nächsten Monats,« erwiderte der Sohn des Schulmeisters. »Bis dahin kann Else sich vorbereiten, ich selber bringe meine Angelegenheiten ebenfalls in Ordnung, und Caspar ist leicht zu unterrichten. Zu Letzterem dürftet Ihr, Wacker, der rechte Mann sein. Eure Stellung in der Gemeinde giebt Euch das Recht, den Verurtheilten zu besuchen; Ihr seid eine ganz unverdächtige Person, und eine solche kann mehr wagen, wie jeder Andere. Wollte ich den Freund benachrichtigen, nicht zwei Worte könnte ich unbelauscht mit ihm wechseln.«

»Ich bin's zufrieden,« sagte Wacker, »und damit ich noch weniger beobachtet werde, soll Anton mich begleiten. Ich habe schon an ihn geschrieben. Der Stockmeister ist ein Verwandter des Carcerknechtes – die ganze Familie hat seit Menschengedenken immer in Gefängnissen ihr bischen Brod verdient – von dem kann Anton in seiner lustigen Weise dem Fridolin 'was erzählen, während ich Caspar instruire. Schnurren hört der alte Narr gar zu gern, und wenn der Mensch erst in's Lachen kommt, ist's mit dem Aufpassen nicht weit her. Du siehst, Mutter, auch ein schwatzhafter Mund kann, zu rechter Stunde gebraucht, Segen stiften; schelte mir also den Jungen nicht, der bis auf's Plaudern doch sonst Dein ganzes Ebenbild ist. Der junge Baron von Alteneck hätte sonst wahrhaftig nicht den Narren an ihm gefressen.«

Grethe lächelte und reichte ihrem Manne die Hand.

»Wie Du meinst,« sprach sie, »in Sorgen werde ich aber doch sein, bis ich Euch Alle gesund wiedersehe. Gott gebe seinen Segen zu Eurem Vorhaben!«

»Heute um Feierabend spreche ich Deine Aeltern,« sagte der Schäfer aufstehend, »jetzt muß ich nach meinen Schafen sehen, damit der Graf mich nicht der Fahrlässigkeit zeihen kann. Weint Deine Mutter, so störe sie nicht. Ein Frauenherz findet sich immer am schnellsten wieder zurecht, wenn es sich eine Weile in Thränen baden kann. Und ich habe einen Trost für Rahel, der sie erquicken wird, wenn sie zum letzten Male die treuen Mutterarme um Deinen Nacken schlingt.«

Er langte in seine Tasche und überreichte Joachim den Auswanderungsconsens mit dem großen Insiegel des Grafen.

»Da nimm den Schlüssel, welcher Dir alle Pforten der neuen Welt öffnet,« fuhr er fort, »mach's aber nicht wie so Viele, welche den Staub der Heimatherde von ihren Füßen schütteln, sondern bleib' auch jenseit des Weltmeeres eingedenk derer, die als Kind Dich pflegten, in schweren Tagen für Dich sorgten und, wo Du auch immer weilen magst, den liebenden Aelternblick doch stets treu auf Dich gerichtet halten als stellvertretende Sendlinge der Vorsehung, deren Macht groß und allgegenwärtig ist über den Sternen und auf der Erde!«

Mit kurzem Gruß verabschiedeten sich die Fortgehenden von Wacker und dessen Frau, die gleich darauf ruhig wie immer an ihre Arbeit zurückkehrten.

6. EIN RITT DURCH DIE NACHT.

»Freut mich, freut mich außerordentlich,« sagte Moosdörfer zu dem gesprächigen Wirth des Tannenhofes, wo

er eingekehrt war, um seinem Braunen Ruhe zu gönnen und sich selbst leiblich zu erquicken. Der reich begüterte Bleicher kehrte von einem seiner häufigen Ausflüge in die benachbarten Städte zurück, mit denen er in Geschäftsverbindung stand. Solche gewöhnlich nur einige Tage dauernde kleine Reisen machte Moosdörfer Sommer und Winter zu Pferde, übereilte sich nie, obwohl er den Werth der Zeit vollkommen zu schätzen wußte, und kehrte alter Gewohnheit gemäß stets in bestimmten guten Gasthöfen ein. Das treue Thier, welches der Bleicher nun schon in's zehnte Jahr ritt, kannte die Wege wie die Liebhabereien seines Herrn so genau, daß es immer von selbst in die Thorwege der Gasthöfe einlenkte, in denen Moosdörfer einige Zeit, manchmal, wenn ihm der Wein gerade mundete, den er sich regelmäßig geben ließ, auch mehrere Stunden zu verweilen pflegte. »Noch einmal, freut mich, Wenzel,« wiederholte er und nippte von dem vor ihm stehenden Weine; »er hat's verdient, reichlich verdient! ... Doch sagt, wie kommt Ihr zu dieser Wissenschaft?«

Der Bleicher legte vorsichtig beide Rockschoße über seine runden Beine, von denen sie herabgeglitten waren, und blickte den Gastgeber im Tannenhof weniger forschend als ungläubig an, während er das geschliffene Seidelglas schon wieder zu den Lippen führte.

»Es erzählen Mehrere davon,« erwiderte Wenzel, »und was in vieler Leute Mund ist, das muß auch wahr sein.«

»Hm, hm,« brummte Moosdörfer, »sollte wahr sein, wollt Ihr sagen, ist's aber doch nicht immer ... In der Besserung befindet sich also der Herr Graf doch wieder?«

»Ganz sicher, Herr Moosdörfer, die Geschichte soll ihn aber verteufelt mitgenommen haben! ... Denkbar, sehr denkbar, wenn man alle Umstände in Anschlag bringt.«

»Und rührend, wahrhaft rührend,« fügte Moosdörfer hinzu, sich mit umgekehrter Hand eine hervorquellende Thräne aus den Augen streichend. »Solch' hoher Herr giebt einem Schäfer, der halb und halb ein Tagedieb ist, nach – das nenne ich großmüthig sein ... «

Er schnippte mit den Fingern an das leere Glas, um es sich vom Wirthe neu füllen zu lassen.

»Und sonst nichts vorgefallen?« fragte er, die widerspenstigen Rockschöße abermals über die Schenkel legend. »Man verliert gleich allen Boden unter den Füßen, wenn man ein paar Tage in Bergen und Thälern herumreitet, um ein paar Kreuzer zu verdienen.«

Wenzel blieb hoch aufgerichtet vor dem Bleicher stehen und glotzte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Ein ... ein paar Kreuzer? ... Sie, Herr Moosdörfer? Na da wächst dem Manne im Monde noch ein Bart! ... Herumreiten, um ein paar Kreuzer zu verdienen! ... Verückt könnte man werden! ... «

»Ach ja, ja!« fiel seufzend der Bleicher ein, das volle Glas gegen das Licht haltend, ohne davon zu trinken. »Ihr habt vollkommen recht, man könnte manchmal verückt werden, besonders, wenn andere Leute einstecken, was man sich sauer zusammengespart hat! ... Wo bliebe ich wohl, wenn nun der Herr Graf vor Aerger in's Graf gebissen hätte? ... Sein ist zur Zeit Alles, was ich habe, und für Zinsen – ich mag gar nicht daran denken! ... «

»s ist kaum zu glauben, kaum zu glauben!« rief kopfschüttelnd der Besitzer des Tannenhofes und schlug die Hände zusammen.

»Und leider doch wahr!« fiel Moosdörfer ein. »Aber Ihr wolltet mir ja mittheilen, was sich während meiner Abwesenheit sonst noch Wichtiges zugetragen hat.«

»Weiß nicht, ob es recht ist, wenn ich von bloßen Gerüchten spreche,« versetzte Wenzel. »In meiner Stellung hört man viel, ohne daß man es sollte. Und trägt man's dann weiter . . . «

»Ich trinke schon das zweite Seidel Wein,« fiel ihm der Bleicher schmunzelnd in's Wort, »und da er mir heute ausnahmsweise einmal schmeckt, so lasse ich mir wohl auch noch ein drittes geben, wenn ich ansprechende Unterhaltung finde. Die Luft ist ohnehin rauh, und das Quartier, mit dem ich heute vorlieb nehmen muß, brauche ich vor Einbruch der Nacht nicht zu erreichen. Morgen dann will ich dem Herrn Grafen eine Condolenzvisite abstatten . . . Der alte Organist in Hohen-Rothstein wird auch neu aufleben, wenn ich mich wieder bei ihm sehen lasse. Ob ich den Sohn aufsuche . . . «

»Den Graupenmüller?« unterbrach ihn Wenzel. »Das muß ein unbändiger Mensch sein, denn er soll's richtig durchgesetzt haben.«

»Was?« fragte Moosdörfer, den Kopf lächelnd zur Seite beugend und einen Schluck Wein schlürfend. »Unbändige Menschen setzen gar nichts durch, das thun bloß geduldige und ruhige.«

»Er hat sich aber vor Anderen damit gerühmt!« sagte Wenzel. »Etwelche sollen sogar den Auswanderungsschein mit dem gräflichen Siegel darauf gesehen haben.«

Der Bleicher ließ den Kopf sinken und sah schweigend in das Glas, das er noch in der Hand hielt.«

»Das wäre allerdings ein Vorkommniß von Wichtigkeit,« sagte er nach längerer Pause . . . »Jetzt muß Hohen-Rothstein mein erstes Ziel sein: denn verläßt Joachim Helfer Vater und Mutter, so geschieht es nicht ohne Zweck . . . Der Mann kann mir nützlich werden schon seiner Schwester wegen, und ich werde mich seiner zu versichern suchen . . . Sieh', sieh'! . . . Joachim Helfer steht auf dem Sprunge, in die weite Welt zu gehen, und mit Bewilligung des Herrn Grafen! . . . Was doch Geld und ein hübsches Gesicht nicht Alles für Wunder bewirken können! Selbst bei alten Herren, die keine gesunden Gliedmaßen mehr haben! . . . Werde mir erlauben, dem Sohne meines alten musikalischen Freundes einige Aufträge zu geben, die zu besorgen gerade er vor Anderen der rechte Mann sein dürfte . . . «

Er leerte sein Glas und stand auf, einen abgelegten alten Reitmantel rasch um die Schultern werfend und am Halse mit einer großgliedrigen Messingkette befestigend.

»Der Braune ist hoffentlich parat?«

»Aber bester Herr Moosdörfer, das dritte Seidel!« fiel der Inhaber des Tannenhofes ein. »Ich kann nicht dafür stehen, daß Sie bei Ihrem nächsten Besuche . . . «

»Thut nichts, mein lieber Wenzel,« unterbrach ihn der Bleicher. »Schreibt mir das dritte Seidel an und trinkt's

selber auf meine Gesundheit und auf bessere Geschäfte! . . . Gönnst Euch ja doch nichts Gutes, wenn Ihr's nicht zufällig und umsonst von einem Freunde bekommt . . . In diesem Jahre aber sehen wir uns kaum wieder; bin sehr pressirt und muß meine Zeit doppelt und dreifach auslaufen – *carpere diem*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt.«

Moosdörfer ließ sich nicht halten. Die Mittheilung des Wirthes im Tannenhofe, Joachim Helfer habe vom Grafen die Erlaubniß zur Auswanderung erhalten, fiel so schwer bei ihm in's Gewicht, daß er auf kurze Zeit seine eigenen Angelegenheiten vollkommen darüber vergaß. Er hatte die Absicht, vor seiner Heimkehr im Schlosse des Grafen von Rothstein einzusprechen, weniger um sich dem Herrn desselben durch persönliche Vorstellung in Erinnerung zu bringen, als Andrea Helfer wieder zu sehen, die er in seinem Hause fast eben so sehr vermißte, wie die kränkelnde Josephine, welcher die Tochter des alten Organisten so lange Zeit eine treue Pflegerin und unterhaltende Gesellschafterin gewesen war. Josephine hatte es ihrem Manne beim Weggang von der Bleiche sehr warm an's Herz gelegt, ja nicht zu unterlassen, die genauesten Erkundigungen über Andrea's Befinden, über ihre Stellung im Schlosse und über die Behandlung von Seiten des Grafen einzuziehen.

Als der Bleicher wieder fest im Sattel saß, ließ er dem sichern Thiere die Sporen fühlen. Das war der Braune, der sich von seinem Herrn einer höchst aufmerksamen Behandlung erfreute, gar nicht gewohnt. Er schüttelte

den Kopf und bäumte sich, um seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, und setzte sich dann in einen raschen, kurzen Trab, der selbst geübten Reitern selten angenehm ist.

»Hast nichts, mußt Dich heute einmal angreifen und ich muß es aushalten,« sagte Moosdörfer, dem Pferde schmeichelnd den Hals klopfend. »Es wird uns Beiden sauer werden, aber Freundschaft bereitet der Bequemlichkeit kein Lotterbett. In Hohen-Rothstein sollst Du Dich wieder ausruhen und doppelte Rationen erhalten.«

Das Schmeicheln des Bleichers hatte die gewünschte Wirkung. Der Braune griff sich an, zeigte sich aber sehr willig und bedurfte keines fernerer fühlbaren Antriebes seitens des Reiters.

Auf den Wegen, die Moosdörfer einschlug, gab es wenig Verkehr. Nur selten begegnete er einzelnen Kärnern oder Fußgängern, die schwere Lasten trugen und schoben. Alle grüßten den eiligen Reiter und der Bleicher dankte Jedem mit großer Freundlichkeit. Nur einmal, schon nach Dunkelwerden, kam ihm eine Kalesche entgegen, der er ausweichen mußte, wobei sein Pferd auf dem abschüssigen Pfade straukelte und beinahe gestürzt wäre. Das laute Lachen einer klaren Frauenstimme schallte hinter ihm her, so daß er sich verwundert umkehrte und eine schnell vorübergehende Zorneswallung sein Blut in raschere Bewegung setzte. Auch das Pferd schien sich über das unzeitige Lachen zu ärgern, denn es wieherte, schüttelte sich, suchte den ebeneren, schmalen Fahrweg

wieder zu gewinnen und setzte sich ohne Aufforderung von selbst in Galopp.

»Ein unzurechnungsfähiges, leichtsinniges Weib, vermuthlich eine fahrende Sängerin, wie sie um jetzige Zeit überall herumstreichen, um durch ihre Künste Städtern und Landbewohnern ein paar Gulden abzulocken,« dachte Moosdörfer. »Dem Volke muß man verzeihen, wenn es keine Lebensart besitzt.«

Eine Stunde später ging der Mond auf und goß sein halbrothes Licht magisch über die romantische Gegend aus. Die Luft war kalt und feucht, aber still. Ohne wirklich hell zu sein, konnte man sie doch durchsichtig nennen, so daß ein scharfes Auge in ziemlicher Entfernung die vom Monde beschienenen Gegenstände zu erkennen vermochte.

Bald zeigte sich der Ort, wo Moosdörfer zuzubringen entschlossen gewesen war. Sein treues Thier war noch jetzt dieser Ansicht, spitzte die Ohren, wieherte und griff schärfer aus. Der Bleicher klopfte ihm wiederum den Hals und sprach mit ihm.

»Na, na, gieb Dich nur zufrieden, sollst ja eine Hand voll Hafer bekommen!« sagte er. »Auf eine Viertelstunde Rast kommt es mir nicht an, und die scharfe Luft macht die Zunge trocken. Werde mir also wohl selbst eine schmale Erquickung gönnen müssen, da auf einen kräftigen Abendimbiß nicht zu rechnen ist . . . Wenn die Morgendämmerung Bergspitzen und Waldhöhen mit Gold umsäumt, muß die Kirche von Hohen-Rothstein zu unseren Füßen liegen.«

Der Braune stand schon still vor der Thür des Gasthauses, dem Moosdörfer diesmal eigentlich keinen Besuch machen wollte, um schneller vorwärts zu kommen. Er that es mehr seinem Thiere, als sich selbst zu Gefallen, weil es ihm sonst Mühe gekostet haben würde, es wieder in Gang zu bringen.

Auf dem einsamen Ritte durch die stille Nacht hatte der Bleicher genügende Zeit, die Blicke rückwärts zu wenden und eine Reihe Bilder aus der Vergangenheit an seines Geistes Auge vorüber gleiten zu lassen. Einsamkeit stimmt immer nachdenklich, und wer viel erlebt hat, dem vergehen die Stunden gerade bei einem umfassenderen Ueberblick der eigenen Vergangenheit schneller denn je.

Es ist uns schon bekannt, daß Moosdörfer bei allen irdischen Gütern, die er besaß, doch mancherlei schwere Trübsal im Leben erfahren hatte, die er nie wieder vergessen konnte, wenn er auch nicht darüber sprach. Er mußte jetzt, wie er so einsam im Mondscheine bald durch schattige Hohlwege, bald durch säuselndes Gebüsch, bald wieder über steinigtes, baumloses Land dahin ritt, lebhafter denn je seiner beiden verlorenen Kinder gedenken, dies ein grausames Geschick ihm entrissen hatte. Waren sie todt oder lebten sie noch? Und was war aus ihnen geworden, wenn die Hand der Versuchung ihr Führer gewesen?
...

Es überrieselte den Bleicher, wenn er sich in alle die Möglichkeiten vertiefte, die sich an den Gedanken ihrer Erhaltung durch Gottes Fürsorge allein knüpften ...

Konnten sie nicht in die Hände schlechter Menschen gefallen sein, die ihnen die Wege zum Verderben zeigten, sie, anstatt zu guten, sittlichen Menschen, zu Verbrechern erzogen? . . . Er schwindelte und die rechte zügelfreie Hand faßte krampfhaft in die Mähne des Pferdes, damit er sich im Gleichgewicht erhalten konnte.

»Dann will ich die armen, verloren gegangenen Geschöpfe doch lieber bei den Todten wissen!« seufzte sein banges Vaterherz. »Ach, wären sie doch umgekommen, rasch und ohne Qualen hinübergegangen in die Ewigkeit, daß ich ihre unsterblichen Seelen bei ihrem Schöpfer sicher geborgen wüßte!«

Moosdörfer dachte so laut, daß er sich selbst sprechen hörte, was ihn wieder etwas ernüchterte.

Wie kam es, daß so quälende Gedanken gerade jetzt in ihm aufstiegen? Das Lachen der Frauenstimme in der schnell vorüberjagenden Kalesche hatte sie in ihm wach gerufen. – Konnte nicht seine eigene Tochter unerkannt in ähnlicher Weise ihm begegnen? Durfte er nicht annehmen, seinen Sohn unter seinen Gegnern zu finden? Ja, war es nicht denkbar, daß sie sich sahen, sich haßten, sich bekämpften? Noch einmal seufzte der geängstigte, kinderlose Vater in die Nacht hinein:

»Gütiger Gott, sei ihnen gnädig, und wandeln sie noch auf Erden, so sei Du ihr Vater und halte sie mit starker Hand auf Deinen Wegen!«

Ungeachtet des Kammers, der in Folge dieser trüben Rückerinnerungen an seinem Herzen nagte, verging

Moosdörfer die Nacht doch ziemlich schnell. Um Mitternacht ließ er vor einer einsam gelegenen Herberge, in welche Frachtfuhrleute einkehrten und wo noch reges Leben war, sein Pferd noch einmal tränken und bog dann in einen Seitenpfad ab, der durch waldiges Hügelland führte. Auf diesem Richtwege war Alteneck, das er zuerst passiren mußte, um einige Stunden früher zu erreichen, als wenn er die Straße nach der Kreisstadt einschlug, die einen bedeutenden Umweg machte.

Noch zeigte sich im Osten kein Schimmer des nahenden Morgens, da tauchten in dunkeln Umrissen die Zinnen von Alteneck in der Ferne auf.

Moosdörfer zog die Uhr und sah, daß es bald vier Uhr Morgens war. Dennoch blieb ihm Zeit, und er konnte sein Thier, das er stark angegriffen hatte, jetzt mehr schonen. Vor Tagesanbruch durfte er doch selbst den pensionirten Schulmeister, dessen liebliche Tochter so lange unter seinem gastlichen Dache gelebt hatte, nicht besuchen.

Der lange nächtliche Ritt hatte den Bleicher doch auch müde gemacht. Er empfand eine unwiderstehliche Anwandlung zum Schlafen, als das Pferd Schritt zu gehen begann, und sich fester in den Sattel setzend, ritt er mit mehr als halb geschlossenen Augen. Da weckte ihn ein seltsames Zittern des gutmüthigen Thieres aus seinem Halbschlafe; er schlug die müden Augen auf und gewahrte, daß das Pferd still stand und an allen Gliedern bebte ... Noch immer halb schlaftrunken, blickte er um sich, damit er sich orientire ... Der blaß durch weißflockiges

Gewölk scheinende Mond goß sein stilles Licht über moorige Wiesen aus, durch die ein gewundener Fußpfad fortlief. Diesen Pfad hatte das Pferd eingeschlagen und bis in die Nähe der Stelle verfolgt, welche die sieben Fichten hießen. Es waren dies wirklich sieben sehr alte und hohe Fichten, zur Seite des Weges auf kleiner Anhöhe gelegen, welche große Aehnlichkeit mit einem Hünengrave hatte, obwohl die Gegend meilenweit derartige alte Grabhügel aus heidnischer Vorzeit nicht aufwies. Wie indessen die seltsamen Riesensteine auf der Heidenlehne ohne alle Frage dem Cultus der längst verschollenen Ureinwohner des Schauplatzes unserer Erzählung gedient hatten, so konnten auch die uralten ungeheuern Fichtenstämme an der rundlichen Anhöhe eine ähnliche Bestimmung gehabt haben. Das Volk wenigstens hielt den Ort eben so wenig für geheuer wie die Feengruft, und wen die Noth oder große körperliche Erschöpfung nicht zwang, unter den sieben Fichten zu rasten, der hielt sich bei den stets unheimlich rauschenden Bäumen gewiß nicht auf.

Moosdörfer's Blicke richteten sich unwillkürlich auf die schwarzen Wipfel der ungewöhnlich großen Bäume, und ein dunkler Schatten, der von Stamm zu Stamm schwebte, dann den Hügel umschritt, hier seltsame Bewegungen machte und endlich in das Moor hinabglitt, wo er hinter Schilfstauden und Weiden alsbald untertauchte, fiel ihm auf. Es unterlag keinem Zweifel, das Pferd hatte sich vor der finstern Gestalt, die ganz deutlich einen Schatten im Monde warf, erschrocken. Es holte sich erst wieder, als die ungewohnte Erscheinung

verschwand, doch war es nicht zu bewegen, den geraden Weg nach den Fichten einzuschlagen. Es bog trotz Moosdörfer's Hülfe und Zügelführung in den schwankenden Moorboden ab und ließ sich erst auf den festen Fußsteig zurückleiten, als die sieben Fichten schon weit hinter ihm lagen.

Der Bleicher war weder furchtsam noch abergläubig, dennoch gab die Gestalt unter den verrufenen Bäumen ihm zu denken, daß er sich der Erzählungen erinnerte, die von dem Orte im Munde des Volkes umliefen. Zu gewissen Zeiten im Jahre sollte sich nämlich unter den Fichten eine Frauengestalt zeigen, die Viele gesehen, nie aber Jemand gesprochen hatte. Manchem war sie in heller, leuchtender Gewandung erschienen, Anderen wieder in tiefer Trauer. Was sie daselbst trieb, wußte Niemand, weshalb sich die allgemeine Meinung dahin einigte, es spuke zeitweilig unter den sieben Fichten.

Moosdörfer erklärte sich das Auftauchen der dunkeln Gestalt sehr einfach, indem er annahm, ein später Wanderer, unbekannt in der Gegend, werde eine Zeit daselbst gerastet haben, nur daß die Zeit mit den Gerüchten zusammenfiel, die man sich über das Erscheinen der Gestalt erzählte, der sich noch kein Mensch zu nähern gewagt hatte, war ihm etwas unangenehm.

Auf dem Schlosse Alteneck schlug die Schelle Fünf, als Moosdörfer an der Parkseite die Landstraße wieder erreichte, welche die Dörfer Ober- und Nieder-Rense mit dem größeren und ausgedehnter gebauten Hohen-Rothstein verband. Ein Stunde später trabte er an dem

kleinen Hause des Organisten vorüber, dessen Fensterladen noch geschlossen waren. In dem der Kirche nahegelegenen Schulzenhofe stellte der Bleicher sein müdes Roß ein und überließ sich auf dem harten, mit Leder überzogenem Canape des Wirthes, das ihm schon oft zum Ausruhen gedient hatte, so lange dem Schlummer, bis die Strahlen der Sonne und das lebhaftes Geräusch im Hause ihn weckten und schnell ermunterten.

7. MOOSDÖRFER BEI DEM ORGANISTEN.

Tobias Helfer hatte eben den üblichen Morgenchoral auf der Glasharmonika beendigt, welcher in seinem Sinne dem Tage und seinen Geschäften erst die rechte Weihe gab, als der ungestüme Joachim mit der ihm eigenen Hast in's Zimmer trat.

»Abgemacht!« sprach er, ohne den Vater zu begrüßen, indem er die Mütze auf den Tisch warf und sich mit beiden Händen das starke, widerspänstige Haar aufwärts strich. »Für die nächsten zwanzig Meilen sind Pferde vorausbestellt; Geld hat der junge Baron – schade um den Menschen, daß seine Geburt ihn von uns fern hält – in hinreichender Menge angeschafft, und es fehlt nun weiter nichts, als daß wir Caspar glücklich aus seinem vergifteten Loche herausbringen. Else mit ihrem Kinde schaffe ich in der nächsten Nacht über die Grenze nach R*, denselben Weg schlagen auch wir ein, und sind wir erst Alle beisammen, dann mögen sie beginnen, was sie wollen, in ihre Klauen bekommen sie uns wenigstens lebendig nicht wieder!«

Rahel trat ein und bot dem riesenstarken Sohne mit sanfter Stimme guten Morgen.

»Du kommst frühe Joachim,« sprach sie, »gewiß hast Du Dir wieder die halbe Nacht keine Ruhe gegönnt.«

»Ist nicht nöthig, Mutter!« fiel der Sohn ihr in's Wort. »Ich bin, seit ich das Papier durch Lotto-Clemens' Vermittelung in der Tasche habe, so aufgereggt, daß ich es im Bette gar nicht mehr aushalte. Selbst im Hause finde ich selten Ruhe, und gehe ich in die Mühle, so macht das eintönige Geklapper mich noch unruhiger. Was also bleibt mir übrig, als daß ich im Freien herumlaufe, bis mein Blut sich beruhigt und mein Herz wieder gleichmäßiger schlägt? Heute Morgen bin ich erst nach vier Uhr heimgegangen ... «

Die Mutter schüttelte schweigend den Kopf und seufzte.

»Ich würde Dein Unternehmen eben so sehr tadeln, wie ich Deine jetzige Lebensweise tadeln muß,« sagte der alte Organist, »handeltest Du nicht gewissermaßen im Auftrage des Schäfers. Was der alte Mann billigt und fördert, kann nicht schlecht sein. Unserm Herzen aber thust Du dennoch weh, lieber Sohn! ... Wir sind eben alt geworden und hängen mit Liebe an Manchem, was für Euch Jüngere gar keinen Werth hat, und da bringt uns denn Sorge und bereitet uns Kummer und Schmerzen, was Euch das Herz erleichtert und Freude macht ... Wo hast Du die Nacht zugebracht ... Doch nicht unter Gottes freiem Himmel? ... Die Luft streicht scharf und giftig über das kahle Gefilde.«

»An verschiedenen Orten, Vater,« versetzte Joachim. »Zuerst sah ich in Caspar's Hause nach, ob Alles bereit und in Ordnung sei, und half Else ihre paar Habseligkeiten einpacken. Dann schlug ich dem hölzernen Barone den Kopf ab, weil ich die Fratze nicht mehr am Schöpfrade ersehen konnte . . . Später ging ich durch die Wiese nach Alteneck, um ein paar Worte mit Barbara zu sprechen. Leider habe ich den Weg umsonst gemacht, denn die Pforte war verschlossen, und im hellen Mondlicht überzusteigen wär' doch ein gefährliches Wagniß gewesen.«

»Gelobt sei Gott, daß Du es unterließe!« sprach Rahel, die Hände faltend. »Was wolltest Du mit der alten Person noch verhandeln?«

»Verhandeln nichts, Mutter, nur aushorchen wollte ich sie über etwas, das sie vermuthlich ganz allein weiß. Es war Vorsicht, keine Neugierde; darum bedaure ich, daß ich sie nicht sprach. Umsonst indeß habe ich den Weg doch nicht gemacht; ich bin einem Geheimniß auf die Spur gekommen, das ich wohl ganz durchdringen und kennen lernen möchte, lägen mir nicht größere Pflichten zu erfüllen ob.«

»Welchem Geheimniß?« fragte aufhorchend der Organist.

»Dem Spuk bei den sieben Fichten,« erwiderte Joachim schlau lächelnd. »Ganz aus der Luft gegriffen ist die Geschichte nicht, von umgehenden Geistern oder Gespenstern aber kann eben so wenig die Rede sein. Die

Hände, welche unter den alten Bäumen schaffen, gehören so gewiß einem lebenden Menschen an, als ich Joachim Helfer heiße und kein Geisterseher bin!«

»Bist Du dem unbekanntem Wesen begegnet?« fragte Tobias.

»Es war meine Absicht, ihm den Weg zu kreuzen, allein der schattenwerfende Geist war klüger als ich,« fuhr Joachim fort. »Er hielt sich gerade in solcher Entfernung von mir, daß ich seiner nicht ansichtig werden konnte. Uebrigens hat die Sache ihren eigenen Reiz und verdiente wohl genauer untersucht zu werden. Meiner Ansicht nach steckt ein weibliches Wesen dahinter, das in der Umgegend, vielleicht auf Alteneck wohnt. Am Rande des unbetretbaren Moores läuft durch das Schilf ein schwer zugänglicher Pfad bis an das Erlengebüsch vor dem Schloßberge. In diesem Schilf verlor ich die dunkel gekleidete Gestalt aus den Augen. Halb und halb habe ich die Alte auf Alteneck, die Frau mit dem goldenen Horn im Verdacht.«

Tobias schüttelte sein weißes Haupt.

»Darin irrst Du jedenfalls, mein Sohn,« sprach er. »Hinge Barbara mit dem Spuk bei den sieben Fichten zusammen, der immer nur im letzten Drittel jedes Jahres dort sein Wesen treibt, so wüßte auch Lotto-Clemens darum ... «

»Er weiß auch darum,« warf Joachim dazwischen.

»Um das, was man sich erzählt, nicht um den Ursprung desselben.«

Joachim zuckte die Achseln.

»Mich soll die Geschichte auch nicht weiter kümmern,« meinte er, »auffällig bleibt es aber doch, daß, während die Sagen, welche sich an die Feengruft knüpfen, aus uralter Zeit herkommen, die Spukgeschichte bei den sieben Fichten erst neueren Ursprungs ist. Vor dem Ende des großen Krieges hat, wie auch der Schäfer zugiebt, Niemand davon gehört.«

Der Organist lächelte.

»Gerade darin liegt für mich der Schlüssel zu einer eben so einfachen als natürlichen Erklärung,« sagte er. »In jenen unruhigen Zeiten hatte auch unsere Gegend von Truppendurchmärschen und Einquartierungen verschiedener Kriegsvölker schwer zu leiden. Nicht immer war Unterkunft für Alle zu schaffen. Zu Tausenden mußten die armen, von Land zu Land gehetzten Menschen unter freiem Himmel campiren, und nicht einmal Zelte gegen Nässe und Frost waren in hinreichender Menge vorhanden. Nun weiß ich mich noch sehr wohl zu erinnern, daß man bei den sieben Fichten eine Wagenburg gebildet hatte, in deren Mitte die Kriegskasse des Regimentes sich befand, das in Ober- und Nieder-Rense lag. Eine Menge Wachen patrouillirten Tag und Nacht um die Wagenburg, die des moorigen Terrains wegen nicht leicht zugänglich war. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig erhielt das Regiment mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruch, dem so schnell Folge gegeben ward, daß früh am Morgen schon jede Spur eines Kriegers aus der nächsten Umgegend verschwunden war. Bei den sieben Fichten mußten es die Abziehenden besonders eilig gehabt haben, was

in Anbetracht der vielen Wagen nicht verwundern konnte. Der Boden war bis an das unzugängliche Moor von den Hufen der Pferde rundum zerstampft, an manchen Stellen, und ganz besonders unter den Fichten, an und auf dem Hügel glich er sogar umgewühltem Erdreich, das vom vielen Hin- und Hergehen der Menschen und von dem Gestampf der Pferde allerdings fest zusammengetreten war. Im nächsten Jahre darauf, schon im September, wenn die Nächte länger und finsterer zu werden beginnen, zeigte sich zuerst die bis dahin nie beobachtete Gestalt, die ich für einen in's Geheim bezahlten Wächter halte, dessen Aufgabe es ist, das, was in der Tiefe des Hügels verborgen liegt, so lange zu bewachen, bis es von denen abgeholt werden kann, welche ein Recht daran haben.«

»Nun, das wäre spaßhaft genug,« fiel Joachim heiter ein. »Man öffnet das leichtgläubige Volk, um vergrabenes Geld sicherer hüten zu können.«

»Das ist meine Meinung,« sagte der Schulmeister. »Ich kann irren, das gebe ich zu, daß aber der sogenannte Spuk unter den Fichten mit jenen kriegerischen Zeiten zusammenhängt, werde ich so lange glauben, bis mir das Gegentheil bewiesen wird ... Aber was muß ich sehen,« unterbrach er sich selbst, einen Blick auf die Straße werfend, deren Staub ein erst am Morgen aufgesprungener rauher Nordwestwind aufwirbelte. »Das ist wahrhaftig Freund Moosdörfer, der heitern Auges und munter wie immer geradeswegs auf unser Häuschen zusteuert! Er trägt Sporen an seinen blank gewichsten Steifstiefeln,

und muß also zu Pferde angelangt sein! . . . Aber so früh am Tage! Das hat 'was zu bedeuten! . . . Rahel, sieh' nach, ob noch ein Glas Wein in unserm Keller aufzutreiben ist! Ich kenne den lieben, braven Feinschmecker, und weiß, daß er ein paar Tropfen Traubenblut dem besten Kaffee jederzeit, selbst bei nüchternem Magen, vorzieht.«

Joachim's Mutter begrüßte zuerst den wohlhabenden Bleicher, der so viel für ihre Tochter gethan hatte, ehe sie dem Winke ihres Mannes folgte, herzlich an der Schwelle des Hauses und geleitete ihn in das niedrige Wohnzimmer, das lange Jahre hindurch um Tobias die Jugend von halb Hohen-Rothstein versammelt hatte. Joachim zog sich zurück, denn er war kein Verehrer Moosdörfer's, obwohl er dessen Verdienste um Hebung der Industrie willig anerkannte und auch zugab, daß er edel an seinen Eltern gehandelt hatte. Das höflich geschmeidige Wesen desselben und die fast immer lächelnde Miene sagte seiner sittlichen Geradheit nicht zu und machte ihn sogar mißtrauisch gegen ihn, obschon Moosdörfer's Handlungsweise dem Sohne des Organisten niemals Veranlassung gegeben hatte, die Ehrlichkeit seines Charakters in Zweifel zu ziehen.

»Gesegnet sei Ihr Eintritt!« rief Tobias erfreut dem Bleicher entgegen, welcher den alten Freund herzlich umarmte und auf beide Wangen küßte, eine Begrüßungsart, die er seinem Bruder, dem Kanonikus nachahmte, der bei ihm in hohem Ansehen stand.

»Charmant, charmant,« sprach er, sich zweimal um die eigene Achse drehend, um den alten, radförmig geschnittenen grautuchenen Reitmantel in den Händen des Organisten zurückzulassen. »Charmant, daß ich die liebe Familie Helfer so schön beisammen treffe.«

»Bis auf die Tochter,« unterbrach ihn Tobias.

»Richtig, bis auf die Tochter! ... Ein liebes, zartes, sanftes Kind, die Andrea! Wird ihr auch gewiß recht gut ergehen im Leben.«

»Davon ist gegenwärtig noch wenig zu spüren, Herr Moosdörfer,« fiel mürrisch der trotzig blickende Joachim ein, der mit gekreuzten Armen an dem kleinen Stehpulte lehnte, welches die wichtigsten Papiere des pensionirten Schulmeisters enthielt.

Moosdörfer nahm Platz in dem Sessel, welchen Tobias Helfer ihm zurecht rückte, und wandte die großen, hellen Augen dem Graupenmüller zu, ohne daß sich der lächelnde Zug um seinen genußsüchtigen Mund verlor.«

»Gut Ding will Weile haben,« heißt's im Sprichworte,« entgegnete er auf Joachim's Einwurf, indem er die Schöße seines braunen Rockes sauber über die prallen Schenkel legte. »Erst dienen, lernen, Erfahrungen sammeln, sich selbst erkennen, und dann glücklich oder zufrieden werden, ist aller Menschen Lebensberuf. Sie selbst, junger Freund, wissen davon zu erzählen, und daß ich recht habe, bestätigt die Lage, in der Sie augenblicklich sich befinden. Gratulire von Herzen und komme, um Ihnen diesen meinen aufrichtigen Glückwunsch persönlich zu

überbringen. Haben Sie den Tag der Abreise schon bestimmt?«

Bei dieser lächelnd an ihn gerichteten Frage des Bleichers röthete sich das Weiße im Auge Joachim's, und seinem ganzen Aeußern war es anzusehen, daß er hart mit sich kämpfen mußte, um nicht eine sehr herbe Antwort zu geben.

»Tag der Abreise schon bestimmt?« versetzte er stammelnd und die Lippe höhnisch aufwerfend. »In welchem Busche haben Sie denn gar zu leichtgläubig dem Echo ihr Ohr geliehen?«

Moosdörfer schien sich an dem tiefschwarzen Glanz seiner Stiefeln zu weiden, so selbstgefällig lächelnd betrachtete er sie.

»Junger Freund,« fuhr er fort und in seinen bräunlichen vollen Wangen bildeten sich Grübchen, »ein bloßes Echo hat für einen Mann in meinen Jahren keinen Reiz; ich höre nur dann auf Stimmen, die in der Luft schwimmen und von den Flügeln des Windes weiter getragen werden, wenn mich deren Inhalt fesselt. Sie wissen, es fehlt mir nicht an Verbindungen weder im Süden noch im Norden, und bin ich auch keiner von denen, die ihren Namen nur wie eine Glocke gebrauchen dürfen, sollen Tausende auf sie hören, so kennen mich doch Manche, welche bereit sind, mir einen Gefallen zu thun, wenn ich sie darum ersuche. Da ist z. B. der Schmalbacher in Kamnitz, der schickt für mich, wenn ich ein Seidel vom Besten mit ihm trinke, einen Expressen bis nach Venedig.

Von ihm komme ich eben her, und unterwegs im Tannenhof zwitscherten mir die Sperlinge vor, der Graf habe sich bereden lassen und Ihnen die Erlaubniß gegeben, Ihren Bruder in Amerika zu besuchen. Ich dachte gleich: halt', dacht' ich, da wird's eilig zugehen, und wenn Du dem Bruder der niedlichen Andrea noch einen Dienst erweisen willst, mußt Du schnell Dein Rößlein besteigen und nach Hohen-Rothstein reiten. That's, bin vor zwei oder drei Stunden angekommen und stelle mich Ihnen hiermit zur Verfügung.«

Der Blick des Bleichers, welcher jetzt dem beschämt sich senkenden Auge Joachim's begegnete, war groß und vielsagend. Er drang dem jungen Manne tief in's Herz und entlockte dessen Mutter, die während der Rede Moosdörfer's wieder eingetreten war, Thränen der Rührung und des Dankes.

»Verzeihen Sie einem Unglücklichen, daß er Beweise der Liebe mit Undank lohnen wollte,« sprach Joachim, Moosdörfer die Hand bietend. »Es drückt mich Vieles, und ich kann's nicht haben, wenn Andere mir auf die Finger sehen ... Ja, es ist, wie Sie sagen, ich wandere aus, will's Gott, und bald, vorher aber liegt mir noch die Vollbringung eines großen Werkes ob.«

Er seufzte und schlug abermals die Augen nieder. Moosdörfer richtete den Blick fragend auf den Organisten, der mit vorgebeugtem Haupte dem Sohne gegenüber saß und mit seinen Gedanken abwesend zu sein schien.

»Ein Freund in der Noth wiegt eine Armee auf,« sagte er. »Ich meine es gut und ehrlich mit der Familie Helfer! ... Soll mir verborgen bleiben, was Sie mit Kummer erfüllt?«

»Beim Himmel, nein!« rief Tobias, schob seinen Stuhl an den des Bleichers und flüsterte diesem wenige Worte leise in's Ohr. »Es ist ein gefährliches Wagniß,« setzte er laut hinzu, »aber ich darf ihm weder abrathen, noch ihn daran hindern, da unser alter Schäfer es billigt.«

»Hab' es vorhergesehen und muß Ihren Sohn seiner uneigennütigen Standhaftigkeit und Treue wegen loben,« sprach Moosdörfer. »Möge das Vorhaben gelingen!«

Er knöpfte seinen braunen Rock auf, zog eine große, vielgebrauchte Briefftasche hervor und blätterte darin.

»In welchem Hafen gedenken Sie sich einzuschiffen?« fragte er den still gewordenen Joachim, der zu spät einsah, daß er Moosdörfer Unrecht gethan und dafür eine empfindliche Zurechtweisung verdient hätte.

»Ich stimme für Hamburg,« antwortete der Vater anstatt des Sohnes. »Unser Ludwig schlug denselben Weg ein und ihm ist es drüben geglückt. Mit Hamburg stehe ich gewissermaßen auch in Verbindung, da ich durch einen Bekannten Ludwig's amerikanische Blätter erhalte. Bei diesem findet Joachim jedenfalls freundliche Aufnahme.«

»Gut, sehr gut,« sagte Moosdörfer, entnahm seiner Briefftasche ein Blatt Papier und schrieb einige Worte mit Bleistift darauf. »Hamburg aber ist groß und die Leute haben dort, weil Jeder möglichst viele Geschäfte machen

will, wenig Zeit . . . Ein Bekannter ist so gut wie gar keiner, eine richtige Empfehlung wirkt mehr. Eine solche, junger Freund, enthalten diese Worte. Sie dürfen das Papier dem Manne, dessen Namen darauf steht, nur persönlich übergeben. – Er kennt mich und weiß ein Wort von mir zu schätzen . . . Haben Jahre lang immer nur herzlich über Geschäfte einander geschrieben und sind niemals in Differenzen gerathen. Der Mann wird Ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, nur müssen Sie auch thun, was er sagt . . . Wohnt Rödingsmarkt, Westseite, und hat ein großes, altes, gut accreditirtes Geschäft.«

Er überreichte Joachim das lose zusammengefaltete Papier, der es mit stummem Dankesblicke annahm und zu sich steckte. Darauf richtete Moosdörfer seine Worte wieder an den Organisten.

»Bin eigentlich hieher geritten, um dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen,« fuhr er fort, indem er das Glas Wein, welches Rahel ihm schon zum dritten Male präsentirte, annahm, es aber unberührt auf den Tisch stellte. »Will hören und sehen, wie die Mäuse im Schlosse pfeifen, und die Melodie meinem Gedächtniß einprägen . . . Lege mir eine ganze Sammlung solcher Melodien an und hab' daran meine Freude.«

Er nippte von dem Weine, und wenn sich auch der lächelnde Zug in seinem wohlgenährten, glatten Gesichte nicht verlor, lag doch in dem schneidend scharfen Blicke, welcher Tobias Helfer nur streifte, etwas Dämonisches, das Zweifel an der Herzengüte des Bleichers, die er für gewöhnlich zur Schau trug, aufkommen lassen konnte.

»Muß auch einmal nachsehen, was mein ehemaliger Pflügetöchterchen in ihrer jetzigen glänzenden Umgebung macht,« sprach er weiter und das Lächeln auf seinem Gesicht ward sonniger . . . »Junge Mädchen sind leicht zu verwöhnen, besonders wenn sie so hübsch aufblühen, wie der braunäugige Schalk Andrea . . . Hab' mir vorgenommen, sie väterlich zu verwarnen, und will dabei dem Herrn Grafen in die Karte sehen . . . Ist's schon lange her, daß ihm die Harmonikatöne die Nerven angreifen? Wollt' es kaum glauben, als Andrea meiner Frau davon schrieb, denn ich meinte immer, wer dem russischen Winter von Anno Zwölf entging und diesem weiter nichts zum Andenken hinterließ, als drei kleine Fingerspitzen, müsse unverwüstliche Nerven haben . . . Aber freilich, klopft das Alter an die verschlossene Kammerthür, hinter der wir schlaflos auf weichem Pfühle der fröhlichen Vergangenheit gedenken, dann werden wir schwach, und Altersschwäche macht die Nerven entweder stumpf oder sehr empfindlich . . . Ich kenne ein Mittel gegen Nervenschwäche und werd' es dem Grafen anrathen, wenn ich sonst mit ihm zufrieden bin.«

Joachim sog jedes Wort des Bleichers begierig ein, während sein Vater nur zerstreut zuzuhören schien. Als Moosdörfer schwieg, dessen Worte sich beliebig deuten ließen, sagte er:

»Daß ich die Schwester im Dienste dieses Menschen zurücklassen muß, vergällt mir die Freude, der ich mich

so gern hingeben möchte und die mir wohl auch zu gönnen ist. Geschähe Andrea ein Unglück, ich weiß nicht, was daraus entstehen würde!«

»Es wird ihr nichts passiren, ich bürge dafür,« entgegnete Moosdörfer. »Man muß die Menschen nie schlechter machen, als sie sind! ... Kenne den Herrn Grafen und kannte ihn schon, als er verwundet den Dienst quittirte. Der alte Schäfer begleitete ihn damals noch in der Uniform. Er war, glaub' ich, Unterofficier in des Grafen Regiment, und sehr vertraut mit seinem Herrn. In jenen Tagen leistete ich ihm die ersten Dienste und fand dabei, daß es nichts Schlechtes giebt in einem verderbten Herzen, aus dem sich nicht Capital machen ließe für die Besserung der ganzen Menschheit! ... Damit tröste ich mich, wenn's irgendwo drüber und drunter geht, und es den Anschein gewinnt, als hielten die Bösen die Zügel der Weltregierung. Bekehren Sie sich zu diesem Glauben, junger Freund, und Sie werden es bald an sich, wie-san denen, die Ihnen nahe stehen, erleben, daß der liebe Gott – oder sagen Sie lieber die Vorsehung – Schlechtigkeiten, Verbrechen und Sünden nur geschehen läßt, damit am Ende *sein* Wille geschehe ... Wozu ist der Teufel da, wenn er mit denen, die sich zu ihm halten, nicht tapfer arbeiten soll? ... Ich trinke immer ein Seidel Wein mehr, wenn ich einen solchen wohlgerathenen Teufelsbau in all' seiner verführerischen Pracht sich erheben sehe, und denke bei mir selbst, der alte, böse Schalk hat

sich doch geschickte Gesellen zugelegt, die ihm so prächtig den Willen thun und doch einen Mächtigeren noch mächtiger machen . . . «

Moosdörfer knöpfte seinen Rock wieder zu und stand auf. Er gab Joachim die eine, dessen Vater die andere Hand.

»Im Schulzenhofs wird sich mein Brauner verschnauft haben,« fuhr er fort, »ich werde ihn also wieder besteigen, um auf Schloß Rothstein meine Mission zu erfüllen . . . Soll ich das Töchterchen von den lieben Aeltern grüßen? . . . Danke, danke, werd' es bestellen . . . Und wenn der da mit der krausen Stirn jenseit der Berge angekommen ist, soll das Töchterchen wieder einmal wie ehemals das Ohr der Mutter den Beichtstuhl sein lassen, in dem sie ihr Herz erleichtert . . . Keine Einwendung, Mütterchen! . . . Weiß genau, was ich thue und was ich will, und werd' Alles auf's Beste besorgen.«

Er ließ sich nicht länger halten. Mit lächelndem Grusse verabschiedete er sich von Rahel, die ihm gerne noch geheime Aufträge an die Tochter mitgegeben hätte, mit einer raschen Umarmung von Tobias Helfer. Die Begleitung desselben bis vor die Thür, welche der Organist jedem Besucher zu Theil werden ließ, lehnte er wie immer sehr bestimmt ab . . .

Joachim war an's Fenster getreten und folgte sinnenden Auges dem Manne, dessen Wesen ihm stets räthselhaft erschienen war und dem er bald einen guten, bald wieder einen schlechten Charakters vindicirte, je nachdem der Bleicher sich denen offenbarte, die mit ihm

durch Zufall oder in Geschäftsangelegenheiten in Berührung kamen.

8. IM STOCKHAUSE.

Caspar Spät hatte schwere Wochen und Monate in seiner strengen Haft verlebt. Anfangs, wie Gerichtsboten plötzlich in seinem Hause erschienen und ihn den Armen seiner jammernden Frau entrissen, war er sprachlos vor Erstaunen, und vielleicht nur diesem Erstaunen hatte er es zu danken, daß er sich nicht zur Wehr setzte. Es war Caspar nicht in den Sinn gekommen, daß die Vorladung des Barons durch den spitzbübischen Bedienten, dessen Anblick ihm schon die Galle überlaufen machte, irgend eine Bedeutung für ihn haben könne. Darum legte er gar kein Gewicht darauf und lebte sorglos nur seiner Arbeit.

Im Kerker erst, der eng war und jeder Bequemlichkeit entbehrte, kam der junge Schreiner wieder zu seiner vollen Besinnung. So traurig augenblicklich seine Lage war, konnte er sie doch nicht für bedenklich halten im Vorgefühl seiner Unschuld, die ihn nicht einmal eines leichten Vergehens, viel weniger eines schweren Verbrechens zieh. Aber je länger er über die Veranlassung seiner unerwarteten Verhaftung nachdachte, desto erklärlicher ward ihm dieselbe. Es ruhte auf ihm der dunkle Schatten eines Verdachtes, der unter ungünstigen Verhältnissen, wie sie ohne Zweifel eingetreten waren, eine Untersuchung zur Folge haben mußte. Faßte Caspar seine Lage von dieser Seite auf, so mußte er noch dem Zufall danken, der es zu einer Untersuchung kommen ließ; denn nun hatte er ja

nichts weiter zu thun, als den Beweis zu führen, daß er unschuldig sei. Mit dem Bewußtsein seiner Unschuld im Herzen erschien ihm dies leicht, weshalb er denn auch gutes Muths vor den Verhörer trat, dessen Fragen frei und ehrlich zu beantworten er fest entschlossen war.

Man ließ ihn nicht lange warten, aber zu Caspar's großem Aerger sah er sich schon jetzt wie ein überführter Verbrecher behandelt.

Der Untersuchungsrichter, ein schon bejahrter Mann, der eine Brille mit großen runden, grünen Gläsern trug, über die nach jeder Frage die etwas schielenden grauen Augen hinwegblickten, gefiel ihm nicht. Er hatte so gar nichts Vertrauenerweckendes, war kalt wie ein Eiszapfen und fragte schnarrend wie ein Automat. Dabei störte den Tischler das Kritzeln der Protokollanten, die fortwährend schrieben, ihn aber mitten im Schreiben doch bisweilen recht giftig anblickten . . .

Die Fragen des Untersuchungsrichters hatten anfangs durchaus nichts Verfängliches, wenigstens meinte das Caspar, aber sie waren so zugespitzt, daß sie immer nur eine kurze Antwort, keine Motivirung derselben zuließen, und schon am Schlusse des ersten Verhöres ahnte der arglose Tischler, daß er durch seine Antworten dem Gericht Material zu einer Anklage auf Tod und Leben gegeben haben könne . . .

Eine Menge von Zufälligkeiten, denen Caspar kein Gewicht beilegte, vereinigten sich, den Untersuchungsrichter, einen streng rechtlichen, aber pedantischen Bureaukraten, dessen starke Seite die Psychologie nicht war, in

der Annahme zu bestärken, er habe es in dem Angeklagten mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Denn wenn Caspar Spät auch bei allen an ihn gerichteten Fragen keine Ausflüchte machte, sondern vielmehr ein unbefangenes und vollkommen ehrliches Gesicht zeigte, so ließ er sich doch zu keinem Geständniß herbei, sondern läugnete Alles. Aber die Verdachtsgründe, man habe in dem Tischler den Mordbrenner von Ober-Rense vor sich, häuften sich dergestalt, daß über den Ausfall des Unheilsspruches selbst Caspar's Anwalt nicht in Zweifel sein konnte. Man hatte den Tischler, welcher seinen Groll gegen den Baron Niemand verhehlte, am Tage des Brandes, ja selbst noch in der Dämmerung in unmittelbarster Nähe des später in Flammen aufgehenden Hofes anscheinend zwecklos umherstreifen sehen; Caspar gab zu, daß er Stahl, Stein und Schwamm bei sich gehabt, ja daß er sich derselben auch bedient habe, um – wie er sich ausdrückte – nicht kalt rauchend zu Hause gehen zu müssen. Mit den auf gegriffenen Fremden, deren er erst ansichtig wurde im hellen Schein der auflodernden Flammen, und in deren Gegenwart ihm höchst gravirende Worte über die Person des Baron's, über dessen Charakter &c. entschlüpft waren, hatte er gesprochen und dabei unvorsichtigerweise sogar die Aeüßerung fallen lassen, das so lustig brennende Feuer, das man lieber schüren als löschen solle, werde wohl seinen Grund haben! . . .

Unter solchen Umständen mußte trotz fortdauernder Betheuerung seiner Unschuld ein verdammendes Urtheil

das Haupt des Unbesonnenen treffen. Außer dem ungestümen Joachim Helfer, welcher durch seine leidenschaftliche Heftigkeit dem Jugendfreunde mehr schadete als nützte, und sich bei einem Haar dem Gericht selbst verdächtig gemacht hätte, stand Niemand auf, der für Caspar's Unschuld sprach. Es war eben kein Mensch vorhanden, dessen Aussage die beschwerenden Verdachtsgründe hätte entkräften können. Das Gericht mußte ihn verurtheilen, wollte es nicht parteiisch erscheinen; denn wenn dem Tischler Spät auch kein anderes Vergehen von früher her zur Last gelegt werden konnte, erschien er im Licht der Untersuchung doch als ein Mann, dem man laut seiner Aeußerungen und in Folge des Hasses, den er gegen den Baron von Alteneck zur Schau trug, eine solche That der Rache zutrauen durfte.

Mit dumpfer Resignation fügte sich Caspar in das Unabwendbare, wenn er auch Stunden hatte, in denen er vor Grimm Gott und Menschen zu fluchen Lust in sich spürte. Den Verbrechertod sterben zu sollen, weil er immer nur zu ehrlich gewesen war, um zu heucheln, Bevorzugten und Mächtigen zu schmeicheln und bei offenbaren Schändlichkeiten die Augen schweigend zuzudrücken, dünkte ihm doch sehr hart. Wer mochte es dem lebenskräftigen, kerngesunden Manne verdenken, daß er in schwachen Stunden, wo bei dem Gedanken an Weib und Kind die Lust zum Leben mit neuer Stärke in ihm erwachte, das gerechte Walten der Vorsehung, die schreiende Ungerechtigkeiten zuließ, bitter grollend in Zweifel zog? ... Ueber harte oder strenge Behandlung hatte

Caspar Spät sich nicht zu beklagen. Wäre sein Gefängniß etwas größer, nicht so entsetzlich kahl und das Fenster, aus dessen blinden Scheiben er über spitze Dachgiebel nur einen Streifen Himmel erblicken konnte, nicht dicht vergittert gewesen, so hätte er sich eher mit seiner Lage ausgesöhnt. Der Stockmeister, welcher ihn täglich einige Male besuchte, war ein drolliger, in seiner Art gemüthlicher Mann. Er unterhielt sich gern mit jedem Gefangenen, am liebsten aber mit solchen, die eines schweren Verbrechens bezichtigt, überführt oder geständig waren. Diese behandelte er mit einer gewissen Zärtlichkeit, indem er nicht versäumte, sie ihres Schicksals wegen zu trösten.

Für Caspar Spät fühlte Fridolin eine wirkliche Zuneigung, die er dem Gefangenen auf alle Weise zu erkennen gab. Das hielt ihn aber nicht ab, dem unschuldig zum Tode Verurtheilten auch Geschichten zu erzählen, welche diesem das Haar zu Berge steigen machten und ihn mit Grausen und Entsetzen erfüllten.

Fridolin begrüßte die wenigen Personen, welche den Tischler nach erhaltenem Urtheilsspruche sehen und sprechen durften, sehr freundlich und führte sie selbst in die Zelle des Gefangenen. Wer ihn dann zu behandeln verstand, dem gestattete der friedliebende Stockmeister auch ein kurzes Gespräch unter vier Augen mit dem Eingekerkerten.

So gelang es denn, Caspar von den Plänen seiner Freunde zu unterrichtete und ihm das, was er zu wissen brauchte, mitzutheilen. Niklas Wacker übernahm es,

dem Tischler einen Anzug zuzustecken, den er selbst gewöhnlich trug, wenn er in der Kreisstadt Geschäfte in seiner Eigenschaft als Schulze zu besorgen hatte. In diesem Anzuge kannte ihn der Stockmeister sowie dessen Knechte, und wenn man noch für eine Perrücke sorgte, so ließ sich eine Wette darauf eingehen, Caspar, welcher an Figur dem Schulzen Wacker glich, werde im Abenddunkel von dem Aufpasser an der Thür des Stockhauses für diesen gehalten werden.

Im Anfang erschrak Caspar Spät über den Vorschlag, der ihm zuerst von Joachim Helfer mitgetheilt ward. Er weigerte sich, darauf einzugehen, weil er im Fall des Mißglückens für seine Freunde fürchtete. Bei ruhigerer Ueberlegung indeß schien ihm das Gelingen wahrscheinlicher als das Mißlingen, besonders nach Anhörung des Schulzen Wacker und mit Berücksichtigung von Fridolin's Charakter, welchem die Freunde des Verurtheilten bei dem Entwurf ihres Planes mit Rechnung getragen hatten. Er sagte also zu und versprach, jeder Weisung, die man ihm in der entscheidenden Stunde geben werde, unweigerlich Folge zu leisten.

Es war ein sehr finsterer, windiger Abend, als bei rieselndem Regen die Glocke des Stockhauses geläutet wurde. Fridolin saß in seinem Zimmer und spielte, was er sehr gern und deshalb auch häufig that, mit sich selbst Patience. Es ist dies für einen Menschen, der an Denken gewöhnt ist, jedenfalls ein sehr langweiliges Spiel, in Fridolin's Stellung indeß mochte es mancherlei Empfehlendes für sich haben. Zunächst zerstreute es ihn, und da er

sich bei gewissen Karten Gefangene dachte, deren Bewachung ihm anvertraut war, so gewährte es ihm auch wirkliche Unterhaltung. Ferner machte eine so stille Unterhaltung, zu der sich immer greifen ließ, kein Geräusch, und das war viel werth in einem Hause, das von oben bis unten mit Gefangenen vollgefropft war.

»Aha!« sagte er aufhorchend, und den Schellenkönig – Fridolin spielte nur mit deutschen Karten – neben den grünen Oberst legend, »du kommst unsere Abendgesellschaft. Es ist der letzte, Trost, an dem sich des armen Tischlers Seele erlaben soll, ehe ihm Meister Fix das Lebenslicht mit seinem zweischneidigen Schwerte ausputzt ... Der arme Teufel dauert mich eigentlich, denn für einen Mordbrenner ist's eine verdammt gute Haut! ... Ich habe Kerle von dieser feurigen Couleur unter Verschuß gehabt, denen der Teufel gleich bei ihrer Ankunft in der Hölle eine Stelle als Oberseelenbrater angewiesen haben muß, wenn er sie nach Verdienst hat belohnen wollen! ... Ei so wartet doch, bis ich meinen verlorenen Schuh wieder angeschlappt habe« – fuhr er fort, da die Glocke zum zweiten Male gezogen wurde – »die wenigsten Leute haben's so eilig mit dem Hereinkommen. Wenn ich die Pforte aufschließe, um hier zur Erkenntniß Gekommene wieder hinauszulassen, da gleiten sie freilich wie Wiesel um mich herum, ohne Gruß und Dank, und fort sind sie, als führe sie der Drache unsichtbar durch die Luft!«

Er stülpte eine Mütze über den grünen Augenschirm, den er Abends immer trug, um seine stets etwas entzündeten Augenlider zu schonen, und nahm den großen Schlüssel, welcher das Hauptschloß der Pforte öffnete, das erst bei Dunkelwerden abgeschlossen wurde, von dem Wandhaken. Der dienstthuende Knecht trat eben dem Stockmeister entgegen, als dieser, eine kleine Blechlampe in der Hand, die Thür seines Zimmers öffnete.

»Da nimm, Toms,« sprach Fridolin und überlieferte dem Knechte den großen Schlüssel, der einen Bart von zwei Zoll Länge und Breite hatte. »Es wird der Schulze aus der Einöd' mit noch zwei oder drei Anderen sein. Angemeldet haben sie sich schriftlich schon vorgestern. Sie wollen dem Feuermann, dem Tischler, die rechte Stimmung beibringen. Schließ' ihnen die Zelle auf und störe sie nicht. Auch der ärmste Teufel will noch 'was vom Leben haben, wenn's ihm auch nur Kummer und Elend gebracht hat ... Beim Daus, sie läuten zum dritten Male! ... Lauf', was Du kannst, ich muß nach meiner Karte sehen, sonst komme ich um's ganze Plaisir! ...«

Fridolin war schon wieder vertieft in sein Spiel, als er die Tritte der Männer auf der steinernen Treppe vernahm. Ungern ließ er sich in seiner angenehmen Abendunterhaltung stören, allein sein Pflichtgefühl und die Amtsinstruction verlangten, daß er die Ankömmlinge wenigstens mit halbem Auge anblicke. Er schob daher seinen Sessel zurück und stieß die Thür auf. Der Schulze Niklas Wacker war der Erste, welcher die Treppe heraufkam. Ihm folgte Joachim Helfer, den Beschluß machte

der lustige Anton, Horatio's Freund, der leise scandirend hinter seinem Vorgängern einige Stufen zurückgeblieben war. Als der grüne Schirm des Stockmeisters in den Gesichtskreis des Studenten kam, blieb Anton Wacker mitten auf der Treppe stehen, setzte seine kleine Studentenumütze mit dem farbigen Bande schief auf sein stark gelocktes Haar, schwang den Ziegenhainer, den er führte, wie eine Herculeskeule, so daß der hagere Fridolin, in dessen Körper keine Heldenseele wohnte, von dem Treppengeländer zurückfuhr, und sprach mit seinem gewöhnlichen Pathos:

»Reiche die Hand mir herab von der sicher umfriedeten Zinne,
Daß ich sie halte zum Trost an dem Orte, wo
Schauer mich fasset.
Fridolin nennest Du Dich, wie ich höre, und lebst
Dir ein Bruder,
Wahrlich, so hat er geworfen mich einst hinter
eisernes Fachwerk,
Daß ich erfahre, was herrlicher sei, ob Kneipe, ob
Carcer?
Und bei Apollo, Du ähnelst genau dem fidelen
Gesellen,
Der nicht zürnend sich wandte mir ab, als er
staunend entdeckte,
Daß ich besaß, was bei Strafe verbot das strenge
Gesetz mir.
Denn Du mußt wissen, uns Söhne Apollo's

schützt Pallas Athene,
Deckend mit ewiger Nacht die Frevler, die uns
verfolgen.«

Es war dem Stockmeister nicht zu verargen, daß er den wohlbeleibten jungen Wacker mit Augen ansah, die es zweifelhaft ließen, ob er ihn für toll oder nur für stark angetrunken hielt. Ihm war schon manche seltsame und excentrische Persönlichkeit zu Gesicht gekommen, ein Mensch aber, der in Versen sprach, bei heidnischen Göttern schwor und dabei doch nur die alltäglichsten Dinge sagte, war ihm noch nicht begegnet. Erst die Anrede des Schulzen von der Einöd' stellte das Gleichgewicht in dem Zweifelnden wieder her.

»Verzeiht, Fridolin,« sprach Niklas Wacker, »daß ich Euch dies stachlige Gewächs zuführe. Es steckt in dem Menschen eine Wißbegierde, die nie zu befriedigen ist und der er die größten Opfer bringen kann. Wie das Innere eines studentischen Gefängnisses aussieht, weiß er leider! Das genügt aber meinem wißbegierigen Herrn Sohne nicht. Er muß jetzt durchaus auch die Beschaffenheit eines bürgerlichen Kerkers kennen lernen, sonst kommt sein Geist nicht zur Ruhe.«

»Ueberströmet von Geist Dir die Lippe, edler Erzeuger!« fiel sogleich Anton ein, die Hand des schüchtern nach seinem Zimmer zurückweichenden Fridolin festhaltend, und fuhr fort:

»Würdig nur wandelt auf Erden der Mensch, welcher tastend und ringend

Sucht zu ergründen der Dinge Gestalt, so der guten wie schlechten.

Darum begehrt' ich zu schauen das Grab, wo Philister man einsargt,

Die sich entwinden der Sitte Gebot, um als Herren zu walten,

Aber ich bin schon im innersten Herzen befriedigt, auf Ehre!

Und so bescheid' ich mich still gelassen; denn nimmer beglückt es,

Wenn in verderblichem Drange der Mensch sich selber verkennet.

Sei denn Stütze Du mir, o Fridolin, Cerberuspfleger!

Schließe die Brust mir auf, die umpanzerte, seufzerdurchhauchte,

Und während diese hier trösten den Mann im Geschmeide der Ketten,

Lehre Du mich, o Freund, die Kunst des Patience-spiels!«

Das war *ein* Wort, welches dem Stockmeister zu Herzen drang. Sein ganzes Wesen veränderte sich; er vergaß momentan seine amtliche Stellung und unterschätzte deren Wichtigkeit, und indem er dem Schließer durch einen Wink befahl, Joachim Helfer und Niklas Wacker in die Zelle des Verurtheilten zu führen, trat er selbst, von Anton gefolgt, dessen Verse ihm höchlichst imponirten, in

das schmale Zimmer, wo er sich bei seinem lieben Spiel die langen Abende abkürzte.

Anton drückte die Thür leise in's Schloß; er hätte sie gern auch verriegelt, allein ein Riegel war nicht vorhanden.

Fridolin achtete nicht auf die verdächtigen Manipulationen des muntern, redelustigen Studenten, der von ihm in die süßen Geheimnisse des Patiencespieles eingeweiht zu werden wünschte. Und es schmeichelte doch seiner Eitelkeit, daß er wenigstens etwas wußte, wovon der junge Gelehrte noch keinen Begriff hatte. Er schob also das Spiel Karten zusammen, mischte es, bat seinen Gast, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und begann, ganz vertieft in sein Wissen, mit großem Eifer zu dociren.

Anton Wacker gewahrte sehr bald, daß die Gedanken seines hagnern *vis-à-vis* nur beim Spiel, nicht bei dem Gefangenen seien, um dessen Befreiung es sich handelte. Ihn ganz davon abzuziehen und ihn so zu fesseln, daß er vergaß, was ihm zu thun oblag, war Anton's Zweck und Aufgabe, und er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber lösen werde.

Draußen ward es bald still, ein Zeichen, daß Wacker's Vater und Joachim Helfer in der Zelle des Verurtheilten weilten. Der Schließer, welcher voraussetzen mußte, der Stockmeister handle nach besonderen Instructionen, blieb auf den Wink des Schulzen, der für ihn eine Respectsperson war, auf dem Corridor, den eine einzige, von der gewölbten Decke herabhängende Lampe nur

spärlich erleuchtete. Die Thür des Gefängnisses blieb unverschlossen, und da es keinem Gefangenen erlaubt war, Licht in seiner Zelle zu brennen, so herrschte bei der sehr dunkeln Nacht vollständige Finsterniß darin. Die Unterhaltung mit Caspar Spät dauerte geraume Zeit. Sie ward so leise geführt, daß der Schließer nichts davon verstand. Der Mann, nicht eben der Hellsten einer, nahm auch wenig Interesse daran. Das Leben im Stockhause, wo es oft wenig Ruhe gab, langweilte ihn gründlich; er fand es nur erträglich, wenn er Abends, was der nachsichtige Fridolin gestattete, einen erquickenden Trunk zu sich nehmen konnte. Es war das gewöhnlich die ruhigste Zeit des ganzen Tages, und diese Zeit benutzte der Schließer, um ein wenig auszuruhen. Dabei kam es wohl vor, daß er für ein paar Minuten einnickte. Da indeß sein Gehör scharf und er daran gewöhnt war, auf jedes Geräusch zu achten, ermunterte er sich jederzeit schnell und konnte mithin für einen musterhaften Wächter gelten.

Die Neigung zum Schlaf übermannte ihn auch jetzt wieder. Er setzte sich auf die oberste Treppenstufe, ließ den Kopf auf die Brust sinken und begann alsbald vernehmbar zu schnarchen.

Fridolin hätte das rasselnde Geräusch des schlafenden Schließers in seinem Zimmer hören müssen, wäre er nicht ganz vertieft in das Patiencespiel gewesen, dessen Regeln er dem muntern Studenten einzuprägen sich bemühte. Anton Wacker stellte sich höchst einfältig, richtete die albernsten Fragen an seinen Lehrmeister, und machte dazwischen in hochtrabenden Hexametern, die

Fridolin wieder nicht capirte, die unzweckmäßigsten Bemerkungen.

Darüber mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen sein. Draußen erhob sich der Wind und peitschte den Regen an die Fenster. Im Uebrigen blieb es in der etwas abgelegenen Straße, die weiter abwärts in den Hof eines ehemaligen Klosters mündete und, aus diesem eine Krümmung machend, das nahe Thor erreichte, sehr still. Die Straßenbeleuchtung war, wie damals noch überall in kleineren Städten, so unzulänglich, daß die wenigen Laternen, welche angezündet wurden, die Nacht nicht wirklich erhellten, sondern die Finsterniß nur besser erkennen ließen.

Unter lautem Herzklopfen vernahm Anton Wacker, daß seine Begleiter die Zelle des Gefangenen verließen. Sie sprachen nicht, aber ihre Tritte auf dem breiten gezielten Corridor waren zu laut, um unhörbar zu bleiben. Dieser Moment mußte für Caspar Spät entscheidend werden.

Genau vertraut mit den Gewohnheiten Fridolin's, hatten die Freunde Caspar's auf diese vorzugsweise ihren Plan gegründet. Sie hofften, es werde Anton gelingen, den leidenschaftlichen Verehrer des Patiencespieles so zu fesseln, daß er Hören und Sehen darüber vergesse. – Geschah dies, so war Caspar in der Verkleidung, die er in

seiner Zelle mit Hilfe der Freunde angelegt hatte, gerettet, denn der verschlafene Schließer hatte in dem Halbdunkel, das die Gesichtszüge der einzelnen Personen ohnehin nicht erkennen ließ, schwerlich ein Auge für Physiognomien.

Leider aber hörte Fridolin schärfer, als man erwartet hatte. Er hob lauschend den Kopf, wandte das Gesicht der Thür zu und pausirte im Spiel, als er Tritte auf dem Corridor vernahm. Dem in diesem Augenblicke gerade sehr laut sprechenden Anton gebot er sogar barsch Schweigen.

Es stand Alles auf dem Spiele, wenn der Stockmeister die Gruppe der Fortgehenden mit seiner Lampe beleuchtete. Das sah Anton ein, und darum mußte er, um den Freunden Zeit zu schaffen, zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er stieß an die Lampe, daß sie umfiel und auslöschte. Gleichzeitig hörte er draußen den wach gewordenen Schließer nach dem Studenten fragen, da er die fehlende, bunt umränderte Mütze desselben vermißte.

Fridolin erfaßte die Hand Anton's. und sagte:

»Ich führe Sie, es wird hohe Zeit.«

»Aber das sind ja schon drei Personen!« schnarrte der Schließer. »Wo ist die bunte Mütze geblieben?«

Da schurrte es vor der Thür und man hörte einen schweren Fall . . . Fridolin, von Anton festgehalten, tappete nach der Thür. Ein Schlag von des Studenten flacher Hand traf den Schirm des Stockmeisters, daß sich der

Reif über die Augen schob und ihn vollkommen am Sehen hinderte. Zu gleicher Zeit erhob Anton seine Stimme, indem er mit großem Pathos ausrief:

»Nimmer versuche den Göttern zu wehren, was klug sie beginnen,
Sondern verhülle Dein Auge, das blöde, damit nicht getroffen
Von der vernichtenden Macht ihres Blicks zu dem Hades Du wanderst!
Traun, nur der ist ein Weiser zu nennen und himmlischen Stammes,
Welcher zu schweigen versteht und gehorsam dem Winke sich beuget,
Der ihm befiehlt, ein Dummer zu sein, wo Klügere handeln!«

Wankend und vergebens an dem Schirme ziehend, welcher ihm unter empfindlichen Schmerzen das eine Auge zudrückte, knickte Fridolin vor Anton Wacker zusammen. Dieser erhaschte den Drücker der Thür, schlüpfte hinaus und warf sie mit Kraft hinter sich in's Schloß . . . Vor ihm hart an der Treppe lag stöhnend der Schließer, den des Schulzen starke Hand zum Falle gebracht hatte . . . Wacker voltigirte über ihn hinweg und erreichte mit wenigen raschen Sprüngen die Freunde mit dem befreiten Caspar Spät. Als sie in großer Eile auf die Straße hinaus stürzten, erhob zuerst der betrogene Fridolin ein lautes Hilferufen, in welches klagend der erst jetzt wieder

vollständig zu sich gekommene Schließer mit einstimmte. –

Friedliebende Bürger kleiner Städte fühlen, selten das Bedürfniß, der Polizei beizustehen oder derselben gar zuzuvorkommen. Das laute Schreien verursachte wohl da und dort das Oeffnen eines Fensters, auf die Straße lockte es aber – Niemand. Und als die zunächst Wohnenden sich überzeugt hatten, daß der Ruf aus dem Stockhause komme, kümmerte sich kein Mensch um die Veranlassung desselben.

In dem öden Hofe des ehemaligen Klosters hielt das Fuhrwerk des Schulzen. Die Flüchtigen erreichten es ungehindert, und als die Flucht des zum Tode verurtheilten Caspar Spät nach und nach dadurch bekannt wurde, daß man ihn bei Laternenlicht zu suchen begann und höchst complicirte Anstalten zu dessen Wiederhabhaftwerden traf, war der glückliche Gerettete längst in Sicherheit gebracht.

DRITTES BUCH.

1. EIN FEST AUF SCHLOSS ROTHSTEIN.

Alle Menschen haben Momente in ihrem Leben, an die sich der Wendepunkt ihrer Geschicke im guten wie im schlimmen Sinne knüpft. Als Augenblicke des Glückes pflegen wir dieselben unserm Gedächtnisse fest einzuprägen, brachten sie Noth, Kummer und Unheil über uns, so bemühen wir uns, sie zu vergessen.

Graf von Rothstein, in vielen Dingen ein Mann nicht gewöhnlichen Schlages, leider aber eben so wenig eine edle Natur, wie sein Freund Adam von Alteneck, verstieß doch selten gegen das Hergebrachte. Namentlich hielt er streng auf die Feier von Gedenktagen, die heitere Erinnerungen in ihm weckten.

Ein solcher Tag nahte jetzt heran, und zwar, wie er selbst zugab, der wichtigste seines Lebens. Weil aber das Andenken daran keine eigentlich heiteren Bilder seinem geistigen Auge zeigte, sondern nur Scenen des Schreckens, hatte er ihn nie früher begangen. Nur wenige, mit der Vergangenheit des Grafen vertraute Personen wußten darum, übergingen ihn aber mit Stillschweigen, wenn Graf von Rothstein das Gespräch nicht selbst darauf brachte. In den letzten Jahren war dies regelmäßig geschehen, und zwar immer auf Schloß Alteneck, wo der Graf bei dem schwelgerisch lebenden Baron den Tag zubrachte.

So viele Mängel und Fehler dem Grafen auch anhaften mochten, ein Schlemmer wie Adam von Alteneck war er

nicht. Das mochte kein Verdienst, sondern einfach Naturanlage sein, denn er fand die Lebensweise seines ihm in allen übrigen Beziehungen vollkommen ebenbürtigen Freundes durchaus nicht anstößig.

In den ersten Tagen des Decembers erhielt der Baron von dem Grafen ein Schreiben, worin dieser den Nachbar zu einem Feste nach Rothstein einlud.

»Es sind nunmehr volle zwanzig Jahre her – hieß es darin – seit ich mit lumpenumhüllten Füßen und zerlottertem Pelze Obdach und Pflege fand in der elenden Waldhütte des Schlachtizen Prczestow. Der Umsicht dieses verständigen Mannes, von dem ich später nie wieder hörte, verdanke ich die Rettung meiner linken Hand, wo nicht meines Lebens. Die gräßliche halbe Stunde, welche ich unter Leichen, Sterbenden, vor Verzweiflung, Hunger und Kälte wahnsinnig Gewordenen auf einer treibenden Eisscholle der Beresina im Kugelregen der uns verfolgenden Russen zubrachte, haben mir durch jenes braven Polen rasche und verständige Hilfe nur drei Glieder der einen Hand gekostet. Von solchem unerhörten Glück inmitten jener entsetzlichen Schrecken und Gräuel wissen Tausende nicht zu erzählen. Aus Dankbarkeit oder, wenn Du willst, aus Caprice will ich am Ablaufe des zweiten Decenniums diese meine wunderbare Rettung im Schlosse meiner Ahnen glänzend begehen und wieder einmal große, heitere und darum gemischte Gesellschaft bei mir sehen. Wer kann wissen, ob ich den seltsam merkwürdigen Glückstag noch einmal erlebe? . . . Ich habe oft finstere Stunden, wo mich fröstelnd die Ahnung überschleicht,

es könne einmal plötzlich mit mir zu Ende gehen. Mancherlei Umstände lassen mich dies fürchten, wie ich mich überhaupt mit dem Gedanken vertraut zu machen suche, daß die Tage des Glückes in meinem ferneren Leben gezählt sein dürften. Eben deshalb will ich die paar Augenblicke, die ich noch festzuhalten vermag, auch recht gründlich genießen, und Du, alter Freund, sollst mir dabei helfen! ... Hast *plein pouvoir* in allen Dingen! ... Gesellschaft nach Deinem Geschmack wirst Du finden; Du kennst darin meinen glücklichen Tact ... Bringe gute Laune mit und vergiß alle Dummheiten neueren und älteren Datums, die Deinen Namen in aller Leute Mund brachten! ... Kaltblütigkeit und Stolz sind die einzigen unserer Abstammung würdigen Waffen, mit denen man sich das Gesindel, mag es sich nennen wie es will, und mag es über uns urtheilen wie es Lust hat, vom Leibe halten muß! ... Das Traurigste von Allem ist, daß Horatio so schmachvoll aus der Art schlägt! ... Träfe mich ein solches Unglück, so griffe ich zu Gewaltmitteln ... Hilft gar nichts, so schaff' ihn fort! ... Es sind schon wichtigere Persönlichkeiten in fernen Landen verschollen, als dieser bauernfreundlich gesinnte Grünschnabel.«

Das Festin des Grafen von Rothstein, dessen Veranlassung die Wenigsten erfuhren, fiel in die Mitte Decembers. Neben vielen Anderen, die der Graf als Standesgenossen gern um sich sah, die aber für uns kein Interesse haben, weil sie in die Begebenheiten unserer Erzählung nicht eingreifen, erhielten Einladungen dazu die Nichte Adams

von Alteneck, die launenhafte und übermüthige Comtesse Maximiliane von Allgramm, der Bleicher Moosdörfer, welchen der Graf nicht gut umgehen konnte, und dessen Bruder, der Kanonikus, den die Comtesse während der Saison im Seebade kennen gelernt hatte und der auf einer geistlichen Inspectionsreise sich in nächster Nähe aufhielt. Den Sohn seines nachbarlichen Freundes, Horatio, einzuladen, nahm der Graf zuerst Anstand, indeß entschloß er sich doch dazu, da Horatio um diese Zeit wahrscheinlich schon auf Alteneck eingetroffen war, und weil er in diesem Falle von der schönen Comtesse die bittersten und maßlosesten Vorwürfe zu erhalten mit Grund fürchtete.

Das Wetter ließ sich ganz so winterlich an, wie vor zwanzig Jahren. Es fiel reichlich Schnee, darauf trat starker Frost ein und vortreffliche Schlittenbahn erleichterte den Verkehr auf den für gewöhnlich nicht eben gut gehaltenen Communicationswegen, die alle Geladene ohne Ausnahme einschlagen mußten, um nach Schloß Rothstein zu kommen.

Tischler, Decorationsmaler und Tapezierer hatten alle Hände voll zu thun, um den großen Saal des Schlosses in einen eleganten Gesellschaftsraum, wie ihn die Gegenwart verlangte, umzugestalten. Auf Alteneck, dessen schwelgerisch, wenn auch oft einsam lebender Besitzer als genießender Lebemann weit mehr mit der Zeit fortgegangen war, als Graf Rothstein, der sich durch Nüchternheit auszeichnete, hätte es so besonderer Vorbereitungen zu ungewohnten Festlichkeiten nicht bedurft.

Der Saal auf Rothstein war seit des Grafen Vermählung mit der einzigen Tochter des Generals Max, Grafen von Freising, nicht mehr benutzt worden. Das große Bankett, welches Rothstein bei dem Einzuge seiner Gemahlin gab, war auch das letzte gewesen. Das Schloß sah später nie wieder in strengerm Sinne des Wortes Gäste.

Man erklärte sich diese Vereinsamung des Schlosses Rothstein durch die Gewohnheiten und Passionen des Grafen, die mit den Neigungen seiner Gemahlin wenig übereinstimmten, und die geschlossene Ehe nach Ablauf kaum eines Jahres schon als eine höchst unglückliche bezeichneten.

Alexandrine war eine Dame von feiner Bildung, Verehrerin der schönen Künste, Freundin der Poesie und eine gläubige Katholikin. Der Graf hatte sich um Literatur und Kunst nie bekümmert, und wenn er Musik, ohne die Geduld zu verlieren, anhören sollte, mußte es lärmende Regimentsmusik sein. An die grellen Metallklänge schmetternder Hörner und Trompeten war er als Soldat von Jugend auf gewöhnt, und während der Feldzüge und des Lagerlebens, in denen er zum Manne erwuchs, waren sie ihm zur andern Natur geworden. Dagegen fand er Alexandrinens Musik nervenschwächend. Er mied sie deshalb, und ritt lieber mit Gleichgesinnten auf die Jagd, oder nahm Theil an hohem Spiel, worin ihn das Glück meistentheils begünstigte.

Nach einer Pause von siebenzehn Jahren war der Saal des Schlosses Rothstein einer gründlichen Restauration bedürftig. Der Graf sparte nicht, ermunterte die Arbeiter,

daß sie sich sputeten, und bezeigte ihnen seine volle Zufriedenheit mit ihren Leistungen. Man glaubte in einen Feentempel zu treten, so groß waren die Veränderungen, welche mit demselben vorgegangen waren.

Ungeachtet dieser Anstrengungen aber welche Graf Rothstein machte, um seine Gäste würdig zu empfangen, sah ihn Niemand heiter. Nicht die Miene eines Mannes, welcher Freunde und Verwandte zu einem fröhlichen Feste um sich versammeln wollte, trug er zur Schau, sondern die eines tief Betrübten oder schwer Leidenden . . . Er lobte die Arbeiter, ohne den Verdiensten, die sie sich erworben hatten, noch durch ein dankendes Lächeln höheren Werth zu verleihen.

Täglicher Zeuge dieser Umgestaltungen war Andrea Helfer, die Tochter des alten Organisten, der als Schulmeister schon vor Jahren seines Amtes entsetzt worden war. Der Graf verlangte den Eintritt des jungen Mädchens in seine Dienste so dictatorisch, daß Andrea sich fügen mußte. Moosdörfer, welcher wiederholt versichert hatte, er würde Andrea stets in Schutz nehmen, widersprach nicht nur nicht, er ließ es sich sogar angelegen sein, die Stelle, welche die Tochter Helfer's im Schlosse bekleiden sollte, als eine angenehme und ehrenvolle der tief Niedergeschlagenen mit lächelndem Munde zu empfehlen . . . Allerdings hatte er nicht versäumt hinzuzufügen, es solle ihr im Schlosse kein Haar gekrümmt werden, dafür wolle er seine Ehre verpfänden!

Dieses Versprechen hatte Moosdörfer auch redlich gehalten. Andrea blieb vollkommen unbelästigt. Dennoch

aber war ihr Loos ein trauriges, und es war noch trauriger geworden seit der Abreise ihres Bruders nach Amerika, die unter Umständen erfolgte, welche sowohl auf Rothstein wie auf Alteneck große Sensation machten.

Der Graf behandelte Andrea seit dem Tage, an dem er erfuhr, daß der Schäfer Clemens sein Wort wahr gemacht hatte, mit einer Förmlichkeit, welche das junge Mädchen des entsetzlichen Hohnes wegen, der sich in diese Förmlichkeit verkleidete, tief verletzen mußte. Sie war sich nur zu klar bewußt, daß sie eine Dienende, eine etwas besser als die Uebrigen gehaltene Magd sei. Graf von Rothstein aber verkehrte mit ihr, als habe er eine Edeldame vor sich, nur übertrug er ihr Geschäfte niedrigster Art, befahl ihr Arbeiten zu übernehmen, die kein Mann von Bildung jungen Mädchen aufträgt. Gerade daß er dies mit ausgesuchter Höflichkeit that und daß Andrea nicht ungehorsam sein durfte, kränkte sie tief und machte ihr das Leben im Schlosse zur Hölle.

Es war aber auch noch ein anderer Grund vorhanden, welcher Andrea baldige Aenderung ihres Schicksals wünschen lassen mußte. Sie hatte diesen bisher für sich behalten, um von dem Grafen, falls sie sich täuschen sollte, nicht böswilliger Verleumdung bezichtigt zu werden. Andrea hatte nämlich für sich persönlich die Ueberzeugung gewonnen, daß bisweilen des Nachts auf Schloß Rothstein ein Leben sich bemerkbar mache, von dem man am hellen Tage nichts spürte.

Bei dieser Wahrnehmung fielen ihr die Gerüchte wieder ein, die ihr schon als Kind zu Ohren gekommen waren. Auf dem Schlosse ginge es um, hatten die Leute gefabelt! Daran schien wirklich etwas Wahres zu sein, und wäre Andrea weniger gebildet und aufgeklärt gewesen, so würde sie keinen Anstand genommen haben, in den Chor derjenigen einzustimmen, welche dem angeblichen Spuke das Wort redeten. Allein Andrea glaubte nicht an Geister, und deshalb schrieb sie das Wandeln auf Treppen oder Corridoren im Schlosse, sowie Töne, deren Entstehung sie sich durchaus nicht zu erklären wußte, anderen schwer zu ermittelnden Ursachen zu.

In eigener Person Untersuchungen anzustellen, hielt sie die angeborene Schüchternheit der Mädchennatur ab. Das weitläufige Schloß mit den vielen leeren, großen Zimmern, den weiten, gewölbten Corridoren und den gewundenen finsternen Treppen war ihr am Tage schon unheimlich, wie viel mehr erst des Nachts, und sie hielt sich nur dann für sicher, wenn sie hinter fest verschlossener und verriegelter Thür auf ihrem Zimmer saß, dem es an keinerlei wünschenswerther Bequemlichkeit gebrach. Floh Andrea der Schlaf – und das kam ziemlich häufig vor in Folge der Aufregung, in welcher sie stets lebte – so vertrieb sie sich die Zeit durch Berührung der Harmonika, die sie von ihrem Vater spielen gelernt hatte. Es war dieselbe, welche die verstorbene Gräfin sich bei Lebzeiten anschaffte, und auf welcher ihr der Organist so oft vorspielen mußte, wenn der Graf seinen gewohnten Vergnügungen nachging. Andrea bemerkte sehr bald, daß

ihr Spiel nicht unbeachtet blieb und daß es ganz sonderbare Wirkungen hatte. Den Grafen machte es ersichtlich unruhig, obwohl er sich Mühe gab, die in ihm wühlende Unruhe der musikalischen Dienerin nicht merken zu lassen. Bisweilen erzürnte es ihn auch, trotzdem aber schwieg er still und untersagte Andrea das Spiel nicht direct. Gelegentlich nur ließ er sie hören, daß die Töne der Glasharmonika ihm höchlichst zuwider seien, da sie ihm stets von Neuem die Leiden seiner verstorbenen Gemahlin vergegenwärtigten. Andrea jedoch stellte sich, als verstehe sie ihn nicht, blieb bei ihrem Spiel und besaß in demselben ein Peinigungsmittel, durch dessen Anwendung sie sich wenigstens einigermaßen für die infamen Demüthigungen, welche der Graf ihr zufügte, bezahlt machen konnte.

Auffälliger war Andrea, daß ihr Spiel zuweilen durch ein seltsames Lachen beantwortet ward, das sie anfangs erschreckte, später aber nur ihrem Scharfsinn Nahrung gab und sie zum Nachdenken aufforderte.

Es blieb Andrea alles Horchens und Forschens ungeachtet verborgen, woher dies Lachen kam. Allem Anscheine nach wechselte es den Ort, es mußte also von Jemand herrühren, der an verschiedenen Stellen weilte. Manchmal glaubte das junge Mädchen bestimmt, es entstehe über ihr, dann wieder schien es, als klinge der Ton von außen herein in's Schloß, und manchmal war Tage lang gar nichts zu vernehmen. Ob das Gehen und

Wandeln aus entfernten Treppen oder in nicht bewohnten Zimmern mit diesem räthselhaften Lachen in Zusammenhang stehe, hätte Andrea gern ermittelt, mit Anderen aber, selbst mit ihren Aeltern, darüber zu sprechen, hielt sie die Klugheit ab. Jedenfalls konnte ihr die Veranlassung sowohl des Lachens wie des nächtlichen Wandeln nicht ewig verborgen bleiben. Die geheimnißvolle Entstehung beider war der einzige Reiz, welchen der im Uebrigen so traurige Aufenthalt im Schlosse für sie hatte. Bisher war Andrea nur auf gewisse Zimmer, Treppen und Vorplätze im Schlosse beschränkt gewesen, jetzt, nachdem der Graf sich entschlossen hatte, den Tag seiner an's Wunderbare grenzenden Lebensrettung festlich zu begehen, lernte sie auch noch nicht betretene Räume kennen. Dies gab ihr Gelegenheit zu heimlichen Untersuchungen, die sie unbeobachtet mit vieler Vorsicht und Consequenz betrieb. Sie stieß indeß auf nichts, was sie hätte überraschen oder zu noch gründlicherem Nachforschen verleiten können. Das Einzige, was sie stutzig machte, war, daß, so lange die Arbeiten im Saale dauerten, sowohl das nächtliche Wandeln wie das sonderbare Gelächter aufhörte. Das Spiel der Harmonika allein – denn dies setzte Andrea fort – konnte demnach weder das Eine, noch das Andere veranlassen.

Der Graf zeigte sich während dieser Zeit umgänglicher gegen seine Ausgeberin, welche Stelle Andrea bei ihm bekleidete, und ließ sich sogar einige Male herab, ihre Anordnungen zu loben.

So brach denn der Tag des Festes an. Achim Rothstein war in rosiger Laune, als er die Gäste an der großen Rampe empfing. Alle trafen zu Schlitten ein, denn die Luft war hell, die Bahn vortrefflich. Die viel beschäftigte Andrea vernahm nur aus der Ferne das Klingeln der Schellen, von den Gästen sah sie anfangs Niemand. Es ward ihr aber sonderbar zu Muthe, als sie, aus dem geschmückten Saale zurückkommend, die Stimme Moosdörfer's hörte, der eben mit dem Grafen die Treppe heraufstieg. Ein Gefühl des Heimwehs kam über sie, das ihre dunkeln Augen mit Thränen füllte. Sie dachte an die stille, dulddende Josephine, der sie vertrauensvoll wie einer Mutter zu jeder Zeit ihr ganzes Herz hatte öffnen können.

Mittlerweile füllte sich der Empfangssaal des Grafen mit den verschiedensten Persönlichkeiten. Man sah alte, graubärtige Militärs, die längst schon den activen Dienst quittirt hatten, stolz aber auf ihre Erlebnisse und Thaten, mit Anstand und Würde die Decorationen zur Schau tragend, die ihre Brust schmückten. Daneben gab es leichtlebige Bonvivants und früh gealterte Roué's, die mehr aus Neugierde und weil sie sich ganz absonderlichen Spaß davon versprachen, als um den Grafen zu ehren, auf dem Schlosse des Landedelmannes erschienen, der sich von dem zerstreuenden Gesellschaftsleben der Residenz schon seit langen Jahren gänzlich fern hielt.

Diesem jüngeren Geschlecht gehörte dem Alter nach auch Horatio an, seinem Charakter nach aber paßte er gar nicht zu ihm. Er ließ übrigens länger als die meisten

Geladenen auf sich warten, denn er kam noch später als sein Vater und zwar zu Pferde.

Kurz vor ihm jagte ein Dreigespann, nach russischer Weise angeschirrt, in den Schloßhof. In dem höchst eleganten Schlitten, den ein prächtiges Tigerfell überdeckte, saß eine einzelne Dame, welche mit großer Geschicklichkeit selbst die Zügel führte. Die Pritsche hinter ihr hatte ein Jäger eingenommen. Die Dame trug einen schief aufgekrempten Hut mit ächter Reiherfeder; Schultern und Büste umhüllte ein reicher Zobelpelz. Mit gleichem Rauchwerk garnirt waren auch die feinen Stulphandschuhe, die ihre Hände bekleideten.

Es war die Comtesse Maximiliane von Allgramm, Horatio's Cousine. Leichtfüßig und Kußhände nach der Rampe hinauf werfend, wo sie Graf von Rothstein erblickte, sprang sie aus dem Schlitten, schlug den Pelz über der Brust zurück und enthüllte eine Büste von classischer Schönheit.

Der Graf ging der jungen Dame entgegen und begrüßte sie am Fuße der Rampe, wo sich Maximiliane sofort an seinen Arm hing und, die Treppe hinauf hüpfend, in heiterstem Tone zu ihm sagte:

»Endlich erblicke ich doch wieder einmal einen ächten Cavalier! Es ist wahrhaft entsetzlich, lieber Graf, wie schrecklich die Modekrankheit der Unritterlichkeit in unseren Reihen wüthet. Epidemien der allerschlimmsten Art sind Kinderspiel dagegen! Ich bin wirklich besorgt, daß, läßt sich kein Heilmittel dagegen auffinden, der gesammte Adel innerhalb eines Jahrzehnts dieser

furchtbaren Pest erliegt! ... Können Sie sich's denken, selbst meine nächsten Verwandten zeigen schon bedenkliche Symptome der Ansteckung? ... Mein Weg führt mich über Alteneck, und Onkel Adam wird durch eine meiner ausgezeichnet abgerichteten Briefftauben, welche das Aufpicken verschlossenster Herzen vortrefflich verstehen, von meinem Kommen avertirt. Meinen Sie, daß er zu Hause ist? Daß er galant, wie sich's besonders für wohlgesittete Herren aus der guten alten Zeit schickt, auf seine Dame wartet? ... Keine Spur weder von ihm, noch von meinem verwilderten Vetter war zu sehen! Die alte Dame nur, die auf Alteneck haust und dessen Geheimnisse – hu, wie klingt das schauerlich! – behütet, sah mit ihrem goldenen Horn auf mich arme Verlassene herab und krächzte wie ein Rabe die eminösen Worte:

»Die Herrschaften sind auf und davon, schöne Comtesse, zum Schwelgen, um Leid und Zeit zu vergessen! ... War das nicht köstlich gesagt, Graf? Und bin ich wirklich so schön, daß selbst eine eifersüchtige Alte mit welcher Lippe, die alle Jugend mit scheelem Auge ansieht, es nicht bis zur sündhaften Lüge bringen kann? ... Bitte, liebenswürdigster aller Grafen, ernennen Sie mich zur Königin Ihres Festes und bekleiden Sie mich mit unbeschränkter Machtvollkommenheit! Ich bin in der köstlichsten Laune, und Sie werden mich ewig zu Ihrer Schuldnerin machen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, Alle, an denen ich mich ärgern muß, empfindlich durch Blicke oder Worte bestrafen zu können.«

Das Erscheinen Maximiliane's von Allgramm im Empfangssalon machte allgemeines Aufsehen. Die Comtesse war entschieden die imponirendste und interessanteste unter den anwesenden Damen, die mit Ausnahme zweier eben erst der Schule entwachsener junger Mädchen, denen es noch stark an Tournure gebrach, Frauen matronenmäßigen Alters waren.

An Sicherheit fehlte es der Comtesse nicht, und da sie ihrer Macht, ihrer Reize und ihrer geistigen Ueberlegenheit sich wohl bewußt war, machte sie überall in weitester Ausdehnung Gebrauch davon und riß dadurch gewöhnlich schon in sehr kurzer Zeit die Herrschaft selbst in größeren Cirkeln an sich.

Zunächst, nachdem sie die anwesenden Damen der Reihe nach mit vertraulich graziösem Lächeln begrüßt und mit denen, die ihr persönlich bekannt waren, auch einige Worte gewechselt hatte, wandte sich Maximiliane zu ihrem Onkel, der in ein lebhaftes Gespräch mit Moosdörfer vertieft war. Sie berührte die Schulter des Barons und beugte zugleich ihr von glänzenden natürlichen Locken umwalltes Haupt so zur Seite, daß sein Blick ihren übermüthig lachenden Augen begegnen mußte.

»Wäre es nicht verpönt, Onkel, so küßte ich Dich, obwohl Du verdrießlich aussiehst, wie ein Mensch, der fortwährend an Zahnschmerzen leidet; da ich mir aber vor meinem Trumeau feierlich gelobt habe, ernst mit den Ernstern und zahm mit den Zahmen sein zu wollen, damit die Sippe mich nicht in Verruf erklärt, so will ich Dir blos mit den Augen Dank sagen für Deine ritterliche

Aufmerksamkeit . . . Du hast mir damit ein seltenes Vergnügen bereitet, Onkel Adam! Ich bin nämlich von Alteneck nach Rothstein nicht gefahren, sondern geflogen. Die drei schwarzen vierfüßigen Grazien, durch die ich mache, daß ich selbst Aufsehen erzeuge und von einzelnen unklugen Sterblichen vergöttert angeäugelt werde, haben noch keine zwanzig Minuten zu unserer Renntour gebraucht. Was bekomme ich, wenn ich sie Dir ablasse?»

»Dies, ausgelassener Schelm!« erwiderte Baron von Alteneck, nahm die Nichte beim Kopfe und küßte sie.

Maximiliane entwand sich seinen Händen, blickte ihn mit ihren großen Dianenaugen scheinbar zürnend an und schüttelte die Locken, daß sie tanzend ihre Schultern berührten.

»Famos!« raunte, das auffallend schöne Mädchen lorgnettierend, Litta von Mirsheim seinem Freunde, dem Rittergutsbesitzer Kurt von Aicha zu. »Gäbe mein bestes Jagdpferd hin für die Erlaubniß, diese Juno mit Küssen überschütten zu dürfen! Famoses Geschöpf, bei Gott!«

Kurt von Aicha schwieg, verschlang aber mit heißen Blicken jede Bewegung der schönen Comtesse, die inzwischen der Bleicher Moosdörfer mit der ihm eigenen steifen Galanterie begrüßt hatte. Der Name Moosdörfer fesselte Maximiliane's Aufmerksamkeit sogleich, und vielleicht hatte auch das Aeußere des reichen Bleichers, der freilich nicht für eine männliche Schönheit gelten konnte, für das außergewöhnliche junge Mädchen eine eigentümliche Anziehungskraft.

»Ein Dioskurenpaar seltener Art!« sprach sie, mit raschem Auge die Gestalt des Bleichers musternd überblickend, der ganz so wie immer gekleidet ging, nur daß er seinen gewöhnlichen braunen Tuchrock mit einem schwarzen Frack vertauscht hatte, der sich durch seine ungewöhnlich breiten Schöße auszeichnete. Im Uebrigen hatte Moosdörfer die schwarz Tuchenen Kniehosen und die glänzend gewichsten Steifstiefeln beibehalten. Wie zur Verzierung schaute aus der linken Schoßtasche des veralteten Leibrockes der steife Zipfel eines blendend weißen Taschentuches von feinsten Leinwand hervor. »Sie sehen Ihrem Herrn Bruder, dem Kanonikus aus Leitmeritz, ähnlich wie aus den Augen geschnitten. Es freut mich ungemein, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Moosdörfer! . . . Ich habe oft Gutes von Ihnen gehört.«

Sie bot dem schmunzelnden Bleicher ihre feine, schlanke Hand und sah ihn dabei mit Blicken an, die ihm bis in's innerste Herz drangen. Eine abermalige altmodisch ceremoniöse Verbeugung Moosdörfer's antwortete der Comtesse auf diese verbindliche Anrede und gab den beiden jungen Stutzern Stoff zu moquanten Glossen über bäuerliche Unbehilflichkeit und unbescheidenes Eindringen in Cirkel, die billig solchen kaum halbgebildeten Leuten zweifelhafter Abkunft stets verschlossen bleiben sollten.

»Seiner Hochwürden, Herr Kanonikus Moosdörfer!« meldete der Bediente und lenkte damit die Blicke Maximiliane's von dem reichen Bleicher auf dessen geistlichen Bruder.

Aloysius, in schwarzer bürgerlicher Kleidung, die sich nur dadurch von der allgemein gäng und gäben Mode weltlicher Herren unterschied, daß er nicht Pantalons, sondern kurze Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe trug, hatte das einschmeichelnd gefällige Wesen hochgestellter und weltgewandter katholischer Prälaten. Er war herablassend und doch vornehm, gegen jeden Einzelnen, welchen Graf von Rothstein ihm vorstellte, freundlich, überflog aber gleich beim Eintritt die ganze Gesellschaft mit beherrschendem Auge, und war orientirt, ohne daß ihm besondere Winke und Fingerzeige gegeben zu werden brauchten.

Aeußerlich ähnelte der Kanonikus unverkennbar seinem Bruder, nur trat er mit größerem Selbstbewußtsein und weniger ceremoniös auf, wie er auch in jeder Beziehung weit mehr gesellschaftlichen Tact und feinen Welt-schliff zeigte. Weniger wohl, um den Bruder zu begrüßen, als dessen schöner Nachbarin, die ihm sogleich in's Auge fiel, sich wieder in Erinnerung zu bringen, näherte sich Aloysius der Gruppe am Fenster, während gleichzeitig ohne vorangegangene Meldung und nur von Wenigen beachtet, Horatio von Alteneck in den Salon schlüpfte.

Von allen Anwesenden war der Junker der Einzige, welcher nicht im hergebrachten Gesellschaftscostüm erschien. Ein kurzer studentischer Rock, der die wohlgeformte Figur Horatio's trefflich hervorhob und ihm vorzüglich gut zu Gesicht stand, und hohe, feine Reitstiefeln, bis über das Knie herauf reichend und im Schnitt etwas an die üblichen ›Kanonien‹ erinnernd, sagten Jedem, daß

sie einen akademischen Bürger vor sich hatten, der auf seine Stellung als solcher größeren Werth als auf seine Geburt legte.

Maximiliane gewährte ihren Vetter nicht, da sie bereits von dem Kanonikus begrüßt worden und mit diesem in ein Gespräch verwickelt war.

»Es ist höchst liebenswürdig von Ihnen, hochwürdiger Herr,« sprach die Comtesse mit verführerischem Lächeln, »daß meine unbedeutende Persönlichkeit auf dem Spiegel ihrer Seele einen vibrirenden Schatten zurückgelassen hat; ich bedanre nur, daß ich Ihnen für solche unverdiente Freundlichkeit nicht danken kann, wie ich möchte! Sind Sie ein Feind unschuldigen Mummenschanzes?«

»Im Gegentheil, Comtesse, ich liebe Alles, was Humanität und Bildung fördert,« erwiderte der Kanonikus, »wie sollte ich da unterhaltendem Spiel feindlich entgegenreten, dessen tieferer Zweck Erkenntniß des Nächsten ist? Allein, meine Gnädige, ich denke wie der Dichter: Eines schickt sich nicht für Alle!«

Maximiliane schüttelte spitzbübisch lächelnd ihren wundervollen Kopf, indem sie sich ein wenig zu dem Kanonikus vorbeugte und halblaut sagte:

»Das spricht Ihr Mund, nicht Ihr Herz! ... Uebrigens kenne ich Euch Herren von der geistlichen Robe und muß loben, daß Ihr so klug seid ... Wie gefällt Ihnen mein Oheim?«

Adam von Akteneck hinkte eben an der Seite einer alten Dame, die übermäßig geputzt ging und mit ihrem Fächer kokett wie eine junge, gefallsüchtige Schöne tänzelte, vorüber, wie es schien, aufmerksam den Worten lauschend, die seine unschöne Begleiterin ihm zuflüsterte.

»Sie haben an mir getadelt, daß ich ohne Maske Gesellschaften und Bäder besuche,« entgegnete der Kanonikus. »Dieser Vorwurf nöthigt mich, Ihnen gegenüber stets der wahrheitsliebende Priester zu sein. Sie werden also verzeihen, wenn ich Ihre Frage mit einem indiscreten Wenig beantworte.«

Die Comtesse neigte ihren schönen Kopf noch etwas mehr und schlug mit einem sonderbaren Seitenblick auf den Bleicher schweigend die Augen nieder. Diesen Moment benutzte Moosdörfer, indem er sich zu seinem Bruder wandte und die Frage an ihn richtete: ob sein Geschäftsfreund Schmalbacher bei seiner vor einigen Wochen erfolgten Durchreise durch Leitmeritz ihn besucht habe.

»Ich hatte einen sehr materiellen Zweck dabei im Auge, lieber Bruder Kanonikus,« fügte er hinzu. »Deine Verbindungen reichen weit, und ein Wort von Dir, zu rechter Zeit gesprochen, kann Wunder wirken. Ich meinte also, es könne ein solches auch Georg Rauerz bei Deinen Freunden in Venedig zur Empfehlung dienen.«

Der Kanonikus bestätigte den Besuch Schmalbacher's und erkundigte sich gleichzeitig nach der Persönlichkeit des jungen Mannes, für den sich sein praktischer Bruder

so warm interessirte. Während Moosdörfer dem Kanonikus über Rauerz, soweit er ihn selbst aus Schmalbacher's Mittheilungen kannte, Aufschluß gab, machte sich inmitten der Gesellschaft eine Bewegung bemerkbar, die von der Gruppe am Fenster übersehen ward. Veranlassung dazu gab Andrea, die, einfach in schwarze Seide gekleidet, mit Ausnahme der Comtesse von Allgramm alle übrigen Frauen und Mädchen verdunkelte. Das Bewußtsein, ihr Platz sei nicht unter den im Salon Verweilenden, und die Schüchternheit, die sie antrieb, möglichst unbemerkt zu dem Grafen zu kommen, dem sie eine Mittheilung zu machen hatte, erhöhte noch das Fesselnde ihrer Erscheinung.

»Bei Malapertus, famos!« sprach Litta von Meersheim zu seinem Unzertrennlichen, dem Rittergutsbesitzer Kurt von Aicha. »Was dünkt Dich von der magnifiques Person? . . . Angenommenes Kind, hä, oder amüsanter Spielzeug in einsamen Stunden? . . . Verflucht feiner Geschmack!«

Kurt von Aicha begnügte sich, den Freund, welcher die Lorgnette nicht mehr von den Augen brachte, mit sich fortzuziehen, um in die Nähe Andrea's zu gelangen und, wenn es thunlich sein sollte, sie anzureden. Dies Manöver vereitelte den beiden Roués Horatio, welcher die Tochter des Schulhalters schon früher gesehen hatte, und von dessen Sohn Joachim wußte, daß sie gezwungen im Schlosse des Grafen von Rothstein als Dienende weile. Er trat an das schüchterne Mädchen heran und bot ihr entschlossen den Arm.

»Nur der Sicherheit wegen,« flüsterte er ihr leise zu, da er Andrea's Verlegenheit gewahrte. »Es ist ein Nest voll Nattern, das Sie durchwandern müssen, um Ihrer Pflicht zu genügen; Sie sollen es aber unter meinem Schutz so rein verlassen, wie Sie es betreten haben!«

Andrea schlug dankend ihr dunkles Auge auf und ließ es geschehen, daß der Junker ihr das Geleit zum Grafen gab.

»Laffe!« schnarrte Litta und kehrte um.

»Universitäten sind wahre Brutstätten schlechter Sitten! ... Habe Studenten nie leiden mögen ... Eingebildetes Volk! Träumt von Freiheit und schwärmt für Gleichheit! ... Famose Narrensposen, bei Malapertus! ... Bravo, der Graf hat Lebensart! ... Schleudert dem kecken Burschen einen Blick zu, der das Laden zweier Pistolen anzudeuten scheint! ... «

»Beim Himmel, das reizende Kind hat Anstand!« fiel Kurt von Aicha ein.

»Famos!« schnarrte abermals Litta. »Muß gut aufpassen ... Graf von Rothstein ist dafür bekannt, den Leuten, die ihm gefallen, Anstand beizubringen ... Schade, daß ein so liebliches Bild uns so schnell wieder entrückt wird! ... Viel Noblesse zugegen, allerdings, nur etwas zu alt gewordene! ... «

Andrea hatte den Salon schon wieder verlassen; Horatio erhielt einen Wink von seiner übermüthigen Cousine, dem er gern gehorchte. Ein recht derber Schlag mit dem Fächer, der seine Hand traf, war die erste Begrüßung Maximiliane's.

»Du mußt im Himmel sehr gut angeschrieben sein, ungalanter Vetter,« redete die Comtesse Horatio an, »daß er Dir in diesem hochwürdigen Herrn, der, wie ich nicht zweifle, dereinst Anwartschaft hat, den erledigten Stuhl eines unthätig gewordenen Heiligen einzunehmen, einen so starken Helfer in wirklicher Noth und Gefahr sendet . . . Seine Hochwürden, Herr Kanonikus Moosdörfer! Horatio von Alteneck, mein Vetter, ein gutmüthiger Eigensinn, aus dem noch einmal ein braver Mann werden kann, wenn weibliche Anmuth und kirchliche Milde sich seiner rechtzeitig erbarmen.«

Es lag ein bezaubernder Reiz in dem lebenswürdigen Uebermuth der Comtesse, die Andere nur neckte, nicht selten auch mit Willen beleidigte, um mit gleichen Waffen angegriffen zu werden. Denn nichts war Maximiliane mehr zuwider als das Alltägliche; nichts haßte sie mehr als das Herkömmliche; nichts konnte sie mehr ergötzen, als wenn sie der von aller Welt ängstlich aufrecht erhaltenen Sitte ein Schnippchen schlagen konnte. Aloysius Moosdörfer, der Kanonikus, ging gewandt auf die scherzhafte Wendung ein, welche Maximiliane der strafenden Zurechtweisung gab, die sie ihrem Vetter seiner Nachlässigkeit wegen zudedacht hatte.

»Sie sind mir schon geraume Zeit als ein junger Mann bekannt, der gegen den Stachel löckt,« sprach er, Horatio die Hand reichend. »Es ist selten ein Tag vergangen, daß Comtesse von Allgramm sich nicht über Sie beklagte, wenn wir, die Herrlichkeit der Schöpfung preisend, auf kahler Dünenhöhe einen schönen Sonnenuntergang

bewunderten . . . In Schutz nehmen, Herr Baron, konnte ich Sie nicht, theils, weil die Anklage eines nahen Anverwandten von solchen Lippen mir fast wie Musik der Engel klang, und theils, weil ich an Ihrer Stelle mich so liebenswürdig rührender Versuchung weit zugänglicher gezeigt haben würde.«

»Brav, sehr brav, Hochwürden!« sprach Maximiliane, ihren Fächer spielend auf und zuklappend, »beten Sie ihm das Brevier seligmachender Weltlust so lange vor, bis er mir knieend und Ihnen durch Dankesstammeln reuig Abbitte leistet!«

Horatio ward einer schicklichen Erwiderung dadurch überhoben, daß von Seiten des Grafen die Aufforderung an seine Gäste erging, sich zur Tafel zu verfügen. Der Kanonikus bot sogleich lächelnd Comtesse von Allgramm den Arm, während diese mit spöttischer Miene ihrem Vetter mit feurigen Blicken zuwinkte und ihm gute Nachbarschaft wünschte.

»Wollen Sie uns aufsuchen, Junker,« sagte der Bruder des Kanonikus, »und finden wir nicht, was uns behagt, so nehmen wir mit uns selbst vorlieb, trinken zusammen ein paar Seidel Wein, und ich erzähle Ihnen dabei unterhaltende Geschichten.«

Man durchschritt eine ganze Flucht von Zimmern, ehe die Gesellschaft den neu decorirten Saal betrat, in welchem der Graf seine Gäste bewirthen wollte. Erst bei Tafel zeigte es sich, daß im Schlosse Rothstein die sinnig ordnende Hausfrau fehlte. Zwei Drittel der Geladenen waren Herren; es gab die lustigste Confusion, als man

sich placiren wollte, und der Graf hatte für heimliche Spottreden nicht zu sorgen. Um so leichter konnte der Bleicher Moosdörfer Horatio von Alteneck als Tischnachbar festhalten. Es fehlte nicht an Herren, die sich in geradezu komischer Weise nach Damen umsahen und doch keine fanden. Zuletzt fügte sich Jeder in das Unabänderliche, und die Gesellschaft ward gerade durch die Unvollkommenheit ihrer Zusammensetzung noch vor Beginn des Festes in einen Humor versetzt, welcher einer lebhaften und möglichst zwanglosen Unterhaltung nur förderlich sein konnte. Nur Einen, Graf Achim von Rothstein ärgerte dieser Verstoß gegen die gute Sitte, er durfte aber freilich nur mit sich selbst schelten, daß er sich einen so groben *faux-pas* hatte zu Schulden kommen lassen. Er war nicht gewohnt, sich um Kleinliches zu bekümmern. Deshalb hatte er nur seine Einladungen, wie sie ihm gerade einfielen, abgeschickt und dabei gar nicht an ein Abzählen der Paare gedacht. Das wäre Andrea's Pflicht gewesen. Denn hatte der Graf auch nicht den Rath der ihm unwillig Dienenden begehrt, so mußte sie, weil die Besorgung der Bewirthung in ihren Händen lag, doch wissen, daß es bei Tafel an Damen fehlen werde. Allein Andrea schwieg, wie immer, wenn ihr Gebieter etwas anordnete, und Graf von Rothstein mochte Grund haben, zu verschweigen, daß das widerspänstige junge Mädchen, über dessen Ungehorsam oder Unfügsamkeit er sich doch nicht beklagen konnte, ihm absichtlich zu dieser Blame durch ihre Schweigsamkeit verholfen thatte. Indeß währte es nicht lange, so ward auch Achim von der heitern

Laune seiner Gäste angesteckt. Er vergaß, daß er aus Unachtsamkeit gefehlt, war im Stillen dankbar für die Nachsicht seiner Gäste, die den Verstoß allesammt von der heitern Seite auffaßten, und ging so aus seiner Natur heraus oder ließ sich vielmehr der Gegenwart mit den sie verunstaltenden Zerrbildern, die aus vergangenen Tagen in sie hineinstierten, dergestalt entrücken, daß er unter den Lustigen bald einer der Lustigsten und Ausgelassensten war und es seinem Freunde Adam von Alteneck, welcher den vortrefflichen Speisen und den ausgezeichneten Weinen des Grafen mit der anerkennenden Ausdauer eines Kenners zusprach, beinahe zuvorthat.

2. GESPRÄCHE NACH DEM MAHLE.

Wer die Freuden und Genüsse eines luxuriösen Gastmahles würdig schildern will, muß selbst ein vielversprechender Schüler und Verehrer Epikurs sein. Da wir uns diese Ehre anzumaßen kein Recht zu haben glauben, verzichten wir darauf, indem wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß unter den Gästen des Grafen von Rothstein kein einziger die Tafel unbefriedigt verließ, ja daß man von vielen gesättigten Lippen das Urtheil aussprechen hörte, der Graf habe als Wirth, der die ernährenden Gaben der Erde in ihrer höchsten Vollkommenheit und in tadelloser Zubereitung mittelst der veredeltesten Kochkunst zu würdigen verstehe, Ausgezeichnetes geleistet.

Nach aufgehobener Tafel trennte sich die sehr heiter gestimmte Gesellschaft und unterhielt sich zwanglos in verschiedenen unter einander verbundenen Zimmern. Hier fanden Freunde des Spieles Vorkehrungen, um ihren Neigungen sich ungestört hingeben zu können, und zwar in jeder beliebigen Weise. Graf von Rothstein spielte selbst gern, und war in seinen ›Glücksjahren‹, wie er scherzend sagte, eine gefürchtete Persönlichkeit am Spieltische gewesen. Er hatte vor dem Feldzuge von 1812 große Summen gewonnen, die ihn in den Stand setzten, ein fürstliches Vermögen mit in das unwirthliche Rußland zu nehmen, wo man sich auf Seiten der großen Armee in der alten Hauptstadt des unermeßlichen Czarenreiches während des Winters schon am Niemen ein Leben träumte, auf welches die Seligen im Himmel Mohammed's noch mit Neid herabsehen sollten. Das feine Raffinement westeuropäischer Uebercultur sollte sich auf's innigste vermählen mit dem sardanapalisch schwelgerischen Genüssen asiatischen Sinnentaumels. An diesen Genüssen Theil zu nehmen, wo sich Gelegenheit dazu bieten werde, war Achim von Rothstein's ernster Wille, und daß er die Mittel besaß, sich diese Genüsse nach erfochtenem Siege verschaffen zu können, stählte seine Kraft, entflammte seinen Muth und ließ ihn alle Mühen und Gefahren des Kriegs- und Schlachtenlebens kaltblütig ertragen.

Weniger um Andere zu reizen und zu verführen, als um sich selbst wieder einmal ein Genüge zu thun und an glücklich genossene Tage der Vergangenheit zu erinnern,

legte er in einem gemüthlich eingerichteten Zimmer für Gleichgesinnte Bank, an welcher Jeder sein Glück versuchen konnte. Man war ja unter sich, spielte nur zum Vergnügen, hatte also keinerlei Störung zu befürchten.

Adam von Alteneck blinzelte aus seinem weingerötheten Gesicht dem Freunde vergnügt zu, als er das Arrangement in erwähntem Zimmer erblickte, deutete heimlich auf einige jüngere Herren der Gesellschaft und raunte dem Grafen lachend in's Ohr:

»Rupfe die Brut tüchtig, sie verdient es nicht besser! ... Hab's gehört, daß sie sich rühmten, an allen Spielbanken Europa's die größten Gewinne eingestrichen zu haben ... Müssen bluten, daß sie vor Scham und Aerger wie Chamäleons die Farbe wechseln! ... Hülfe Dir gern bei diesem angenehmen Geschäfte, kann's aber nicht, weil ich so häufig doppelt sehe ... Werde nur den Beobachter machen und applaudiren, so oft die Karten günstig für Dich fallen ... Hast famosen Wein in Deinem Keller! ... Gießt neue Lebenskraft in die alten, stumpf werdenden Knochen ... Fühle mich wieder jung wie damals. Doch das sind Alles *tempi passati!* ... Vergessen wir deshalb auch, was hinter uns liegt! ... Göttlicher Mensch, dieser Pfaffe! ... Vergißt sich nie und bleibt doch Mensch vom Wirbel bis zur ZehJ in Wort und Blick! ... Beneide ihn; weiß Gott, um diese unbezahlbare Gabe Gottes! ... Sein Bruder, unser sanft lächelnder Gläubiger, bleibt diesem geistlichen Herzeneroberer gegenüber ein wahrer klotzfüßiger Tölpel ... Kann mich ärgern, daß mein widerhaariger Junge sich so ungenirt an ihn hängt! ... Ist die Folge

schlechter Gesellschaft, unter die er auf der Universität gerathen ist! . . . Aha, da kommen die ersten langschnäbligen Störche klappernd heranstolzirt! . . . Halte sie fest und lasse sie fühlen, in wessen Hand die Karten ruhen! . . . «

Er nahm dem Spieltische gegenüber, dessen obersten Sitz der Graf bereits eingenommen hatte, Platz, streckte die Beine weit von sich, winkte einem Bedienten heran, um sich noch ein Glas alten Hochheimer reichen zu lassen, und überblickte dann mit weintrüben Augen bald die Spieler, welche sich um den Grafen sammelten, bald ließ er sie auf den Spitzen seiner Glanzstiefeln ruhen, die im blendenden Strahl der Kerzen wie Krystallspiegel blitzten.

Maximiliane von Allgramm, welche sich bei Tafel angelegentlich mit dem Kanonikus unterhalten hatte und nur zuweilen einen ihrer zündenden Redeschwärmer in das hin und her rollende Gespräch Anderer warf, wenn ihr ein abgegebenes Urtheil oder eine leicht hingeworfene Behauptung nicht gefiel, trat, von ihrem geistlichen Tischnachbar geführt, in das Billardzimmer, wo sich einige Herren vergeblich bemühten, eine Poule zu Stande zu bringen.

»Nicht wahr, ehrwürdiger Freund, Sie spielen Billard?« fragte sie, dem Kanonikus eine schmeichelnde Redewendung scharf abschneidend. »Ich gebe Ihnen zehn Points vor, wenn Sie Lust und Muth besitzen, sich mit mir messen zu wollen.«

»Kleriker sollen den Laien kein übles Beispiel geben, Comtesse,« entgegnete der Kanonikus. »Die Welt liebt es ohnehin, uns nur Schlimmes nachzureden.«

»Ihnen gewiß nicht, mein Freund! Ich verpfände mein Wort!«

»Weshalb gerade mir nicht, gnädige Comtesse?«

»Weil Sie sich in der Welt immer als Mensch, und nur in der Kirche als Priester geben. Wer nicht heuchelt, sich nicht verstellt, sich auch nicht besser macht, als er ist und – wohl gemerkt! – zu sein braucht, den verleumdet die Welt selten, und thut sie es doch, so verfliegt das böse Wort, weil es falsch und hohl war, unbeachtet in der Luft. Das ehrliche Bestreben, immer, in allen Lagen des Lebens menschlich, und zwar nichts als nur menschlich sein zu wollen, ist eine Waffe, deren schwer verwundende Spitze die Tugend wie das Laster, der Freund wie der Feind anerkennt.«

Der Kanonikus hörte der originellen Moralpredigerin, in deren Gesprächen die widersprechendsten Lebensansichten laut wurden, mit wohlwollender Aufmerksamkeit zu. Jetzt reichte er ihr abermals den Arm und führte sie zum Billard.

»Sie stellen mich auf eine harte Probe,« sagte er nach einer Weile, »aber Sie haben recht, Dinge und Menschen so zu beurtheilen, wie sie Ihrem Auge erscheinen. Aus sehr früher Jugend erinnere ich mich, junge Cisterciensermönche – ich glaube, es war im Kloster Ossegg – unmittelbar nach beendigtem Gottesdienste im gemeinsamen Refectorium mit ziemlicher Leidenschaft Billard

spielen gesehen zu haben. Wir haben bisher Gott nicht gedient, sondern in erlaubter Weise der Auffrischung belebten Weltsinnes reichliche Libationen gebracht. Wir fallen also wenigstens nicht aus einer erlaubten Rolle, welche die Natur gewissermaßen gebietet, in eine unerlaubte, wenn wir den Abend beschließen, wie wir den Mittag begannen.«

Die beabsichtigte Poule war nicht zu Stande gekommen, da die Mehrzahl der Herren einige Müdigkeit verspürte und zu körperlicher Anstrengung nicht besonders aufgelegt war. Mancher traute wohl auch seinem Auge nicht mehr die erforderliche Schärfe zu, um einem vielleicht sehr geübten Spieler im Schneiden und Dupliren der Bälle die Waage halten zu können. Der geistliche Herr und die schöne Comtesse nahmen daher ohne Einsprache Anderer Besitz vom Billard und bewiesen alsbald den Umstehenden, daß sie schon häufig diesem beliebten Spiele obgelegen haben mußten.

Inzwischen hatte der Bleicher Moosdörfer den Sohn des Barons von Alteneck in ein drittes Zimmer geführt, das einen Ueberblick sowohl des Billardzimmers wie jenes kleineren Gemaches gewährte, in welchem Graf von Rothstein Bank hielt. Einige ältere Herren hatten die Eckplätze zweier Sopha's eingenommen und hielten ein kleines Verdauungsschläfchen. Moosdörfer zog Horatio in die Nische des einzigen großen Fensters, das auf den

Schloßplatz und über diesen hinweg auf die an beiden Thalkuppen zerstreut liegenden Häuser von Hohen-Rothstein hinaussah. Der Mond schien hell auf die beschneite Landschaft, die in seinem stillen weißen Licht blitzte und funkelte, als wäre sie mit Milliarden geschliffener Diamanten besät.

»Hier sind wir ungestört, junger Herr,« begann Moosdörfer, einen der zwei Sessel occupirend, welche hinter den schweren Gardinen in der Nische standen. »Wenn wir verständige Vorsicht walten lassen, können wir unsere Gedanken über diesen Gegenstand ruhig austauschen. Wie nahm Ihr Herr Vater die Nachricht von Caspar Spät's Befreiung auf?«

»Ruhiger als ich erwartet hatte,« entgegnete Horatio. »Er hat sich gegen Niemand geäußert. Den Aerger, den das unerwartete Ereigniß ihm begreiflicher Weise verursachte, ließ er nur sein Reitpferd empfinden, das er an jenem Tage auf zwanglosem Ritte, wie ich in Erfahrung brachte, fast zu Tode jagte. Es ist seitdem heiser geworden, lahmt häufig und kann höchstens noch im Felde als Zugthier benutzt werden.«

»Der Graf, unser edelsinniger Wirth, wußte um das Werk der Befreiung,« sagte Moosdörfer. »Es wundert mich, daß durch das Schweigen desselben die Freundschaft Beider nicht alterirt worden ist.«

»Wenn der Graf gegen meinen Vater nicht zurückhaltend gewesen ist, so war ein Riß in ihre Freundschaft unmöglich. Der alte Schäfer Clemens, welcher die Lebensgeschichte des Grafen besser als jeder Andere kennt, hat

mir und Allen, mit denen er über das Brandunglück von Ober-Rense sprach, die Ueberzeugung beigebracht, daß Spät an dessen Entstehung vollkommen unschuldig gewesen ist. Entweder – und das nehme ich wenigstens an – wußte der Graf von jeher um die Unschuld des Tischlers, oder der alte Schäfer wies nach, daß er es sei. In beiden Fällen mußte mein Vater die Flucht des unschuldig Verurtheilten segnen, wenn er der Welt gegenüber auch ein anderes Gesicht zeigte.«

»Und wer ist der Schuldige?« fragte in ungewöhnlich ernstem Tone der reiche Bleicher. »Der Hof gerieth eben so wenig von selbst in Brand, als die Waldungen des Grafen! . . . Es war ein Werk der Rache, das sie der Vernichtung preisgab! . . . Wo aber regt sich geschäftig die verbrecherische Hand, die hier wie dort Unheil stiftet? . . . Der Verdacht ruht auf mehr als einem Haupte, und wie furchtbar können die Folgen sein, wenn es nicht möglich ist, den wahren Thäter zu ermitteln? . . . «

»Hier waltet ein Geheimniß ob, das uns zu ergründen schwerlich vergönnt ist,« sagte Horatio, –« das gesenkte Auge dem erfahrenen Manne zuwendend. »Einer nur könnte den Schleier lüften, er thut es aber nicht, weil seiner Ansicht nach die Zeit dazu noch nicht gekommen ist.«

»Der Schäfer von der Heidenlehne?«

»Er weiß darum . . . aus seinem eigenen Munde habe ich es gehört!«

»Perdu!« scholl es vom Spielzimmer her, aus dem die Sprechenden nur dann und wann abgebrochene Laute

vernommen hatten, wenn der Bank haltende Graf beim Spiel die Karten mit monotoner Stimme namhaft machte. Gleich darauf wankte Litta von Meersheim, bleich wie die Wand, am Arme des ihn führenden Kurt von Aicha nach dem großen, leeren Saale, dessen Thüren geöffnet waren und wo auf reich vergoldeten Girandolen noch immer die Wachskerzen brannten. »Ich will verdammt sein, wenn das mit rechten Dingen zugeht! ...«

Kurt von Aicha suchte den geplünderten Freund durch verständiges Zureden zu besänftigen und verschwand mit ihm hinter der Thüre des Saales ... Aus dem Billardzimmer hörte man die regelmäßig einander folgenden Stöße der Queues, das Zusammenprallen der elfenbeinernen Bälle und das laute Zählen der Comtesse, dem sich oft ein frohes, die Zuhörer erquickendes Lachen einer glockenhellen Mädchenstimme beimeschte.

»Kennen Sie die Vergangenheit des Grafen?« fragte Moosdörfer den Junker, als die Aufregung im Spielzimmer, welche Adam von Alteneck mit schadenfrohem heisern Lachen begleitete, sich wieder gelegt hatte. »Es laufen darüber verschiedene und mitunter sehr sonderbar klingende Gerüchte im Lande um. Selbst bis in's Herz des Kaiserreiches sind sie gedrungen, denn ich ward bei meiner letzten Anwesenheit in Wien von einem nicht sehr entfernten Verwandten des Grafen über das, was man sich erzählt, direct gefragt.«

»Es würde für mich nicht schicklich sein, Herr Moosdörfer, wollte ich neugierig Erkundigungen über den

Freund meines Vaters deshalb einziehen, weil Viele Uebles von ihm sprechen,« entgegnete Horatio. »So kommt es, daß ich über den Grafen nur das Wenige erfuhr, was ich gelegentlich auf Alteneck hörte.«

»Sie haben auch keine Vermuthungen?«

»Nicht solche, die zu weiteren Anknüpfungen ergiebigen Stoff lieferten.«

»Man fabelt von einer Doppelehe, die der Graf geschlossen haben soll ... «

»Entsetzlich!« rief unbesonnen Horatio und sprang auf. Die Schläfer in den Sophaecken dehnten sich und nahmen eine weniger legere Stellung an ... Das Klappen der Bälle im Billardzimmer hörte für einige Secunden auf.

»Bleiben Sie gelassen, junger Herr, und behalten Sie Ihren Platz!« flüsterte der vorsichtig kühle Moosdörfer. »Man beobachtet uns ... Ich werde Ihnen mehr mittheilen, wenn Sie den Umweg über Schönlinde nicht verschmähen. Heute wird es Zeit, daß wir unser politisches *tête-à-tête* – wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt – aufgeben ... Sie wissen jetzt genug, um aufmerksam zu bleiben und das, was sich das Volk erzählt, nicht zu gering anzuschlagen ... Aber was ist das?« unterbrach er sich und legte die gekrümmte Hand an sein linkes Ohr. »Lachte da nicht Jemand auf dem Schloßhofe?«

Horatio horchte nicht weniger aufmerksam auf, als der Bleicher. Das sehr vernehmbare Lachen war auch von Anderen vernommen worden. Es wiederholte sich noch einmal, wie es schien, näher und lauter, und in allen von

der Gesellschaft in Beschlag genommenen Zimmern trat plötzlich eine unheimliche Stille ein.

Graf von Rothstein endigte das Spiel, indem sein weit geöffnetes Auge glanzlos in's Leere starrte und den zitternden Händen die Karten entfallen wollten.

»Ich werde müde, meine Herren, und fühle mich plötzlich merkwürdig angegriffen,« sprach er, ein Lächeln mühsam erzwingend. »Jacques, einen Römer Wein! ... Die Schwäche verläßt mich schnell, wie sie mir anfliegt, wenn ich sie mir im Keime ersticke ... «

Den dargereichten Römer leerte Achim von Rothstein nur zur Hälfte. Seine Mitspieler murrten unzufrieden über die unerwartete Erklärung des Grafen und zeigten einander ziemlich komische Gesichter ... Das Allen auffällige Lachen ließ sich nicht wieder hören ...

»Noch eine Partie, Hochwürden, zur Revanche?« sprach mit glockenreiner Stimme Comtesse von Allgramm, die sich, mit angeborener Grazie spielend, in schwierigen Bandenstößen übte. »Vorgeben jedoch kann ich Ihnen nicht einen Point mehr! ... Sie spielen zu berechnend, ehrwürdiger Freund, das ist gar nicht galant.«

»Aber gerecht, meine Gnädige,« entgegnete der Kanonikus. »Wie erbarmungslos würden Sie mir die verdienstlichsten Vorwürfe machen, wenn ich beim Spiel, vom Zauber der Schönheit berückt und in Fesseln geschlagen, vergessen wollte, daß ich ein Kleriker bin und der Kirche mehr gehorchen muß, als der süßesten Bitte, die von schönen Lippen verführerisch mein Ohr berührt ... «

Maximiliane legte ihr Queue auf's Billard und ihre Hand auf den Arm des Kanonikus, um sich von diesem in den großen Saal geleiten zu lassen, wo die Gesellschaft sich wieder zu sammeln begann.

Graf von Rothstein war an den Stuhl getreten, in welchem noch immer Adam von Alteneck saß und halblaute Bemerkungen über diejenigen Persönlichkeiten machte, die ihm wenig zusagten.

»Den albernem Lacher würde ich *coram* nehmen,« sprach der Baron zu dem Grafen, da es ihm nicht entgangen war, daß diesem die unschickliche Störung unangenehm gewesen. »Wenn auch ich fröhlich bin im Kreise fröhlicher Zecher, erlaube ich deshalb meinen Untergebenen nicht, sich in ihrer Ausgelassenheit zu vergessen.«

»Ich bitte Dich, schweig'!« raunte der Graf ihm zu. »Ein andermal mehr davon! . . . Wenn Deine alte Quälerin ihre Launen hat, gehorcht sie Dir auch nicht! . . . Alles Folgen zu leicht genommener Unterlassungssünden!«

Er bewog den Baron, der seine Rede nicht recht verstand und deshalb nur durch ein einfältiges Lächeln antwortete, seinen bequemen Sitz zu verlassen, um zur Gesellschaft zurückzukehren. Auf dem Wege nach dem Saale streiften sie die seitwärts stehende Gruppe der Brüder Moosdörfer, die sich leise mit Horatio und dessen schöner Cousine unterhielten.

»Mich dünkt, Dein über seine Jahre ernsthafter Sohn entwickelt ein unangenehmes Talent für's Complottieren,« sagte Achim von Rothstein. »Bei der Befreiung des schlechten Kerls, dessen zerschlagenes Gebein Du schon

im Geiste aus das Rad geflochten sahst, hat er sich die Sporen als Intriguant und wohlwollender Freund nichts-nutziger Geschöpfe verdient . . . Es würde ihm sehr heilsam sein, wenn Du ihm Deine väterliche Unzufriedenheit über dergleichen jugendliche Geniestreiche deutlich empfinden ließeest.«

»Er weiß, daß ich ihm zürne, und darum meidet er mich,« entgegnete Baron von Alteneck. »Uebrigens halte ich es für das Klügste, die ganze fatale Angelegenheit zu vergessen und gar nicht mehr daran zu rühren . . . Hat man von dem Flüchtling und seinen Begleitern etwas gehört? . . . Mit den letzteren standest Du ja in ziemlich naher Verbindung.«

»Um Vergebung, Freund,« unterbrach der Graf den Baron. »Ich kannte den Mann, zu dem ich mich der schlimmsten Dinge versehen mußte, hätte ich strengen Gebrauch von meinem vollen Rechte gemacht; bis zu einer Verbindung lasse ich mich bei solchen Subjecten nicht herab . . . Habe ich dafür doch das Vergnügen, seine spröde Schwester quälen zu können.«

Er drückte dem Baron die Hand, der faunisch lächelnd den bübischen Druck erwiderte.

»*Parole d'honneur!*« sprach Marmiliane von Allgramm und legte ihren schlanken Finger in die Hand ihres Veters. »Ich nehme Dein Anerbieten an und werde Deine Ritterlichkeit gebührend zu loben wissen, wenn der unzufriedene Herr Onkel auf Dich zu schmälen beginnt . . . Charakter, charmantester Vetter, darfst Du haben und auch überall zeigen, Eigensinn aber empfiehlt nicht!«

»Hat meine schöne Cousine schon jemals diese unliebenswürdige Eigenschaft in mir entdeckt?« replicirte Horatio, sie in den Saal führend.

»So oft, daß ich recht gründlich mit Dir zu schmollen entschlossen war . . . Denke an mein geistreiches Schreiben aus Ostende und an Deine galante Antwort!«

»Allerdings, diese Antwort mußte aus wichtigen Gründen so lange verschoben werden, daß sie leider ganz in der Feder stecken geblieben ist!«

»Und dennoch bin ich so großmüthig, Dich für den frostigen Heimweg zu meinem Ritter zu ernennen!« sprach mit schalkhaftem Lächeln die Comtesse.

»Weil Du liebenswürdig bist und die Liebenswürdigkeit die sinnreichste Waffe ist, mit denen schöne Frauen sich alle Männer unterthan machen, mögen sie nun eigensinnig sein oder Charakter haben.«

Das junge Paar verlor sich im Gewühl der Gäste, von denen sich die meisten zum Aufbruche anschickten. Die Gebrüder Moosdörfer hatten sich wieder in eine der Fensternischen zurückgezogen, wo sie sich ungestört mit einander unterhalten konnten.

»Denken werde ich daran, lieber Donat,« sagte der Kanonikus zu dem Bleicher. »Gelegenheit dazu findet sich, sobald ich den Bischof spreche, und das geschieht unmittelbar nach meiner Rückkehr. Rauerz heißt der junge Mann.«

»Georg Rauerz . . . Er hat zwei oder drei Jahre in Hamburg conditionirt, war auch schon kurze Zeit in England,

Portugal und in der neuen Welt, und soll uns, d. h. das Haus Schmalbacher und Comp. in Venedig vertreten.«

»Er ist katholisch?«

»Jedenfalls!«

»Nicht daß es gerade nöthig wäre, aber ich kann meine Empfehlung herzlicher einrichten.«

»Verstehe, lieber Bruder, und habe volles Vertrauen zu Dir! . . . Besuchst Du Dein Vaterhaus, ehe Du die hiesige Gegend verläßt?«

»Ich würde eine Sünde zu begehen glauben, wenn ich es unterließe . . . Trägt die liebe, leidende Schwägerin ihr Schicksal noch immer mit Geduld?«

»Man hört sie niemals klagen, die Kinder aber werden ihr doch immer fehlen . . . Sonderbar! . . . Seit einiger Zeit sind wir im Traume häufig mit ihnen zusammen, und noch sonderbarer, wir sehen sie dann in dem Alter, das sie wirklich hätten, wenn sie noch am Leben wären!«

Das Auge des Kanonikus ruhte mild auf dem Antlitze des Bruders, der sinnend in die mondhelle Winternacht hinausblickte.

»Gottes Tröstungen sind so wunderbar wie mannichfaltig, lieber Donat,« sprach er. »Wir sollen dankbar sein für Alles, was er uns sendet, seien es Freuden, seien es Trübsale. Genießt also im Traume das Glück des Zusammenseins mit Euern Kindern, die Ihr auf Erden von Angesicht zu Angesicht nicht sehen könnt, und nehmet an, Gott selber bediene sich dieser klaren, tröstenden Träume als Sendboten, um durch das Herabsteigen Verklärter

aus dem Reiche der Seligen Balsam in Eure Herzen zu träufeln.«

»Und wenn sie noch unter den Lebenden wandelten?« sagte der Bleicher. »Bruder, es ist das ein Gedanke, der mich hoch beglücken und wahnsinnig zugleich machen könnte! . . . Ich muß mit ihm ringen, daß er nicht Gewalt über mich gewinnt!«

»Sei getrost, lieber Donat,« entgegnete der Kanonikus. »Du verlierst Dich nicht, noch wirst Du ein Slave aufregender Gedanken, wenn Du Dich nur immer treu und fest zu dem hältst, welcher die Herzen der Könige lenket wie Wasserbäche, und der Niemanden versäumet!«

Er schloß den Bleicher in seine Arme und folgte der Gesellschaft in den Saal, um sich von dem Grafen zu empfehlen. Ehe es aber dazu kam, verging noch geraume Zeit, und es war bereits ziemlich spät geworden, als unter den letzten Gästen auch der Kanonikus mit seinem Bruder die Schloßstreppe hinunter stieg.

Das Dreigespann der Comtesse von Allgramm, begleitet von Horatio, jagte eben aus dem Schloßhofe, wie Moosdörfer, an der Seite seines geistlichen Bruders aus dem Portale schreitend, die Freitreppe betrat, auf welcher mehrere Diener mit Windlichtern standen. Plötzlich fühlte er sich festgehalten. Er wendete sich um und blickte in das schöne, melancholische Gesicht Andrea's, die ein Papier in seine Hände schob und, ohne ein Wort zu sprechen, sogleich wieder die Treppe hinauf eilte.

Zwischen den Windlichtern der Diener hindurch schreitend, warf Moosdörfer einen Blick auf das Papier. In demselben Moment lachte es wieder laut, nur, wie es schien, nicht im Schlosse. Das Papier enthielt die Worte:

»Es ist wahr, was man sich von Rothstein erzählt, aber ich fürchte mich nicht. Grüßen Sie meine mütterliche Freundin! Ich bedarf keines Schutzes mehr gegen die Zudringlichkeiten des Grafen. Der unheimliche Lacher ist mein bester Freund. – Andrea.«

Moosdörfer steckte den Zettel zu sich und half dem Kanonikus in den Schlitten. Am nordwestlichen Horizont zitterten und lohten die farbigen Strahlen eines Nordlichtes auf, welches die hoch ragenden Steinkolosse der Heidenlehne so hell beleuchtete, daß man selbst die Umrisse derselben deutlich erkennen konnte.

»Gute Nacht, Bruder Donat!« rief der Kanonikus unter klingendem Schellengeläut dem Bleicher zu. »Vor dem Feste noch kehre ich bei Dir ein, um mich persönlich von dem Befinden meiner lieben Schwägerin zu überzeugen.«

Donatus Moosdörfer winkte dem Bruder mit der Hand noch einen Gruß zu, wickelte sich in seine Wildschur und sagte zum Kutscher:

»Laß die Pferde wacker austraben! Zwischen zwei und drei Uhr Morgens muß ich wieder in Schönlinde sein.«

3. GEBRÜDER MEDENSPANG.

Es war ein trüber, windiger Februartag. Der reichlich gefallene Schnee schmolz unter dem feuchten Hauche des Südwestwindes, der schon einige Tage lang wehte

und das seit Januar zum Stehen gekommene Eis der Elbe morsch und brüchig machte. Der Verkehr zu Schlitten und Wagen auf demselben hatte aufgehört, nur waghalsige Fußgänger von den Inseln trotzten der stündlich wachsenden Gefahr und überschritten noch immer in ziemlicher Anzahl die bereits sich hebende, da und dort borstende und in's Schwanken gerathende Eisdecke.

Von Zeit zu Zeit vernahmen die Bewohner Hamburgs starke Detonationen, die von dem Sprengen des Eises herrührten, um Strom und Hafen der Schifffahrt wieder zugänglich zu machen. Das Krachen der Kanonenschläge, das sich immer deutlicher der Stadt näherte, hatte viele Hundert Menschen an den Hafen gelockt. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge an der Mauer des Johannisbollwerkes, um über die größtentheils abgetakelten Schiffe auf den zugefrorenen Strom hinauszublicken, von dem her das Krachen sich hören ließ. Das Eis zwischen den Schiffen war meistens schon gebrochen; wo es noch nicht abtreiben wollte, halfen die Mannschaften der Schiffe nach, die überall große Thätigkeit am Bord entwickelten. Im Hafen selbst wurden die Schollen durch Eisböte gebrochen. Unter diesen Verhältnissen wünschten Hunderte von Arbeitern, des gezwungenen Feiern herzlich müde, der Wind möge sich stärker erheben, damit die auflaufende Fluth die ganze Stromdecke hebe und breche, und die Ebbe später die zertrümmerten, breiten Eisflächen dem Meere zutreibe.

»Läuft der Wind nicht ganz Süd, so kommen vor Abend noch Schiffe auf,« sagte ein Seemann zu seinem Gefährten, der einen gewöhnlichen Rock trug und das Aussehen eines Mannes hatte, welcher eine sitzende Lebensart führt. Unterhalb Blankenese war das Fahrwasser vorgestern schon frei, und gestern hielt vor dem Köhlbrände keine Schelle mehr ... Die Donna Francisca ist eine schmucke Schoonerbrigg; sie hält es durch, wenn sie am Bug auch ein paar Splitter verliert ... Ist ein kupferbodener, flinker Schnellsegler, der gegen Wind und Wetter anläuft, daß es eine Freude ist. Hab' sie dreimal über die Bahamabänke gesteuert, und führte sie noch, wenn der Herr nicht anderwärts meiner bedurft hätte. Zwischen Fünf und Sechs treffen Sie mich im Baumhause. Kann Ihnen dann vielleicht schon Antwort geben auf Ihre Frage; muß zuvor nur Erkundigungen einziehen bei dem Capitän, mit dem ich damals nach Bahia fuhr.«

Am Binnenhafen trennten sich die Männer. Der Seemann hatte bei einem Chipchandler aus dem Stubbenhuk zu thun, und der im bürgerlichen Rocke schlug den Weg nach dem Rödingsmarkte ein. Auf der Westseite dieser breiten Straße, gegenüber einem der alten, von unförmlichem Breterdach beschirmten Krahne trat er in ein hochgiebeliges Kaufmannshaus, in dessen hinteren, zu einem

Speicher eingerichteten Räumen eine der größten Glasniederlagen sich befand, welche die alte Hansestadt aufzuweisen hatte. Von der gewöhnlichsten grünlichen Fensterscheibe bis zu den werthvollsten geschliffenen Spiegelgläsern, von dem einfachsten Kelch bis zum schimmernden Pocal aus dem kostbarsten Rubinglase war auf dem reichen Lager der Gebrüder Medenspang Alles in größter Auswahl und in größter Vollkommenheit zu bekommen. Moosdörfer stand seit vielen Jahren schon mit dieser geachteten Firma in Verbindung, die zwar keine eigenen Schiffe besaß, wohl aber bisweilen solche ausschließlich mit Glaswaaren, besonders auch mit Glaskorallen, wie sie bei den wilden Stämmen im Innern Amerika's noch heutigen Tages beliebt und stark begehrt sind, befrachtete. An dieses Haus hatte der wohlwollende Bleicher Joachim Helfer empfohlen.

Johann Matthias Medenspang, der Chef der Handlung, war verheirathet, ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, stillen bürgerlichen Sinnes, aber ein tüchtiger Kaufmann. Es ist derselbe, welcher, den Hafen entlang wandelnd, bei dem Seemanne Erkundigungen nach der Schoonerbrigg eingezogen hatte, die er erwartete. Das Schiff kam aus Südamerika, hatte Lissabon angelaufen und überbrachte der Firma Gebrüder Medenspang von dort jedenfalls Nachrichten von Wichtigkeit.

Von der breiten und tiefen Diele des Hauses führte die Thür rechts in ein ebenfalls tiefes und hohes Wohnzimmer, das sehr werthvolle, aber nicht moderne Möbel

enthielt. Ueber dem Sopha mit Haartuch hingen fünf Familienportraits in halber Lebensgröße. Es waren die verstorbenen Aeltern der jetzigen Inhaber des Geschäftes, die Brüder Johann Matthias und Heinrich Jacob Medenspang, und die Frau des älteren Bruders, eine Holländerin von Geburt, die ihr holländisches Häubchen, das ihrem rosigen Teint vortrefflich zu Gesicht stand, im Hause auch nach fast dreißigjähriger Ehe noch immer trug. Der um mehrere Jahre jüngerer Bruder des ruhigen und etwas steifen Matthias war unverheirathet, leichten, fröhlichen Sinnes, ein großer Lebemann und von nicht eben strengen Sitten; wenn er aber hinter seinem Pulte im Comptoir saß, ein eben so tüchtiger wie rascher Arbeiter. Die Feder führte er ungleich gewandter, als sein solider älterer Bruder, wogegen dieser ein viel zuverlässigerer Disponent war, weshalb er auch regelmäßig die Börsengeschäfte allein besorgte und seinem Bruder nur Mittheilungen von den getroffenen Anordnungen und Abschlüssen machte.

Matthias trat, ehe er sich wieder in's Comptoir verfügte, in das Wohnzimmer, was er nach jedem Ausgange, den er machte, immer that, denn er lebte mit seiner Hebe in glücklichster Ehe, obwohl diese kinderlos geblieben war.

Das Wohngemach, wo Hebe Medenspang ihre Tage zubrachte, hatte in seiner blitzenden Sauberkeit etwas höchst Anheimelndes. Den graugemalten, spiegelblanken Fußboden überdeckte jetzt ein dicker Fußsteppich;

vor den nach der belebten Straße hinaussehenden Fenstern hingen schwere Gardinen, von goldgewirkten Quasten gehalten. Ein hoher Secretär mit einer Stutzuhr, ein Bücherschrank und ein anderer, angefüllt mit höchst zierlichen Nippsachen, ließen die Wände nicht kahl erscheinen, und das stille Feuer im hohen, weißen Ofen, vor dem ein großer Fender von blank polirtem Messing, Zange und Schaufel enthaltend, stand, gab dem großen Gemache ein ungemein wohnliches und bürgerlich bequemes Aussehen.

Hebe saß an ihrem Nähtisch an einem der Fenster, so von den faltigen Gardinen verdeckt, daß sie von den Vorübergehenden nicht gesehen werden konnte, während die vor den Fenstern angebrachten beiden Spione ihr Alles, was auf der Straße vor und hinter ihr sich zutrug, höchst indiscret verriethen.«

Beim Eintritt ihres Gatten erhob sich Frau Hebe, legte den ›Unparteiischen Hamburger Correspondenten‹, in dem sie gelesen hatte, neben sich auf die weiß lackirte Fensterbank, die Zierpflanzen in prächtig gemalten Blumentöpfen aus Porzellan schmückten, und ging ihm entgegen. Ihre Bewegungen hatten etwas Steifes und paßten gut zu dem gemessenen Benehmen Medenspang's, der nichts Auffälliges darin fand.

»Du hast Dich beeilt, Mynheer Matthias,« redete sie ihn mit sanfter, theilnehmender Miene an, indem sie sich anschickte, ihm den Rock aufzuknöpfen. »Wenn Du nur nicht zu stark gegangen bist und später dafür büßen

mußt! ... Predigst den jungen Leuten im Comptoir immer Vorsicht, und kannst Dich selbst nicht beherrschen! ... Ei, ei, Mynheer Matthias, das bekümmert Deine Frau immer von Neuem!«

Johann Matthias nahm diese Ermahnung ruhig hin, ja er schien, weil sich vorsorgliche Theilnahme darin kundgab, sogar davon erfreut zu sein. Beschwichtigend versetzte er, sich dem Sopha nähernd, vor dem ein großer Tisch stand, welchen eine kostbare, bis fast auf den Boden herabreichende, aus bunter Seide gewirkte Decke überbreitete:

»Hast nichts zu befürchten, Hebe. Reimer Claußen, der Obersteuermann von Langjohann's Clarissa, begegnete mir und machte alles weitere Nachfragen überflüssig. Heute Abend soll ich auch erfahren, ob Aussicht vorhanden ist, die Wißbegierde meines Geschäftsfreundes im Binnenlande zu befriedigen.«

Er ließ sich bequem in die Sophaecke gleiten, wobei das deutliche Miauen einer Katze vernehmbar ward, das wiederum ein schnelles Erheben des Hausherrn zur Folge hatte.

»Aber Hebe, ich bitte Dich,« begann er und untersuchte mit tastender Hand das dunkle Sopha, »Du bist doch wohl nicht im Begriff, eine ganze Hecke anzulegen?«

»Mynheer Matthias,« fiel ihm Frau Hebe in's Wort, indem sie auf den Teppich niederkniete, die Tischdecke aufhob und eine große, wohlgenährte Katze von ganz rostbrauner Farbe, in ihrer Art ein Thier von wirklich seltener Schönheit, hervorzog, das sogleich schnurrend der

behäbigen Dame die Hände zu lecken begann, »Du hast Molly jedenfalls mit der Spitze Deines Stiefels gestoßen und in ihrer Ruhe gestört . . . Seltsam, daß Ihr Männer, in Geschäften so genau und exact, kein Gedächtniß für alles Außergeschäftliche habt, und selbst lebende Geschöpfe, die Gott zur Unterhaltung der Menschen geschaffen hat, fast gar nicht ästimirt! . . . Ich bin sicher, auch Sid- dy, Mimmy und Lilly strecken sich erschrocken auf ihrem Lager.«

Frau Hebe hob bei diesen Worten, welche den Haus- herrn sehr gleichgiltig ließen, die kostbare Decke noch höher, wobei die zierlichen, glänzenden Köpfe noch dreier Katzen sichtbar wurden, von denen die eine ein grau und weiß gestreiftes, die andere ein in halb ovalen Rin- gen über Rücken und Flanken laufendes, die dritte end- lich ein glänzendes, ganz schwarzes Fell hatte. Alle drei, übrigens schöne Thiere, von denen jedes ein purpurro- thes Halsband trug, auf welches mit weißer Seide der Name gestickt war, standen hoch aufgerichtet um das massive, geschnitzte Tischbein, das sie mit ihren schar- fen Nägeln sehr ungenirt zerkratzten. Erst der Stimme ihrer Pflegerin, welche die nur zu arg verwöhnten Thiere genau kannten, gelang es, diese in ihrer, den Tisch be- schädigenden Beschäftigung zu stören. Mimmy, Lilly und Sid- dy folgten dem Beispiele Molly's, leckten Frau Hebe die weichen, zarten Hände, ließen sich von ihr liebkosen und dehnten sich dann nach Herzenslust auf dem schö- nen Teppiche, der für sie die Arena war, auf welcher sie sich im Laufen, Spielen und Springen üben durften, ohne

daß die katzenliebende Dame von irgend wem Einsprache duldet oder gar beherzigte.

Johann Matthias war an diese eigenthümliche Liebhaberei seiner Frau so gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr störte, wohl aber konnte es ihm bisweilen begegnen, daß er den verzogenen Katzen, denen auch das Sopha nicht ganz verboten war, zu nahe kam, was ihm dann regelmäßig einen allerdings sehr sanften Verweis seiner Frau eintrug. Frau Hebe nannte ihre vier Katzen, auf deren ausgesuchte Schönheit sie stolz war, ihre Puppen und behandelte sie danach. Johann Matthias aber, der Hebe jedes Vergnügen gönnte, lebte in fortwährender Sorge, die im Uebrigen so vortreffliche Frau könne eines Tages einmal auf den unglücklichen Gedanken verfallen, die Zahl ihrer schnurrenden Puppen noch um einige Exemplare zu vermehren, und dies ganz ruhig geschehen zu lassen, war er nicht Willens. Da indeß nur die bekannten vier Katzenköpfe mit ihren gelb und grün schillernden Augen unter der Tischdecke hervorschlüpfen, legte sich auf sein leidenschaftsloses Gesicht wieder die Ruhe behaglicher Zufriedenheit, und Frau Hebe durfte sich, wie immer, von ihren Katzen unbehindert umschmeicheln lassen.

Abermals ward die Thür geöffnet und ein grauer, krauser Kopf, aus dem zwei runde, lachende Augen fröhlich in die Welt sahen, blickte herein. Da er Johann Matthias' ansichtig wurde, schob sich dem Kopfe auch der Körpers nach.

Es war Heinrich, der jüngere Medenspang und Mitinhaber der Firma.

»Ah!« sagte er und machte zierliche Schritte auf dem Teppich wie ein Tanzmeister, indem er absichtlich die Schöße seines Comptoirrockes in fliegende Bewegung versetzte; »Frau Schwägerin sind mit Unterrichten in ihrer interessanten Menagerie beschäftigt! ... Himmlisches Vergnügen das! ... Bitte, bitte, lassen sich Frau Schwägerin nicht in dem edlen Bestreben stören, ausschmeichelnden schlaun Bestien Thiere zu bilden, welche es an Klugheit und Selbstsucht den von Gott, abgefallenen, armen Verlorenen beinahe noch zuvorthun.«

Der lebenslustige Herr schwang sich, die Pas einer Menuette machend, über die vier Katzen hinweg, die schon dadurch, mehr aber noch durch das Schlottern der langen Schöße seines Rockes in so große Aufregung gerieten, daß sie ihn springend umspielten und nicht wieder zur Ruhe zu bringen waren.

Frau Hebe lockte durch Schmeichelworte zuerst ihren Liebling, die rostfarbene Molly an sich, worauf später auch die übrigen Drei sich zu den Füßen ihrer Gebieterin legten. Johann Matthias aber verzog sein ernsthaftes Gesicht wirklich zu einem Lächeln, ob über die improvisirte Tanzvorstellung seines lustigen Bruders, oder über die tollen Sprünge der Lieblingsthierse seiner Frau und deren Angst, es könne dabei irgend ein zerbrechlicher Gegenstand zu Grunde gehen, möge dahin gestellt bleiben.

»Man wird den Herrn Schwager aus dem Zimmer verweisen müssen, wenn selbiger nicht Besserung gelobt,« sagte Frau Hebe, der schnurrenden Molly das goldig schillernde dicke Fell streichelnd. »Die armen Thiere echauffiren sich und werden krank.«

»Beste Frau Schwägerin, fügen Sie sich selbst kein Herzeleid zu!« erwiderte der jüngere Medenspang, indem er die Rockschoße zusammennahm und sich neben seinen Bruder auf's Sopha setzte. »Wenn ich Menschen und Thiere in diesem heilig stillen Hause nicht manchmal durch meine sogenannten Excentricitäten in Bewegung brächte, erstickte das ganze alte Haus Medenspang nebst Zubehör an zu dick werdendem Blute! Verdammen Sie mich also nicht, gütige Frau Schwägerin, sondern geloben Sie mir vielmehr, daß sie auf dem nächsten Abonnementsballe, den Sie durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen sich entschließen werden, mit mir den ersten raschen Walzer tanzen wollen.«

»Sie bleiben ein unverbesserlicher Mensch,« sagte Frau Hebe, sah aber den lustigen Schwager dabei gar nicht unfreundlich an.

»Und unverwüstlich obenein, was die Hauptsache ist,« fügte Heinrich Medenspang lachend hinzu. »Jetzt aber laßt uns vom erheiternden Scherz zum ernährenden Ernst übergehen und Materialia treiben . . . Es sind Briefe angekommen, Bruder Matthias, die wir doch zusammen durchgehen müssen, ehe ich sie beantworten kann. Paßt es Dir vor der Börse – es ist noch nicht ganz zwölf Uhr

– so können unsere Rückäußerungen heute noch abgehen.«

Als gewissenhafter Geschäftsmann ließ Johann Matthias ein so wichtiges Wort sich nicht zum zweiten Male sagen. Er stand sogleich auf und folgte seinem Bruder in's Comptoir, der sich unter allerhand drolligen Entschuldigungen von seiner würdigen Schwägerin empfahl.

»Wo sind die Briefe und was enthalten sie?« fragte Matthias den Bruder, an den Pulten der fleißig arbeitenden Comptoiristen ernst grüßend vorüberschreitend.

»Sie liegen auf Deinem Privatpulte,« versetzte Heinrich. »Die Punkte, welche ich für wichtig halte, habe ich mit Rothstift angestrichen. Besonders geben zwei, die ich deshalb auch doppelt unterstrich, Anlaß zu ernster und reiflicher Erwägung. Ich finde darin Dunkelheiten, von denen ich in Geschäftsangelegenheiten kein Freund bin.«

Mit der ihm eigenen Ruhe, die er sich durch lange Geschäftsthätigkeit und durch reiche Erfahrungen erworben hatte, las Johann Matthias die auf seinem Pulte liegenden Briefe, ohne ein Zeichen des Mißfallens oder der Ueberraschung von sich zu geben. Er nahm sich, wie zu Allem, was er that, Zeit, um ja nicht einen übereilten Entschluß zu fassen, oder nur eine Meinung zu äußern, die ihn später hätte reuen können.

»Mir ist nur eine Stelle in dem Schreiben aus Liverpool nicht ganz verständlich,« sagte er, als er die Lectüre beendigt hatte. »Wer kann mit dem verlaufenen Burschen gemeint sein, von dem die Rede ist und dessen Spur verloren gegangen sein soll?«

»Ohne Zweifel bezieht sich dieser Passus auf eine Anfrage, welche vor mehreren Monaten an das Schiffsmaklergeschäft Noor und Comp. gestellt wurde,« versetzte der jüngere Medenspang. »Ich erinnere mich, daß man bei uns nach dem Liverpooter Expedienten sich erkundigte. Es war dies unser Correspondent. Daraus erkläre ich mir die Auskunft, die nicht eigentlich uns, sondern dem Hause Noor und Comp. gilt.«

»Ich verstehe,« sprach Matthias und nahm das Schreiben an sich. »Verhält es sich so, dann bringe ich Auskunft von der Börse mit . . . War es nicht ein adeliger Herr, welcher damals die Anfrage stellte?«

»Ein Baron, so viel ich weiß, den Namen habe ich vergessen . . .«

»Ganz recht, und der Bursche? . . . Hieß er nicht Hubert? . . .«

»Hubert?« wiederholte Heinrich Medenspang und seine runden Augen bekamen einen ganz veränderten Ausdruck. »Sollte der wilde hübsche Junge gemeint sein? . . . Dann lägen ja mindestens neun oder zehn Jahre dazwischen . . . Wäre mir äußerst fatal! . . .«

»Warum Dir? . . . Uns war der Bursche ja doch nicht empfohlen . . . Ein Zufall brachte uns mit ihm zusammen . . .«

»Allerdings, Bruder Matthias,« entgegnete Heinrich, »und ein Zufall hat gewollt, daß mich jetzt erst das Schicksal dieser lebenswürdigen kleinen Landratte zu interessiren beginnt. Ich habe Dir ein Geständniß zu machen, schilt mich aber nicht aus! . . . Deine Solidität, Dein

musterhaftes Privatleben ... nicht Alle können es darin Dir als einem Meister gleich thun ... «

»Ich bin nachsichtig, Du weißt es, und auch nicht rigorös; nur Schlechtigkeiten kann ich nicht entschuldigen, weil ich dadurch mit meinem Gewissen und mit meiner besseren Ueberzeugung in Collision gerieth.«

»Kurz und gut, Bruder Matthias, jener Hubert hatte es mir angethan, und da er Geschmack an der Neuheit des bunten Lebens fand, das ihn umrauschte, wollte ich ihn nicht in die weite Welt ziehen lassen, ohne ihm ein Führer durch das Labyrinth gewisser Lokalitäten gewesen zu sein, die man kennen lernen muß, um sie später zu meiden ... «

Johann Matthias kreuzte die Arme über der breiten Brust und holte, seinen Blick fest auf das Antlitz des fröhlichen Bruders gerichtet, tief Athem.

»Weiter!« sagte er, da Heinrich eine Pause machte.

»Auf dieser Irrfahrt durch die Wirbel und Strudel des Lebens verlor ich an dessen verborgensten Klippen den kecken Springinsfeld aus den Augen,« fuhr der jüngere Medenspang fort, »und leider habe ich ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen! ... «

»Gar nicht?«

»Weder bei Tage noch bei Nacht ... «

»Und das Schiff, in welchem er sich nach Liverpool einschiffte, ist es gestrandet?«

»Jenes Schiff,« fügte Heinrich mit einiger Verlegenheit hinzu, »ist ohne den flotten Burschen abgereist, der sich

wohl, um keine Vorwürfe zu erhalten oder sich Strafe zuzuziehen, auf einem andern Fahrzeuge über's Meer geflüchtet haben wird. Das Zeug dazu, stets eigene Wege einzuschlagen, besaß der Junge. Ist er nicht irgendwo frühzeitig in Schaden gekommen, so wird er Karriere machen, und wer weiß, in welcher Gestalt, in welcher einflußreichen Stellung wir ihm einmal wieder begegnen! . . . «

»Bruder, Bruder!« sprach Matthias und hob mahnend den Finger gegen den unverwüstlichen Lebemann, »es ist das ein Streich, der uns nach so langer Zeit noch viel Sorgen machen kann! . . . Ich begreife nicht, wie Du des jungen Menschen Verschwinden, dem Du doch aus eigenem Antriebe Führer warst, so leicht nehmen konntest, daß nicht einmal ich davon erfuhr.«

»Ich dachte eben: Jung ist jung, und ursprüngliche Kraft hilft sich immer selbst am besten.«

Matthias schüttelte mißbilligend den Kopf. Heinrich beschäftigte sich, um seine Verlegenheit besser verdecken zu können, sehr eifrig mit Feder schneiden.

»Es scheinen sich wichtige Dinge an Tod oder Leben dieses Verschollenen zu knüpfen,« fuhr Johann Matthias fort. »Drängt man sehr, so kommt nachträglich Dein Leichtsinn an den Tag und die Firma Gebrüder Medenspang wird keinen Gewinn davon haben! . . . Wüßte ich, daß es Erfolg hätte . . . «

»Was sinnst Du, Bruder Matthias?«

»Man könnte im Vertrauen Reimer Claußen fragen . . . «

Heinrich warf Federn und Federmesser fort, zog seinen Comptoirrock aus und machte sich fertig zum Ausgehen.

»Er ist der rechte, ja der einzige Mann, der uns dienen kann,« sagte er voll Hoffnung zu seinem Bruder. »Die Beantwortung der Briefe kann warten bis nachher . . . Du ziehst auf der Börse Erkundigungen ein, ich eile zu Reimer Claußen . . .«

»Daheim findest Du ihn schwerlich,« bemerkte Matthias. »Er lugt sicherlich wieder aus an der Hafenummauer . . . Nur sei vorsichtig, Bruder, und gieb Dir keine Blöße! . . . Herauszubringen, wo der Junge geblieben, seit er Dir verloren ging, wäre vorläufig genügend, weil uns das aller weiteren Verantwortlichkeit überhebt. Möge das Glück Dir günstig sein!«

Beide Brüder verließen zugleich das Comptoir. Heinrich begleitete Matthias bis an die Börse, trennte sich dann von ihm und schleuderte, beide Hände in den Taschen seines weiten Ueberziehers und den feinen Castorhut nach englischer Manier auf dem Hinterkopfe, die scharfen lebenslustigen Augen nach allen Seiten hinwendend, dem Hopfenmarkte zu, von dem er den nächsten Weg nach dem Hafen einschlug. Trotz der Wichtigkeit der Sache, die ihn zu diesem Gange veranlaßte, hatte er doch nicht so große Eile, daß er unterwegs ohne gelegentliche, wenn auch gewöhnlich vom Zaune gebrochene Anrede am hübschen Dienstmädchen vorübergegangen wäre, die dem grauköpfigen, galanten Herrn jede Frage lächelnd und manchmal sogar recht freundlich lächelnd beantworteten.

4. EIN GEHEIMNISS UND EINE NEUIGKEIT.

Der Zusammenlauf von Menschen am Hafen war inzwischen noch größer geworden, weil Jedermann die Namen der ersten Schiffe erfahren wollte, welche nach vierwöchentlicher Unterbrechung aller Schifffahrt, der Hindernisse nicht achtend, die ihnen das schwer rollende Treibeis bereitete, dem Hafen zusteuerten. Der wohlbekannte Kaufmann, den besonders viele Arbeitsleute, Jollenführer und Everführerknechte grüßten, brauchte seinen Mann nicht lange zu suchen. Er fand ihn fast an derselben Stelle, wo vor einigen Stunden der ältere Medenspang mit dem Steuermann auf den Strom ausgeblickt hatte. Zwei Schiffe waren in Sicht, die sich zwar langsam, aber sicher durch die schmale Fahrrinne durcharbeiteten, die man weithin verfolgen konnte.

Heinrich Medenspang schlug den Seemann vertraulich auf die Schulter, indem er sagte:

»Reimer Claußen, mich dünkt, die Luft streicht bitter kalt über's Wasser. Sollte uns Beiden ein steifer Grog im Baumhause nicht gut thun? Börsengeschäfte habt Ihr heute ja doch nicht.«

Der Steuermann rückte seinen Hut, spähte noch einmal scharf in die Ferne und erwiderte:

»Soll wohl sein, Herr Medenspang . . . Eine Stunde vergeht noch, ehe die Schiffe den Schlängel erreichen.«

»Kennt Ihr die Bark und wißt Ihr, wem sie gehört?«

»Denke, es giebt kein Hamburger seetüchtiges Schiff, das Reimer Claußen nicht kennt,« versetzte der Steuermann. »Ist das Barkschiff der Adler, gehört jetzt Herrn Peter Samuel Putkerken, war aber früher Eigenthum der Brüder Fork.«

»Irrt Ihr Euch nicht, Claußen? Ist's wirklich der Adler?« sagte der Kaufmann. »Dann kämen wir mit unserm Geschäft hoffentlich schnell in's Reine.«

»Irre mich nicht,« entgegnete der Steuermann. »Von welchem Geschäft aber sprechen Sie, Herr?«

Ueber dem Strome verhallte der Donner mehrerer Kanonenschüsse. Ein lautes Hurrah der Menge antwortete ihm. Viele schwenkten Hüte und Mützen, Andere wehten mit Tüchern, und Schiffe, auf denen gearbeitet wurde, hißten ihre Flagge auf. Es war der Gruß, welcher den aufsegelnden Schiffen galt, die bereits Altona erreicht hatten.

»Sollt unterrichtet werden, sobald der Duft des Groggs erquickend Nase und Zunge kitzelt,« gab Heinrich Medenspang zurück.

Reimer Claußen nickte beistimmend und schritt zur Linken des Kaufmanns die ›Vorsetzen‹ entlang nach dem ›Baumwall‹ an dessen Ende damals noch das altherrwürdige Gebäude des Baumhauses lag, und als ein Lieblingsaufenthaltort aller Seeleute zu jeder Tagesstunde stark besucht war.

Unter der vergoldeten Büste des Feldmarschalls Blücher nahmen beide Männer an einem der Tische Platz,

die in bestimmten Entfernungen von einander an den Wänden des geräumigen Zimmers aufgestellt waren.

Der von Medenspang bestellte Grog war augenblicklich zur Stelle. Reimer Claußen probirte das heiße Getränk und fand es ganz nach seinem Geschmack.

»Nun das Geschäft, wenn's beliebt,« erwiderte Heinrich Medenspang, »zunächst aber laßt mich wissen, ob Ihr den Capitän des Adlers kennt, welcher vor mehreren Jahren, als das Schiff neu war, dasselbe führte?«

»Gewiß kenn' ich ihn oder vielmehr kann't ich ihn,« sagte der Steuermann. »Er ist todt. Eine Sturzsee spülte ihn vorigen Herbst beim Einlaufen in den Kanal über Bord . . .«

»Das bedaur' ich aufrichtig,« versetzte Heinrich Medenspang. »Da wird sich unser Geschäft leider nicht realisiren lassen.«

»Warum nicht?«

»Es ist ein Stück Geheimniß dabei.«

»Um das der alte Knurrhahn wußte?« Heinrich nickte dem Steuermann vertraulich zu. »Und jetzt will man's an den Tag ziehen?« fragte Reimer Claußen weiter. »Kann da kein Anderer für den Todten eintreten?«

»Es käme darauf an,« sagte der Kaufmann. »Zuvor müßte ich aber die Passagiere und die Mannschaft des Adlers wissen, die Anno 1824 am Bord desselben nach Liverpool fuhren.«

»Alle?«

»Alle! Aber das genügt noch nicht.«

»Was soll außerdem noch ermittelt werden?«

»Ich muß auch wissen, was aus den Geheuertem geworden ist, die an Bord zu gehen durch unvorhergesehene Verhältnisse verhindert wurden . . . «

Reimer Claußen spitzte den breiten Mund zum Lächeln, gab aber keinen Laut von sich. Seine scharfen, grauen Augen suchten in denen des Kaufmanns zu lesen.

»Verstehe,« sagte er leise und griff an seinen Hut. »Es brennt irgendwo und da sucht man Hilfe.«

»So ist es,« versetzte Heinrich. »Es war ein schmuckes Muttersöhnchen, eine Landratte bester Art . . . Kam mir vor, als sah' ich mich selber in verjüngter Gestalt wieder . . . Hatte den Jungen gern, wollt' ihm 'was zeigen, und dabei entschlüpfte er mir . . . «

»Ganz?«

»Konnte keine Spur je wieder von ihm entdecken . . . «

»Sein Name?«

»Hubert.«

»Aeltern?«

»Sind nicht.«

»Von wem empfohlen?«

»Von Baron Adam von Alteneck an Noor und Comp.«

Reimer Claußen zog sein Taschenbuch und notirte, was ihm wichtig zu sein schien.

»Darf ich hoffen?« fragte der Kaufmann, den Rest im Glase leerend, denn es war hohe Zeit, wieder aufzubrechen, da aus der sich mehrenden Zahl der Gäste sich entnehmen ließ, daß die Hauptgeschäfte an der Börse bereits erledigt sein mußten.

»Dürfen Alles, Herr Medenspang,« entgegnete der Steuermann, »nur muß ich eine Woche Zeit haben, um am rechten Ort einen Haken einschlagen zu können ... Wie alt war der Bursche?«

»Volle dreizehn Jahre.«

»Sein Geburtsort?«

»Ober-Rense.«

»Wem angehörend?«

»Dem Barone von Alteneck.«

»Es ist genug, Herr. Heute Abend schon werde ich meinen Rundgang beginnen, und ehe die Donna Francisca zur Hälfte gelöscht ist, wissen Sie, wie und wann der Verschwundene aus Hamburg hinaus oder hier unter die Erde gekommen ist.«

Steuermann Claußen ging zurück an den Hafen, während Heinrich Medenspang sich dem Schaarthor zuwandte, um wo möglich früher als sein Bruder das Comptoir auf dem Rödingsmarkte zu erreichen.

Der zuversichtliche Ton des erfahrenen Seemannes, welcher für eine Autorität in Allem, was sich auf das Seewesen bezog und mit diesem zu thun hatte, galt, beruhigte den Kaufmann vollkommen und versetzte ihn in eine behagliche Stimmung. Ging doch Reimer Claußen, wenn es verlangt ward, sogar der Polizei zur Hand, wo diese auf Schwierigkeiten stieß, denen sie allein nicht gewachsen zu sein glaubte. Claußen war mit allen Schlafbasen, bei denen Seeleute logirten, genau bekannt, und da er, durch keine Familienbande gebunden, von Jugend auf oder wenigstens von dem Tage an, der ihn zuerst mit

einer Schiffsplanke in Berührung brachte, ein aushäusiges Leben geführt hatte, so war er auch in den unzähligen Localen heimisch, in denen, welcher Art sie immer sein mögen, Seeleute überhaupt, insbesondere aber Matrosen gern und oft verkehren. Reimer Claußen war deshalb die geeignetste Persönlichkeit, der es gelingen mußte, die Spuren des verschollenen Hubert zu entdecken, nach dem sich ganz unerwartet derselbe Mann erkundigte, welcher vor so langer Zeit dessen Aufnahme als Schiffsjunge mit großer Energie betrieben hatte.

Heinrich Medenspang lag an sich wenig daran, ob der fröhliche, frische Mensch, der ihm vor zehn Jahren wohl gefallen hatte, weil er Neigungen und Triebe besaß, die dem unabhängigen, wohlhabenden Kaufmanne anmutheten, noch lebte oder nicht. Er war selbst zu leichtlebig, um sich um Andere zu grämen, wenn sie ihm nicht Genossen, und zwar erregende und unterhaltende Genossen bei seinen Zerstreungen waren, aber er mochte doch der Welt nicht in einem zweideutigen Lichte erscheinen und sich als Charakter Fremden gegenüber keine Blöße geben. Darum wünschte er aufrichtig, Hubert's gegenwärtiger Aufenthaltsort möge sich ermitteln lassen; er würde sich sogar aufrichtig gefreut haben, wäre Hubert ihm als gemachter Mann plötzlich auf der Straße begegnet. Denn bei allem Hange, sich zu amüsiren und möglichst viel zu genießen, war Heinrich Medenspang doch kein egoistischer Genußmensch, der sich Alles und Anderen nichts gönnt. Im Gegentheil, wirklich glücklich fühlte er sich erst dann, wenn recht Viele gleich ihm mit

innigem Behagen im Genuß schwelgten und dabei weder die Heiterkeit verloren, noch sich den Geschmack für spätere Genüsse daran verdarben.

Er war nur noch wenige Häuser weit von dem seini-
gen entfernt, als er auf der andern Seite des Fleeth eine Equipage wahrte, die, vom Burstah herunter kommend, dem Wasser zurollte. Der Besitzer derselben, ein reicher Mann, nur wenig jünger als er selbst, war ihm wohl bekannt, denn er spielte an der Börse eine hervorragende Rolle als Makler. Gerade die bedeutendsten Häuser mußten die Vermittelung dieses Mannes fast täglich in Anspruch nehmen, und eben dieser geschäftliche Einfluß stellte ihn auch im socialen Leben den ersten kaufmännischen Größen gleich. Heinrich Medenspang erblickte das schmale, blasse Gesicht des Maklers, der eines oft wiederkehrenden Fußleidens wegen fast immer fuhr, und rückte mit einem eigenthümlich spöttischen Lächeln, indem er sich halb umwandte, grüßend seinen Hut. Der Insasse der Equipage aber kehrte ihm schnell den Rücken zu, offenbar, um den Grüßenden ignoriren zu können, wobei der jüngere Medenspang die Bemerkung machte, daß eine vornehm gekleidete junge Dame neben ihm sitze. Die Dame zog sich ebenfalls zurück, als sie den Kaufmann erkannte, und ließ den Schleier fallen. Lächelnd blickte Heinrich Medenspang der Equipage nach.

»Unbegreiflich!« sprach er und nahm den Hut ab, um sich die Luft um die heißen Schläfe fächeln zu lassen. »Es war die Mamsell, oder sie muß eine Doppelgängerin haben! ... Wie aber kommt das junge Mädchen, das

freilich sehr hübsch ist, in die Kutsche des frommen Maklers Kranzberg? . . . Wenn das mit rechten Dingen zugeht, laufe ich auch noch unter die Frommen, gebe dann aber, wie sich's gehört, die Liebe zum Gelde und zu heiterem Lebensgenusse auf. Was doch Alles passiren kann! . . . Kranzberg fährt ein Dämchen mutterallein in seinem Wagen spaziren! . . . Verdammter, süßredender kleiner Schäker! Warte, warte, ich pack' Dich an der Hüfte! . . . Aber die Geschichte ist zu köstlich, ich muß sie auf der Stelle meiner ehrbaren Frau Schwägerin erzählen.«

Zu Heinrich's großem Verdruß war Frau Hebe durch ihren Gatten, welcher früher als gewöhnlich von der Börse zurückkehrte, schon unterrichtet. Heinrich sollte, was selten geschah, diesmal durch seinen Bruder Matthias eine Neuigkeit erfahren, die große Sensation an der Börse machte. Kranzberg hatte sich wider Aller Erwarten verlobt, und zwar mit einem ganz armen Mädchen, das in einem Institute erzogen worden war, dessen Vorsteherinnen und Patrone in dem Rufe etwas zu weit getriebener Frömmigkeit standen, weshalb die böse Welt sie religiöser Heuchelei bezichtigte. Kranzberg, als Geschäftsmann ein höchst respectabler und makelloser Charakter, gehörte zu den Freunden dieses Instituts, dem er ganz im Stillen auch reiche Geldmittel zufließen ließ. Die jungen Mädchen, welche darin Aufnahme fanden, erhielten – das wußte Jedermann – eine gute Erziehung, wurden aber weder verzogen, noch verbildet. Es ward streng –

daran gesehen, daß man sie tauglich mache für das praktische Leben, ohne ihre geistige Bildung zu vernachlässigen. Nach Rang und Geburt ward bei der Aufnahme junger Mädchen in das Institut eben so wenig gefragt, als nach deren Vermögensverhältnissen. Es fanden sich dasselbst Vornehme, sehr Reiche und ganz Arme zusammen, und Alle wurden ohne Unterschied nach gleichen Grundsätzen erzogen und erhielten denselben Unterricht. Bei dem Austritt Unbemittelter sorgte das Institut oder dessen Patrone für deren weiteres Fortkommen, und zwar in wohlwollendster, uneigennützigster Weise. Man ließ die Ausscheidenden nicht ganz aus den Augen, wenn es möglich war, und die Mehrzahl der im Institut Aufgewachsenen blieb demselben auch stets mit Liebe zugethan.

Hier war Theodora Peute zur Jungfrau herangereift und hatte viel versprechende Talente entwickelt. Als sie die Anstalt verließ, gab sie ihrem Wunsche gemäß Stunden in gebildeten Familien, bis es ihr gelang, einen sogenannten Cursus zu bilden, eine Art Privatschule, an welchem immer nur eine beschränkte Anzahl Kinder Theil nahmen. Theodora unterrichtete mit Leidenschaft in verschiedenen Fächern, besondere Vorliebe aber hatte sie für Religions- und Sprachstunden. Nebenbei sang sie gut und spielte ausdrucksvoll Piano, ohne mit diesen ihren Talenten jemals zu brilliren. Seit etwa einem Jahre überwachte Theodora Peute die Arbeiten dreier Geschwister in einer hochangesehenen Familie, welche ihren Cursus besuchten. Hier wohnte sie auch und ward gleichsam mit

zur Familie gezählt, ohne jedoch die Stelle einer für Gehalt engagierten Erzieherin bei den Töchtern des Hauses einzunehmen. Makler Kranzberg gebührte das Verdienst, der allgemein beliebten jungen Dame diesen Wirkungskreis verschafft zu haben. Er war Freund des Hauses, verkehrte oft daselbst, und was er sagte oder vorschlug, fand immer Beachtung. Theodora traf den nicht mehr jungen Mann, dem sie von Jugend auf zu großem Dank verpflichtet war, häufig am Theetisch, und lernte seine vortrefflichen Eigenschaften gebührend schätzen.

»Theodora Peute und August Kranzberg empfehlen sich als Verlobte!« rief Johann Matthias dem Bruder zu, als dieser die Thür des Wohnzimmers öffnete in der Absicht, seiner Schwägerin das eben Beobachtete auf seine Weise mit Randbemerkungen versehen mitzuthemen. »Die ganze Börse ist voll von dieser Neuigkeit, die morgen publicirt werden soll. In den nächsten Tagen schon werden wir die Ehre haben, das junge Paar hier zu empfangen.«

»Schwägerin, *eau de cologne* oder Patschuli oder Ihre Riechdose mit der scharfen Essenz, wenn's beliebt!« erwiderte Heinrich Medenspang, ließ seinen Castorhut zum Spielzeug für die Katzen auf den Teppich fallen, fuhr sich mit dem hellgelben ächten ostindischen Taschentuch über die breite Stirn und glitt, als sei er tief erschöpft, in den nächsten Sessel. »Mir wird schlecht, weiß Gott, grundschlecht, so wahrhaft katzenjämmerlich und

Kranzberg's gottserbarmerlich, daß mir Stärkung höchlichst Noth thut! ... Danke devotest, mildthätigste aller Schwägerinnen! ... Wie schade, daß Sie so geringe Charakterähnlichkeit haben mit Ihrer göttlichen Namenschwester vom lustigen heidnischen Olymp! ... Aber Ihr goldenes Döschen ist kräftiger als Nektar! ... Schon bin ich wie neugeboren und kann mich, falls es verlangt wird, mit der halben Welt, der heiligen wie der profanen, herumschlagen.«

Er stellte sich stramm auf die Füße, rettete seinen schönen Hut aus den spielenden Sammetpfötchen Lilly's und Molly's, und reichte nun erst dem Bruder die Hand.

»Was urtheilst Du von dieser Verlobung?« fragte er, wieder in seinen gewöhnlichen muntern Ton fallend. »Mir wird sie Stoff geben zu unerschöpflichen Glossen, Scherzen und pikanten Bemerkungen. Diese bleichwangigen, frommen Täubriche! Aerger wie Sperber sind sie! ... Und das stille, bibellesende Röslein auf der Haide! ... Daß Dich die Dornen prickelten! ... «

»Ei, ei, Herr Schwager,« fiel Frau Hebe ein, »Sie ereifern sich ja, als hätten Sie selbst ein Auge auf das wohl proponirt gewachsene Frauenzimmer gehabt! Geschieht Ihnen ganz recht! Wer zu wählerisch ist, geht leer aus!«

»Sie irren, Frau Schwägerin,« gab Heinrich zurück. »Ich habe immer zwei Augen auf alles Weibliche, das angenehme Empfindungen in mir erregt, mit einem fange ich nicht erst an. Das Heirathen aber überlasse ich Anderen. Und nun gar diese gelehrte Person! ... «

»Hast Du je Uebles von ihr gehört?« unterbrach ihn Matthias lebhaft und etwas indignirt. »Ich muß sehr bitten, Bruder, Dich zu menagiren!«

»Sie hat nichts, das ist Alles!« sagte trocken der jüngere Medenspang.

»Nun das ist eben nicht Theodora Peute's schlechteste Eigenschaft,« fuhr Matthias fort. »Klingende Münze fehlt ihr allerdings, über klingendes Gedankengold aber kann sie verfügen.«

»Und vielleicht auch über eine klingende Schelle im liebeerfüllten Herzen,« fügte Heinrich hinzu. »Siehst Du, ich bin in der Bibel nicht so unbewandert, wie Ihr Rigoristen meint. Was ich mir daraus zu eigen machte, weiß ich für immer.«

»Aus Bescheidenheit nur läßt es der kluge Herr Schwager Niemand merken!« fiel lächelnd Frau Hebe ein.

»Mit edlen Frauen soll man niemals streiten,« entgegnete Heinrich und verbeugte sich vor Hebe, »ich lege darum meiner Zunge Schweigen auf. Doch *à propos*, Bruder, wie denkst Du selbst von der Familie der schönen Braut? ... Sie ist alt, ohne Zweifel, ob aber auch edel, das ist die Frage! ... Peute, Peute! ... Entdeckst Du in diesem zwei-silbigen, elbverschlungenen Worte hamburgisches Patrierthum?«

Johann Matthias machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, indem er aufstand und nach seinem Hute griff.

»Es leben unter uns angesehene und bedeutende Männer,« sprach er, »die weder hier geboren wurden, noch den Boden der freien Stadt als Besitzende betraten. Erst

unter uns sind sie etwas geworden, theils durch eigene Thätigkeit, theils durch die unterstützende Hilfe Anderer. Und ich meine, es ist nicht der schlechteste Zug in dem Charakter unseres an gar manchem Gebrechen leidenden freien Gemeinwesens, daß man jedes Streben, es bestehe, worin es wolle, anerkennt und alle redlich Strebenden unterstützt. Ich möchte das gemeinnützige Nächstenliebe nennen. Willst Du, wo solche Grundsätze eine ganze Bevölkerung durchdringen, deshalb an einem unbescholtenen Frauenzimmer einen Makel entdecken, weil es keine Familie hat und weil es die Hand der Liebe war, die es dem Leben erhielt, für das Leben erzog? ... Sei also, lieber Bruder, gerecht, urtheile nie lieblos und verurtheile Andere nicht, weil Du ihr Herz nicht verstehst und ihre Handlungen Dir nicht gefallen! ... Ich denke über Vieles ganz anders, wie Kranzberg, mich stößt sogar Manches in seinem Wesen ab, so daß ich manchmal in heftigen Disput mit ihm gerathen könnte. Alles in Allem genommen jedoch ist er ein respectabler Mann, ein biederer Charakter, der Vielen wohlthut, mit einem Worte ein kreuzbraver Kerl! ... Und nun komm in's Comptoir, damit wir über das Glück eines Brautpaares, das von allen Lästerzungen gründlich verleumdet werden wird, unsere eigenen Angelegenheit nicht vernachlässigen! ... Meine Nachrichten lauten zufriedenstellend, und Deinem Humor nach zu urtheilen, kehrst Du auch hoffnungsvoller zurück, als Du von mir gingst. Adieu einstweilen, beste Frau! Entschuldige, wenn wir heute eine

halbe Stunde später bei Tische erscheinen. Ehe ich meine Correspondenz nicht besorgt habe, schmeckt mir kein Bissen!«

»Frau Schwägerin, ich bitte um gnädigen Abschied!« sagte Heinrich und verließ Arm in Arm mit seinem Bruder das Zimmer.

5. THEODORA UND KRANZBERG.

»Nun wollen wir es heute genug sein lassen, liebe Kinder,« sagte Theodora Peute zu drei allerliebsten, munteren Mädchen, denen sie ihre Arbeiten durchgesehen hatte. »Ihr seid recht aufmerksam gewesen und habt mir damit Freude gemacht. Geht jetzt zu Mama und erzählt die Geschichte, die ich Euch mittheilte und die Euch so gut gefällt. Ich muß noch einige Zeit für mich arbeiten.«

»Kommt heute Dein Onkel zum Thee?« fragte das älteste der Mädchen, die Bücher zusammenpackend und das Schreibzeug bei Seite stellend.

»Ich hoffe,« entgegnete Theodora; »es ist ja sein Abend.«

»Dürfen wir zuhören, wenn Du ihm wieder eins Deiner sanften Lieder vorsingst?«

»Darüber hat Mama zu entscheiden, liebstes Kind.«

»Du mehr noch! Bitte Mama mit Deinen Augen, und sie gestattet, daß wir zuhören dürfen. Willst Du es thun?«

»Gewiß, lieber kleiner Quälgeist. Wer könnte Dir eine Bitte abschlagen!«

Die drei Schwestern umarmten und küßten Theodora und fuhren dann wieder wie ein Sturmwind durch die Thür.

Als sich das junge Mädchen, eine rosige Blondine, allein sah, durchschritt sie leichten, schwebenden Ganges einige Male das Zimmer, blieb dann sinnend vor einem Koffer stehen, den ein Schirm verbarg, ließ sich auf ein Knie nieder und öffnete das Schloß mit einem fein gearbeiteten Stahlschlüssel, den sie an schwarzem Seidenbände stets bei sich trug. Der Koffer war nicht groß, aber von solider, englischer Arbeit, mit Messingspangen und Buckeln verziert. Ein Schild von polirtem Stahl trug den Namen Theodora und ein Datum, bei dessen Anblick die Augen des jungen Mädchens sich jederzeit mit Thränen füllten.

Das Innere des Koffers enthielt nur wenige abgelegte Kleidungsstücke, verschiedene Bänder, Schleifen, getrocknete Blumen, ein kleines Ledertäschchen, einen runden Handspiegel in Ebenholzrahmen und andere größtentheils werthlose Dinge. Es waren Geschenke, welche Theodora in früheren Jahren erhalten hatte und die sie nie ohne Rührung betrachten oder in die Hand nehmen konnte. Für sie hatten sie Werth erhalten durch die Hand des Gebers, und dieser Werth steigerte sich in der letzten Zeit von Tage zu Tage.

Theodora berührte heute diese kleinen Andenken an frühere Tage nur mit leichtem Finger. Sie erschienen ihr wie geweiht, und sie hätte, wäre sie nur ihrem Gefühle

gefolgt, sie wie segenspendende Reliquien anbeten können. Behutsam sie bei Seite legend, entnahm sie dem Koffer ein Kinderkleid nebst einem Schürzchen, die beide sehr abgetragen, zerrissen und beschmutzt waren, breitete sie über den Tisch, an welchem sie vorher mit den drei kleinen Mädchen gearbeitet hatte, und begann sie auf das genaueste zu betrachten und zu untersuchen.

Bei dieser Beschäftigung überraschte Theodora ein schwaches Klopfen, dem sich die Frage: »Darf ich?« anschloß, indem die Thür geöffnet ward.

Ein langer, hagerer Mann von freundlichem Gesichtsausdruck trat rasch ein und schloß das ihm entgegen springende blühende Mädchen herzlich in seine Arme.

»Das ist lieb von Dir, August, daß Du etwas früher kommst,« sprach sie, mit Kranzberg zum Tisch zurückkehrend. »Hier können wir doch ganz ungestört mit einander plaudern, was mir Bedürfnis ist, später stören uns die Lieben durch ihre Liebe.«

Kranzberg, ein Mann von über fünfzig Jahren, hatte etwas Ehrwürdiges Väterliches, und wie jetzt Theodora ihren blonden Kopf an die Schulter des stattlichen Mannes lehnte und seine Hand mit beiden Händen umfaßte, das offene große Auge vertrauensvoll zu ihm aufschlagend, konnte man sie wohl für Vater und Tochter halten.

»Was machst Du denn da, mein liebes, herziges Kind?« fragte er, als sein Blick auf die alten, verblichenen Kleider fiel.

»Ich suche in der Vergangenheit zu lesen und Du sollst mir helfen, bester August,« erwiderte Theodora. »Wie

hätte ich mich ohne Dich, Du Unvergleichlicher, bis hier in der Welt, die selbst Dir nicht wohl will, zurecht gefunden! . . . Erinnerst Du Dich noch dieser Sächelchen?»

Sie hob das zerrissene Kinderkleid mit der einen, das Schürzchen mit der andern Hand, und hielt es dem etwas kurzsichtigen Manne, durch Thränen lächelnd, nahe vor die Augen.

»Die Kleider, in denen ich Dich im bereiften Schilf schlafend fand,« rief Kranzberg, und auch er fühlte seine Augen feucht werden. »Weshalb verwahrst Du diese Läppchen noch immer? . . . Wirf sie weg, mir zu lieb, theure Seele, denn seit ich weiß, daß Du mir für immer angehören willst, giebt es für Dich keine Vergangenheit mehr! Mit Schrecken denke ich an jene trüben Tage zurück, die mir viel Kummer verursachten.«

»Eben darum, mein bester August, muß ich diese unscheinbaren Kleinodien stets wie Heiligthümer aufbewahren,« entgegnete Theodora. »Ich könnte stolz werden in meinem unverdienten Glücke, und das darf nicht sein; das würde Dich schmerzen und mich erniedrigen! Ohne dieses Kleid der Armuth, hätte ich denn werden können, was ich hin, was ich künftig sein werde? . . . So oft diese zerfallenden Läppchen meinem Blicke begegnen, werde ich wohlthun den Armen, den Leidenden, und nie werde ich müde werden Samariterdienste zu leisten, wo immer sie nöthig sein mögen!«

Kranzberg legte seinen Arm um den schimmernden Nacken seiner Verlobten und drückte einen Kuß auf ihre klare, weiße Stirn.

»Und zu welchem Zwecke suchtest Du gerade heute diese stummen Zeugen einer in undurchdringliches Dunkel gehüllten That aus ihrem Versteck hervor?« fragte er.

Theodora sah ihn liebevoll an.

»Es ist immer ein unheimliches Gefühl, nicht zu wissen, woher man stammt,« erwiderte sie mit tiefer Bewegung. »Ich habe Stunden, wo dies Gefühl sich in mir bis zur Angst steigert, ja, wo es wie ein quälender Alp auf mir lastet! ... Wenn es auch so leicht Keiner ausspricht, daß ich die Unbekannte, die Gefundene sei, so denken es gewiß doch Viele ... Auch Dir, Du tapferer Mann, der immer nur das Rechte thut, ohne irgend Jemand zu scheuen, wird die Welt es nicht laut vorhalten, daß Du tief herabsteigst, indem Du mich zu Dir heraufziehst. Ohne heimliches Geflüster und mißbilligendes Achselzucken geht es aber doch nicht ab. Man ist zu stolz auf das, was man hat; gerade in den Kreisen, welche den Mittelpunkt Deiner geschäftlichen Thätigkeit wie Deines gesellschaftlichen Verkehrs bilden, um die Wahl einer armen, älternlosen Waise, welcher Deine großmüthige Liebe erst einen Namen gab, zu Deiner Frau nicht zu bekritteln ... Daß ich das Alles ruhig über mich und Dich ergehen lassen muß, sieh', Geliebter, das drückt mich bisweilen, und darum suche ich nach einem Zeichen, das mir Aufschluß geben könnte, das mir wie ein leuchtender Stern voranginge und stehen bliebe über dem Hause meiner unbekanntem Aeltern.«

Theodora sprach bewegt und endigte unter lautem Weinen.

»Vertraue Gott,« sagte Kranzberg, »er fügt es ja doch immer, wie es uns am besten ist . . . Dich hat er mir geschenkt und darum halte ich Dich fest. Wer vom Himmel stammt, kann doch nicht von niedriger Abkunft sein.«

Theodora küßte dem Verlobten in dankender Demuth die Hand.

»Es ist sonderbar,« fuhr sie nach einiger Zeit, während sie Kranzberg nur wohlwollend betrachtete, fort, »obwohl mir jede Erinnerung an meine früheste Jugend fehlt und ich die Tage meines Lebens erst mit dem Anblick des Schiffsgewühls in unserm Hafen zu zählen beginne, tritt doch häufig ganz plötzlich ein Traumbild vor meine Seele oder es taucht vielmehr aus derselben auf, das mich in eine wunderbar liebliche Gegend versetzt, die immer dieselbe bleibt und die ich doch mit leiblichen Augen nie gesehen habe . . . Woher dieses unerklärbare Schattenspiel, mit welchem die Sehnsucht nach einer verloren gegangenen Heimath mein armes Herz neckt? . . . Offenbart sich darin der Schimmer einer wirklichen Erinnerung? . . . Fast muß ich es annehmen. Zu diesem Schattenbilde, das mich so oft am hellen Tage, in vollkommen wachem Zustande umgaukelt, gesellt sich noch ein Traum, der mir ebenfalls oft wiederkehrt . . . Ich sehe mich dann als Kind eine tiefe, wilde Bergschlucht hinunterstürzen, über welcher ein glühender Himmel hängt. Unten aber in der Finsterniß schäumen und brausen stürzende Wasser, in deren kalte Strudel ich versinke . . . Mir vergehen die Sinne, das Leben entflieht, und wenn ich dann später erwache, bedarf ich stets einiger Zeit, um mich der

Schrecken zu entwinden, von denen ich mich jedesmal umstrickt fühle.«

Kranzberg hörte diesen Mittheilungen mit Theilnahme zu, obwohl er keine Erklärung dafür hatte. An Nachforschungen über Theodora's Heimath hatte er es früher nicht fehlen lassen. Da aber alles Suchen und Forschen erfolglos blieb, betrachtete er das reizende Kind als eine von Gott ihm Geschenke, ließ es als ein streng kirchlich gesinnter Mann taufen und gab ihm den Namen des Ortes, wo er die hilflose Kleine, die sich selbst verlaufen haben oder von gewissenlosen Menschen absichtlich ausgesetzt worden sein mußte, zwischen morschen Schilfstengeln gefunden hatte.

Theodora, nach diesem Fundorte Peute genannt, war damals ein Kind von etwa drei Jahren gewesen. Sie hatte eine schwere Zunge, sprach wenig und unverständlich und wußte ihren eigenen Namen nicht. Ueberhaupt sah es in dem Köpfchen des hübschen Kindes merkwürdig confus aus, so daß ihre Pfleglinge geraume Zeit besorgt um sie waren. Das niedliche Mädchen schwatzte nämlich, als es Zutrauen zu ihrer Umgebung gefaßt hatte, die zusammenhangslosesten Dinge durcheinander, und wußte nur, daß eine ›böse Frau‹ wie sie sich ausdrückte, sie gezwungen habe, vor Jedem, der ihr begegnete, wenn sie mit ihr durch ewig lange Häuserreihen ging, zu weinen, bis sie von ihnen eine kleine Münze erhielt. Wo und wie sie diese ›böse Frau‹ verloren haben mochte, die sie auch nicht näher zu bezeichnen wußte, war dem Kinde durch alles Fragen ebenfalls nicht zu entlocken. Sie behauptete,

bei dunkelndem Abend müde geworden und eingeschlafen zu sein . . .

Kranzberg theilte jetzt seiner jungen Verlobten, die sich durch seine Bemühungen so herrlich entwickelt hatte, dies und manches Andere, von dem er glaubte, es könne dazu beitragen, das erloschene Gedächtniß wieder lebendig zu machen, mit, allein Theodora's Erinnerungen beschränkten sich auf den erwähnten Traum und die Phantasmagorien, die sie wiederholt am Tage packten und wie Echoklänge aus weiter, weiter Ferne dumpf an ihr Ohr schlugen.

Auf die Bitte ihres Verlobten packte Theodora die dünnen Kleidungsstücke, die sie einst als Kind getragen hatte, wieder in den Koffer und gab Kranzberg das Versprechen, sie vor ihrem Vermählungstage nicht mehr hervorzusuchen.

»Wenn es uns Beiden zum Heile dienen kann, liebe Seele,« sprach er, »wird uns Gott auch die Schatten der Vergangenheit mit hellem Auge durchschauen lassen. In dem Sprichwort: Unverhofft geschieht oft, liegt Wahrheit und tiefer Sinn. Gerade dann, wenn unsere Weisheit ganz zu Ende geht und wir völlig rathlos dastehen, kommt uns Hilfe, Licht und Trost von oben. Darin zeigt sich die Macht und Größe der allwaltenden Vorsehung, die unsere aufgeklärten modernen Besserwisser so gern abläugnen möchten, würden nicht auch sie in besonders wichtigen Momenten an ihr Vorhandensein oft recht unsanft erinnert. Erst dieser Tage habe ich wieder einen solchen Fall erlebt, wobei ich nur bedauere, daß ein braver

Mann dadurch in allerhand Unannehmlichkeiten gerathen kann.«

»Spricht man offen davon an der Börse?« – fragte Theodora mit ächt weiblicher Neugierde.

»Das wird man zu verhindern suchen und hoffentlich auch verhindern können,« erwiderte Kranzberg. »Die Sache kann nur diejenigen interessiren, welche direct dabei betheilig sind, und die Zahl derselben beschränkt sich auf Wenige.«

»Da Du darum weißt, bester August, bist Du wohl auch ein wenig daran betheilig?« fragte Theodora lächelnd.

»Als Kundschafter allerdings, wozu mich diesmal ein alter Geschäftsfreund, Johann Matthias Medenspang benutzt, weil er mich als verschwiegen kennt.«

»Der Bruder des lustigen Schalks, der an Ausgelassenheit die Jüngsten und Uebermüthigsten auf jedem Familienballe übertrifft?«

»Derselbe, gute Seele, und da beide Brüder wackere Männer sind, obgleich Heinrich Medenspang, der Schalk, wie Du ihn sehr richtig bezeichnest, manchmal auch die ehrlichsten Leute in unerlaubter Weise foppt oder ihnen hinter dem Rücken aus reiner Lust an Schwänken allerhand Ungehöriges oder Lächerliches andichtet, will ich ihnen meine Hilfe nicht entziehen. Seltsamerweise ist auch hier ein Verschollener die Hauptperson, die um jeden Preis ermittelt werden soll. Ganz leicht ist die Aufgabe nicht, denn die Sache liegt wenigstens zehn Jahre zurück. Aber man ist bereits auf guten Wegen, und diese

Wege hat uns die Vorsehung gezeigt. Bis Liverpool haben wir die Spuren bereits gefunden, und dazu trug wesentlich ein Mann bei, welcher an die Gebrüder Medenspang warm von einem Manne empfohlen ward, der mit dem hiesigen Hause in enger Geschäftsverbindung steht. Die nächste Briefpost aus Amerika, die freilich noch einige Wochen ausbleiben kann, muß uns Gewißheit bringen. Lebt nun der Gefährte noch, so wird das für ihn ein Wink sein, nicht zu gering von göttlicher Fügung zu denken, und Herr Heinrich Medenspang, der mich belächelt, weil ich glaube, was ich nicht wissen kann, bittet es mir im Stillen wohl ab, daß ich ihn unter seinen Kumpanen, wenn sie in toller Ausgelassenheit ihrer Laune den Zügel schießen lassen, zur Zielscheibe seines oft recht lieblosen Witzes dienen muß ... Eine kleine Buße habe ich ihm dafür zugedacht; er soll mich nämlich am Tage unserer Verbindung zum Schemel führen und später statt meiner zum Ehrentanze Dir galant die Hand reichen.«

»So fromm, so menschenfreundlich und dabei so boshaft ist mein lieber August?« sagte Theodora mit glücklichem Lächeln und schmiegte sich vertrauensvoll an seine Brust. »Ich werde doch trotz meiner Jugend noch Mancherlei an Dir zu tadeln finden.«

»Aus reiner Menschenliebe,« entgegnete Kranzberg und legte den Arm um die schlanke Taille des jungen Mädchens. »Jetzt aber nimm eine ehrbare Miene an, Du Gottgeschenke, denn ich höre Deine drei Grazien heranstürmen, die von Mama ohne Zweifel abgeschickt worden sind, um uns zum Thee zu rufen.«

Unter der Thür begegneten den Verlobten die glücklichen Schwestern, von denen sich die beiden jüngsten den Spaß machten, die langen Beine des Onkels zu umschlingen, um sich von dem kinderfreundlichen Manne fortschleifen zu lassen, während die verständigere Aelteste die Hand der geliebten Lehrerin sich eroberte und mehr als einen Kuß darauf drückte.

6. IM VORHOFE DER HÖLLE.

Reimer Claußen ließ gegen seine Gewohnheit lange auf sich warten. Die Brüder wurden ungeduldig und der immer gelassene Johann Matthias ging aus und ein im Comptoir, wo zu so später Stunde nur in höchst dringenden Fällen gearbeitet wurde.

Frau Hebe hatte eine Freundin zum Besuch, die sehr fröhlicher Natur war und so laut und herzlich lachte, daß sie auch Andere, selbst die grämlichsten Männer damit anstecken konnte. Mit Frau Hebe sympathisirte diese Dame in allen Dingen, nur war sie eine eben so abgesagte Feindin der Katzen, wie jene diese Thiere liebte, was manchmal zu ergötzlichen Disputen zwischen den Freundinnen führte.

Heinrich Medenspang hätte das Comptoir gern mit dem gemüthlichen Wohnzimmer vertauscht, um der Freundin seiner Schwägerin mit lachen zu helfen, aber er mußte sich in Geduld fassen, da der Steuermann jeden Augenblick erscheinen und den Brüdern wichtige Nachrichten bringen konnte.

»Es wäre mir sehr unlieb, wenn der junge Mann nicht wieder aufgefunden werden könnte,« sagte Johann Matthias zu seinem Bruder, einige der im Laufe des Tages erhaltenen Briefe durchsehend. »Auch Donatus Moosdörfer nimmt Theil an ihm, weshalb ich vermüthe, daß es sich um Wichtiges handelt. Wir dürfen daher kein Mittel unversucht lassen, um über sein Verbleiben uns Auskunft zu verschaffen. Ich fürchte aber, Reimer Claußen hat sich diesmal in seiner Zuversichtlichkeit verrechnet. Die Quellen, aus denen er zu schöpfen gedachte, scheinen versiegt zu sein oder fließen so wenig ergiebig, daß sich kein Vortheil aus den gewonnenen Ergebnissen ziehen läßt.«

»Darüber werden wir hoffentlich bald im Klaren sein,« entgegnete Heinrich, »denn wenn ich nicht irre, ging eben die Thür.«

Er öffnete das Comptoir und blickte hinaus auf die breite, tiefe Diele, die nur dürftig von einer großen Lampe erleuchtet ward. Unter derselben hin schritt eben die breitschultrige Gestalt des Steuermannes in grober, weiter Tuchjacke, den Kopf mit einem alten, durchwetterten Südwester bedeckt. Er grüßte die Brüder kühl und kurz, und nahm rittlings Platz auf einem der Comptoirböcke.

»Ihr bringt keine erfreuliche Kunde, Claußen,« redete den mürrisch Schweigenden Johann Matthias an. »Den Ihr zu sprechen hofftet, der ist nicht aufzufinden.«

»Doch, Herr, doch,« erwiderte der Seemann, »leider aber kann ich Ihnen den Mann nicht vorstellen!«

»Ist er krank?« fragte Heinrich.

»Wie man's nimmt, Herr! Essen und Trinken schmeckt ihm zwar, wie ich höre, sein Schlaf aber soll nicht der beste sein. Der Mann übertreibt sich sehr im Geschäft.«

»Was treibt er denn, daß er sich so wenig schonen kann?« warf Johann Matthias ein.

Reimer Claußen zog phlegmatisch seinen großen silbernen Chronometer.

»Zwanzig Minuten nach Zehn!« sagte er. »Da muß er schon seit einer guten Stunde in voller Arbeit sein ... Günstiger können wir's kaum treffen. Zudem ist's Donnerstag, mithin steht's Geschäft in voller Blüte ... Wenn die Herren mich denn begleiten wollen, will ich versuchen, was mein Ansehen vermag ... Ein paar alte Röcke finden sich wohl in einem Ihrer Kleiderschränke ... Sonst müssen Hausknecht und Schutenführer aushelfen. Allerschlimmsten Falles wende ich mich an Kratz, den Fleethenkieker.«

»Aber Steuermann Claußen, wo wollt Ihr uns denn hinführen?« fiel ihm Heinrich Medenspang in's Wort, dem eine Ahnung dämmernd beschlich. »Der Mann ist doch nicht etwa Bewohner einer Pracherherberge?«

»Noch nicht, kann's aber werden, wenn ihn der alte Nick nicht vor der Zeit holt ... Müssen zusammen direct nach dem Berge! ... «

»Bedauere sehr, daß ich diesen Cours nicht einschlagen kann,« sagte Johann Matthias verstimmt und schloß die Briefe in sein Pult. »Die Lasterhöhlen des Berges kann

ich mit Niemand durchstöbern, und hätte ich den nächsten Verwandten oder einen verführten Freund daselbst zu suchen . . . «

»Bleibe daheim, lieber Bruder und lasse Dich abwechselnd von Hebe sanft streicheln und von ihren geliebtesten Beestern belecken!« fiel Heinrich ein. »Ich folge Reimer Claußen sonder Furcht und Zagen, und liefere damit den Beweis, daß ein nicht gar zu solides Leben auch seine Lichtseiten haben kann. Mit Dieben fängt man Diebe! . . . «

Noch während Heinrich sprach, hatte er in größter Eile einen alten Rock dem Wandschranke des Comptoirs entnommen, drückte eine lederne Mütze, wie Seeleute, wenn sie am Lande weilen, sie häufig tragen, auf sein kurzes, graues Haar, und steckte ein kleines Döschen mit Kautabak zu sich.

»So,« fuhr er fort, »nun kann ich wohl allenfalls für einen holländischen Bootsmann gelten, wenn mir irgend ein Grüner auf den Zahn fühlen sollte . . . Wäre nicht das erste Mal, daß ich einen gar zu Neugierigen auf holländische Manier das Schweigen beigebracht hätte!«

Er schob ein Stück Kautabak in den Mund, legte sein Gesicht in grobe Falten, wie der routinirteste Schauspieler, gab seinen Augen einen völlig andern, etwas verschwommeneren Ausdruck, und stellte sich, beide Hände in den Taschen der Beinkleider, breitpurig vor den Bruder hin, indem er ihn grinsend anlachte.

»Na, oller Jung, wißt ok mal tokieken, wo de Düvel mit lütten witten Deeren Punsch supen deiht?« redete er unter rohem, fast wieherndem Lachen den Bruder an, welcher, erstaunt über Heinrich's plötzliche Verwandlung, erschrocken zurücktrat. »Ick bün all dahi, Reimer Claußen, und – damm' mi – glick kann't losgahn bit an'n heligen Dag! . . .«

Er warf seinen Arm um den kräftigen Nacken des Steuermanns und fingirte den unsicher taumelnden Schritt eines Trunkenen mit solcher Meisterschaft, daß auch das schärfste Auge den vollkommen nüchternen, seines Verstandes wie seines Willens mächtigen Mann nicht in ihm erkannt haben würde. –

Ein rauher Wind durchfegte die Straßen, als Heinrich Medenspang, nachdem er sich eiligst von dem Bruder empfohlen hatte, mit Reimer Claußen das Haus verließ. Große, nasse Schneeflocken erfüllten die Luft und bedeckten, da sie in Masse fielen, weniger feuchte Stellen mit weißlich schimmernder Hülle.

»Der Wind läuft nördlich, wir werden abermals scharfen Frost bekommen,« sagte Medenspang zu seinem Begleiter, der sich den Südwester noch tiefer in die braune Stirn drückte. »Ist's eine vornehme Höhle, in die wir kriechen müssen, oder blos eine von den obskuren Spelunken, wo der Teufel Siesta hält, wenn ihm die Arbeit zu heiß gemacht hat?«

»*First rate*,« erwiderte Reimer Claußen. »Habe auch manchmal dort eine Nacht vor Anker gelegen und die Luken geschlossen. Ging damals noch ehrbarer zu, wie

jetzt . . . Zu arg gemischte Gesellschaft, zum Ansehen jedoch lustig! . . . Bin selber brandneugierig auf den Spaß, den wir erleben werden.«

Von dem immer heftiger werdenden Schneegestöber weiß bepudert, erreichte Heinrich mit seinem Führer das Hafenthor. Der hohen Sperre wegen, die damals noch erlegt werden mußte, war der Verkehr zwischen Stadt und Vorstadt zu so später Stunde nur unbedeutend. Dagegen ging es in den vielen Wirthschaftskellern, die nirgend in solcher Menge wie in unmittelbarer Nähe des Hafens vorhanden sind, lebhaft und oft sehr laut zu. Hier zecht und singt das Schiffsvolk aller Nationen, ehe es genußmüde nach Hause taumelt, um in der Schlafstelle des Baases den Rest der Nacht selig zu verträumen.

Die Masten und Raaen der vor Anker liegenden Schiffe knarrten und ächzten im Winde, und die Elbe schlug schäumende Wellen. Hie und da durch die rauhe Schneenacht flimmerte ein Licht aus dem Fenster einer Cabine; über den Strom herüber klangen die abgerissenen Laute eines melancholischen Liedes, das der wachthabende Mann auf irgend einem der Schiffe singen mochte. Die beiden späten Wanderer wandten sich der nahe am Hafen fortlaufenden Straße, ›Beim Jonas‹ genannt, zu und stiegen von da aus den schrägen Fußsteig hinauf, welcher zur Zeit unserer Erzählung zu dem hohen Uferrande führte, der das labyrinthische Häusergewirr der Straßen trägt, die früher unter dem Namen ›Hamburger Berg‹

weltbekannt waren. Hier machte sich alsbald ein ganz eigenthümliches Leben bemerkbar. In den nicht sehr breiten und dabei größtentheils schlecht gepflasterten Straßen trieben sich Schaaren müßiger Menschen umher. Die Mehrzahl verhielt sich ruhig, rauchte Tabak, lachte bisweilen, stieß auch manchmal fürchterlich klingende Flüche aus, und polterte dann plötzlich in eiligem Gedränge eine der aufgestuften Hauseingänge hinauf, deren Thüren weit offen standen und aus deren Innern Geschrei, Gelächter, dumpfes Gestampf und das kreischende Getön schlecht gestimmter und noch schlechter gespielter Geigen klang. Vor einem großen, zweistöckigen Hause, dessen Fenster grüne Jalousien schlossen, so daß Niemand von Außen beobachten konnte, was in dem erleuchteten Innern vorging, stand eine fast undurchdringliche Menschenmauer, die hin und her wankte, nicht aber von der Stelle rückte. Es waren fast ausnahmslos Matrosen, welche diesen Menschenknäuel bildeten, bestehend aus Deutschen, Holländern, Engländern, Franzosen und Dänen. Die wenigen darunter befindlichen Russen und Finnen waren leicht kenntlich an ihren schmutzig-feisten und dabei fahlen Gesichtern, sowie an den halbkegelförmigen runden rauhaarigen Kopfbedeckungen, unter denen das strohgelbe Haar lang und zottig bis auf die Schultern herabhing. Zwischen diesen breitschultrigen, trägen Gesellen, die immer nur in Masse vorrückten und den Eingang des Hauses gewannen, glitt lautlos und schnell

hie und da die geschmeidige Gestalt eines dunkeläugigen Spaniers oder Südamerikaners in rother Wollenblouse, eine gelbseidene oder dunkelblaue Schärpe um die schlanke Hüfte gewunden, die den Griff eines verborgenen Stilettes nicht immer glücklich verdeckte.

Stumpfnasige dunkelbraune Mulatten mit breiten Backenknochen und wulstigen Lippen und einige hochgewachsene Neger, weiße Binden um das wollige Haar der steil geformten Köpfe geschlungen, wiesen lachend ihre Elfenbeinzähne, so oft im Glanz der Lichter und Lampen ein fliegendes Kleid sich zeigte, und ihre weißen Augäpfel mit den funkelnden schwarzen Sternen rollten in dämonischer Wildheit unter den zuckenden Brauen.

»Dahinein führt unser Weg?« flüsterte Heinrich Medenspang dem Steuermann zu, indem er seinen alten Rock bis an den Hals zuknöpfte, um die schwere goldene Uhrkette nicht sichtbar werden zu lassen, die er abzulegen vergessen hatte.

»Rasch hinein ohne Bedenken!« gab Reimer Claußen zurück. »Nur wer tapfer zugreift, ertappt den Teufel, und allein dem Muthigen steht er Rede!«

Der Seemann drängte sich dicht an das umlagerte Haus, in dem ein wahrer Höllenlärm tobte und dessen Alkoholatmosphäre Heinrich ein leichtes Hüsteln verursachte. Die Thür ward schnell erreicht; mehr gehoben als geschoben betrat er den dunstigen Vorplatz, von welchem drei weit offen stehende Thüren in einen saalartigen Raum führten, der Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt war, die fast alle rauchten, sich lachend, jauchzend,

schreiend unterhielten, jetzt wie Rasende die hornartigen Fäuste gegen einander schlugen, wiehernd wie riesige Bälle sich in die Höhe schnellten und so die Mitte des großen Raumes gewannen, wo ein chaotischer Tanz in bacchantischer Wuth ohne Aufhören in die Runde raste. Nicht tanzende Paare, nur wirbelnde Menschenknäuel waren zu sehen, aus denen bald rothglühende Gesichter theatralisch aufgeputzter Phrynen mit aufgelöstem Haar, bald hoch über die Köpfe der Tanzenden emporgeschwungene Leiber, von durchsichtigen Hüllen umflattert, bemerkbar wurden. Der Tanz selbst war in einem so schnellen Tempo gehalten, daß die einzelnen Persönlichkeiten der daran Theilnehmenden in der qualmenden Grog- und Tabakatmosphäre unmöglich zu erkennen waren. Aber man glaubte nicht unter vernünftigen, civilisirten Menschen, sondern unter einer Rotte vom Blut der Feinde trunkener Cannibalen zu sein, die mit dämonischer Lust über den Körpern gefesselter Gefangener ein Siegesfest feierten.

»Glauben Sie erkannt zu werden?« fragte Reimer Claußen den Kaufmann, welcher klugerweise die rhythmischen Tanzbewegungen nachzumachen begann, in denen sich die Mehrzahl der Nichttanzenden bald leicht und zierlich, bald schwer und plump in den Hüften wiegte.

»Dein Wohl, schönes Kind, und Glück Deinen süßen Augen!« Er nippte von dem glühend heißen Glase stark gewürzten Weines, das ein hochgeschürztes, noch sehr junges Mädchen mit blendend weißen Schultern ihm kredenzte, indem er gleichzeitig ein Geldstück als Dank für solche Auszeichnung in ihre Hand gleiten ließ.

»Schwerlich,« versetzte der jüngere Medenspang, der ein Mienenspiel entwickelte, dessen sich Garrick nicht zu schämen gebraucht hätte. Zugleich zeigte er sich gegen jedes ihm nahende Mädchen, deren ihn bald neugierig eine ganze Menge mit dreist forschenden Blicken umkreisten, galant, indem er keins vorübergehen ließ, ohne ihr eine Schmeichelei zu sagen und ihr durch Wink und That eine Erquickung anzubieten. »Seit sieben oder acht Jahren ist dieser Theil unserer nahrungsreichen, die Taschen leerenden Vaterstadt für mich eine *terra incognita*, die, soll ich sie verstehen, ich für mich selbst von Neuem erst wieder entdecken muß.«

»Dann lassen Sie uns tiefer in das Innere dieses Bacchus- und Venustempels eindringen, damit wir dem Allerheiligsten möglichst nahe kommen!« sprach Claußen. »Haben Sie schon von Wachtel-Laura sprechen hören?«

»Sie genießt in ihren Kreisen hoher Verehrung,« entgegnete flüsternd der tabakkauende und höchst komisch dabei lachende Heinrich.

»Ich werde Sie dieser würdigen Dame vorstellen,« fuhr Reimer Claußen fort. »Vier Species ist der Preis, den sie verlangt, wenn ihr Capellmeister für eine Viertelstunde

das Scepter einem Andern überlassen soll. Da Laura Süßigkeiten in flüssiger Gestalt über Alles liebt, werden Sie sich von ihr außerdem noch ein dankendes Lächeln und den Schutz eines jener stummen Wächter erobern, welche von Zeit zu Zeit auf den Rand dieses riesigen Höllenkessels klopfen, damit er nicht überläuft und argen Schaden anstiftet. Das Alles sagt sie Ihnen für ein goldenes Douceur neuesten Gepräges, mit dem Sie ohne Zweifel versehen sind, lächelnd zu.«

Hinter dem Kreise der Tanzenden sich fortschleichend, erreichten Medenspang und Claußen das Büffet dieses infernalischen Tanzsalons. Schwere Vorhänge von blutrothem groben Wollendamast mit plumpen, goldglitzernen Troddeln gaben ihm das Ansehen einer Theaterloge. Hier thronte die Dame des Hauses, eine corpulente Frau mit etwas zu vollem und stark geröthetem Gesicht, um schön zu sei. Gewesen war sie es in jüngeren Jahren gewiß, denn ihr großes sprechendes Auge besaß noch einen schimmernden Glanz, der sich mit einer gewissen schelmischen Gutmüthigkeit verschwisterte, so oft ihr irgend Jemand ein scherzendes Wort zurief. Neben ihr, auf dem mit dampfenden Gläsern voll scharfen, den Gaumen prickelnden Getränkes besetzten Schenktische, stand eine ziemlich große Handglocke, die sie tapfer schwang, wenn der Höllenlärm des überfüllten Salons die schrille Musik übertönte, wobei sie dann auch so lange mit einer schweren Reitpeitsche auf den Tisch schlug, bis eine Pause im Tanzen eintrat.

Dem Büffet gerade gegenüber befand sich auf säulengestragenen Ausbau das Orchester, auf welchem sechs oder sieben Geiger, ein Klappentrompeter und ein Trommler arbeiteten. Der Dirigent saß höher als die übrigen Musiker vor einem schmalen Notenpult, auf dem jedoch die Noten fehlten, hatte eine Geige in der Linken, deren Saiten er bisweilen mit kühnen Bogenstrichen einige durchdringende Töne von festem Klange entlockte. Für gewöhnlich handhabte er den Fiedelbogen als Tactstock, wobei er wie ein Nußknacker den Kopf vor und rückwärts bewegte.

»Ist es möglich!« sprach Heinrich Medenspang, als er die verzwickte Physiognomie dieses Capellmeisters ansichtig wurde. »Der Mensch soll um Hubert wissen? ... Ich denke, der Skalp seines trotzigen Kopfes sei längst im Wigwam eines Indianers getrocknet! ... Wann und mit welcher Gelegenheit hat der Verlorene den Rückweg in die Heimath gefunden, und wie kommt er zu seiner gegenwärtigen Stellung?«

»Ein Wink von Laura, der er Vermögen, Ehre und guten Namen opferte, wird ihn gesprächig machen,« erwiderte Claußen. Verschlossenheit liegt nicht im Charakter des gestürzten Zimmtprinzen. Er wird gern mittheilsam, besonders wenn man ihn neckt. Sie müssen sich aber zuvor Laura's Gunst erwerben.«

Die Dame im Buffet hatte den Steuermann bereits erkannt. Sie rief ihm lachend einen lauten Gruß zu, hob ein volles Glas und zeigte ihre noch immer hübschen Zähne.

»Vom ächtesten!« sagte sie, Claußen zutrinkend und einen scharfen Blick auf Heinrich werfend. »Dein Freund, fauler Junge, hat schon etwas Schimmel angesetzt.«

Reimer Claußen stellte den Kaufmann der einflußreichen Dame als einen intimen Bekannten vor, den ein wichtiges Geschäft zu ihr führe, indem er mit vielsagenden Blicken hinzusetzte: »Seine Galanterie gegen Damen kennt keine Grenzen.«

Laura lächelte Heinrich Medenspang vertraulich zu, füllte ein großes Glas mit Champagner, den sie selbst leidenschaftlich gern trank, kredenzte es ihm nicht ohne Grazie und sagte:

»Auf langes Leben in Saus und Braus, grauer Schwede!«

Heinrich stieß an und folgte Laura's Beispiel, welche das Glas in einem Zuge leerte. Da der Lärm wieder unerträglich zu werden begann, schwang sie die Glocke und schlug mit der Reitpeitsche auf den Schenktisch, daß alle Gläser tanzten. Diesen Augenblick benutzte der junge Medenspang, um Laura ein Goldstück in die Hand zu schieben. Sie lächelte sehr freundlich und ihre großen, dunkeln Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem ihr unbekanntem Fremden.

»Womit kann ich dienen?« fragte sie leise. »Hat sich ein junges Ding verlaufen und soll ohne Aufsehen und ungezurpt zurückgebracht werden in ihren soliden, goldenen Käfig?«

»Wie titulirt sich unser Mann?« forschte gleichzeitig Heinrich seinen Begleiter aus.

»Prinz schlechtweg!« gab dieser zurück.

Noch einmal wechselte Medenspang flüchtige Worte mit Laura, worauf diese das Büffet öffnete, den Gefährten des Steuermannes näher zu treten bedeutete und ihn nach einer Treppe wies, die aus dem Büffet in ihr nach hinten hinaus gelegenes Privatzimmer führte.

»Mach's Dir da oben commode!« rief sie ihm nach. »Ich werde sorgen, daß Euch Niemand stört.«

Reimer Claußen blinzelte ihm verschmitzt zu und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schenktisch, um das chaotische wilde Durcheinander, das sich in dunstiger Staubatmosphäre wirbelnd im Tanze drehte und einen prächtigen Vorwurf für Höllenbreughels Pinsel abgegeben hätte, recht mit Muße betrachten zu können.

7. DER ZIMMTPRINZ.

Es war ein kleines Zimmer, in welches Heinrich Medenspang trat, und das allerhand Nippes und Utensilien enthielt, an denen manche Frauen und Mädchen von geringem Bildungsgrade häufig großen Gefallen finden. Ueber einem Sopha, das kaum Platz für zwei Personen darbot, hingen die Silhouetten eines jungen Mädchens und eines Mannes, in denen Heinrich die Portraits der beiden Persönlichkeiten trotz ihres gegenwärtig sehr veränderten Aussehens wiedererkannte, mit denen eine seltsame Schickung ihn so unerwartet zusammenführen sollte.

Noch ließ der Kaufmann seine Blicke nachdenklich auf den Bildern ruhen, als polternde Schritte die enge Treppe heraufstapften und der Dirigent des Orchesters, nach

dessen rauschender Musik die aus allen Nationen zusammengewürfelte Gesellschaft des Salons unter Lachen und Jauchzen tanzte oder vielmehr im Tanz raste, vor ihm stand.

»Wer wagt es, mich in meinen Berufsgeschäften zu stören!« redete er den seiner harrenden Medenspang an, den er in seiner Verpuppung nicht erkannte. Es lagen zehn Jahre zwischen Heinrichs letzter Begegnung mit dem Zimmtprinzen, wie damals der Besitzer eines großen Colonialwaarengeschäftes, das vorzugsweise mit Gewürzen handelte, scherzweise genannt wurde, weil Enno Norrburg wie ein Prinz aufzutreten liebte und einen wahrhaft fürstlichen Aufwand machte.

Norrburg war mindestens fünfzehn Jahre jünger als Heinrich Medenspang, das unstäte Leben aber, das er ein volles Decennium unter Verhältnissen führte, die weit ab lagen von den Sonnenpfaden des Glückes, hatten ihn schnell altern lassen, so daß er dem Aussehen nach sich mit dem jüngeren Medenspang, der auch nie regelmäßig und philisterhaft solid, immer aber als kluger Genußmensch gelebt hatte, nicht messen konnte.

»Erinnern Sie sich meiner nicht mehr, Herr Norrburg?« entgegnete Heinrich auf die verdrießlich hingeworfene Frage des Zimmtprinzen. »Wir sahen uns häufig in der Bacchushalle und haben daselbst mancher Flasche den Hals gebrochen. Ach, das waren herrliche Zeiten, die nun leider für immer für uns Beide dahin sind!«

Die farblosen, verlebten Züge Norrburg's zuckten krampfhaft und aus dem erloschenen Auge, das tief zurückgesunken in seiner Höhle lag, blitzte ein freudiges Glühen auf. Die magere, weiße Hand dem ehemaligen Genossen entgegenstreckend, sagte er mit erzwungenem Lächeln:

»Teufel noch 'mal, das ist komisch! Ihr habt Euch verflucht gut conservirt, während meine Knochen nur noch zusammenhalten, wenn ich sie tapfer mit allerhand Spiritus begieße . . . Ein langweiliges, schweres Dasein das, zumal wenn's am Besten fehlt! . . . Aber man muß dennoch durch, bis Alles zu Ende ist und der Narrentanz einem den letzten Athemrest aus der glühenden Lunge pumpt! Wie zum Teufel kommt Ihr solides altes Haus in dies verrufene Sodom und Gomorrha?«

Enno warf sich in das Sopha und dehnte sich unter wiederholtem krampfhaften Gähnen.

»Wie habt Ihr erfahren, daß ich hier bin?« fuhr er fort.
»Mein Name liegt jenseit des Weltmeeres in den Jagdgründen der Wilden begraben, und Laura hat, obwohl sie keine Heilige ist und mir in Ihrer Jugend fürchterlich mit spielte, doch die eine große Tugend, die sich nur wenige Frauenzimmer anzueignen verstehen, daß sie schweigen kann.«

»Hätte ich Sie nicht zufällig hier gesehen, so würde ich Sie noch heute auf der andern Erdhälfte suchen.«

»Zufällig? . . . Sie kommen also nur zufällig in diesen lustigen Vorhof der Hölle?«

»Nicht ganz zufällig; ich suche eine mir verloren gegangene Seele.«

»Die hier für's Paradies jenseits präpariert wird?« höhnte lachend der Zimmtprinz und richtete sich aus seiner legeren Lage auf. »Ich fürchte, Ihr werdet sie dann etwas angeräuchert wiederfinden.«

»Diese Furcht hege ich nicht, da junge Männer, die körperlich gewandt und dabei lebhaften Geistes sind, wenn sie überhaupt nur wollen, auch den schlimmsten Gefahren mit Glück Trotz bieten. Als wir uns das letzte Mal in der Bacchushalle sahen – Sie hatten kurz zuvor die Unbeständigkeit alles irdischen Glückes erfahren – war ich nicht allein; ein junger Mensch, der Seemann werden wollte oder sollte, begleitete mich . . . Er nannte sich Hubert . . . «

»Hört, Medenspang,« fiel Norrburg ein, »jener Mensch, dessen ich mich allerdings erinnere, ist entweder ein Sonntagskind, ein Bastard oder der Sohn eines Teufels! . . . Er hatte Glück, wie nur Verfluchte es haben! . . . «

Jede Muskel seines Gesichts vibrierte und seine tiefliegenden Augen erglänzten in unheimlichem Feuer.

»Sie haben also später noch von ihm hört?« fragte Medenspang erwartungsvoll.

Die kalten, knöchernen Finger Norrburgs legten sich wie Klammern um seine Hand.

»Ich erwies diesem Menschen Freundlichkeiten, die er mit Undank belohnt hat,« sprach er. »Ihr habt Euch durch Aeüßerlichkeiten bestechen lassen, wie ich es ebenfalls that.«

Heinrich Medenspang legte auf diese Bemerkungen Norrburg's um so weniger Werth, als sie ja aus dem Munde eines Mannes kamen, dessen Leben kein fleckenloses war. Ihm war nur wichtig, daß der Zimmtprinz um den Verschollenen wußte und daß er mit dessen Verhältnissen aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich vertraut sein mußte.

»Dann können Sie mir gewiß sagen, wo dieser inzwischen zum Manne erwachsene Hubert gegenwärtig verweilt, was er treibt und in welchen Verhältnissen er lebt?« entgegnete der Kaufmann. »Seine Verwandten wünschen darüber genaue Auskunft zu erhalten. Wer sie zu geben vermag, wird es nicht zu bereuen haben.«

Enno Norrburg schloß einige Secunden lang die Augen, legte die Hand an seine Stirn und sagte dann:

»Warum sollte ich gegen Euch zurückhaltend sein, Medenspang! Schweigen kann in vorliegendem Falle mir eher schaden als nützen, und da es sich um einen Fernen, einen Unerreichbaren handelt, so ist's wohl erlaubt, daß man auch die Wahrheit von ihm sagt . . . Um nun zur Sache zukommen, so müßt Ihr wissen, daß in jener wilden Nacht, wo wir uns trafen, der letzten, die mir in Hamburg gegönnt war, den Heiligen von mir keine Capelle weder gebaut noch gelobt wurde. Ich lebte bis an den dämmernden Morgen, wie ich's gewohnt war, und durch diese Gewohnheit, die mich aus der Vaterstadt verbannete, ward ich der Retter eines unvorsichtigen Menschen . . .

Ich fand Hubert in einem bewußtlosen Zustande, ausgeplündert wahrscheinlich von sanft schmeichelnden Händen, und beim Erwachen zum Leben im Zustande so heftiger Verzweiflung, daß ich mich nach meiner Art, die Dinge zu nehmen, krank lachen wollte . . . An Bord wollte der Gerupfte, der sich von mir lüsternen Auges fortstahl, wie er sich Eurer Obhut entzogen hatte, nicht gehen, weil er eine zu frühe Bekanntschaft mit dem Tauende fürchtete, und um Eure Vermittelung zu bitten, schämte er sich . . . Nun seht, grauköpfiger Philister, man kann des Teufels Vorlauf, ein sinnloser Verschwender, ein wetterwendischer Charakter, kurz nach der gemeinen Ansicht der naserümpfenden Welt ein nichtsnutziges Subject sein, und dennoch Liebe und Mitleid haben mit jedem nothleidenden Bruder! . . . Ich war ein damals schon in Grund und Boden verwilderter Taugenichts, wie ich es noch heute bin; ich hatte mein Vermögen verspielt, verpraßt, verschenkt, mit habgierigen Schönen unter Scherzen, Küssen und leichtsinnigen Liebesbetheurungen einem Halbwahnsinnigen gleich vergeudet! . . . Nun was weiter? . . . Als der letzte Rest auf die Neige ging, stellte mich der fromme Oheim Kranzberg unter Curatel, bezahlte die Ueberfahrt nach New York und gab mir den Segen mit den gerührten Worten: Reise glücklich, ungerathener Neffe, und lasse Dich nie wieder in Hamburgs Straßen betreffen! . . . 's ist 'was Köstliches um ein humoristisches Menschenkind, und mein frommer Onkel, der so gern einen Heiligen aus mir gemacht hätte, ist der kurzweiligsten Käuze einer, die je bei verschlossenen

Thüren Wein getrunken und sittsame Mädchen geküßt haben! ... Der halbnackte arme Teufel erbarmte mich aufrichtig. In die Elbe wollte ich ihn nicht springen lassen, und zum Helfer fehlten mir leider selber die Mittel. Da dachte ich denn, es sei wohl am besten, wenn ich mich des armen Schelms in meiner Weise annähme. Ich konnte wenigstens darauf rechnen, daß ich einen tractablen Gesellen auf der langweiligen Reise an ihm haben würde. So schlug ich Hubert vor, die Rolle meines Bedienten zu spielen, damit er nur erst auf fremden Boden komme. Alles Uebrige müsse man vertrauensvoll dem Schicksal überlassen – Onkel Kranzberg sagt freilich salbungsvoll: Werfet Eure Sorgen auf Gott, in Wirklichkeit aber stecken sie bei ihm, wie bei allen ehrbaren Philisterseelen in den sauber bezifferten Blättern des Hauptbuches ... O Ihr Scheinheiligen, könnte ich Euch doch die weißen Halsbinden so fest zusammenschnüren, daß Natur und Wahrheit in Euer mühsam erkünsteltes Augenverdrehen käme!«

Norrburg erzählte das Alles mit einem Galgenhumor, welcher seinen Zuhörer fast eben so sehr interessirte, als der Inhalt seiner für ihn wichtigen Mittheilungen.

»Nahm Hubert Ihr Anerbieten an?« fragte Medenspang, als der Zimmtprinz schwieg und Wolken trüber Rückerinnerungen seine Stirn umlagerten. Diese Frage elektrisirte Norrburg und er begann auf's Neue mit großer Lebhaftigkeit zu erzählen.

»Mit beiden Händen griff er danach, sag' ich Euch, und unser Verhältniß blieb das beste, bis wir nach Liverpool

kamen. Es ist das ein Ort, wo lustige Schälke auch besser gedeihen als Betbrüder . . . Wir hatten Beide nicht allzu große Eile, weshalb wir es vorzogen, die süßen Erinnerungen an Hamburg wieder etwas aufzufrischen. Dabei fiel der schlank aufgeschossene Bengel, der gute Anlagen zu jeder Art des Lebensgenusses zeigte, plötzlich aus der Rolle, indem er der seltsamen Ansicht war, Herr und Diener seien zwei Menschen, unter denen in jeder Beziehung Gütergemeinschaft bestehe. Meine Belehrungen schlug Hubert leichtsinnig in den Wind, und als ich ein ernst gemeintes Wort mit ihm sprach, schleuderte er mir Beleidigungen in's Gesicht, die den dünnen, nur aus Katzensgold getriebenen Ring unserer losen Freundschaft zerbrachen. Ich fühlte, daß ich eine theilnehmende Seele verloren hatte durch die Anhänglichkeit, die Hubert meinen Sachen erwies; denn von jenem Tage an mußte ich die Eintheilung der Stunden wegen mangelnder Uhr nach der Stellung der Sonne zu erlernen suchen. Mein Diener hatte sich von mir emancipirt und war zu Schiffe gegangen, um sein Ziel, den Boden Amerikas zu erreichen. Etwas später traf ich ebendasselbst ein, begegnete ihm jedoch in den ersten Jahren meines transatlantischen Aufenthaltes nicht. Daß es nach mehreren Jahren, die mir Alles raubten, indem alle meine Pläne an der Gemüthlosigkeit der eisenköpfigen Yankee's scheiterten, die weder Sinn für Humor noch für Freudigkeit des Herzens haben, dennoch geschah, nahm ich für einen Wink des

Himmels, einem Lande den Rücken zu kehren, in welchem nur kalter Egoismus und Hartherzigkeit zu Vermögen, zu Einfluß und Macht verhelfen ... «

»Hubert hatte Carriere gemacht?« warf Heinrich Medenspang dazwischen, da es ihm schien, als ermatte Norrburg und könne weitere Mittheilungen verweigern.«

»Wie ein ... Sohn!« rief der Zimmtprinz, beide Hände grimmig ballend und die leidenschaftlich glühenden Augen stier auf den Kaufmann heftend.

»Zum ersten Male in meinem wechselvollen Leben fühlte ich mich elend, verworfen, zur Begehung eines Verbrechens aufgelegt ... Der reich gewordene Glückspilz kannte mich nicht, weil er keinen Vortheil für sich dabei sah ... Wie der eingefleischteste Yankee läugnete er, mich je gesehen zu haben, verweigerte mir jegliche Unterstützung und rief mir mit dem ganzen Hohne eines versteinerten Herzens, das für nichts als für den Erwerb und für das Erworbene Gefühl hat, zu: *Help yourself!* ... Rache dem Gefühllosen gelobend, folgte ich diesem Rathe ... Ich half mir selber, indem ich dem Elenden einen Wechsel entwendete, den er wegzuschließen vergessen hatte, und mir durch den Verkauf desselben die Mittel zur Rückkehr nach Europa verschaffte.«

Norrburg versank in düsteres Schweigen, aus dem ihm das schrille Getön der Glocke, die Laura schon mehrmals während seiner Unterredung mit Medenspang geschwungen hatte, wieder aufschreckte. Der Lärm der Tanzenden im Salon ward immer toller, und Heinrichs bemächtigte sich ein Gefühl der Beklommenheit, das der

Angst nahe verwandt war. Es grauste ihn, wenn er daran dachte, daß er den entsetzlichen Salon wieder passiren sollte, um in's Freie zu gelangen.

Der Zimmtprinz war aufgestanden und machte Miene, sich zu entfernen.

»Nur ein Wort noch, Norrburg!« sprach Medenspang gepreßt, indem er ihm seine volle Börse in die Hand drückte. »Wie kam Hubert zu seinem Vermögen? Wo lebt er und unter welchem Namen ist er drüben bekannt?«

»Was weiß ich!« entgegnete Norrburg mürrisch, die schwere Börse ohne ein Wort des Dankes in seine Westentasche schiebend. Die gefühllose Canaille ist gescheidt, besitzt Talent zum Handel, bleibt immer kalt wie Eis und hat kein Gewissen . . . Solche Eigenschaften machen drüben große Männer, die sich in eigenen Schuhen zu stehen rühmen . . . Als ich von ihm gewiesen wurde wie ein verachteter Bettler, stand der Mann des kalten Verstandes eben im Begriff, sich mit einem reich gewordenen Deutschen in Buenos-Ayres zu associiren, der mit Häuten, Fellen und mit in Europa stark gesuchten und hochbezahlten Holzarten handelt . . . Um sicher zu gehen, wollte er auf einem seiner Schiffe, die zwischen Afrika und Charleston fahren, nach Buenos-Ayres reisen und das etwa Nöthige mit dem neuen Compagnon persönlich ordnen.«

»Ist Ihnen der Name dieses Deutschen bekannt?« fragte Heinrich, den unruhig werdenden mit Mühe zurückhaltend, denn der Lärm im Salon und das Läuten der

Glocke wiederholtesich in immer kürzeren Pausen, während von der geräuschvollen, wilden Musik nur abgerissene Töne in das abgelegene Hinterzimmer drangen.

»Nie werde ich diesen Namen vergessen!« entgegnete Enno Norrburg und rollte zornig die düsteren Augen. »Das *help yourself* ruft ihn mir immer von Neuem in's Gedächtniß zurück ... Der Mann in Buenos-Ayres heißt Ludwig Helfer ... «

Im Salon hörte man lautes Getümmel, in das sich kreischende Frauenstimmen, schreckliche Flüche und abermals das Läuten der Glocke mischte. Norrburg stieß die Thür auf und eilte die schmale, steile Treppe hinunter. Heinrich Medenspang blieb unschlüssig an der offenen Thür stehen, mitangehaltenem Athem dem Höllenlärm lauschend, unter welchem das ganze Haus erbebe.

»Ludwig Helfer!« wiederholte er. »Der Bruder des Mannes, den der würdige Moosdörfer uns empfahl! ... Das ist eine Entdeckung, die sich kaum mit Gold aufwiegen läßt! ... Solider Bruder Matthias, wie übel stünde es um unsere hochgeachtete Firma, wenn Du nicht einen Leichtfuß zum Bruder hättest, der allenfalls auch Schmutz mit vorsichtigen Finger anfaßt, wenn er ihn goldhaltig findet! ... Es führen alle Wege nach Rom, warum nicht auch in den Himmel, selbst wenn man, um schneller an dessen Eingangspforte zu gelangen, eine Leiter ansetzen müßte, die aus Verbrecher- und Teufelsknochen gezimmert wäre.«

Der Lärm im Salon ließ etwas nach; an einigen merkwürdig festen und scharfen Geigenstrichen erkannte Medenspang, daß der Zimmtprinz die Leitung des Orchesters wieder übernommen hatte.

Ein greller Lichtstrahl erhellte den Raum unterhalb der Treppe. Reimer Claußen trat aus dem Büffet und winkte dem unschlüssigen Kaufmanne.

»Geschwind, kommen Sie herab, die Passage ist frei!« rief er ihm zu. »Der Störenfried ward gebunden und abgeführt . . . Wir können jetzt unaufgehalten das Haus verlassen.«

Heinrich war mit zwei Sätzen an der Seite des Seemanns.

»Haben Sie Ihre Zeit gut benutzt und den Prinzen zum Sprechen gebracht?« fragte dieser. »Er ist ein wunderlicher Gesell geworden, seit er nichts mehr besitzt, als seine gefeite Geige und die Zuneigung der leicht zu rührenden Laura.«

»Ich und mein Bruder, wir bleiben Eure Schuldner,« versetzte Heinrich Medenspang, die Straße betretend, durch welche der Nordostwind kalte Schneewirbel fegte. »Gelingt uns dann, die Brigg Farewell an uns zu bringen, so seid Ihr der Capitän, dem allein wir das gute Schiff zu glücklicher Fahrt nach den Häfen Südamerikas anvertrauen!«

»Halte Sie beim Worte, Herr Medenspang,« erwiderte Reimer Claußen, »und haben Sie drüben eine geheime Bestellung auszurichten, so bin ich der Mann, der eben

so gut reden als schweigen kann ... Müßte ein schlechter Seemann sein verstünde ich nicht auch bei conträrem Winde mein Schiff in sicheres Fahrwasser zu steuern und festen Cours zu halten.«

VIERTES BUCH.

1. DER ALTE WANDERER.

Nach einer Reihe heiterer und milder Tage, welche bereits das Herannahen des Lenzes verkündigten, war abermals rauhes Wetter eingetreten. Regen, Schnee und Hagel fiel häufig, und während in tiefer gelegenen Waldthälern aus grauer Wolkendecke oft Tage lang nur ein feiner, Alles durchfeuchtender Niederschlag sickerte, herrschte auf den von Wolken umhüllten Kämmen und Gipfeln des Gebirges der Winter noch in voller Majestät. Erst gegen Ende März klärte sich der Himmel wieder auf, des Nachts fiel gewöhnlich Reif, ausnahmsweise aber fror es auch so stark, daß sich stehende Gewässer mit einer neuen dünnen Eisdecke überzogen.

Solche Tage sehen die Waidmänner gern, da sie gute Jagdbeute verheißen. Der Förster Thomas Joseph aus dem wildromantisch gelegenen Waldhause, in welchem Horatio von Alteneck mit seinem Freunde Anton Wacker eine Nacht verlebte, als sie sich verirrt hatten, ließ keinen solchen Tag unbenutzt. Er durchstreifte sein großes Revier früh und spät, bald allein, bald von einem Burschen begleitet, der alle Eigenschaften eines tüchtigen Jägers in sich vereinigte.

Eines Tages – die Nacht war sehr hell und so kalt gewesen, daß alle Waldwiesen so weiß schimmerten, als hätte es geschneit, und selbst an den Bachrändern Eis angesetzt hatte – brach Thomas Joseph noch vor Sonnenaufgang auf, um die seiner Beaufsichtigung unterstellten

Holzschläge zu besichtigen. Es waren daselbst Diebereien vorgekommen, die während eines langen Winters selten abzuwehren sind, und der Förster wollte nachsehen, ob sich die Spur der Holzdiebe, die ihm schon oft viel zu schaffen gemacht, nicht verfolgen lasse.

Mehr aus Gewohnheit, als weil er sich geschützter fühlte, wenn er bewaffnet in das Dickicht des Waldes eindrang, warf Thomas Joseph seine Doppelbüchse über die Schulter, schnallte seinen Hirschfänger um und versah sich mit Jagdtasche, Pulverhorn und Schrotbeutel. So ausgerüstet, verließ er, von zwei seiner besten Hunde begleitet, die eine ausgezeichnete Witterung besaßen, das Waldhaus und betrat auf dem kürzesten Wege den Forst.

Etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang gewährte Thomas Joseph auf einem schmalen Wiesenstreifen, der an dem Rande einer Wildwasserrinne sich hinzog, in dem stark bereiften kurzen Grase die Fußstritte eines Mannes, der allem Anscheine nach sehr müde gewesen sein mußte, denn er war so schleifend gegangen, daß der Reif überall abgestreift war. Vielleicht hätte der Förster die Spur gar nicht beachtet, wäre er nicht durch das Umherschnüffeln seiner Hunde darauf aufmerksam gemacht worden. Sie hatte an sich kein Interesse für ihn, besonders als er bald auch entdeckte, daß der müde Wanderer einen Stock bald als Stütze gebraucht, bald schleppend getragen haben mußte. Nur das Gebahren seiner Hunde fiel ihm auf, die, obwohl Thomas Joseph sie mehrmals abrief, immer von Neuem zu den Fußstapfen zurückkehrten und sie beschnüffelten.

Am Ende des Wiesenstreifens verloren diese Fußstapfen sich im Walde, der an dieser Stelle kein Dickicht bildete. Der Förster folgte mit verzeihlicher Neugierde den Hunden, welche die aufgefundenene Spur nicht verloren. Durch Bellen zeigten sie ihrem Herrn an, daß sie ihre Pflicht thaten.

So ging es geraume Zeit über Stock und Block, durch Dick und Dünn, bis auf die kahle Höhe eines Vorsprunges, von dem man die Waldthäler und Schluchten weithin übersehen konnte. Ehe noch der Förster diese Umschau betrat, sagte ihm das ungewöhnlich laute Gebell der Hunde, daß ihnen etwas Auffälliges zugestoßen sein müsse, eine Vermuthung, die Thomas Joseph beim Heraustreten auf die Lichtung bestätigt fand.

Auf dem bereiften, mit weichem Moos überwucherten Stumpf einer großen Fichte, welche vor vielen Jahren der Sturm umgebrochen hatte, saß ein alter, hagerer Mann, der durch sein verwildertes Aussehen Jedem auffallen mußte. Von den Hunden des Försters angebellt, hielt der Fremde seine Augen unverwandt auf die Thiere gerichtet, die er zu fürchten schien. Erst als Thomas Joseph diese durch ein schrilles Pfeifen gebieterisch abrief, wandte er den Kopf seitwärts und zeigte dem Förster ein langes, tief gefurchtes, fast lederbraunes Gesicht, das im Schatzen des über die Stirn weit vorspringenden alten dreieckigen Hutes, der sein eisgraues Haupt bedeckte, noch dunkler erschien; als es von Natur war. Die Kleidung des

Fremden bestand aus einem dünnen, kaum noch zusammenhängenden blau-grauen Tuchrocke von äußerst veraltetem Schnitt, manchesternen Beinkleidern, die früher wahrscheinlich schwarz gewesen waren, jetzt aber eine rostbraune Farbe angenommen hatten. Gamaschen von naturbraunem Tuche, an der Außenseite zugeknöpft, umhüllten die Schienbeine und bedeckten zur Hälfte auch noch die Füße, die in starken, mit Nägeln beschlagenen Schuhen staken, deren Sohlen jedoch sich in sehr schadhaftem Zustande befanden. Am rechten Fuße blutete der Fremde, und der Geruch des Blutes, das dem Blicke des Försters in den Fußstapfen auf der bereiften Wiese entgangen war, hatte jedenfalls für die gut dressirten Jagdhunde eine so große Anziehungskraft besessen.

Als Thomas Joseph dem Fremden sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, lüftete dieser seinen alten, schäbigen Dreispitz zum Gruße und bot dem Förster mit einer klanglosen, heisern Stimme guten Morgen. Der Waidmann erwiderte den Gruß, einen scharfen Blick verzeihlicher Neugierde auf den fast unheimlich aussehenden einsamen Wanderer heftend.

»Fürchten Sie sich vor mir, Herr Förster Joseph?« redete darauf der Fremde den Waidmann an, indem er aufzustehen Miene machte und nach dem zu seinen Füßen liegenden starken Knotenstocke sich bückte . . . »Ich bin gegenwärtig ein sehr unschädlicher und, was schlimmer ist, auch ein sehr unglücklicher Mensch.«

»Sie kennen *mich*?« erwiderte der Förster, den noch immer auf dem bemoosten Baumstumpfe Sitzenden mit

forschendem Auge musternd. »Dann sollte ich Sie doch wohl auch kennen?«

»Vor vielen Jahren haben Sie mich oft in Nahrung gesetzt,« entgegnete der Fremde. »Ich kam jährlich drei- bis viermal in's Waldhaus und fragte, ob Sie noch versorgt wären ... Können Sie sich nicht besinnen, Herr Förster? ...«

»Sie sind doch nicht der unselige Mann, welcher mit den Grenzwächtern in Streit gerieth?«

Der Fremde bewegte bejahend seinen eisgrauen Kopf und hob sich mit Hilfe des Knotenstockes mühsam auf seine wunden Füße.

»So ist's, Herr Förster,« sprach er. »Ich bin der verrufene, steckbrieflich verfolgte, wie ein Wild aus dem Lande gehetzte Wachholdermann, insgemein Wachholder-Brühs genannt ...«

Er stand, einem langen, hagern Skelett ähnlicher als einem Menschen, aufgerichtet vor dem Förster und sah ihn mit Augen an, in denen ein unheimliches Feuer glühte.

»Treten Sie nicht zurück, Herr Förster,« fuhr er fort, da er eine gewisse Unruhe an dem Waidmann bemerkte, die indeß nicht ein Ergebniß der Furcht war, sondern in der Unschlüssigkeit ihren Grund hatte, die Thomas Joseph momentan beherrschte. »Ich bin eine elende Creatur, die weder schaden noch nützen kann, und wollte ich das Maß meiner Vergehen zum Ueberlaufen füllen, so hätte ich mich längst am Ast einer dünnen Kiefer aufgehängt! Es giebt aber wenig schlechte Kerle, die nicht

auch zugleich feig wären, feig, um groß zu werden in ihrer Schlechtigkeit, und feig, um Buße zu thun. Vor dem Einen haben sie so viel Angst wie vor dem Andern, und deshalb führen Cujons meines Schlages ein Leben wie der ewige Inde . . . Sie können nicht sterben, und versuchte man sie mit Dreschflegeln todt zu schlagen! . . . Aber ich sage Ihnen, Herr Förster, ich bin dieses vermaledeiten Lebens überdrüssig und fest entschlossen, es von jetzt an anders anzugreifen . . . Sie beträfen mich sonst nicht auf Ihrem Revier.«

Thomas Joseph war ein gutmüthiger Mann, der kein erlegtes Thier des Waldes ohne tiefes Mitgefühl verenden sehen konnte. Ihn hatte der alte, zum Skelett abgemagerte Mann, den er längst für todt gehalten, nie persönlich beleidigt, wie er selbst auch niemals um ihn sich bekümmert hatte. Er wußte nur vom Hörensagen, daß Brühs, welcher früher einen ziemlich schwunghaften Handel mit Wachholdersaft betrieb, in dem Rufe stand, in Bezug auf das Mein und Dein ein sehr weites Gewissen zu haben. Wenige Stunden von der Grenze zweier waldreicher Länder wohnend, welche reich sind an der romantischen Wachholderpflanze, deren Beeren namentlich der Landmann große Heilkräfte zuschreibt, plünderte Brühs bald auf der einen, bald auf der andern Seite der Grenze die Wälder, um sich unentgeltlich die Mittel zum Betriebe seines Gewerbes zu verschaffen. Bei dieser Beschäftigung legte er sich mit Eifer auf das Einschmuggeln verbotener Waaren aus einem Lande in's andere. Oft von den Gensdarmen und Grenzjägern verfolgt, war es Brühs

ein halbes Menschenalter geglückt, denselben durch seine Schlaueit und durch die genaue Kenntniß aller verborgenen Schlupfwinkel in den oft undurchdringlichen Waldungen zu entkommen. Das machte den verwegenen Mann dreist und die Dreistigkeit gereichte ihm, wie das fast immer geschieht, schließlich doch zum Verderben. Er ward umstellt und wäre unbedingt zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilt worden, hätte er nicht zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht genommen. Muskelkräftig wie Wenige, entschlossenen Muthes und seit lange erbittert gegen seine Dränger, brach er sich mitten durch sie Bahn, nachdem er sich geduldig hatte umringen lassen. Sein gewichtiger Knotenstock leistete ihm dabei die trefflichsten Dienste, indem er mit wenigen herkulischen Schlägen die Nächsten niederschmetterte, entfloh und einen Versteck erreichte, der trotz alles Suchens und trotz der Belohnung, die auf die Gefangennahme des steckbrieflich verfolgten Wachholdermannes gesetzt ward, doch nicht aufgefunden wurde.

Leider war Brühs, der nichts mehr als die eingeschlossene Luft eines Gefängnisses und im strengeren Sinne die Arbeit fürchtete, bei dieser Affaire das Unglück begegnet, daß er mit seinem Knotenstocke zwei Grenzjägern die Schädel eingeschlagen hatte. Nicht blos als Todtschläger, als Mörder verfolgte ihn die Polizei, und ward man seiner habhaft, so entging er nach den damals noch geltenden Gesetzen nie und nimmer dem Tode durch Henkershand.

Dies war ungefähr vor zwanzig Jahren geschehen. Brühs lebte seitdem wie die Nomaden Asiens. Er betrat

am hellen Tage nie wieder einen bewohnten Ort, obwohl er schadenfrohe Angeber nirgends zu fürchten hatte. Seine Wohnung war Jahre hindurch im Sommer wie im Winter der Wald, wo er Höhlen kannte, die Niemand betrat, und wo er bald da, bald dort seinen Wohnsitz aufschlug. Nur des Nachts wagte er sich aus seinem Versteck, umschlich die Dörfer und trat plötzlich wie eine Erscheinung in die Häuser derer, die von jeher den von ihm selbst bereiteten vortrefflichen Saft zu kaufen pflegten. Endlich aber verschwand die wohlbekannte Figur des Wachholdermannes ganz, und der Verschollene, von dem Alle glaubten, er sei in seinem Verstecke vom Tode überrascht worden, lebte bei denen, die ihn genau gekannt hatten, nur noch in Erzählungen fort. Sein Geschäft war in andere Hände übergegangen und wurde, wie es schien, von den neuen Unternehmern mehr fabrikmäßig betrieben. Wenigstens boten den beliebten Wachholdersaft statt des einen die Dörfer mit Riesenschritten durchwandernden Brühs, den jedes Kind an seinem ungefütterten blaugrauen Rocke mit den gulden großen zinnernen Knöpfen, an seinen braunen Gamaschen, die er ganz allein trug, und an dem gewaltigen Dreispitz kannte, jetzt halb erwachsene Knaben und Mädchen feil, die bald einzeln, bald paarweise die Runde durch die Grenzdörfer machten.

Dieser Vergangenheit des Mannes erinnerte sich lebhaft der Förster, als er den alt und schwach gewordenen Brühs jetzt so völlig hilflos vor sich stehen sah. Es kam dem ehrlichen Waidmanne, den schon das Aussehen des Unglücklichen rührte, nicht in den Sinn, den Angeber zu

spielen und sich das ausgesetzte Blutgeld zu verdienen. Er grübelte nur nach, wie dem Aermsten in seiner traurigen Lage und Verlassenheit wohl zu helfen sei. Und da er aus den vernommenen Aeußerungen Brühs' schloß, die Verzweiflung spreche aus ihm, so glaubte Thomas Joseph ein gutes Werk zu thun, wenn er die Vergangenheit desselben auf sich beruhen lasse und des Unglücklichen sich in christlicher Liebe annehme. Wagen durfte einen solchen Schritt der allgemein geachtete Förster. Ging der abgerissene Brühs, den schwerlich irgend Jemand wieder erkannte, mit ihm durch einen bewohnten Ort, so ward er sicherlich weder angehalten noch befragt. Der Jagdrock des Försters war unter allen Umständen der sicherste Geleitschein für den todmüden Mann, der nirgends mehr eine Heimath zu haben schien.

»Wohin wollen Sie, wenn es erlaubt ist, zu fragen?« sagte Thomas Joseph, der in seiner Gutmüthigkeit dem offenbar körperlich wie geistig leidenden alten Manne gern eine Gefälligkeit erwiesen hätte. »Sie scheinen von weit her zu kommen und haben in vergangener Nacht wohl wenig Ruhe gehabt.«

Brühs ließ seinen hohlen Blick über die Gegend schweifen, die im Frühlicht der hellen Morgensonne ein Bild des Friedens darstellte, das mit dem Wehe in seiner eigenen Brust in grellstem Widersprüche stand.

»Ich will büßen, damit ich ruhig sterben kann,« entgegnete der abgemagerte Alte. »Das Leben ist mir eine Last, die ich unmöglich lange noch tragen kann. Und doch fühle ich, daß ich der schweren Bürde nicht eher

entledigt werde, bis ich gebüßt und die wohlverdiente Strafe für meine Schlechtigkeiten erlitten habe. Bringen Sie mich an die nächste Gerichtsstelle, Herr Förster! Ich will mein eigener Angeber werden.«

»Lassen Sie sich zu keinem unüberlegten Schritte fortreißen, weil die Noth des Augenblickes Ihnen unerträglich scheint!« erwiderte der Förster. »Vor zwanzig Jahren hätte ich Sie vielleicht, wären Sie mir im Beisein von Zeugen begegnet, verhaftet und den Gerichten ausgeliefert. Jetzt fühle ich mich zu solchem Schritte nicht berufen. Das unglückliche Ereigniß, das Sie flüchtig machte und endlich spurlos verschwinden ließ, ist fast verjährt, vergessen ganz gewiß, und Sie selbst wollen ja auch jetzt noch, wenn ich Sie richtig verstanden habe, nicht ein Verbrechen darin erblicken.«

Brühs' faltenreiches Antlitz verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln.

»Für einen Mörder kann ich mich allerdings nicht halten,« entgegnete er. »Jeder Mann, der um sein Leben kämpft, hätte damals in meiner Lage gehandelt wie ich, wenn er keine Memme gewesen wäre ... Schlug ich Menschen todt, so geschah es wider Willen, im Zustande unzurechnungsfähiger Aufregung, in der Angst des Augenblickes, über den Niemand Herr ist, und aus Nothwehr! ... Ich beklage, daß ich Menschen tödtete, aber ich könnte dieser That wegen, die mich aus der Gemeinschaft der Menschen verstieß und unter die vernunftlosen Thiere des Waldes verbannte, noch heute ruhig schlafen, drückten mich nicht schwerere Vergehen!«

»Noch schwerere als ein Todtschlag?« rief Thomas Joseph und griff unwillkürlich an seine Büchse.

Das tief liegende, hohle und seltsam glühende Auge des Wachholdermannes ruhte wieder mit demselben unheimlichen Ausdrücke auf dem Förster, welcher diesen schon einmal fürchten ließ, der unglückliche Alte möge seiner Geisteskräfte nicht mehr vollkommen mächtig sein.

»Was halten Sie für sündhafter,« entgegnete er, »einen Todtschlag, begangen in der Angst der Seele, aus Verzweiflung und in blinder Wirth, oder einen Handel mit Seelen aus niedriger Gewinnsucht?«

»Letzteres Verbrechen kann, Gott Lob, in unserem Vaterlande nicht verübt werden, da Menschen bei uns keine Waare sind,« erwiderte der Förster. »Es giebt bei uns weder Slaven noch Slavenhalter, und wie ein Mensch, der unter Himmelsstrichen gelebt hat, wo man den Menschenhandel wie jedes andere Geschäft betreibt, sehen Sie mir nicht aus! Sie haben ja in allen den Jahren nicht einmal Ihre alte und längst veraltete Kleidung abgelegt.«

»Und doch bin ich schlechter als der grausamste Slavenhändler!« stöhnte Brühs und hielt sich mühsam aufrecht an seinem Stocke. »Thun Sie ein gutes Werk, Herr Förster,« fuhr er fort, »und verhelfen Sie mir zu der Strafe, die ich verwirkt habe! ... Es ist der Finger Gottes, der mich just hieher gewiesen hat! ... Ich war erschöpft zum Tode, bin mittellos und wollte Niemand um eine Gabe ansprechen ... Da rief die Stimme des Gewissens in mir: Stehe auf und wandere! ... Wandere, bis Deine

Kräfte erlahmen und Gott Deine arme, schuldbeladene Seele vor seinen Richterstuhl befiehlt! . . . Ja, Herr Förster, es war mein fester Wille, hier, von wo aus ich ungefähr den Schauplatz meiner früheren Vergehen übersehen kann, zu sterben, zu erfrieren, wenn Sie wollen! Denn die Luft war vor Sonnenaufgang kalt genug, um das träg durch die Adern schleichende Blut eines kraftlosen Greises vollends erstarren zu lassen! . . . Ich schlief auch schon, und schreckliche Gesichte quälten meine Seele, ein Vorgeschmack der Höllenpein, die meiner jenseits wartet! . . . Da rüttelte mich das Gebell Ihrer Hunde aus meinem Schlafe, der in den Tod übergehen sollte, auf, und darin erkenne ich den Willen Gottes! . . . Ist der Weg von dieser Höhe bis zum Waldhause sehr weit? Genau vermag ich nach so langer Abwesenheit die Entfernungen doch nicht mehr zu beurtheilen.«

»Wenn Sie mir folgen können, so geleite ich Sie innerhalb einer Stunde dahin,« sagte Thomas Joseph.

»Sie wollen es?« versetzte Brühs. »Wollen Sie, wenn ich mich etwas ausgeruht habe, mich dann auch anhören?«

»Ich werde das Vertrauen, das Sie mir schenken, nicht mißbrauchen, Brühs!«

»Wenn Sie mein Inneres kennen, und was ich verbrochen habe, Herr Förster, wird das Mitleid Ihnen die rechten Wege zeigen!«

Thomas Joseph ließ seine Augen nochmals mit inniger Theilnahme auf der skelettartig langen Gestalt des alten

Mannes ruhen. Dann pfiff er seinen Hunden und rief ihnen Worte zu, welche die klugen Thiere verstanden. Laut bellend schlugen sie denselben Pfad ein, den der Förster heraufgestiegen war. Erst am Fuße der Höhe brachen sie in den Wald.

»Lehnen Sie sich auf meinen Arm, ich werde Sie führen,« sprach der Förster. »Erkennen Sie in mir einen Erretter, keinen Verräther! Sind Sie aber bedrückt, wie Sie meinen und behaupten, so seien Sie eingedenk des tröstenden Wortes, daß Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe! . . . «

2. BRÜHS' ERZÄHLUNG.

Thomas Joseph mühte sich vergeblich ab, das Vergehen zu errathen, dessen Brühs sich aus eigenem Antriebe zieh. Seiner Ansicht nach konnte nur derjenige ein Seelenverkäufer sein, welcher Menschenhandel trieb, und daß der harmlose Mann, der so lange Jahre nichts Anderes gethan hatte, als Wachholderkraut zu sammeln, um die daran hängenden Beeren zu Saft einzukochen, auch nach seiner Flucht kein Slavenhändler geworden sein könne, davon war er überzeugt. Er glaubte daher noch immer, Brühs habe sich in Folge schwerer Leiden und übergroßer Entbehungen, die sich auszulegen die Noth ihn gezwungen, eine fixe Idee in den Kopf gesetzt, die ihn unablässig peinige. In dieser Annahme bestärkte ihn noch das Gebahren des hinfälligen Alten während des Rückweges nach dem Waldhause, das sich nur durch geistiges Kranksein erklären ließ.

Kurz vor dem Sichtbarwerden der alten Försterwohnung im friedlichen Waldthale betraten zwei Männer die Schwelle desselben, um einige Zeit daselbst auszuruhen. Es geschah dies nicht selten, wenn Fremde sich ermüdet fühlten und einer leiblichen Erquickung bedurften; denn auf mehrere Stunden Entfernung von dem versteckt gelegenen Hause gab es in den waldbedeckten Thälern und tiefen Schluchten kein Dorf, wo Reisende ein Unterkommen finden konnten.

Brühs war so erschöpft, daß er kaum noch sprechen konnte, als er, von Thomas Joseph geführt, in der Försterei anlangte.

»Sie müssen sich vor Allem mit Speise und Trank erquickern;« sagte der brave Waidmann, dem zitternden Alten seinen eigenen Lehnstuhl einräumend, in dem er Abends auszuruhen pflegte. »Verhalten Sie sich ruhig; ich werde Sorge tragen, daß wir allein bleiben.«

Er suchte seine Frau auf, die immer in der Wirthschaft thätig war und, wenn der Förster mit einkehrenden Bekannten oder Fremden sich unterhielt, fast niemals zum Vorschein kam. Auch jetzt fand er sie in der Küche mit Bereitung eines Eierkuchens beschäftigt, der schon angenehm duftete.

»Sind Fremde da?« fragte Thomas Joseph.

»Herr Schmalbacher und ein Mann, den ich nicht kenne,« erwiderte die Frau. »Du bist auch nicht allein. Was führt Dich so schnell zurück?«

»Wo sind die frühen Gäste?« fragte der Förster zurück.

»Im Cabinet,« lautete die Antwort. »Sie wollen allein bleiben, um Briefe zu lesen. Auch Schreibmaterialien ließen sie sich bringen.«

»Dann störe sie ja nicht,« entgegnete der Förster. »Mir ist ein gar wunderlicher Kauz in die Hände gelaufen, den ich auf gutem Wege habe, mir seine Erlebnisse zu erzählen. Der arme Teufel sieht nicht zum Besten aus, und wünscht schon deshalb nicht gesehen zu werden . . . Laß also Schmalbacher und seinen Gefährten wissen, daß, sollten sie mich zu sprechen begehren, dies nur im Cabinet geschehen kann. Mein seltsamer Gast, vor dem Du Dich nicht erschrecken mußt, würde den Mund nicht öffnen, ahnte er, daß außer ihm noch andere Leute in seiner Nähe sich aufhalten. Er ist menschenscheu wie ein Wilder. Und nun spute Dich, und bereite so schnell wie möglich ein kräftiges, schmackhaftes Warmbier, daß der verfrorene arme Schlucker innerlich wieder aufthaut.«

Frau Renate bedeutete ihren Mann durch Kopfnicken, daß sie ihn vollkommen verstehe; viele Worte zu machen, war nicht ihre Sache. In abgelegenen Gegenden, auf hohen Bergrücken und in Waldschluchten, wo der Mensch inniger mit der Natur zusammenwächst, als dies im Lärm geräuschvoller Städte geschehen kann, findet man häufig das weibliche Geschlecht, dem gewöhnlich Geschwätzigkeit vorgeworfen wird, still. Dieselbe Erscheinung läßt sich auf meerumrauschten Eilanden beobachten, wo die so häufig entfesselte Urkraft der Elemente den Menschen im Gefühl ihrer Ohnmacht die Zunge fesselt.

Thomas Joseph legte Jagdtasche, Hirschfänger, Pulverhorn und Schrotbeutel ab und stellte seine gezogene Doppelbüchse in den Gewehrschrank. Dabei sprach er fortwährend mit seinem Gaste, in der Absicht, diesen der tiefen Apathie zu entreißen, in die er noch immer versunken war. Darüber erschien Renate mit dem bestellten erquickenden Getränk, musterte mit scheuem Blick den auch ihr hinfällig erscheinenden Mann, entfernte sich aber sogleich wieder.

Thomas Joseph bediente sich selbst, und nöthigte Brühs, das Gleiche zu thun. Das gewürzte Bier that denn auch bald seine Wirkung. Der müde Alte fühlte sich neu gestärkt; er athmete kräftiger, sein Auge blickte freier und zuversichtlicher um sich, und in alle seine Bewegungen kam mehr Leben. Der Förster fragte, ob er gewohnt sei, Tabak zu rauchen, was indeß Brühs verneinte. Darauf holte Thomas Joseph seine große Meerschaumpfeife herbei, setzte sie in Brand und sagte:

»Wir sind jetzt ganz unter uns. Beliebt's Ihnen, mir vertrauensvoll Ihr Herzeleid mitzutheilen, so werde ich ein aufmerksamer Zuhörer sein und am Schlusse Ihrer Mittheilung mit meiner Ansicht, wie das so meine Art ist, nicht hinter dem Berge halten . . . «

»In meiner Jugend habe ich einmal von Leuten gelesen, welche vervehmt waren,« hob Brühs an. »Ich konnte mir von dem, was man darunter verstand, keine rechte Vorstellung machen, nur so viel begriff ich, daß die Vervehmten mit aller Welt, so zu sagen, aus dem Frieden

gesetzt waren. Keiner nahm sich ihrer an, Keiner gab ihnen Obdach und Nahrung, Keiner hatte ein Herz für sie, und Keiner durfte es haben oder ahnen lassen, daß er Mitleid mit ihnen habe und, wäre es nur erlaubt, ihnen wohl einen Liebesdienst leisten möchte ... Mir bewegte sich vor Angst und Grausen das Herz, wenn ich mich in die Lage eines solchen Unglücklichen hinein versetzte, und ich mußte Menschen, Bekannte aufsuchen, um mich zu vergewissern, daß ich nicht verkehmt sei! ...

»Es ist schon lange her, daß man diese entsetzliche Sitte abgeschafft haben soll. Niemand weiß mehr etwas von den Schrecken der Vehme, und dennoch ist sie nicht verschwunden! ... Es kann Einer der ruhigste, stillste Mensch sein, Niemand reizen oder beleidigen, kein Wasser betrüben, und dennoch trägt er den Fluch und die Qual der Vehme mit sich herum! Wo er sich hinsetzt im Gewühl der Meschkm unter die frommen Beter in der Kirche, zwischen die fröhlich lachende Jugend, wenn sie am Tanz sich erlustigt, oder unter muntere Zecher – die schwarze Larve des Rächers mit dem dunkel glühenden Auge, den gezückten Dolch in der Hand, sieht er doch immer vor sich stehen oder über sich gebeugt, wie ein der Hölle entstammtes Gespenst! Solche Qual erdulden, Herr Förster, ist schlimmer als sterben! ... Der Tod kann schrecken, er kann uns auch namenlose Pein bereiten, wenn er langsam näher und immer näher kommt und sein die Seele entführender Finger uns doch nicht berührt, foltern aber wie ein Leben, das dem Fluche, der

Verachtung, der Aechtung der Welt und dem Verdammungsurtheil des eigenen Gewissens verfallen ist, kann auch der schreckenreichste und qualvollste Tod nicht! . . .

»Als ich vor zwanzig Jahren das Unglück gehabt hatte, die Schädel zweier Grenzjäger mit meinem noch härteren Knotenstocke einzuschlagen, verhing die weltliche Obrigkeit über mich die Vehme, wie man sie neuerdings eingerichtet hat. Sie setzte auf den langen Mann mit den braunen Gamaschen, dem altmodisch zugeschnittenen Rocke und dem dreieckigen Hute einen Preis aus für den, der ihn lebendig dem Gericht einliefere, und beschrieb, damit ich von Jedem leichter erkannt werde, meinen Gang, mein Gesicht, mein Haar und was sonst noch Auffallendes an mir sein mochte. Ich habe einmal solch ein geschriebenes Conterfei von mir selbst gesehen und mußte darüber lachen, denn es nützte doch nichts, daß es in die Zeitungen eingerückt und in allen Schenken an die Thüren genagelt wurde. Das Gericht war mir wohl feind und hätte mich gern hinter Schloß und Riegel gebracht, allein die Menschheit, mit der ich durch natürliche Bande zusammenhing, setzte mich nicht aus dem Frieden. Das that ich selber, als der Teufel Gewalt über mich erhielt, weil ich zu viel in der Einsamkeit leben mußte und ich vorher nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, die ewige Lampe der Selbsterkenntniß in mir anzuzünden! Meine Seele war nicht verwildert, sie ließ sich nur gehen, und dabei gerieth sie in die Irre und endlich auf Abwege . . . «

»Anfangs, Herr Förster, wie das Gesetz mich zum Verbrecher gestempelt hatte, lachte ich darüber, denn ich war in meiner Freiheit ein fixer Kerl, den so leicht Niemand wahrhaben konnte. Mein Körper war von Eisen, durfte ihm schon etwas bieten. Daß ich keine Wohnung, keine bleibende Stätte hatte, auf der ich sorglos ausruhen durfte, stählte meine Kräfte noch mehr und härtete meinen Körper dergestalt ab, daß er unempfindlich ward gegen Hitze, Nässe und Kälte. Ich würde zu beneiden gewesen sein, wäre ich nicht immer allein geblieben! Die Einsamkeit verwildert, wenn die Bildung des Herzens ihr nicht die Stange halten kann! . . . Einsiedler können nie gut bleiben und Gutes fördern, wenn ihre Seele nicht von dem Feuer der Selbsterkenntniß erwärmt und von der Flamme des Geistes der ewigen Wahrheit erleuchtet wird! . . .

»Mich langweilte die Einsamkeit; wer sich aber langweilt, der ist zu Allem fähig. Auch der beste Mensch ohne Beschäftigung wird endlich schlecht, denn nur Thätigkeit setzt das Triebrad der Bildung, welche die guten Eigenschaften in uns entwickelt, damit wir Gott ähnlich zu werden versuchen, in ewig schwingende Bewegung.

»Da trat der Versucher an mich heran, umstrickte mich und bekam über mich Gewalt! . . . Ich hörte seinen Einflüsterungen gern zu, denn ich begehrte wieder unter meines Gleichen zu kommen. Als nun der Versucher Herr über mich geworden und ich so mit ihm verwachsen war, daß wir nur eine Person bildeten, zeigte er mir die Gelegenheit, wie ich der Einsamkeit entfliehen und mich den

Menschen wieder nähern könnte, denen ich mich durch mein unstätes Leben im Walde gründlich entfremdet hatte.

»In einer kühlen Grotte, die ich mitten im Dickicht des Waldes an einer schroffen Thalschlucht entdeckt hatte, in deren Tiefe ein rascher Bergbach schäumte, war ich, ermüdet von der schwülen Luft eines ungewöhnlich heißen Tages, fest eingeschlafen. Weil ich oft schreckliche Langeweile empfand und deshalb unzufrieden mit meinem Loose war, wünschte ich, es möge eine Veränderung eintreten, und oft grübelte ich darüber nach, wie ich es anfangen sollte, um meinen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Ergrimmt und innerlich so recht böse gestimmt, als habe der Satan sein Netz über mein Herz geworfen, träumte ich von Glanz und Reichthum, der mir durch Entdeckung eines Schatzes ganz von selbst zufalle! ... Ein Kind, ein schöner Knabe mit klugen braunen Augen und einem rosigen Munde – ich sah ihn ganz deutlich im Traume – zeigte mir den Schatz und half ihn mir mit seinen zarten kleinen Händchen heben.«

Hier machte Brühs eine Pause in seiner Erzählung. Im anstoßenden Cabinet hörte man Geld klingen. Nach einer Weite fuhr der Alte fort:

»Ich mußte lange geschlafen haben; denn als ich mich auf mein trockenes Mooslager streckte, war es noch nicht Mittag, bei meinem Erwachen aber, das ich einer Erderschütterung zuschrieb, streiften ihre Strahlen durch eine grauenvoll anzusehende schwarze Wolkenschicht, die

wie eine Mauer langsam am südwestlichen Horizont aufstieg, bereits den Längeneinschnitt der westwärts ziehenden Thalschlucht.

»Wenige Minuten später brach ein Unwetter, von einem Orkane begleitet, aus, der Hunderte von Bäumen wie dürre Halme brach, Felsenstücke in die Täler niederschmetterte, die Erde in zitternde Bewegung setzte und ununterbrochen Ströme himmlischen Feuers durch den dämmernden, unter der Gewalt des Sturmes ächzenden Wald rollte ... an meiner Höhle blieb ich jedoch geschützt und konnte dem Rasen der Elemente, das trefflich mit meiner erbitterten Stimmung harmonirte, ruhig zusehen. Es war nicht von langer Dauer. Die Abendsonne goß noch ihre dunkelfarbigen Strahlen über die Trümmer der Verwüstung aus, die überall sichtbar wurden. Später breitete der aufgehende Mond sein milderes Licht wie einen durchsichtigen Schleier darüber ...

»Vor meiner Grotte sitzend und über mein Schicksal nachdenkend, überraschte mich die Nacht. Die aufgeregte Natur hatte sich wieder vollkommen beruhigt; man vernahm nichts, als die nächtliche Stimme des Waldes, der gleich einem lebenden Wesen geheimnißvoll athmet, seufzt, röchelt und unter Träumen der Angst stöhnt, oder bei heiteren Visionen freudig aufjauchzt ... An diese Stimmen war ich gewöhnt; sie fielen mir nicht mehr auf. Dagegen vernahm ich erst aus weiter Ferne, bald darauf näher ein Jammern, das nicht dem Herzen des träumenden Waldes entsprang ... Es klang aus der finstern

Schlucht herauf, in welche das friedliche Licht des Mondes nicht hinabrieseln konnte, und wo der zum rasenden Strome angeschwollene Bergbach schäumend und brausend gegen die felsigen Ufergestade tobte. Neckte mich nicht ein böses Wesen, so konnte nur ein hilfloser Mensch so wimmern und klagen . . .

»Nicht aus Barmherzigkeit, nur aus Neugierde klomm ich die steile Thalschlucht hinab, um mich nach der Ursache des Jammerns, das ungehört im Ohr der Nacht verhallte, umzusehen. Die Menschen, auch die, mit denen ich früher auf vertraulichem Fuße gestanden hatte, kümmerten sich schon lange nicht mehr um mich . . . Ich hatte mich ja selbst verloren, mich freiwillig verbannt, und gehörte mithin nicht mehr zu ihnen . . . Was konnte ihnen, die ich nicht brauchte, an dem nahezu verschollenen Händler gelegen sein, dessen Stelle bereits Andere einzunehmen begannen! . . .

»Oft in Gefahr, kopfüber in die entsetzlich wilde Schlucht hinab zu stürzen, erreichte ich endlich die Thalsole. Nach kurzem Suchen gewahrte ich ein lebendiges Wesen, das in ausgespültem, vielästigem Gesträuch hängen geblieben war und das der angeschwollene Bergbach an einer niedrigen Uferstelle an's Land gespült hatte, wo es, zwischen zackige Felsen eingezwängt, noch festsaß, während das strudelnde Wasser pfeilschnell unter ihm fortschoß. Es war ein Knabe, vier oder fünf Jahre alt, gut gekleidet, obwohl die Kleider nur noch in Fetzen um ihn hingen, und der kleine zarte Körper aus vielen Wunden

blutete. Er hatte feine kleine Hände, große, schöne braune Augen und starkes lockiges Haar . . . Bei voller Besinnung war er nicht mehr, aber er lebte . . . Einzelne Worte, die er stammelnd sprach, verstand ich nicht, doch konnte ich aus ihnen errathen, daß er um eine Schwester, die ihn begleitet haben mochte, sehr besorgt war . . . «

Im Cabinet hatte das Geldzählen aufgehört. Es war jetzt nebenan ganz still, so still, daß auch der Förster annahm, Schmalbacher habe sich mit seinem Begleiter, von Renate unterrichtet, entfernt, ohne nach ihm zu fragen.

»Es ist kein Verdienst, standhaft, tugendhaft und gerecht zu bleiben, wenn man nicht versucht wird,« fuhr Brühs nach kurzem Schweigen in seiner Erzählung fort. »Wem die Sünde in ihrer verlockenden Schönheit, mit ihrem gewinnenden Lächeln und ihren berückenden Verheißungen nicht in den Weg tritt, der kann sich nicht seiner Willenskraft und seiner Klugheit rühmen . . . Er lebt wie die Schwämme, die über Nacht aus feuchter Erdwärme aufschießen, und haben sie sich zu voller Größe und Reife entfaltet, wieder ihrer Bestimmung nach verwelken . . . Mir, dem vom Gesetz Verfolgten, der sich selbst verbannte, um Luft der Freiheit athmen zu können, mir hatte mein böser Geist im Traume den Knaben gezeigt, der jetzt in meinen Armen lag, dessen Athem ich fühlte, aus dessen braunen Augensternen mir schon das blendende Gold des Schatzes entgegen leuchtete, das ich in seiner Gesellschaft finden sollte! . . .

»Meine Seele war voll Jubel, als ich den gefundenen schönen Knaben, das Geschenk eines glückverheißenden Traums, in meinen Versteck trug, ihn trocknete, seine Wunden mit Kräutern rieb, die mir als schmerzlindernde bekannt waren, und meine schmale Kost mit ihm theilte. Das Kind, von langem Hunger gequält, aß, was ich ihm reichte, weinte aber, so oft es mich sah, und war nicht zum Sprechen zu bewegen. Mein Aussehen – ich trug, schon um mich Jedermann unkenntlich zu machen, langes Haar und einen verwilderten Bart, und hüllte mich, um meinen einzigen Rock zu schonen, gewöhnlich in einen alten Pelz, den ich mir schon in den ersten Wochen meines Waldlebens angeeignet hatte – mochte dem Knaben Furcht einflößen, die meine bereits heiser gewordene Stimme nicht verscheuchen konnte . . .

»Bei dem Plane, der fertig ausgearbeitet gleich einer Eingebung vor mir lag, und den ich auszuführen sogleich festentschlossen war, konnte mir das scheue Wesen Kindes nur erwünscht sein. Das bange Zittern, mit dem der Knabe, der jetzt mein Eigenthum geworden war, und mit dem ich machen konnte, was mir beliebte, zu mir aufsah, ließ kein bittendes oder verlangendes Wort über seine Lippen kommen, ich aber wäre ein arger Thor gewesen, hätte ich ihn ausfragen wollen und ihn dadurch doch vielleicht mittheilsam gemacht . . . Er war für mich ja nur der Schlüssel, welcher die Pforte öffnen sollte, hinter der ungeahnte Schätze aufgehäuft lagen, die mir gehörten.

»In derselben Nacht noch verließ ich die Höhle,« führte den Knaben trotz seines Jammerns und Sträubens tiefer

in den Wald, und gönnte ihm erst Ruhe, als er, gänzlich erschöpft und von Krampfbewegungen durchzuckt, besinnungslos zusammenbrach! . . . Am andern Morgen lag er fieberkrank auf dem Lager, das ich ihm aus Moos, dürrer Laub und Haidekraut bereitet hatte, redete irre, rief unzählige Male: »Schwester Seraphine! himmlische Seraphine!« und sank dann wieder auf mehrere Stunden in unruhigen, aber festen Schlummer.

»Dieser Zustand dauerte mehrere Tage. Des offenbar schwer kranken Kindes Schwäche machte mich besorgt um sein Leben, auf das ich, in die Verheißungen des sonderbaren Traumes verstrickt, meine ganze Hoffnung setzte. Hilfe bei einem Arzte zu suchen gestattete weder meine Lage noch meine Sicherheit. Ich mußte deshalb den kranken Knaben der Heilkraft der Natur überlassen.

»Endlich trat Besserung ein, dem Kinde kehrte die Besinnung zurück, es verlangte selbst nach Speise und Trank. Ich reichte ihm, was ich herbeischaffen konnte, zeigte mich freundlich und besorgt und pflegte ihn liebevoll. Dafür erwies sich der Knabe dankbar. Wie er heiße, woher er komme, wer seine Eltern seien, wollte ich ihn nicht fragen, denn es lag nicht in meinem Plane, das Kind seinen bekümmerten Eltern zuzuführen. Mein Bestreben ging nur dahin, mit dem Knaben, den ein glückliches Ungefähr mir zugeführt hatte, so bald wie möglich unbemerkt die Gegend zu verlassen. War ich erst fern und umgaben mich andere Menschen, dann konnte ich schon mit größerem Selbstgefühl auftreten und den Knaben, wurde ich befragt, für meinen eigenen ausgeben.

Auffallenderweise stellte das Kind weder irgend eine verfängliche Frage, noch ein mich in Verlegenheit setzendes Verlangen an mich. Das hitzige Fieber schien alle Erinnerungen an die früheste Vergangenheit in ihm ausgegilt zu haben. Selbst den Namen der Schwester, die er im Walde verloren haben mochte, nannte er nicht mehr. Nur eine bei so jungen Kindern unnatürliche Ruhe und Stille, die ich für Nachwehen seiner Krankheit hielt, fiel mir auf, ohne daß sie mich beunruhigte. In meiner Lage war sie vielmehr bequem, und ich konnte sehr damit zufrieden sein. Der Knabe hatte jedenfalls ein unklares Gefühl von seiner gänzlichen Verlassenheit, und dies Gefühl lehrte ihn, sich mir anzuschließen und sich unbedingt meinem Willen zu unterwerfen . . .

»Fragen Sie nicht, wie ich die Macht, die ich über das arme Kind erhalten hatte, ausbeutete! Ich müßte vor Scham in die Erde sinken und erblinden, wollte ich Ihnen offen darüber Rede und Antwort stehen . . . Es wird genügen, wenn ich das mich selbst tief herabwürdigende Geständniß ablege, daß ich das Kind wie eine Sache benutzte, um den möglichsten Nutzen von ihm zu ziehen . . . Ich verlieh es zu den verschiedensten Zwecken, wenn ich gut dafür bezahlt wurde; ich vermietete es an herumziehende Gaukler, die es in prunkende Kleider steckten, es allerhand halsbrechende Kunststücke unter häufig barbarischer Behandlung lehrten, und zwang es, nachdem es mancherlei Ergötzliches erlernt hatte, für mich mit diesem Erlernen Geld zu verdienen. Dadurch verschaffte ich mir die Mittel, um ziemlich gut zu leben. Den

Knaben aber ließ ich, um ihn mir nicht abspänstig zu machen, an allen materiellen Genüssen Theil nehmen, wie ich auch nicht versäumte, ihm materielles Wohlbefinden als den eigentlichen Zweck des Lebens an's Herz zu legen

...

»So vergingen Jahre, der Knabe wuchs heran und entwickelte sich körperlich so vortheilhaft, daß ich stolz auf ihn sein konnte. Er war von schlankem und doch muskulösem Körperbau, gewandt, geschmeidig und kräftig. Der Ausdruck seiner Züge, die fast immer ein melancholisches Dunkel überschattete, besaß für die meisten Menschen eine so große Anziehungskraft, daß ihn häufig ganz Unbekannte anredeten und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen suchten. Gewahrten sie dann, daß die versprechende körperliche Hülle eine taube Nuß war, so wandten sie sich gewöhnlich gleichgiltig wieder ab, bedauernd, daß in einem so tadellos gebildeten Körper keine Seele wohne! ...«

Brühs' bedeckte sein tiefgefurchtes Gesicht mit beiden Händen, als schäme er sich und fürchte den vorwurfsvollen Blick des mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden Försters. Während dieser Pause in seiner Erzählung bewegte sich die Thür des Cabinets in ihren Angeln, und ein paar kluge braune Augen lugten neugierig durch den Spalt. Die Thür ward schnell wieder geschlossen, als Brühs die Hände sinken ließ, um den Faden seiner Erzählung nochmals aufzunehmen.

»Auf endlosen Umwegen hatten wir den Westen Deutschlands, die Niederlande und einen großen Theil

Frankreichs durchzogen, ich, indem ich eine vielgesuchte Art Besen band, wozu mir Gotthold – so nannte sich mein Findling, mit dessen Hilfe ich Schätze heben und Reichthümer mir erobern wollte – die Materialien durch seine Gewandtheit herbeischaffen mußte, Gotthold, dieselben verkaufend und seine mancherlei Kunststücke für Geld zeigend. Endlich erreichten wir das Meer, jenseits dessen verheißungs- und geheimnißvoll die Küste Englands in nebliger Ferne aufdämmerte . . . Das war das Land meiner Sehnsucht, meiner Hoffnung! . . . Auf englischem Boden brauchte ich keinen Verfolger, keinen Verräther mehr zu fürchten; in dem Lande der Guineen mußte ich – daran glaubte ich wie an ein Evangelium – mein Glück machen! . . . Auch Gotthold war dieser Ansicht, denn mancher Engländer hatte ihm schon, wenn er seine Künste producirte, ein Goldstück zugeworfen.

»Die Schätze, nach denen mein Herz lüstern war, fand ich auch in England nicht, eine Goldquelle aber, die nicht wieder versiegte, entdeckte ich doch in London, wohin wir uns wendeten. Wer in London verhungert oder es auch nur zu nichts bringt, muß entweder dumm oder körperlich sehr elend, oder endlich zu gut und gutmüthig zugleich sein. Letztere beiden Eigenschaften hatte mir das Leben mit seinen ewigen Plackereien gründlich abgewöhnt. So lange ich immer nur die mühsamen Pfade des rechtlichen Erwerbes eingeschlagen hatte, war es mir fortdauernd höchst trübselig ergangen, bei dem Verlassen derselben stand ich mich vortrefflich, bis das Gesetz mir Hindernisse in den Weg legte, die mich wider Willen

zum Verbrecher machten. Gewitzigt in der Schule der Erfahrung, betrat ich die Haupthandelsstadt der Welt mit dem Vorsatze, nur das für recht zu erkennen und für erlaubt zu halten, was mir Nutzen schaffen könne. Menschen, die solche Grundsätze hegen, kommen in London fort, machen Carriere und können, haben sie Glück, sehr hoch steigen ... Mir lächelte das Glück, denn ich machte bald nach unserer Ankunft in London die Bekanntschaft einer Gesellschaft Industrieller, welche brillant auf Kosten der Reichen, der Verschwender, der Leichtgläubigen und der Gimpel lebten. Für diese Herren war mein gewandter Schatzgräber eine höchst brauchbare Persönlichkeit, die sie zu gewinnen suchten. Man trat mit mir in Unterhandlung, und ich – ich ließ mich bewegen, die vater- und mutterlose Waise, die ich hätte schützen sollen, gegen eine gute Leibrente zu – verkaufen! ... Seitdem entschwand er mir aus dem Gesicht; nur selten hörte ich noch von ihm. Es ging ihm jedoch geraume Zeit ganz wohl, wie mir ebenfalls. Ich pflegte mich in dem Club der Genießenden, der von mir um schnödes Geld Verschacherte lebte auf Kosten der Gesellschaft herrlich und in Freuden, ritt, wettete, spielte, bis eines Tages die Gesellschaft der Rapids, wie sie sich nannten, gesprengt, und die Jüngsten und Kräftigsten zum Dienst auf der Flotte gepreßt wurden! ... Dies Schicksal traf auch meinen Schatzgräber ... Ich begegnete den mit Gewalt Angeworbenen auf ihrem Wege nach dem Hafen, wo die Flotte vor Anker lag ... Da hörte ich zum letzten Male die Stimme des Jüngling, den ich in's Verderben gestürzt

hatte. Es war ein Fluch, den er über mich aussprach, und der im Himmel nicht unerhört blieb! . . . Ich litt Mangel seit jenem Tage und war ein Fremdling überall auf Erden . . . Aber mir geschah recht, denn ich hatte ja eine unschuldige Kinderseele dem Schöpfer entfremdet und dem Bösen um schnödes Geld verschachert! . . . «

Brühs' hagere Knochengestalt brach beiden letzten Worten, die er mit seiner heisern Stimme nur pfeifend hervorstammelte, erschöpft zusammen. In dem Cabinet vernahm der Förster tiefes und lautes Seufzen, und als er sich umwandte, trat aus der zurückweichenden Thür mit Zügen, vor denen Thomas Joseph sich entsetzte, wankenden Schrittes der reiche Bleicher Donatus Moosdörfer.

3. DER SCHMERZ EINES VATERS.

Der freundliche Mann, um dessen volle Lippen stets ein kluges Lächeln spielte, war kaum wieder zu erkennen. Mit erdfahlem Gesicht, die etwas gerötheten, thränenfeuchten Augen wie im Wahnsinn rollend, stürzte sich Moosdörfer, den ihn zurückhaltenden Schmalbacher durch einen kräftigen Stoß der drohend geballten Faust zurückschleudernd, auf Brühs, packte ihn mit Riesenkraft an beiden Schultern und schrie mit einer Stimme, die auch des ruhigen Försters Wange entfärbte:

»Elender Sohn der Hölle, gieb mir meinen Sohn wieder, den Du gestohlen, verführt und dessen Seele Du dem Satan überliefert hast! . . . «

Thränen unsäglicher Angst entstürzten seinen Augen, die Lippen bebten, die Stimme versagte ihm . . . Einem

Ohnmächtigen gleich sank er laut schluchzend an Thomas Joseph's breite Brust, der ihn mit Hilfe Schmalbacher's zum nächsten Sessel geleitete.

»Die Aufregung kann ihn tödten!« sprach Schmalbacher, dem Bleicher das Halstuch lösend. »Er war plötzlich ganz außer sich und ließ sich nicht länger zurückhalten! ... Gewiß irrt sich der wackere Mann, verführt durch den Namen Gotthold, den sein verloren gegangener Sohn in der Taufe erhielt ...«

Thomas Joseph wußte nicht, was er beginnen sollte. Ihm kam Alles, was die letzte Stunde gebracht hatte, wie ein wüster, grausamer Traum vor, dessen Schreckensgestalten gleich Gespenstern an seinem Auge vorüberzogen ... Er rief Renate, um stärkende, lebenweckende Mittel von ihr zu fordern. Dann befühlte er die feuchte Wange, die kalte Stirn des Bleichers, von dessen Anwesenheit in der Försterei er gar keine Ahnung gehabt. Und später trat er mit gefalteten Händen und den grau behaarten Kopf schüttelnd, Brühs gegenüber, der keinen Laut mehr von sich gab und nur seine dämonisch glühenden Augen unverwandt auf Moosdörfer gerichtet hielt.«

»Brühs, Brühs,« sprach er, »vergebe Ihnen Gott, was Sie an einem schuldlosen, verirrtten Kinde verbrochen haben! ... Sie sind wahrhaftig ein großer, großer Sünder!«

»Wer ist der Mann? Ich sah ihn nie im Leben!« antwortete der Alte.

Moosdörfer raffte sich wieder zusammen und trat dem unheimlich aussehenden Fremden entgegen.

»Wer ich bin, wollen Sie wissen?« entgegnete er, die über seine rundlichen Wangen rollenden Thränen abwischend. »Der beklagenswerthe Mann bin ich, der seine Kinder sucht, die im Wettersturm ihm verloren gingen! ... Kleiden will ich Sie lassen wie einen Prinzen, wenn Sie mich auf die Spur leiten, die mich zu meinen verlorenen Kindern führt! ... Speisen sollen Sie wie der reiche Mann im Evangelium, und gepflegt sollen Sie werden, als seien Sie mein eigener Vater, nur geben Sie mir meine Kinder wieder! ... Aber was fasete ich denn wie ein Träumer? ... Sie sind ja kein Mensch, Sie sind ja ein Sohn der Hölle! ... Statt unschuldige Kinder, die ihre schwachen, zitternden Händchen bittend und Hilfe heischend zu Ihnen emporheben, wimmernd: Zeige mir, guter Mann, den Weg zu Vater und Mutter! Ich habe Furcht, mich hungert, dürstet und friert! auf den Heimweg zu geleiten, lockst Du entmenschetes Scheusal die Unzurechnungsfähigen an den Rand des Abgrundes, aus dessen vergiftetem Schlunde der seelenverderbende Broden der Hölle emporwirbelt! ... O ich armer, ich unglücklicher Vater! ... «

Brühs verstummte vor diesem leidenschaftlichen Ausbruch eines von tiefstem Seelenschmerz gefolterten Vaterherzens. Renate ging rathlos ab und zu, der Förster unterhielt sich nur durch Blicke und Geberden mit Schmalbacher, der seinem Geschäftsfreunde ebenfalls in dieser Noth keinen Trost geben konnte.

»Ich hoffe noch immer, Moosdörfer's Vermuthung beruht auf einem Irrthume,« sagte er zu Thomas Joseph.

»Gotthold heißen viele Kinder; es ist ein ganz gewöhnlicher Name. Und braune Augen sind hier zu Lande auch keine Rarität.«

»Aber Seraphine heißt unter Tausenden kaum ein Mädchen!« fiel Moosdörfer ein, welcher, von Unruhe getrieben, das Zimmer kreuz und quer durchschritt, dem ihm fürchterlichen Fremden aber möglichst fern blieb. »Ich war so überglücklich, als Josephine mir das liebe Kind gebar, daß ich alle Bekannten fragte, welchen Namen ich ihm beilegen solle. Es lächelte mich mit seinen großen Sternenaugen gleich nach der Geburt an und bewegte die kleinen dicken Fingerchen, als wolle es mich am Haare zupfen ... Engel hätte ich's am liebsten taufen lassen, aber Engel ist kein christlicher Name. – Auch meinte Josephine, ich könne mich versündigen, wenn ich ein Kind, das noch gar nichts sei, als ein athmendes, unverständiges Wesen, den Engeln gleichstelle! ... So gab ich den Namen auf und nahm den Kalender, um einen passenden, der mir gefiel, zu suchen ... Mein Blick fiel auf den Namen Seraphine, und fröhlich rief ich: Der soll's sein! Seraphine ist kein Engelname, aber ist gleich einem solchen, und mein süßes kleines Mädchen war ein Engel! ... Gnädiger Gott im Himmel, und Du ließest dies liebe, liebe Herzenskind, meinen Augapfel, den Lebenspuls meiner armen Frau, uns entrückt werden! ... «

Er hemmte seine Schritte und sein Blick begegnete abermals dem gerötheten Auge des verbrecherischen Brühs.

»Ja, stiere mich nur an aus Deinen höllischen Luken wie eine giftige Schlange,« fuhr er fort, »Deiner Strafe sollst Du doch nicht entgehen! ... Ich habe Freunde, mächtige Freunde! ... Ich schreibe an meinen Bruder, den Kanonikus; ich suche den hochwürdigen Bischof auf, daß er Lärm macht, und Dich als Kinderräuber, als Seelenmörder festsetzen und aufknüpfen läßt! ... Können Sie mir meine Kinder nicht wiedergeben, so sollen Sie wenigstens elend werden! ...«

»Das bin ich schon, lieber, zorniger Herr,« entgegnete Brühs, den der tiefe Schmerz Moosdörfer's, den er wenigstens zum Theil verschuldet hatte, den eigenen momentan vergessen ließ. »Es ist ja gerade mein Wunsch, daß man mir den Proceß macht, daß ich bestraft werde für meine Vergehen! ... Um dem weltlichen Gericht mich auszuliefern, habe ich mich zurückgebettelt in das Land, wo ich am meisten sündigte ...«

Moosdörfer hörte nicht auf die Worte des hageren, abgerissenen Alten, in dem er nur den Räuber und Verderber seiner Kinder erblickte.

»Ich lasse Sie nicht wieder aus den Augen!« fuhr er fort. »Neben mir auf dem Wagen sollen Sie sitzen, den dieser brave Mann hier mit seinem eigenen Rößlein bespannen wird, und meine Hand werde ich, obwohl ich mich vor Ihrer Berührung entsetze, in die Seitentasche Ihres schmutzigen Rockes stecken, damit ich Sie sicher festhalte! ... Wir fahren zusammen in das nächste Dorf, und ich hole den Richter herbei und erzähle ihm, was für

ein Gräuel Sie sind! . . . Die Bauern muß er zusammenrufen mit Knitteln und Flinten, oder Gerichtsdienner mit Stangen und Speißen, und in ihrer Mitte sollen Sie vorausgehen in den Wald, derweil wir Anderen zu Wagen oder zu Roß folgen. Da sollen Sie uns den Ort zeigen, wo Sie meinen wimmernden Gotthold an sich nahmen, um ihn heranzubilden zu einem Gesellen des Satan! . . . «

Eine fieberartige Heftigkeit hatte sich des sonst so ruhigen, wenn auch gewöhnlich viel, doch immer gelassen sprechenden Bleichers bemächtigt. Auf Zureden des Försters hörte er nicht, die Mahnungen Schmalbacher's, der ihn an die Dringlichkeit des Geschäftes erinnerte, dessen Abschließung kein Verschieben gestattete, ließ er unbeachtet. Er wollte nur den Mann festhalten und in Sicherheit gebracht wissen, der ihm seine Kinder geraubt hatte.

Dem ungestümen Drängen Moosdörfer's mußte Thomas Joseph endlich nachgeben. Auch Schmalbacher rieth dazu, weil er hoffte, der aufgeregte Bleicher werde alsdann seine Gedanken wieder den praktischen Fragen des Lebens zuwenden, deren Ordnung ihm von Natur doch so sehr am Herzen lag.

»Sie stürzen sich in unabsehbare Weitläufigkeiten,« sagte Schmalbacher, als der Förster sich entfernte, um seinem Knecht die Herrichtung des offenen Wagens zu befehlen, dessen er sich bei Besorgungen in entfernten Orten bediente. »Georg Rauerz *muß* diesmal mit uns Beiden conferiren und *kann* nicht warten!«

»Er soll auch nicht warten,« entgegnete Moosdörfer. »Was ich versprach, habe ich noch immer gehalten. Ich

werde auch diesmal nicht wortbrüchig werden und das Geschäft nicht über den Pflichten vergessen, die dem Gatten und Vater obliegen ... Den Richter in K* kenne ich persönlich. Ihm theile ich mit, was mich veranlaßt, diesen Unseligen hier festzuhalten, und überlasse ihm, das Weitere zu verfügen. Den Ort aber, wo mein verlorenes Kind klagte, will ich doch sehen, ehe ich nach Wien reise, und habe ich ihn gesehen, dann soll mein armes Weib erfahren, was Gott gefällt, ihrem bekümmerten Herzen aufzuerlegen! ...«

Sein Blick fiel auf das Marienbild, das unter dem Hirschgeweihe an der Wand hing. Moosdörfer bekreuzte sich, faltete die Hände und sprach mit einer Stimme, die aus tief bewegtem Herzen kam und auch im Ohr des von seinem Gewissen gepeinigten Brühs nicht gleichgiltig verhalte:

»Schmerzensreiche, gnadenvolle, friedenspendende Mutter Gottes, Du kennst meine Schmerzen, denn unzählige Male warf ich meine Bekümmernisse auf Dich, um stark zu bleiben und die Welt nicht wissen zu lassen, wie schwer ich trug an den Leiden, die ich nicht selbst verschuldet habe! ... Vergieb, Du ewig Gebenedeiete, wenn ich der Welt zu lieb meine Schmerzen verbarg unter Scherzen und Lachen! ... Nicht Uebermuth, nicht Leichtsinn und Frevel war es, die mich nach Täuschungen greifen ließ, sondern Liebe zu meiner armen, kränklichen Frau, der Mutter, die wie Rahel um ihre verlorenen Kinder weint! ... Ach, und eine Bitte, eine Bitte, geboten von der Angst, die mein Herz zusammenkrampft,

laß mich legen an Dein Herz, Du liebevolle Mutter, deren Auge den Heiland der Welt behütete, ihn leiden sah und sterben und wieder auferstehen! Laß die Seelen, die ihren Aeltern verloren gingen ohne ihr Wissen, so sie noch leben auf Erden, nicht auch verloren gehen Dir und Dem, den Du geboren hast zum Heile der Menschheit, sondern führe sie, sei es auch auf Umwegen, durch Noth und Trübsal, durch Pein und irdische Schmach Deinem Sohne zu, der ein Freund und Beschützer war aller Kinder!«

Während Moosdörfer halblaut diese bittenden Worte sprach, ließ Brühs sein Haupt tiefer und tiefer sinken, bis es in den aufgestützten Händen einen Ruhepunkt fand. Das Gebet des seiner Kinder verlustig gegangenen Vaters zerknirschte ihn tief, und nie zuvor hatte er mehr gelitten, als in diesen überwältigenden Augenblicken, die ihn erfahren lehrten, daß die Verführung einer schuldlosen Seele tausendmal schwerer wiegt, als ein Mord, der nur den Körper tödtet . . .

»Der Planwagen ist angespannt,« sagte Thomas Joseph, als er wieder in's Zimmer trat und seinen besten Jagdrock anzog. »Es thut mir leid; Brühs, daß unser Wiedersehen ein so trauriges Ende nimmt! . . . Aber Sie wollten ja selbst, daß es so oder ähnlich kommen solle . . . Wenn die Gerichte Ihnen jetzt auch wegen der zerbrochenen Schädel der beiden Grenzjäger torquierende Fragen vorlegen, kann ich Ihnen nicht aus der Patsche helfen! . . . Ich hätte geschwiegen, schon aus alter Bekanntschaft, und weil ich Niemand, ohne selbst mit zu leiden, in traurigen Verhältnissen leben sehen kann.«

»Bedauern Sie mich nicht, Herr Förster,« entgegnete Brühs. »Was immer über mich verhängt werden mag, ich werd' es geduldig ertragen und Gott obenein noch dafür dankbar sein. Vielleicht daß ich dann noch zu Gnaden angenommen werde im Tode, ereile mich dieser bald oder spät durch den Wink Gottes oder auf Befehl der strafenden Hand des Gerichtes . . . «

4. JOSEPHINE UND MOOSDÖRFER.

Josephine war lange in der Messe gewesen. Ein Schreiben von Andrea Helfer, das gute Nachrichten enthielt, stimmte das selten frohe Herz der leidenden Frau so dankbar, daß sie an geweihter Stätte zu beten sich gedrängt fühlte. So oft Aeltern, mochten es nun bekannte oder ihr ganz fremde Personen sein, Freude an ihren Kindern erlebten, gedachte Josephine jedesmal lebhafter denn je der eigenen Kinder, die ein grausames Schicksal ihr vor so langen Jahren schon geraubt hatte.

Der Brief Andrea's erinnerte die Frau des Bleichers an die Verschollenen dadurch noch lebhafter, daß in demselben von den Brüdern des jungen Mädchens die Rede war. Der im vorigen Herbst ausgewanderte Joachim hatte die neue Welt glücklich erreicht und seine Ankunft auf dem fremden Boden seinen alten Aeltern gemeldet. Mit dem Bruder war er noch nicht zusammengetroffen, denn das Schiff lag in einem Hafen der nordamerikanischen Union.

Ging es einer Person, welcher Josephine näher stand, nach Wunsch, so freute sich die gute Frau aufrichtig darüber. Für jede Freude aber war sie auch dankbar, und sie genoß dieselbe erst ganz, wenn sie diesen Dank in stillem Gebet aussprechen konnte.

Das hatte Josephine heute in der Pfarrkirche gethan, und leichteren Herzens kehrte sie zurück in ihre kinderleere Wohnung. Sie erfuhr, daß während ihrer Abwesenheit Moosdörfer von seiner Reise, die ihn vor einigen Wochen in Geschäften nach Wien führte, zurückgekommen sei und daß der viel beschäftigte Hausherr im Comptoir verweile, um sich zunächst zu orientiren und über das Laufende Beschluß zu fassen.

Während seiner Abwesenheit hatte Donat nur ganz kurze Billets an Josephine geschrieben, die weiter nichts als die Nachricht enthielten, daß er sich körperlich vollkommen wohl befinde, sehr beschäftigt sei und viel Bedeutendes erlebt habe. Ausführliche Mittheilungen versprach er der Gattin zu machen, sobald sie sich wiedersehen würden.

Josephine hätte den geliebten Mann, mit dem sie so Schweres getheilt und erlebt hatte, gern sogleich begrüßt und einige Stunden vertraulich mit ihm geplaudert; darauf mußte sie aber verzichten, da sie wußte, daß Donat für häusliche und Familienangelegenheiten, mochten sie auch noch so wichtig sein, eher keinen Sinn hatte und

noch weniger Theilnahme dafür zeigte, bis, die geschäftlichen Angelegenheiten zu seiner Zufriedenheit geordnet waren. Ihre Geduld ward auf eine harte Probe gestellt, denn Moosdörfer ließ Stunden lang auf sich warten. Endlich trat er in das Zimmer Josephine's, schloß sie herzlich in seine Arme und küßte sie, wie er das stets that, auf Stirn, Auge und Mund. Josephine gewahrte, daß ihr Mann nicht so wohl aussah, wie er vor Wochen von ihr gegangen war. Die tiefen Grübchen seiner Wangen hatten sich in längliche Fältchen verwandelt. So blickt ein Mensch, der entweder lange Zeit Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, oder den unter anstrengenden Arbeiten noch schwere Sorgen gedrückt haben.

»Bist Du unwohl, Donat?« fragte Josephine, ihr mildes Auge mit dem fast verklärten Blicke voll inniger Theilnahme auf ihn richtend.

»Nicht doch, liebe Seele,« erwiderte Moosdörfer und bemühte sich, auf seine ein wenig verfallenen Züge den gewohnten Ausdruck lächelnder Anmuth zu zaubern. »Ich fühle mich eher wohler als sonst, aber ich habe viel Angreifendes erlebt. Dergleichen läßt Spuren zurück, wenn man tiefer in die Jahre kommt . . . Ich weiß nicht, ob Du schon erfahren hast, daß der Bruder unserer lieben Andrea mit seiner Begleitung jenseit des Weltmeeres glücklich angekommen ist.«

»Andrea hat es mir geschrieben,« sagte Josephine.

»Wie artig ist das von dem aufmerksamen Kinde!« fuhr Moosdörfer fort. – »Diese Kunde erfreute mich der lieben

guten Alten wegen, die sich die ganze Zeit daher härmten, daß es mir wahrhaft in die Seele schnitt ... Hätte doch nicht geglaubt, daß der Organist so viel Herz, so große Vaterliebe habe! ... Und die stille Rahel! ... So oft ich sie sah, jedesmal war sie blasser geworden, und ihr Körper schrumpfte sichtlich zusammen ... Alles aus reiner, treuer Mutterliebe um den ausgewanderten Lieb-ling! Denn Rahel's Lieb-ling war der wilde Joachim doch, so oft die Mutter auch mit ihm zankte! ... Mag's wohl lei- den, wenn Aeltern und Kinder einander so fest an's Herz gewachsen sind; giebt viel Thränen, viel Schmerzen, aber auch viel Segen ... Und die Andrea bleibt ihnen ja! ... Sie soll der Engel sein, der den braven Alten den Weg- gang von der Erde leicht machen wird, wenn über ihren brechenden Augen sich die Pforte der Ewigkeit aufthut! ... Daß ich ziemlich befriedigende Nachrichten von mei- nem Hamburger Correspondenten habe, vergaß ich Dir zu melden. – Der Mensch lebt noch und soll reich ge- worden sein, natürlich in Amerika! In dem alten Europa sind die Goldgruben schon längst erschöpft ... Bringt's hier der Eine oder Andere noch zu etwas, so kann's nur durch die ungeheuerste Ausdauer und durch die gere- geltste Sparsamkeit geschehen. Menschen, die viele Be- dürfnisse haben, balanciren nur so, und sind schon glück- lich zu preisen, wenn sie auf ihrem mühevollen Gange durch's Leben nicht straucheln.«

»Es ist doch ein guter Zug in dem Charakter des Barons von Alteneck, daß er sich dieses Menschen von Jugend auf so angenommen hat,« bemerkte Josephine. »Ueberhaupt halte ich ihn für besser, als er sich selbst den Augen der Welt darstellt . . . Gegen den Sohn Barbara's hatte er doch gewiß keine Verpflichtungen . . . Daß die eigensinnige Person schon als sehr junges Mädchen sich mit Clemens, dem Schäfer von Hohen-Rothstein, versprochen hatte, erzählte man sich, als ich noch zur Schule ging . . . Und nun heißt es doch allgemein, die undankbare Person tyrannisire ihren Gebieter! . . .«

»Ja, ja, so heißt es,« entgegnete Moosdörfer zerstreut. »Nun, liebe Seele, kann ja sein . . . In der Regel wissen die Leute, die gar keine Einsicht in die Verhältnisse Anderer haben, mehr von diesen, als die Nächstbetheiligten. Woher sollten sie sonst den Stoff nehmen zu Klatsch und Verleumdung? . . . Weltsitte, Herzensfrau, ganz ordinäre Weltsitte! . . . Aber lassen wir Jedem sein Vergnügen, und sehen wir zu, daß wir nicht in dieselben Fehler verfallen, die wir an Anderen so streng rügen! . . . Genug, der Hubert ist gefunden, und verhält sich genau Alles so, wie mir aus Hamburg berichtet wird, so werden wir in Jahr und Tag mehr von ihm zu hören bekommen . . . Davon jedoch will ich jetzt lieber noch nicht sprechen.«

Moosdörfer nahm Josephine in den Arm und sah ihr tief in die ernsten, halb verklärten Augen.

»Was ist Dir, Donat?« sprach sie. »Dir liegt noch etwas auf dem Herzen, das Du mir mitzutheilen Anstand

nimmst! ... Ich sah es Dir an, schon wie Du in die Thür tratest! ...«

»Der Baron und auch die Barbara hielten den Hubert für verschollen, für umgekommen,« sagte Moosdörfer. »Und nun lebt er nicht blos, es soll ihm sogar sehr gut gehen! ... Da mußte ich an unser eigenes schweres Schicksal denken! ...«

Josephine verhüllte ihre Augen, schüttelte den Kopf und bedeutete Moosdörfer, er möge, wenn er sie lieb habe, dies traurige Thema nicht berühren. Dieser jedoch achtete nicht dieser Winke, sondern fuhr fort.

»Wie voll und freudig würden unsere Herzen wohl schlagen, wenn uns eine ähnlich lautende Kunde erreichte.«

»Bester Donat, willst Du mich tödten?« klagte Josephine. »Wird diese Wunde nochmals schonungslos ausgerissen, so muß ich mich daran verbluten! ... Eine Mutter ohne Kinder! ... Eine Mutter, die vergebens nach den theuern Wesen sucht, die sie unter ihrem Herzen trug, die sie mit ihrem Blute nährte, die sie gehen, lallen, sprechen, die ersten Gebete stammeln lehrte, und die dann kinderlos ward, ohne die Theuern begraben zu sehen ... ach, geliebter Donat, ein unglücklicheres Geschöpf als solche Mutter kann es auf Erden nicht geben! ...«

»Magst wohl recht haben, liebe Seele,« erwiderte Moosdörfer, indem er eine rollende Thräne von Josephine's bleicher Wange küßte, »es steht aber geschrieben: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet

werden! ... Meinst Du nicht, daß wir, ohne uns darauf 'was einbilden zu wollen, ziemlich standhafte Leidtragende bisher gewesen sind? ... Käme uns nun Trost von Oben, sollten wir uns darüber nicht freuen dürfen?«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Josephine.

»Wenn unsere so lange beweinten Kinder noch am Leben wären?! ... «

»Donat! Donat!«

»In unseren Träumen sind sie uns oft erschienen, so oft, daß wir es auffällig fanden! ... Der Bruder Kanonikus wurde gerührt, als ich ihm neulich wieder davon erzählte Er meinte, Träume seien manchmal Schattenbilder aus der großen *laterna magica* des Schöpfers, die er gnädig an den Augen Bekümmerter vorübergleiten lasse, um sie auf wirkliche Begebenheiten vorzubereiten! ... «

Josephine's Augen leuchteten in überirdischem Glanze; sie fiel in krampfhaftes Lachen, das ihren geschwächten Körper wie das heftigste Fieber schüttelte.

»Habe Mitleid mit mir, Donat!« bat sie, in Weinen ausbrechend, »und lass' mich nicht das Leben der Seligen schauen, ohne daß ich desselben theilhaftig werden kann! ... «

»Das ist auch nicht meine Absicht, liebe, treue Seele,« erwiderte Moosdörfer. »Von Träumen, die doch auch von Gott oder durch Gottes Zulassung kommen, darf man aber doch wohl sprechen? ... Ich hatte nun neulich einen recht sonderbaren Traum, den ich dem Bruder Kanonikus mittheilte ... Noch in diesem Augenblicke steht er so hell und klar vor meiner Seele, daß ich mir Mühe geben muß,

ihn nicht für Wirklichkeit zu halten ... Wir haben noch immer Alles gemeinschaftlich genossen und ertragen, Josephine, soll ich diesen Traum allein Dir nicht mittheilen? ...«

»Erzähle, bester Mann!« sagte Josephine. »Ich werde schon Kraft finden, was Dir Trost gewährt, zu ertragen, wenn es mich auch tief erschüttern sollte!«

Moosdörfer setzte sich neben seine Frau und legte seinen Arm um sie.

»Mir dünkte, es wäre Hochsommer,« begann er, »die Luft war drückend schwül und die Sonne hatte sich hinter schwarzes Gewölk versteckt ... Ich ging allein über eine hoch gelegene, freie Gegend mit sehr weiter Aussicht. Gesehen hatte ich diese Gegend noch niemals, weshalb mich ein Gefühl der Bangigkeit überschlich, als habe ich Furcht, mich zu verirren. Gegründete Veranlassung dazu war jedoch nicht vorhanden, denn es gab nur einen einzigen Pfad, den ich weithin verfolgen konnte. Zum Abbiegen nach rechts oder links war kein Platz vorhanden, denn dehnte sich die Hochebene auch nach allen Seiten hin mehrere Meilen weit aus, so grenzte doch der Pfad, auf dem ich wandelte, an unergründlich tiefe Schluchten, die mir eine Anwandlung von Schwindel verursachten, sobald ich mich verführen ließ, einen Blick hinein zu werfen ... Wie eilig ich auch meinen Weg verfolgte, nie konnte ich das Ende desselben absehen, und je tapferer ich ausschnitt, desto mehr schien er sich zu verlängern. Da gewahrte ich plötzlich von Nebel umhüllt eine Gestalt mitten auf dem Wege in einer Stellung, die es

mir unmöglich machte, weiter zu gehen, wenn ich nicht seitwärts abbiegen wollte. Letzteres aber war der tiefen Schlünde wegen, die mich auf beiden Seiten angähnten, undenkbar ... So blieb mir nichts übrig, als entweder die Gestalt, welche kein Lebenszeichen von sich gab, in einen der fürchterlichen Abgründe hinunter zu stürzen oder über sie hinweg zu klimmen ... Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich zu Letzterem. Kaum aber berührte die Spitze meines Fußes die regungslose und unförmliche Gestalt, da zerflatterte ihre nebelige Hülle, und ich sah einen Mann vor mir, dessen Gesicht wie seine Kleidung mir ewig unvergeßlich bleiben werden ... Mit einer Miene halb des Mitleids, halb des Schmerzes sah er mich aus tief liegenden Augen an, die überhängende graue, borstenartige Augenbrauen halb verdeckten, und sagte mit heiserer Stimme: Horch! Dabei deutete er zur Linken in den Schlund, vor dem mir schwindelte ... Ich faßte mir doch ein Herz und sah hinunter in die Tiefe ... Da vernahm ich ein Brausen wie von stürzendem Wasser und Stimmen klagender Kinder ... Anfangs sah ich nichts als nebeligen Dunst in der Tiefe, nach einiger Zeit aber, während welcher sich auch meine Neigung zum Schwindel verlor, ward es licht in der Schlucht, und mit einem gemischten Gefühl von namenlosem Schmerz und unbeschreiblicher Freude erblickte ich auf fadendünnem Zweige, den jeder Lufthauch bewegte, unsere beiden verlorenen Kinder gerade über einem mit furchtbarem Geräusch strudelnden Wasser schweben! ... Ich erkannte sie auf den ersten Blick und wollte ihnen zurufen, die

mir den Weg versperrende Gestalt aber verhinderte mich daran und sagte: ›Schweig' und folge mir, so wirst Du Freude erleben! . . . ‹

Josephine fühlte sich von der Erzählung dieses Traumes so ergriffen, daß sie Moosdörfer bat, er möge einige Zeit innehalten, ehe er dieselbe fortsetze. Als sie sich wieder gesammelt hatte, fuhr der Bleicher fort:

»Nach diesen Worten erhob sich die Gestalt und schritt mir voran, ohne sich weiter um mich zu bekümmern oder noch einen Laut von sich zu geben. Ich mußte sehr große Schritte machen, um meinen sonderbaren Führer immer im Auge zu behalten, denn manchmal sah ich ihn so dicht vor mir, daß ich ihn hätte erreichen können, dann wieder schien es mir, als sei er wohl eine halbe Meile von mir entfernt, obwohl er weder kleiner, noch in seinen Umrissen undeutlicher wurde . . .

»Schweißtriefend und zum Tode erschöpft, erreichten wir endlich ein zwischen Wiesen und rauschender Tannenwaldung einsam gelegenes Haus, das ich nicht kannte. Es war eine Försterwohnung, denn über der Thür prangte das stattliche Hirschgeweih eines Sechzehners. Wie ich nun das Haus betreten wollte, hielten mich Schmalbacher und ein Forstmann im Jagdrock zurück, indem ersterer sagte: Dort hinein! . . . Da halten sie über ihn Gericht! –

Unter dem Dort war die Wohnung meines Bruders, des Kanonikus, zu verstehen. Ich ging, begleitet von Schmalbacher und dem Forstmanne, dahin, sah den Bruder und fand vor ihm auf den Knien liegend den Mann oder die

Gestalt, durch deren Vermittelung ich in der Tiefe unsere klagenden Kinder erblickt hatte. Wie ich aber dem Kanonikus die Hand reichen wollte, erwachte ich – im Hause des Försters Thomas Joseph, von welchem uns Freund Schmalbacher schon oft erzählt hat . . . «

»Im Traume?« fragte Josephine. »Und aus diesem Traume schöpfst Du Trost?«

»Ich kam bald darauf wirklich mit Schmalbacher in das Waldhaus des Försters Thomas Joseph,« fuhr Moosdörfer fort, »und kaum hatte ich mich daselbst, um Briefe zu siegeln, niedergelassen, da trat, von Thomas Joseph selbst geleitet, der Mann ein, dessen Gestalt mir das Traumgesicht gezeigt . . . Der Mann lebt wirklich, liebe Seele, und ich, ich habe ihn gesprochen! . . . «

Abermals ward die leidende Josephine von einer Bewegung ergriffen, die ihren ganzen Körper erbeben machte. – Sie reichte ihre wachsbleichen, blutlosen Hände dem ebenfalls bewegten Gatten und sagte: »Guter Donat, täusche mich nicht mit Hoffnungen, die unerfüllbar sind . . . Ich leide, aber ich habe überwunden! . . . Ich lebe im Geiste mit den Verlorenen, aber ich bin überzeugt, daß ich sie auf Erden nicht wiedersehe!«

»Der Mann, den ich sprach, hat unsern Sohn Gotthold gekannt, denn er war es, der ihn in jener Nacht nach dem Unwetter in unwegsamer Waldschlucht fand,« entgegnete Moosdörfer. »Diese Aussage des Fremdlings, den auch Du sehen sollst, liebe Seele, stützt sich auf unbestreitbare Thatsachen. Mit und bei ihm lebte unser Sohn Jahre lang, bis er das Jünglingsalter erreichte . . . Dann . . . «

Moosdörfer's Lippe zuckte vor Schmerz und seine Hand fiel gegen seine Brust, als wolle sie sich um das lautklopfende Herz klammern, damit es nicht berste.

»Spanne mich nicht auf die Folter, Donat, aber laß mich die ganze Wahrheit hören!« flehte Josephine. »Ich werde gefaßter sein, wenn ich weiß, daß Gotthold nicht mehr am Leben ist.« Moosdörfer senkte sein thränenumflortes Auge und sagte: »Das steht in Gottes Hand!« Als Gotthold sich von dem Fremden trennte, war er groß und stark und gesund ... Sie haben sich aber nicht wieder gesehen, und darum ist der Fremde jetzt schwer bekümmert ... «

»Und wer, Donat, wer ist dieser Mann?« sprach Josephine, sich an die Brust des mitleidenden Gatten wendend. »Wo weilt er? ... Wie hat er Dich als den Vater des Kindes, das ihm zulief, nach so langen Jahren erkannt? ... Und wo blieb Seraphine? ... «

Moosdörfer schlug sein Auge fragend zum Himmel auf und schüttelte wehmüthig das Haupt.

»Seraphine ist dem Fremden nicht zu Gesicht gekommen,« erwiderte er. »Mich wies Gottes Hand in das Haus des Försters, um mich den kennen zu lehren, der unsern Sohn vom leiblichen Tode errettete ... «

»O Donat,« sprach Josephine, »Du träufelst siedendes Oel statt Balsam in meine wunde Seele! ... Ich wäre glücklicher, wäre ich unwissend geblieben! ... «

»Und doch leben wir nur, um wissend und im Wissen besser zu werden,« entgegnete Moosdörfer. »Es ist mein fester Entschluß – und der Bruder Kanonikus hat mich

darin bestärkt – den verschollenen Sohn, an dessen Leben ich jetzt glaube, so lange zu suchen, bis ich ihn finde, damit er uns nicht für immer auch geistig verloren geht! ... Sobald Du Dich kräftig genug fühlst, sollst Du den Fremden sprechen ... «

»Er ist hier?« rief Josephine mit großer Lebhaftigkeit und ihre Hände flogen. »Du hast ihn mitgebracht?«

»Er weilt in Leitmeritz und verkehrt häufig mit dem Bruder Kanonikus,« sagte Moosdörfer. »Es ist ein armer Mann, der des Trostes mehr noch bedarf wie wir, denn es lastet eine Todsünde auf seinem Gewissen! ... Aus schnöder Gewinnsucht und aus Trotz ist er abgefallen von Gott, und hat sich denen zugesellt, welche den breiten Pfad des Verderbens wandeln, der dennoch für den Seelenverderber Brühs kein Blumenpfad war!«

»Brühs heißt der Fremdling?« sagte Josephine und griff nach dem Rosenkranze, der über dem Gebetbuche lag. »Ich habe diesen Namen nie gehört ... Aber ich muß den Mann sehen und sprechen, sonst kann ich nicht leben! ... «

»Du sollst ihn sehen, und er soll Dir erzählen, was er mir erzählt hat,« entgegnete Moosdörfer. »Und der Bruder Kanonikus, der von Allem bereits unterrichtet ist, soll zugegen sein, um Dir Trost zu spenden, wenn Dich die Schwäche des Weibes übermannt und das zaghafte Herz sich weigern will, seine Functionen zu erfüllen ... Du hast nur zu gebieten, treue Seele, ich werde gehorchen, denn wenn das Herz einer bekümmerten Mutter spricht, so bewegt der Hauch Gottes ihre Lippen! ... «

Moosdörfer zog Josephine an seine Brust und küßte ihr Mund und Augen.

»Laß uns nach einigen Tagen, am nächsten Samstage reisen!« bat die tief Bewegte. »Dann werde ich gefaßt sein und standhaft ertragen, was der Himmel mir auferlegen will!«

»Es ist gut,« erwiderte Moosdörfer. »Samstag Morgen werden wir nach Leitmeritz reisen.«

5. HORATIO UND ANTON AUF ALTENECK.

»Uebel gelaunt ist mein Vater, und darum will er Niemand sehen?« sprach Horatio von Alteneck zu dem stereotyp lächelnden Bedienten Latte, in den kühlen, weiten Gartensalon tretend, welcher durch die von Säulen getragene breite Veranda eine angenehme Aussicht auf die im ersten Gründes Lenzes schimmernden Boskets des Parkes hatte. »Ich sollte meinen, der eigene Sohn wird bei dem Herrn Baron wohl eine Ausnahme machen ... Melde mich!«

Latte weitete seine weiße Halsbinde, als mangelte es ihm an Athem, und verdrehte die Augen.

»Wenn der junge Herr es befehlen, muß ich gehorchen,« sprach er zögernd. »Ich kann aber nicht einsehen, daß meine Meldung freundliche Aufnahme findet oder überhaupt etwas fruchtet.«

Horatio zog seine Handschuhe aus und warf sie verdrießlich auf den großen runden Tisch, der mitten im Salon stand. Dann trat er vor einen der hohen Wandspiegel

und ordnete sein Haar mit Hilfe eines kleinen Schildpattkammes.

»Was ist meinem Vater denn zugestoßen, daß er sich von aller Welt abschließen will?« fragte er abermals den steifen Bedienten, der noch immer keine Anstalt machte, das Verlangen des Junkers zu erfüllen.

»Der Herr Baron haben Briefe erhalten, die Seine Gnaden sehr aufzuregen scheinen,« entgegnete Latte.

»Nun, das kommt wohl vor im Leben,« meinte Horatio. »Geschäftsleute dürfen deshalb nicht die gute Laune verlieren, sie würden sich sonst nur selbst schaden . . . Geh' nur, und melde mich dem Baron! . . . Vielleicht kehrt ihm die gute Laune zurück, wenn er meinen Namen hört.«

Er lächelte sehr fein, riß die Glasthüre auf, welche in die Veranda führte; und trat in die freie, von weichen Frühlingslüften durchwehte Halle.

Latte durfte jetzt nicht länger mehr zögern, wollte er die Unhöflichkeit gegen den Sohn seines Gebieters nicht bis zur Ungezogenheit treiben. Als er sich entfernte, trat Anton Wacker in den Salon, der bis dahin im Vorzimmer gewartet hatte. Der immer fröhliche Verehrer des Alterthums und des homerischen Versmaßes war zum ersten Male auf Schloß Alteneck und musterte deshalb mit prüfendem Auge die Ausschmückung des Gartensalons, die von Geschmack zeugte und ihm wohl gefiel. Er machte einige schmeichelhafte Bemerkungen darüber und schloß diese wie immer mit ein paar wohl gelungenen Hexametern. Horatio wendete sich rasch zu dem Freunde um.

»Eins möchte ich Dich bitten, lieber Anton,« sagte er, »halte mit Deiner Gelehrsamkeit zurück, wenn es mir gelingen sollte, Dich meinem Vater vorstellen zu dürfen. Ein Bewunderer der Alten war der Baron nie, und daß er Deine Gewandtheit, in Versen zu sprechen, nach Verdienst würdigen sollte, bezweifle ich. Jedenfalls insinuirst Du Dich bei ihm mehr, wenn Du ihm den Beweis lieferst, daß Du kein Fremdling bist in der Kenntniß des Dionysosdienstes, und Bacchus als Gottheit wenigstens eben so hoch stellst, wie Zeus oder Apollo.«

»Ich bin der Fürst von Thoren &c.«

intonirte Wacker mit einer Stimme, daß die Glasscheiben in der Veranda zu klingen begannen.

»Bist Du toll, Anton?« unterbrach ihn Horatio, die Hand auf seinen Mund legend. »Wie Du es anfängst, kannst Du auf Schloß Alteneck sonderbare, nur keine angenehmen Erfahrungen machen; denn ich versichere Dich, Scherz versteht mein Vater nicht, und was er auf seinem Grund und Boden zu thun für gut befindet, das unterläßt er gewiß nicht, wenn es ihm Vergnügen bereitet.«

Anton Wacker vollendete den begonnenen Gesang nicht; er klopfte Horatio auf die Schulter und sagte, eine schwärmerische Miene annehmend:

»Lasse nicht sinken den Muth, Du Erbe Von Altenecks Hallen,
Dessen untad'ligen Bau zu betreten ein Gott mir gewähren

Glücklich wohl ist zu preisen der Mensch, wenn
ihm Güter bescheeren
Schon in der Wiege die Himmlischen alle; doch
glücklicher wandelt
Sicher dahin durch die Welt der Zufriedene, denn
er begehrt nicht
Schimmernden Tandes Gebilde, nicht eitle und
leere Genüsse . . .

Doch vergieb, Freund, daß ich von den Höhen des Parnasses mit einem entsetzlichen *Salto mortale* in die allernüchternste prosaische Ebene der Wirklichkeit wieder herabspringe! . . . Wenn die Stimme, die sich da oben in einiger Entfernung vernehmen läßt, dem Herrn Baron von Alteneck angehört, so hat er offenbar Henriette Sonntag niemals als Sängerin bewundert! . . . Ich bekomme wahrhaftig Ohrenzwang! . . .«

Er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und lehnte sich über die Brüstung der Veranda.

Das laute Geschrei einer heftig zankenden Männerstimme verstummte. Horatio wechselte achselzuckend die Farbe und verschlang die Arme über der Brust.

»Wir werden uns in Geduld fassen müssen,« sagte er.
»Wer sich durch einen ersten mißlungenen Angriff zurückschrecken läßt, kann niemals Erfolge erringen . . . Die Entsendung Latte's hat wenigstens den Anfang gemacht, Bresche zu legen . . . Ich werde Kräfte sammeln, um dann aufs Neue, und zwar mit mehr Ungestüm zu stürmen.«

Anton Wacker blickte auf die wohlgepflegten Sandgänge des Parkes hinab und versetzte:

»Sage mir, Sohn aus der Alteneck Burg, der Zinnengeschmückten,
Leben im säuselnden Hain, der schattend die
Mauern umzingelt,
Knechte und Mägde Euch viele, in jeglicher Arbeit erfahren,
Oder sind Wenige nur Euch Diener aus Liebe und Freundschaft?
Letztere halt' ich von edlerem Stoff und möchte wohl selber
Ihnen bei mich gesellen, so Du allein hier gebötest.
Doch so lange ich wandeln noch sehe vermummte Gestalten
Schleichenden Tritts und finsternen Auges, die Stirne umthürmet
Mit goldblitzendem Horn, nicht wag' ich als Gast hier zu leben! . . . «

Er deutete auf eine grün angeflogene Hecke, hinter welcher der Kopf der alten Barbara mit ihrer wunderbar geformten, in glänzendem Goldbrocat schimmern- den Haube sichtbar ward.

»Wäre ich ein Meister wie Du in geschickter Handhabung der Sprache,« erwiderte Horatio, »so würde ich mich ebenfalls in der Kunst üben, Verse zu machen. Keine Person kann uns zu günstigerer Stunde nahen, als die Du

dort hinter den Berberissträuchen hervorkommen siehst! . . . Ich werde mich ihrer als Mauerbrecher bedienen, und bin gewiß, daß sie ohne Zagen ihre Schuldigkeit thut.«

»Der gnädige Herr Baron bedauert, den jungen Herrn nicht vorlassen zu können,« meldete der Bediente mit malitiösem Lächeln, indem er die Thür nur halb öffnete. »Morgen vielleicht, wenn Seine Gnaden sich guter Nachtruhe erfreuen und dann aufgelegt sind zum Sprechen, will der gnädige Herr sich besinnen . . .«

Latte machte eine devote Verbeugung und zog, in's Vorzimmer zurücktretend, die Thür wieder hinter sich zu.

»Den Kerl, Bruder, möcht' ich ein paar Stunden auf unserm Fechtboden haben,« sagte Anton Wacker. »Ich wollte ihm trotz meiner ein wenig kurz gerathenen Arme so viele Rappierjungen auswischen, daß er aussähe, wie ein gekerbter Schinken! . . . Kannst Du Dich mit diesem schmalbackigen Bengel, der seine Livrée höher zu achten scheint, als den Menschen, vertragen? . . . Ich an Deiner Stelle zerschlug' ihn zu Kleinholz. Solche Teufelsfratze!«

»Ich habe Vieles ertragen gelernt, wovon Du in Deiner ungenirten Freiheit keinen Begriff hast,« erwiderte Horatio. »Zum Glück hänge ich nicht direct von den Launen dieses von meinem Vater bevorzugten Dieners ab . . . Ich besitze im Nothfall eine Bundesgenossin, die mehr Gewalt hat über den Baron von Alteneck, als Latte, der nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand ist. Es scheint,

sie ahnt meine Gegenwart, denn schon sehe ich die gekrümmte Goldkappe ihrer Haube am Fuße der Verandatreppe.«

Langsamem Schrittes betrat Barbara die offene Halle vor dem Gartensalon. Sie hatte sich, seit Horatio das aufregende Nachtgespräch mit ihr gehabt, nicht verändert, und trug auch noch genau dieselbe Kleidung wie damals. Beim Erblicken des Junkers und dessen Begleiters rastete sie einige Augenblicke und sah sich nach allen Seiten um. Dann lächelte sie Horatio mit einer gewissen Vertraulichkeit zu, indem sie sagte:

»Der junge Herr sind also auch unterrichtet? Wahrscheinlich durch den alten Organisten,« oder vielleicht durch den reichen Bleicher?«

»Wovon soll ich unterrichtet sein, Barbara?« fragte Horatio. »Mein Vater hat mir, wie Dir wohl bekannt ist, von jeher wenig Vertrauen geschenkt.«

»Erhielten Sie keine Einladung nach Alteneck?«

»Im Gegentheil, ehrwürdige Dame,« fiel Anton Wacker ein, »wir haben von Glück zu sagen, daß uns die dienstbaren Geister des unzugänglichen Schloßherrn nicht höchst respectwidrig an die Luft setzten.«

Barbara sah Horatio mit einem langen, kalten Blick an. »Ja, ja,« sagte sie dann, der Herr Baron ist still geworden; ein Beweis, daß ihm nicht wohl ist.«

»Hat sich etwas besonders Auffallendes zugetragen?« fragte Horatio. »Mein Vater weigert sich, mich zu sprechen ... Das fällt mir auf; denn waren wir auch in der

letzten Zeit selten gleicher Meinung, so sah er mich doch in der Regel lieber kommen als gehen.«

»Ich kann dem Junker keinen Aufschluß geben, denn der Herr Baron spricht seit einigen Tagen mit Niemand mehr, als er muß . . . Auch Speise und Trank schmecken ihm nicht . . . Er fastet, als wäre er ein nach strenger Regel lebender Klosterbrüder.«

»Dann allerdings muß mein Vater leidend sein,« sprach Horatio besorgt. »Um so lieber möchte ich ihn sprechen! . . . Willst Du meine Fürsprecherin sein, Barbara? . . . Ich weiß, Dir schlägt mein Vater selten eine Bitte ab.«

»Der Herr Baron hat Briefe bekommen aus Hamburg und England,« sagte mit geheimnißvoller Miene Barbara. »Ich habe die Poststempel gesehen . . . Seitdem lebt er zurückgezogen, genießt wenig, spricht Niemand, ordnet Papiere und schreibt . . . Ich vermuthete, der Herr Baron fürchtet, es könne ihm plötzlich einmal der Tod überraschen, und deshalb macht er sein Testament . . . Nöthig wär' es, denn seine Angelegenheiten sind nicht geordnet! . . . Oft habe ich Seine Gnaden daran gemahnt, aber er wollte immer nicht hören.«

»Willst Du mir den Gefallen thun, Barbara, und meinem Vater ganz kurz die Meldung überbringen: ich müsse mit ihm in einer wichtigen Angelegenheit sogleich conferiren?«

Barbara blickte Horatio abermals lange mit ihren kalten, strengen Augen an, nickte, streifte mit flüchtigem Blick Anton Wacker, der sich auf die hohe Lehne eines

der um den runden Tisch stehenden Polsterstühle gesetzt hatte und mit den Füßen baumelte, und sagte:

»Der Herr Baron soll meine Stimme hören und darauf achten! ...«

Sie schlüpfte hinaus und stieg die breite Wendeltreppe hinauf in das erste Stockwerk des Schlosses, wo des Barons Arbeitszimmer lag, wenn der höchst comfortable eingerichtete Raum, in welchem Adam von Alteneck zu verweilen pflegte, so oft er sich am Tage ungestörter Ruhe überlassen wollte, diesen Namen verdiente.

»Nicht wahr, Anton, das ist ein Herold, den Keiner mit kurzen, trockenen Worten unfreundlich abweisen kann?« sagte Horatio lächelnd zu seinem Freunde. »Solch' alte Person, die um jedes Mausloch, um jedes Spinnweben im Schlosse Bescheid weiß, ist zu gewissen Zeiten unbezahlbar und gar nicht zu entbehren!«

»Glaub's gern, Freund, aber wo bleib' ich?« entgegnete Wacker, seinen Sitz verlassend, der unter der Wucht seines Körpers bedenklich knisternde Töne hören ließ. »Ich komme mir vor wie ein Fisch auf dem trockenen Lande! ... Ich werde kaum Luft schnappen können, wenn Dein strenger Herr Vater Dir eine lange Audienz bewilligt.«

»Unterhalte Dich inzwischen mit Barbara,« sagte Horatio. »Die Person ist unterrichteter, als sie sich auf den ersten Anblick giebt, und weiß ganz interessante Geschichten zu erzählen. Verstehst Du ihr Vertrauen einzuflößen, so wirst Du von einem Gespräch mit ihr mehr Nutzen haben, als wenn Du den Commentar zu einem alten Classiker läsest! ... Der Verse nur mußt Du Dich enthalten,

sonst könntest Du bei Barbara, welche als Frucht ihrer Lebenserfahrungen ein starkes Mißtrauen eingeheimst hat, in den Verdacht gerathen, Du wollest sie aufziehen . . . «

»Ich hätte nicht übel Lust, mich um die Freundschaft dieser würdigen Dame zu bemühen,« erwiderte Anton Wacker. »Zwar weiß ich nicht, ob sie das, was wir Lebensart und feine Sitte nennen, besitzt, aber sie ist eine Dame, und alle Damen, besonders wenn sie in ein gewisses Alter gekommen sind, haben einen merkwürdigen Hang, junge Männer und solche, die es werden wollen, zu erziehen . . . Nennt man nun auch die Methode, welche gerade die liebenswürdigsten dabei anwenden, das Rüffeln, so erzielen sie damit doch gewöhnlich vortreffliche Resultate. Ich bin sehr neugierig, zu erfahren, wie ich mich als ein von Frauenhand erzogener Mensch ausnehmen werde. Barbara soll deshalb bei mir den Anfang machen. Vielleicht ergründe ich bei dieser Gelegenheit auch einige in ihr Herz gefallene, geheime Tiefen, deren Durchforschung mir Stoff liefert, Dir als dem Erben von Alteneck das Horoskop zu stellen.

Denn fürwahr, nicht immer aus sternenumflimmertem Aether

Winkten mit gnädigem Auge die Himmlischen
fröhlichen Gruß Dir;

Finster auch schauten zuweilen sie nieder auf
Altenecks Zinnen,

Weil, die erbaueten sie und noch tragen mit Stolz
ihren Namen,

Oftmals verfielen dem Loos des irrenden Menschengeschlechtes . . . «

Barbara, von ihrer Sendung zurückkehrend, hatte die letzten Worte des heitern Studenten vernommen und faßte sie in ihrem Sinne auf.

»Es wäre richtiger, junger Herr,« sprach sie, »wenn Sie das Menschengeschlecht ein sündhaftes nennten. Irren müssen wir, das ist Menschenbestimmung, sonst kommen wir zu keiner Erkenntniß, durch Sündigen aber erschweren wir uns nur das Leben und verrammeln uns die Pforte, durch die wir leichten Herzens in's Jenseits treten! . . . Junger Herr, Seine Gnaden erwarten Sie! Ich will Ihrem Freunde inzwischen die Eremitage zeigen und ihm von den herrlichen Tagen erzählen, die wir daselbst verlebt haben . . . «

Horatio erblaßte. Er gedachte der Mittheilungen, welche ihm Barbara in einer Stunde ungewöhnlicher Erregung vor längerer Zeit gemacht hatte, und es überfiel ihn ein erniedrigendes Gefühl bei dem Gedanken, Barbara könne Anton ähnliche Vorgänge erzählen. Liebte er seinen Vater auch nicht, ja war es ihm kaum möglich, ihn zu achten, so wollte er doch nicht, daß eine dritte und noch dazu eine dienende Person, die ja unlaute- re Zwecke verfolgen konnte, ihn vor Anderen herabsetze und schonungslos die Schwächen bloßlege, die dem Baron unzweifelhaft anhafteten. Er trat deshalb rasch auf Barbara zu, indem er in drohendem Tone sagte:

»Beherzige Dein Wohl und ehre die Todten!«

Die Beschließerin antwortete nicht. Sie sah dem Junker mit hellen Augen nach und sagte dann zu Anton Wacker:

»Lassen Sie uns in den Park gehen, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, die Einrichtung der Eremitage kennen zu lernen, bin ich gern erbötig, Sie zu führen . . . Die Todten in ihren Gräbern sollen durch mich nicht gestört werden . . .«

Anton verbeugte sich lächelnd vor Barbara und bot ihr seinen Arm an, den sie jedoch kopfschüttelnd und mit einem Blick ihrer ganz eigenthümlichen Augen ablehnte, welcher den muntern jungen Mann von jeder weiteren Galanterie zurückschreckte.

Während nun die Beschließerin von Schloß Alteneck mit ihrem jugendlichen Begleiter die viel gewundenen Pfade des Parkes durchwandelte, betrat Horatio das Wohngemach seines Vaters. Er traf den Baron in dem sehr geräumigen Zimmer hinkend auf und nieder gehend und in einer Stimmung, die zwischen Aerger und Zorn die Mitte hielt. Aus den Papieren, die auf seinem Schreibtische lagen, schloß Horatio, daß sein Vater mit Schreiben beschäftigt gewesen sei.

Als Baron von Alteneck den Sohn erblickte, blieb er stehen, kehrte ihm sein röthliches Gesicht mit den arg verlebten Zügen zu und deutete mit der Hand nach einem verhüllten Bilde, das über dem aus Nußbaumholz schön geschnitzten Sopha hing.

»Du besitzt alle Eigenschaften, welche Die dort so unglücklich machten!« redete er Horatio an. »Wie Du ihr

fast Zug für Zug von Angesicht ähnelst, so hast Du auch ihr Herz, ihre Seele empfangen. Darum wirst Du die gleichen Wege einschlagen und gleich ihr den Zweck Deines Lebens verfehlen! Ich aber wasche meine Hände in Unschuld! ...«

Horatio überraschte dieser ungnädige Empfang Seitens des Vaters nicht. Er war an ähnliche Begrüßungen schon gewöhnt, und er erwartete fast nie eine wirklich freundliche oder gar herzliche Aufnahme, wenn er Alteneck besuchte. Nur war ihm stets viel daran gelegen, die eigentliche Veranlassung der ärgerlichen oder gereizten Stimmung seines Vaters zu erfahren. Heute besonders lag ihm mehr daran als sonst, weil er bereits vernommen hatte, daß den Baron Briefe beschäftigten und zwar so ausschließlich beschäftigten, daß er über dieselben seine Lebensgewohnheiten zeitweilig änderte. Eine sehr ausgebreitete Correspondenz führte der Besitzer von Alteneck nicht; es mußten daher Nachrichten von großer Wichtigkeit an ihn gelangt sein, wenn er Tage lang sich fast ganz des Genusses von Speise und Trank vor lauter Aufregung enthalten sollte.

»Was willst Du?« fuhr Adam fort und hinkte nach seinem Schreibtische, um einige Papiere in ein verborgenes Fach zu schieben. »Weshalb dringst Du darauf, mich zu sprechen, wenn ich Dir doch sagen lasse, ich sei nicht dazu angethan? ... Hast Du Schulden gemacht und es sitzen Dir die bürgerlichen Lumpen, die Manichäer auf den Hacken, so hätte der Amtsschreiber Dir aushelfen können ... Der närrische Mensch schwärmt noch jetzt

für Universitätsleben und studentische Dummheiten! ... Was mich ärgert, ergötzt den Narren ... Was soll's? ... Kurz und bündig heraus mit der Sprache! ...«

»Du würdest mich sehr glücklich machen, bester Vater, wenn Du mich ruhig anhören wolltest,« entgegnete Horatio. »Ich habe Dir eine Bitte an's Herz zu legen ... Schlägest Du sie mir ab, so glaube ich, Du thätest Unrecht ... Darum wünschte ich mich in aller Ruhe mit Dir zu unterhalten.«

Adam von Alteneck machte ein Gesicht, das mehr einer Fratze als einem menschlichen Antlitz ähnelte. Die Zornader auf seiner steilen Stirn schwoll auffallend stark an.

»Gehst Du vielleicht wieder damit um, einem Mordbrenner oder Raubmörder die Wege über's Meer zu zeigen und ihm vorher auf Anderer Unkosten die Taschen mit Goldstücken voll zu pflöpfen?« erwiderte er. »Es sollte mich nicht wundern, wenn Du Gefallen an dieser infamen, das fleckenlose Wappen Deiner Ahnen beschmutzenden und Dich selbst brandmarkenden Thätigkeit fändest ... Wem die erste Schufferei glückt, der kann die zweite nicht lassen! ... An's Ende freilich denkt der glückliche Spitzbube eben so wenig, wie der gewinnende Spieler oder der vom Siegestaumel berauschte Feldherr.«

Horatio wollte den Vater durch Widerspruch nicht reizen und verzichtete deshalb auf jede Rechtfertigung seiner Handlungsweise, zu der er sich im Herzen allerdings

gedrungen fühlte. Er that dies um so lieber, als die Anspielung seines Vaters ihm die Quelle verrieth, aus welcher seine trübe, ja feindselige Stimmung Nahrung erhielt. Der Baron mußte auf irgend eine Weise erfahren haben, daß Caspar Spät, dem Horatio die Mittel, außer Landes zu kommen, verschafft hatte, in Sicherheit sich befinde und nicht mehr zu erreichen sei.

»Cousine Maximiliane hat mir neulich eins ihrer duftenden Billets zugeschickt, die man stets vorsichtig eröffnen muß, weil man nie wissen kann, ob sie nicht mit explodirendem Zündstoff gefüllt sind,« entgegnete Horatio. »Sie ladet mich ein, ihr Begleiter auf einer Reise zu sein, die sie zunächst nach Leitmeritz führen wird, wo Seine Hochwürden, Kanonikus Moosdörfer sie erwartet . . . «

»Der abgefeymte, messelesende Jesuit?« fiel der Baron ein. »Kein übler Einfall das! Schade nur, daß der Pfaffe mehr Aehnlichkeit mit dem Abt von St. Gallen als mit einem Apollo hat! . . . Wäre das der Fall, so würde ich mich krank ärgern, nicht seine Stelle einnehmen zu können. Cousine Allgramm ist eine Närrin! . . . Sie wird noch die ganze Familie in Verruf bringen, wenn sie ihre Excentricitäten nicht aufgibt! . . . Und was sollst Du dabei thun? Sie etwa in ihren Tollheiten unterstützen?«

»In Begleitung eines nahen Verwandten würden diese Excentricitäten mehr im Licht liebenswürdiger Originalität erscheinen, dünkt mich,« gab Horatio zur Antwort. »Uebrigens bin ich es der Cousine schuldig, daß ich diesmal ihrer Einladung folge; unterbliebe es, so würde sie ein Recht haben, mich durch Verachtung zu strafen?«

»Ist Leitmeritz das einzige Reiseziel der wilden Gräfin?«

»Nicht doch, Vater, nur die erste Station! ... Von Leitmeritz gedenken wir uns über Prag und Wien nach Triest und Venedig zu wenden. Der Bruder des Kanonikus, Herr Donatus Moosdörfer ...«

»Der Leisetreter!« schaltete der Baron ein.

»Hat mir Empfehlungen an verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten sowohl in der Residenz des österreichischen Kaisers, wie in Venedig mitgegeben. Außerdem soll ich ein Privatschreiben an den Agenten des Hauses Schmalbacher & Comp., Herrn Rauerz, bei dem Organisten Tobias Helfer in Hohen-Rothstein vorfinden und von diesem in Empfang nehmen.«

Adam von Alteneck lehnte sich an seinen Schreibtisch und verschlang die Arme über der Brust.

»Ich glaube wahrhaftig, Du hast Dich mit der ganzen Sippschaft, die mir und Graf Rothstein, so lange wir denken können, das Leben schwer machte, förmlich verschworen,« sagte er. »So wenig mich die Helfer'sche Brut angeht, so sehr hasse ich sie! ... Der Alte, der eine unverwüstliche Gesundheit besitzt, hat die verrückte Marotte, die Ideen Rousseau's, den er weder verstehen noch verdauen kann, den ungekämmtten Flachsköpfen unserer Weber- und Bauerkinder einzuzimpfen ... Er will in seinem Schulmeisterdünkel alle Welt bilden und jedem Hansnarren, der kaum bis auf Drei zählen kann und seinen physischen Hunger mit ungeschmalztem Mehlbrei

vom ersten Januar bis zum letzten December stillt, zu einem Weisen, einem Gleichberechtigten mit dem Höchstgestellten, auf der Sonnenhöhe des Lebens Geborenen machen. Das ist einfach eine verrückte Idee, die man belächeln kann, so lange sie unfruchtbare Idee bleibt. Sie wird aber gefährlich und kann, ja muß sogar Unheil stiften, wenn es solch einem selbst kaum halbgebildeten Aufklärer gelingt, auch nur Schnitzel davon so zu verstreuen, daß sie an kantig geformten Köpfen, deren wir unter unseren Dorfbewohnern eine hinreichende Anzahl besitzen, hängen bleiben ... Mich empört solches Treiben, denn es gebiert zunächst Unzufriedenheit, dann Murren, aus dem sich aufsätziges Wesen und zuletzt Brand, Plünderung und mordlustiger Aufstand folgerichtig entwickeln müssen! ... Besäße ich die Macht dazu, so würde ich gegen solche, unberechenbares Unheil anstiftende Weltverbesserer energisch und mit unnachsichtiger Strenge einschreiten ... Es ist nicht wahr, daß alle Menschen einander gleich und darum auch gleichberechtigt sind! ... Diese Doctrin haben die bebrillten Stubenhocker und Kathederhelden aufgestellt, welche Menschen und Welt nur aus ihren Büchern kennen. Wie der Mensch von Jugend auf lebt, so *wird* er an Leib und Seele! ... Es ist nicht gleichgültig, ob ich mich von feinen Speisen sättige oder verschimmelte Brodkrumen esse und eitel Wasser dazu trinke! ... Die Nahrung, die ich tagtäglich zu mir nehme und an die ich mich schon als Kind gewöhne, bildet meinen Geist nicht weniger als

den Körper, der ihm zur Wohnung dient, und bin ich gewöhnt, gut und fein zu speisen, so kommen mir gute und noble Gedanken ganz von selbst! . . . Wer das bestreiten will, verdiente, daß man ihm als Aufwiegler gegen göttliches und menschliches Gesetz den Proceß machte und ihn für Lebenszeit einsperrte! . . . «

Es war dies ein Thema, auf welches Adam von Alteneck dem Sohne gegenüber gern zu sprechen kam, weil er mit großem Verdruß an Horatio gewährte, daß er die einfachste und nüchternste Lebensweise jeder andern vorzog. Kostete es dem Baron doch Mühe, den ihm völlig unähnlichen Sohn zum Genusse eines Glases Wein, den er selbst in nur zu großen Quantitäten trank, zu bewegen.

Horatio nahm auch diese Expectorationen seines Vaters ruhig hin, indem er sich an den Grundgedanken hielt, dem sie entsprungen waren.

»Ich kann Niemand hassen, der mir nichts zu Leide that,« sagte er; »und Helfer besonders wüßte ich eher Gutes als Schlechtes nachzurühmen.«

»Das läßt sich denken!« höhnte ironisch lächelnd der Baron. »Du würdest dem hungerleiderischen Sohne und seinem schurkischen Freunde sonst keine goldene Brücke über's Meer gebaut haben! . . . Kennst Du die Belohnung, welche Dir für diese feindselige Handlung gegen Deinen eigenen Vater von Rechtswegen zukäme?«

»Ich bin mir keiner Schuld gegen Dich bewußt.«

»Enterben könnte ich Dich und als einen von adeliger Sitte und Denkart Abtrünnigen für immer verstoßen! . . .

Ein zum Tode Verurtheilter ist dem Nachrichtler verfallen; die Hand eines ehrlichen Mannes kann ihn nicht berühren, ohne daß sie moralisch verunreinigt wird! ... Ich bin schon ein unverantwortlich milder Vater, daß ich dies grobe Vergehen gegen Dich selbst und gegen die Ehre des Standes, dem Du angehörst, aus Achtung vor diesem Stande mit Stillschweigen überging. Wenn Du mich aber durch fortgesetzten Trotz gegen mich und meine Warnungen zwingst, rücksichtslos zu sein, so werde ich es sein! ... Wer ist Rauerz? ... Ich kenne dieses illustre Geschlecht nicht.«

»Ein Mann von Kenntnissen, wie es scheint, und von Lebenserfahrung ... Herr Moosdörfer hat mir schon früher mitgetheilt, daß derselbe halb Europa bereist und auch einige Jahre in der neuen Welt gelebt habe ... Erst seit etwa Jahresfrist befindet er sich wieder auf europäischem Boden und hält sich seitdem meistens in Venedig auf.«

Adam von Alteneck hinkte wieder durch's Zimmer, ohne seinen Sohn eines Blickes zu würdigen. Dann, sich dicht vor ihn hinstellend, fragte er:

»Was hat Maximiliane in Italien zu suchen?«

»Was sie daheim nicht findet,« versetzte Horatio, »Zerstreuung, Anregung und Bildung ... Wir sind hier in der Provinz hinter den Fortschritten der Zeit etwas zurückgeblieben ... Das verengert den Horizont unserer Anschauungen, verengert auch das Herz und schwächt das Urtheil ab ... Die Welt, wie sie ist, nimmt sich in der That

ganz anders aus, als wir sie uns vorstellen . . . Es bereiten sich auf allen Gebieten große Bewegungen vor.«

Der Baron zuckte die Achseln und schleuderte dem Sohne einige nicht sehr väterlich wohlwollende Blicke zu.

»Und damit Ihr nicht zurückbleibt hinter dem großen Troß, der es schon so herrlich weit gebracht hat,« sprach er, »wollt Ihr Beide Euch wohl bei diesen gewaltigen Bewegungen mit betheiligen?«

»Wenigstens könnten wir etwas dabei lernen und die Menschen der Gegenwart wie deren Bestrebungen ohne vorgefaßte Meinung beurtheilen. Kein Einzelner macht die Zeit, noch hält er sie auf, die Zeit aber bildet Jeden um, reißt ihn mit sich fort oder zermalmt ihn! Diesem Naturgesetz kann sich der Reiche so wenig entziehen wie der Arme, der Fürst auf dem Throne so wenig wie der Bettler in seiner windigen, nassen Lehmhütte!«

»Das heißt mit anderen Worten,« entgegnete der Baron, »Du willst vergessen; wer Du bist, Dich der Menge gleichstellen und thun, was dieser gefällt.«

»Nicht ganz, mein Vater,« versetzte Horatio, »ich will mich vielmehr nur bemühen, ihr Denken und ihr Streben verstehen zu lernen, was so lange nicht möglich ist, als wir vor Millionen Bevorzugten uns vornehm von diesen Millionen abschließen.«

Die Züge des Barons verfinsterten sich immer mehr, denn was Horatio ihm als ein Gebot der Zeit vorhielt, dem Alle ohne Ausnahme gehorchen müßten, war ihm in tiefster Seele verhaßt. Adam von Alteneck kannte

wie sein gleichgesinnter Nachbar Graf Achim von Rothstein nur Standesvorrechte, war sehr stolz auf deren Besitz und würde sich derselben um keinen Preis der Welt entäußert haben. Daß seit dem neuen Umschwunge in Frankreich, dem die Aufrichtung des Bürgerthrones folgte, die unruhig und unzufrieden gewordene Welt an diesen Herrlichkeiten rüttelte, daß Unzählige sie offen als traurige Ueberbleibsel aus dem Mittelalter bezeichneten, die beseitigt werden müßten, war ihm ebenfalls nicht entgangen, obwohl er mit der Zeit und ihren weltbewegenden Ideen nicht lebte, sondern ihnen möglichst auswich. Nur hatte er nie geglaubt, daß auch sein Sohn von dem Neuerungsfieber angesteckt werden könne. Diese Gefahr war ihm jetzt bereits so nahe gerückt, daß er in Horatio den Zeitgeist selbst verkörpert vor sich sah, und diese Entdeckung erfüllte ihn mit Furcht und Grimm.

»Du rüttelst an den Grundvesten Deines eigenen Hauses, mein Sohn,« sprach er, den Stuhl vor seinem Schreibtische wieder einnehmend. »Meine Ermahnungen fruchten leider nichts, und Gewalt kann ich nicht gegen Dich anwenden, da Du mündig bist. Es bleibt mir also nur die Bitte und die Warnung übrig . . . Zwar sehe ich Dich ungern mit Deiner excentrischen Cousine in die Welt ziehen, aber trotzdem will ich Dich nicht hindern . . . Geh' und sieh Dich um; sammle Erfahrungen, erlebe etwas und kehre klüger, besonnener, als Du fortgingst, nach Hause zurück! . . . Vielleicht siehst Du dann ein, daß Alles, was Dich jetzt entzückt, hohle Luftgebilde und nichtige Erbärmlichkeiten sind, über die der Verständige sehr

mild urtheilt, wenn er sie belächelt! ... Eins nur lege ich Dir an's Herz, ehe Du auf längere Zeit von mir scheidest: Mache Dich nie gemein mit der Menge! Lasse Dich nie zu ihr herab! Du verlierst alles feinere Gefühl, wenn immer die Stimme des Volkes Dich umbraust! ... Halte Dich zu Gleichgestellten und erblicke nicht in jedem Jammernden einen Unglücklichen, dessen Du Dich annehmen mußt; nicht in jedem Gefangenen einen Märtyrer, den zu retten Du verpflichtet bist! ... Daß Dein leicht empfängliches Herz Dich schon einmal eine solche Thorheit begehen ließ, wird mir noch vielen Kummer verursachen, und Dich wahrscheinlich in späterer Zeit empfindlich schädigen! ... Ich habe neuerdings Briefe erhalten, die mir Tag und Nacht die Ruhe rauben! ... Das wäre nicht geschehen, hättest Du Dich nicht von den halb verrückten Thoren, welche sich für Vormünder des Volks halten, zu dem tollen Streiche aufsingen lassen, den ich nicht nennen mag, weil ich mich scheue, der Vater eines Sohnes zu sein, welcher Verbrechern die Hand reicht, damit sie vom Schaffot herabsteigen können, ehe der Henker sie, wie sie es verdient hätten und das Gesetz es will, beim Schopfe faßt ... Wie lange gedenkst Du im Auslande zu verweilen?«

Horatio hatte auf viel größeren Widerstand bei seinem Vater zu stoßen befürchtet. Er war daher sehr glücklich, mit einer so gnädigen Strafpredigt, die er allerdings nicht

zu beherzigen gedachte, davon zu kommen. Um nicht eigenwillig zu erscheinen und den Vater durch eine Forderung zu reizen, welche diesem unbillig dünken konnte, sagte er:

»Es hängt das von Deiner Güte ab, Vater, wie von den Mitteln, die Du mir gewähren wirst.«

Adam von Alteneck lächelte.

»Nun,« entgegnete er, Papier und Feder ergreifend, »wenn der Erbe von Alteneck als Ritter der Comtesse von Allgramm, die für eine reiche Erbin gelten kann, mit dieser zugleich auf Reisen geht, muß er schon Anstandes halber standesgemäß auftreten . . . Man soll nicht sagen, daß ich den eigenen Sohn darben lasse und ihm geizig die Thaler zuzähle, während meine Gläubiger manchmal einen Verschwender in mir erblicken wollen . . . Hier ist eine Anweisung auf meinen Wechsler . . . Ich hoffe, er wird dieselbe ohne Anstand honoriren . . . Der alte Organist, der die meiste Schuld an dem Mißrathen seiner Kinder und an dem schlechten Tone trägt, der schon seit einem halben Menschenalter hier und in Hohen Rothstein eingerissen ist, braucht nichts von meiner Großmuth zu erfahren! Halte Dich bei dem frömmelnden Querkopfe nicht länger auf, als die Höflichkeit erfordert . . . Wann seh' ich Dich wieder?«

»Sobald Cousine Maximiliane den Tag der Abreise bestimmt hat,« sagte Horatio, indem er mit dankendem Blick die Anweisung in Empfang nahm und dem Vater die Hand küßte. Dieser, schon wieder finster blickend,

bedeutete ihm mit stummem Wink, er möge sich entfernen, stützte den Kopf auf seine Hand und murmelte dumpf zwischen den Zähnen:

»Es ist am Ende so besser! . . . Weilt Horatio im Auslande, so kann er hier nicht herumsspioniren, Barbara nicht ausfragen und sich von dem Schäfer bei der Feengruft keine Geschichten erzählen lassen . . . Wäre der Andere, der so zur Unzeit wieder lebendig geworden ist, nur eben so leicht los zu werden! . . .«

Er holte einige Male schwer seufzend Athem und machte sich wieder mit den Briefen zu thun, die er beim Eintritt Horatio's verschlossen hatte.

6. VOR DER FEENGRUFT.

Anton Wacker hatte sich, nichts Arges ahnend, während der Abwesenheit seines Freundes von Barbara wirklich in die Eremitage führen lassen, wo die Beschließerin von Alteneck jeden Tag eine Zeit lang verweilte. Es war ja der Ort, wo sie ehemals glücklich gewesen und wo das Paradies der Jugend ihr verloren gegangen war.

Horatio fand den Freund im Gartensalon, aber in einer Verfassung, wie er ihn nie früher gesehen hatte. Wie ein Todmüder lehnte er in einem der großen Polsterstühle, mit erdfahlem Gesicht, das Auge umdüstert, die kalte, von Schweiß feuchte Stirn sich immer von Neuem mit dem Taschentuche fächernd.

Horatio erschrak über diesen ungewohnten Anblick des Freundes und wollte sofort die Glocke ziehen, was

indeß Anton Wacker's gebieterisches: »Laß das! Keinen Lärm!« verhinderte.

»Was ist Dir begegnet?« rief der junge Baron, der sich die so plötzliche Veränderung seines Freundes durchaus nicht erklären konnte.

»Nichts,« erwiderte Anton. »Ich mache nur die Erfahrung, daß meine Verdauung Vieles zu wünschen übrig läßt . . . Ich habe mich einfach überessen, oder richtiger: ich bin überfüttert worden!«

Horatio durchforschte mit fragender Neugierde die gutmüthigen Züge des Freundes.

»Mir unbegreiflich!« sagte er. »Du sprichst in Räthseln!«

»Das eben ist die Krankheit, an der ich zu leiden beginne,« entgegnete Anton. »Weiß das Herz voll ist, geht der Mund über! . . . Ich bin mit Räthseln so genährt worden, daß ich mich unwohl davon fühle und auf Mittel sinnen muß, mich derselben dadurch zu entledigen, daß ich mich mit ihrer Lösung ganz im Ernste beschäftige.«

Jetzt erst durchzuckte Horatio der Gedanke an Barbara, vor deren Geschwätz er den Freund beim Weggehen scherzend gewarnt hatte. Der Schreck machte sein Blut stocken und auch er erblaßte.

»Ist es wirklich möglich?« rief er. »Die unzurechnungsfähige Person hat mit ihrer spitzen Natterzunge Gift in Dein Blut geträufelt? . . . Das Weib ist eine Thörin, sag' ich Dir, und rachsüchtig! . . . Seit Jahr und Tag schon verleumdet sie Alle, die mit ihr in Berührung kommen! . . .«

»Wie stehst Du mit dem Herrn Baron?« fragte, diese Zwischenbemerkungen Horatio's ignorierend, der gelehrte Sohn des Einödbauers. »War er Deinen Bitten zugänglich, oder haben die Briefe aus Hamburg sein Herz verhärtet und seine väterliche Liebe zu Dir geschmälert?

...«

Horatio runzelte die Stirn und bekam dadurch einige Aehnlichkeit im Ausdruck des Gesichts mit seinem Vater.

»Man wird die unverbesserliche Schwätzerin doch einsperren müssen,« entgegnete er. »Was kümmert es Barbara, von welchem Orte mein Vater Briefe bekommt?«

»Wirst Du mit Deiner schönen Cousine reisen?« warf Anton ein.

»Gewiß, und auf so lange Zeit, als es mir gefällt! ... Ich fand den Vater zugänglicher, als ich erwarten durfte.«

»Dafür bist Du Barbara Dank schuldig, die Du soeben ungerechter Weise schmähtest! ... Doch ich reize Deine Galle, und das ist nicht meine Absicht ... Gehst Du in so verführerischer Begleitung in die Welt, wird mein Bild nur zu früh in Deinem Gedächtniß erbleichen. Lebe mir deshalb jetzt, wo wir einander noch verbunden sind, ein paar Stunden zu Gefallen. Ich muß hier in der Nähe nothwendig eine Visite machen, sonst werde ich toll, toll wie Hamlet, der schwachnervige Königssohn, der mit seines Geistes Augen den todten, längst begrabenen Vater in Waffen sah! ... Ich fühle Hamletsblut durch meine Adern schleichen, nur ist es nicht so gallig und ich selbst bin nicht so melancholisch, daß ich mich bei jedem verdächtigen Geräusche mit gezücktem Degen auf Ratten

stürzen möchte, um plauderhaften Horchern für immer das Schweigen zu lehren.

Aber zu forschen mit prüfendem Sinn in verbor-
genen Weiten
Und in zerbröckelter Jahre Geröll ist wahrlich ge-
boten,
Wenn mit geschäftiger Hand ein schattiges Volk
von Gespenstern
Um und über uns thürmt ein Gebirge grau'nvoller
Thaten!«

»Bitte, Freund, verlaß heute Deinen erhabenen Sitz auf dem Pegasus,« fiel der arg verstimmte Horatio ein. »Du hast ihn schlecht gesattelt, und das läßt mich ein Unglück befürchten! . . . Simpel prosaisch gesprochen: wohin gehst Du Deine Schritte zu leiten?«

Anton Wacker blickte über den Park von Alteneck nach dem hoch gelegenen fernen Rothstein.

»Ist Dir ein Mann bekannt, welcher Clemens heißt?« fragte er, die Augen halb schließend, als ob ihm der wolkenlose Himmel des warmen, sonnigen. Frühlingstages blende. »Er soll in der Nähe jenes alten Baues auf der Heidenlehne zu treffen sein.«

»Wie kommst Du dazu, eine so thörichte, ja geradezu lächerliche Frage an mich zu richten?« erwiderte Horatio. »Wer kennt den alten Schäfer mit seinen Possen, geheimnißvollen Rathschlägen und anderen Wunderlichkeiten nicht! . . . Mit Dir hat er ja tagtäglich gespielt, als Du noch Kind warst!«

»Wahr und wohl gesprochen!« sagte Anton Wacker. »Ich habe meine Frage in der Zerstreung, wie ich jetzt bemerke, falsch gestellt. Sie sollte lauten: Wie lange kennst Du den lämmerhütenden Schäfer als Vertrauten der würdigen Dame, Deren Stimme die Riegel der festesten und unzugänglichsten Gemäcker auf Schloß Alteneck sprengt?«

»Du wirst das jedenfalls aus derselben Quelle sicherer erfahren können, aus welcher Du während meiner Abwesenheit, wie es scheint, mit so durstiger Lippe trankst!«

»Zu Deinem Besten, Horatio!« rief Anton Wacker.

Oder ich trotze der Macht des Wolkenversammlers Kronion! . . .

Und nun lege Deine aristokratische Hand auf den grobknochigen Arm Deines aus demokratischem Lehm gebackenen derben Freundes, hochadlig geborener armer Junge, der Du die eigene Mutter nicht einmal in ihrer vollen Liebe kennen und erkennen lernst! . . . Wir wollen selbender dem alten Narren auf der Heidenlehne einen Besuch abstatten und ihn auf's Gewissen fragen, ob er nicht aus einer seiner morschen Tonschüsseln für uns eine Zahl zusammenfinden kann, die sich als Glückstreffer benutzen läßt.

Denn mich gelüftet's zu sprechen ein Wort mit diesem Thebaner,
Daß ich erfahre, ob Wahrheit mir winkt oder gaukelnde Täuschung!«

»Wie ich den viel geschmähten und viel gefürchteten Schäfer kenne,« entgegnete Horatio, »werden wir nur müßig die Zeit verschwenden, suchen wir ihn in seinem Versteck auf. Fragen, die Du an ihn zu richten vielleicht beabsichtigst, bleiben im Beisein eines Dritten von ihm gewiß unbeantwortet!«

»Ich will es darauf ankommen lassen,« sagte Anton Wacker. »Auch Schweigen kann beredt sein, und da ich nicht ohne Nutzen die Alten studirt zu haben glaube und auch fernerhin noch zu studiren gedenke; so traue ich der Spürkraft meines Geistes so viel Scharfsinn zu, daß ich als geübter Glossarius aus tiefstem Schweigen doch eine hell tönende Sprache herauszuhören hoffen darf . . . Haben Sie also die Gnade, Herr Baron, und seien Sie wenigstens Zeuge, wenn ich von einer Stummen Lippe vernehme, was sich Eremitagengrüfte und zersplitterte Schiffsplanken von der Vergangenheit erzählen! . . .«

Horatio konnte dem Bitten und Drängen des Freundes nicht länger widerstehen. Es wollte ihm nicht recht einleuchten, daß Barbara Anton Mittheilungen gemacht haben sollte, die ihm, dem Sohne des Hauses, völlig unbekannt waren. Dagegen sah es der Alten ähnlich, daß sie auf Clemens als auf einen Mann hingedeutet hatte, der mehr wisse, als sie selbst, und der, wolle er nur sprechen, über Vieles, worüber die Welt sich wundere, helles Licht verbreiten könne. Er gab daher nach und machte sich mit dem Freunde auf den Weg nach der Heidenlehne. Erst nach dem Besuche bei dem geheimnißvollen

Schäfer wollte Horatio die Wohnung des Organisten Tobias Helfer betreten, um bei diesem die seiner wartenden Briefe in Empfang zu nehmen.

Die Freunde erreichten auf bekannten Wegen die Heidenlehne, fanden auch die zahlreiche Heerde kostbarer Schafe zerstreut um den strauchlosen, öden Hügel weiden, dessen Gipfel die phantastisch geformten Riesensteine der Feengruft schmückten, der Schäfer selbst aber war nicht gegenwärtig.

»Wir müssen warten,« sprach Anton, sich bückend, um den Eingang der dunkeln, schluchtartigen Vertiefung zu betreten, in welcher Clemens bei schlechtem oder sehr windigem Wetter sich aufzuhalten pflegte. Kaum aber hatte er den Kopf in das nach oben spitz zulaufende Felsenthor gesteckt, als sich ein drohendes Knarren sehr deutlich vernehmen ließ.

»Sie hält Wache!« fuhr er fort, indem er sich schnell wieder zurückzog. »Sein Herr muß ihn hart bedroht haben, sonst würde er uns mit Bellen begrüßen, denn ganz unbekannt bin ich dem Thiere nicht.«

Er lehnte sich an den größten der gewaltigen Felsblöcke und kehrte den Blick der lang gestreckten Häuserreihe Hohen-Rothsteins zu, das jetzt mit seinen rauchenden Schornsteinen und seinen in frischstem Blättergrün prangenden Obstbäumen ein reizendes Landschaftsbild darbot.

»Ist die Grotte so tief, daß sie mehrere Personen faßt?« fragte Horatio, der sich umsonst abmühte, etwas in dem sehr dunkeln Innern der Felsen zu erkennen. Außer den

blitzenden Augen des Schäferhundes, der wachehaltend dicht am Eingange lag, war nichts zu sehen.

»Ich habe das Innere der Feengruft nie betreten,« fuhr Anton fort. »Als Kind hielt mich die Furcht, es könnte mir etwas Schlimmes begegnen, davon ab, denn sowohl von meiner Mutter wie von Anderen hatte ich allerhand Schreckliches von derselben erzählen hören, und später that ich es nicht, weil Clemens es einfach nicht haben wollte.«

Horatio nahm Anton gegenüber Platz, und blickte unverwandt in die Felsenvertiefung. Es fiel ihm auf, daß der Hund des Schäfers sich nicht von der Stelle bewegte, da Clemens Schätze weder besaß, noch zu bewachen hatte, die Grotte also, welche der silberhaarige Mann als sein Eigenthum ansah, höchstens von einem Neugierigen betreten werden konnte.

Nach einigen Minuten – beide Freunde verhielten sich still – glaubte Horatio ein Geräusch zu vernehmen, das offenbar aus der Grotte kam. Auch Geflüster eines leise Sprechenden ließ sich hören, dem bald darauf ein Ton folgte, als fälle ein schwerer Gegenstand auf steinigem Grund. Gleichzeitig flimmerte ein falber Schimmer in der Höhle, der aber sofort wieder der undurchdringlichen Dunkelheit Platz machte. Der Hund schlug an und erhob sich, und wenige Secunden später trat Lotto-Clemens in seiner gewöhnlichen Tracht gebückt aus dem Felsenspalt. Auf der Rückseite der Feengruft vernahmen die Freunde deutlich ein kurzes, scharfes Lachen, das dem Schäfer unbequem zu sein schien, denn er zuckte finster mit den

Brauen und wendete den weiß behaarten Kopf ein wenig zur Seite. Der scharfe, höhnisch klingende Ton des Gelächters, das nur einige Augenblicke dauerte, erinnerte Horatio an das Fest auf Rothstein, und er hätte darauf schwören mögen, es müsse dieses wie jenes von einer und derselben Person herrühren. Clemens schien die Anwesenheit der beiden jungen Männer nicht zu überraschen. Er bot erst dem Erben von Alteneck, dann dem Sohne des Schulzen vom Einödhofe die Hand und sagte zu Horatio:

»Sie wollen in die Welt gehen, Herr Baron, »ich habe davon gehört . . . Kommen Sie aus eigenem Antriebe, oder schickt Sie Barbara? . . . Ich kann mir denken, daß dem gnädigen Herrn Ihr Gehen nicht gefällt.«

»Du irrst, Clemens,« entgegnete Horatio; »ich bin nur der Begleiter meines Freundes, der Dich – ich weiß nicht weshalb – zu sprechen wünscht.«

Clemens fixirte den jungen Wacker, der über die Art, wie er sein Anliegen vorbringen sollte, in Verlegenheit zu sein schien.

»Ist's ein Geheimniß, das Sie bekümmert?« fragte er, »oder darf Frage und Antwort Jedermann hören?«

»Lieber wäre es mir, ich könnte Euch kurze Zeit allein sprechen,« erwiderte Anton. »Es betrifft eine Behauptung Barbara's, der ich keinen Glauben schenken wollte. Darum hat sie mich an Euch gewiesen . . . «

Clemens trat jetzt vollends aus der Grotte und commandirte seinen Hund, der bisher noch immer im Hintergrunde geblieben war, vor dieselbe.

»Unterhalte den Herrn Baron und zeige ihm, was Du gelernt hast,« sprach darauf der alte Schäfer zu Flink, der mit klugem Auge zu seinem Herrn aufblickte. »Gieb aber Acht, daß mich Niemand stört! . . . Sie erlauben doch, junger Herr?«

»So lange es meinem wackern Freunde gefällt,« versetzte Horatio.

Anton nickte ihm vertraulich zu und folgte dem vorangehenden Schäfer in die Feengruft.

7. EIN GESPRÄCH ANTON'S MIT CLEMENS.

»Reichen Sie mir die Hand, Herr Wacker,« sagte der Schäfer, als Anton auf dem unebenen Boden der Felsengrotte schon bei den ersten Schritten stolperte. »Der Pfad ist schmal, finster und ein wenig abschüssig. Es können eben nicht alle Leute in hoch gewölbten Sälen mit bogenförmigen Fenstern wohnen . . . Dafür hat man den Vortheil, daß einen weder Freund noch Feind überrumpeln kann, ohne sein zerbrechliches Genick auf's Spiel zu setzen.«

Anton hatte an der Hand seines Führers etwa zwanzig Schritte zurückgelegt, als dieser eine verborgene oder dem jungen Wacker wenigstens nicht erkennbare Thür öffnete, aus der ein mattes Dämmerlicht schimmerte. Gleich darauf sah sich Anton in einem kellerartigen, ziemlich beschränkten Raume, der außer einem Lager von trockenem Moos, mit groben wollenen Decken überbreitet, nur noch einen rohgezimmerten Schranktisch – ohne Zweifel von Clemens' eigener Hand – einen Krug

mit frischem Quellwasser und mehrere jener Thongeschirre enthielt, welche der Schäfer im Boden der Heidenlehne gefunden hatte. Der beschränkte Raum, nach oben sich schlotartig verengernd, erhielt sein dürftiges Licht aus der Höhe, und nachdem Anton sich orientirt hatte, bemerkte er, daß das Licht durch einen Spalt der gegen einander lehrenden Riesensteine in des Schäfers unterirdisches Versteck fiel.

»Ihr habt Euch hier merkwürdig nett eingerichtet, Clemens,« sagte der Freund Horatio's, das Innere der Höhlenwohnung aufmerksam durchmusternd, die er unter den alten, verrufenen Steinen nicht gesucht hätte. »Haust Ihr hier stets allein, oder habt Ihr auch manchmal Gesellschaft?«

Des Schäfers Auge ruhte mißtrauisch auf dem Sohne des Schulzen, was dieser bei dem in der Höhle herrschenden Halbdunkel nicht gewahrte. Dann wandte er sich mit der Frage an Anton:

»Sie wünschen von mir eine Auskunft über etwas zu erhalten, das Ihrem Freunde verborgen bleiben soll? Hier sind wir unter uns; Niemand kann uns sehen oder belauschen. Sprechen Sie also offen; ich werde ebenso offen und ohne Rückhalt Antwort geben.«

»Ich komme von Schloß Alteneck,« sagte Anton, den Blick bald den festen Zügen des Schäfers, der sich im Schatten hielt, zuwendend, bald ihn nach oben richtend. »Horatio mußte den Baron in einer wichtigen Angelegenheit sprechen, und da er seit vorigem Herbst nicht in den allerfreundschaftlichsten Beziehungen zu seinem

Vater steht, wünschte er, ich möge ihm das Geleit dahin geben . . . «

»Hab' ich erwartet,« fiel der Schäfer ein. »Aus Aerger, daß es einen Herrgott giebt, der die Entwürfe schlechter Menschen zu nichte macht, will der Herr von Alteneck dem Sohne keinen Urlaub geben! . . . «

»Woher wißt Ihr, daß mein Freund verreisen will?«

»Von dem, aus dessen Händen Baron von Alteneck die Kunde erhielt, daß nichts geschieht ohne des Höchsten Zulassung.«

»Das versteh' ich nicht,« entgegnete Anton. »Was Du aber auch damit meinen magst, es kann für mich schon darum von keiner Bedeutung sein, weil Horatio seinen Vater von der Nothwendigkeit, ihm Urlaub zu einer längeren Reise zu geben, überzeugt hat.«

»Der Herr Baron thut wohl daran,« sagte Clemens. »Aber Ihr Begehrt, Herr Wacker? . . . Meine Zeit ist knapp; ich hatte heute schon verschiedene Abhaltungen . . . «

Anton senkte mehrere Secunden sein Auge vor dem funkelnden Blicke des alten Schäfers. Dann sprach er mit einiger Befangenheit:

»Während Horatio mit seinem Vater unterhandelte, hat mir Barbara eine Geschichte aus ihrem Leben erzählt . . . «

Clemens verschlang seine Arme über der Brust und lehnte sich gegen die ebenfalls mit Moos bekleidete Wand seiner unterirdischen Wohnung.

»Weiter!« sprach er, da Anton stockte.

»Euer Name, Clemens, ward wiederholt von ihr genannt,« fuhr dieser fort. »Ist Barbara wahr?«

»So gewiß, wie das Licht der Sonne durch seine Wärme die Erde befruchtet!«

»Demnach wäre also Barbara ein Opfer der Treulosigkeit des Barons geworden?« fuhr Adam fort. »Und der Baron hätte die Betrogene sammt ihrem Sohne, dessen Vater er ist, verstoßen? . . . «

»Adam von Alteneck wies der schönen Barbara, meiner Verlobten, der ich Treue gehalten bis auf diese Stunde, und die ich nicht verlassen werde, bis ihr Auge, oder das meinige im Tode bricht, die Thür sammt dem Sohne, den sie ihm gebar, weil die reiche und vornehme Frau, die er sich ausersehen hatte, nichts erfahren sollte von seinen Schlechtigkeiten und Sünden. Auf mein Geheiß aber blieb Barbara, und sie wird auf Schloß Alteneck wohnen und das lebendige böse Gewissen des liederlichen Barons so lange spielen, bis er zu ihren Füßen liegt und sie wimmernd um Verzeihung bittet . . . «

Des Schäfers Stimme klang rauh und hart, und sein hellgraues Auge leuchtete in seltsamem Glanze . . .

»Ihr seid also auch rachsüchtig, Clemens?« sagte in bedauerndem Tone Anton Wacker. »Bisher hielt ich Euch immer für einen Mann, der Niemand weder Böses thun noch wünschen könne. Es thut mir recht leid, daß ich heute die Erfahrung machen muß, in Eurem Charakter mich geirrt zu haben.«

»Junger Herr,« versetzte der Schäfer, »meinen Charakter kennen Sie nicht, und um mein Thun und Wesen richtig beurtheilen zu können, fehlt es Ihnen noch zu sehr an Lebenserfahrung und Reife der Jahre. Nicht Rache ist mein Begeh, nach Gerechtigkeit lechzt meine Seele; und so lange ich athmen kann, werde ich das Meinige thun, um diejenigen, welche mit ihrem Eigenwillen den Geboten Gottes Trotz bieten und die Gewalt der irdischen Hebel, die ihnen der Zufall gegeben, der himmlischen Allmacht entgegensetzen, anzuhalten, daß sie in sich gehen, ehe der Tod seine Hand an sie legt! . . . Wünschen Sie sonst noch etwas von mir zu wissen? . . . «

»Ist es wahr, daß Baron von Alteneck den Sohn Barbara's nach Amerika schickte und daß Hubert . . . «

Dem weichmüthigen Sohne des Schulzen versagte die Stimme.

»Hubert war der Name des Knaben,« sprach Clemens. »Es liegen zwischen heute und dem Tage seiner Abreise reichlich zehn Jahre . . . «

»Barbara behauptet,« fuhr Anton flüsternd fort, »der Baron habe den Sohn fortgeschickt . . . «

»Damit ihm unterwegs etwas Menschliches begegnen möge,« fiel trocken der alte Schäfer ein. »Dergleichen Gedanken, junger Herr, darf man hegen, wenn man seine Leute kennt, aussprechen nur darf man sie nicht, ohne sich großen Unannehmlichkeiten auszusetzen und schwerer Strafe zu verfallen.«

»Hubert verscholl,« fuhr Anton fort, »Barbara aber hielt die Hoffnung aufrecht, er werde dereinst wieder auftauchen.«

»Und diese Hoffnung hat die von dem Baron gemißhandelte Mutter ihres Sohnes nicht getäuscht!« sprach Clemens und seine Stimme klang eigenthümlich drohend. »Hubert lebt und ist in diesem Augenblicke wahrscheinlich bereits aufgefunden! . . . Briefe aus Hamburg von dem Correspondenten des Organisten und von den Freunden Herrn Moosdörfer's enthielten gleichlautende Mittheilungen über die Auffindung des Verschollenen, die nach meinem Rathe dem Herrn Baron ungesäumt eingehändigt worden sind . . . Daß ihm seitdem auch der beste Wein nicht mundet, finde ich in seiner Lage sehr begreiflich.«

»Das sind böse Zeitungen!« sprach Anton. »Horatio hat keine Ahnung, daß ihm ein älterer Bruder lebt! . . . Wie soll man ihn auf das Kommende vorbereiten, ohne sein Verhältniß zu dem Vater noch gespannter zu machen, als es ohnehin schon ist? . . .«

»Mischen wir uns nicht in die Schickungen, welche Gott über Hohe und Niedrige verhängt,« entgegnete der Schäfer. »Die Wahrheit konnte ich Ihnen, da Sie danach forschten, nicht verschweigen, dem Willen Gottes aber mag ich nicht vorgreifen! . . . Wir wissen, daß Hubert von Alteneck, der Sohn meiner ehemaligen Verlobten Barbara, lebt, wo er aber lebt und in welchen Verhältnissen,

darüber lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen ausstellen. Aber so gewiß ich noch heutigen Tages alle Bekümmernisse und Leiden Barbara's mit ihr theile und trage, als wäre sie mein Weib; so gewiß werde ich nicht ruhen, noch rasten, bis der verstorbene Sohn dem Vater gegenüber steht und zu ihm spricht: Da bin ich, Vater, dessen Du Dich schämest, den Du von Dir wiesest, damit er verkäme im Elende, oder die tobende See ihn verschlänge, oder damit er verloren ginge an Leib und Seele in den wilden Strudeln des Lebens! . . . Aber nicht Dein Wille geschah, der nach Bösem trachtete, sondern der Wille Gottes, welcher auch dem Satan und seinen Gesellen Macht giebt, damit sie mit zimmern helfen wider Willen an dem Tempelbau seiner Herrlichkeit, dessen Grundstein dieser Erdball bildet! . . . Ich kann mich irren, Anton Wacker, denn ich bin auch nur ein schwacher Mensch und nicht frei von vielen und großen Fehlern. Wer aber, wie ich zu thun mich bemühte, seitdem ich gesund an Leib und Seele zurückkehrte aus den Eiswüsten Rußlands, wo mir vergönnt ward, einen Blick zu werfen in die tiefsten Abgründe der Hölle, nur immer ein feines und williges Ohr hat für die Stimme des Gewissens und dabei sein Herz nicht versteinern läßt, der ist oft weiser in seiner Beschränktheit, als der größte Gelehrte! . . . So hoffe ich, ohne zu fürchten, und die, welche meine Eigenheiten kennen und die Quelle meiner Tapferkeit, die ich nicht prahlend zur Schau trage, werden sich wohl hüten, gegen mein graues Haupt ihre sündenbefleckten Hände zu erheben! . . . «

Clemens stand hoch aufgerichtet, mit fast strahlenden Augen vor dem Sohne des Einödbbauers. Sein feines weißes Haar flimmerte in der Dämmerungshelle der Grotte wie eine Glorie um das stolz erhobene mächtige Haupt, so daß die ganze Erscheinung des ehrwürdigen Alten auf Anton Wacker den Eindruck eines Gottbegeisterten machte.

»Der junge Herr wird ungeduldig werden,« fuhr der Schäfer fort, da Anton noch unschlüssig und unbeweglich vor ihm stehen blieb. »Lassen Sie ihn nicht länger warten, und nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß ich Horatio von Alteneck nichts Böses wünsche, niemals je Uebles zufügen, noch durch Andere zufügen lassen werde wenn ich dahin zu wirken suche, daß sein Bruder denselben Namen erhält, den er zu führen berechtigt ist! Und kann es Sie beruhigen, so gelobe ich Ihnen an Eides Statt in diese Ihre Rechte, die ich freiwillig ergreife: Nur einen würdigen Bruder Horatio's werde ich die Freitreppe zum Schlosse der Barone von Alteneck hinaufgeleiten, einem Unwürdigen aber meinen Hirtenstab in die Hand drücken und – wäre er auch zehnmal der Sohn Barbara's, die um des Barons willen mich verließ – durch meinen Hund über die Grenze der Herrschaften Alteneck, Ober- und Nieder-Rense hetzen! ... Deß sei Gott Zeuge, der auch in die verborgenen Tiefen der Erde schaut!«

Die Stimme des alten Schäfers zitterte und eine Thräne umschleierte sein Auge. Anton hielt Clemens' Rechte fest in seiner Hand.

»Zeigt mir den Weg aus der Höhle,« sprach er, »ich glaube Euch! ... Weiß meine Mutter um diese Geheimnisse?«

»Es wissen darum nur die, welche es angeht,« versetzte Clemens und verließ mit Anton den unterirdischen Versteck. Als der Tagesschein von dem Eingange der Feengruft in den düstern Gang hereinfiel, hörte Anton wie aus der Tiefe herauf ein lautes, kaltes Hohngelächter, so daß er entsetzt zusammenfuhr.

Clemens drückte die Hand des Jünglings, indem er scherzend sagte:

»Wüßte ich nicht, daß dies der Weg ist zu einer stillen Wohnung des Friedens, so würde ich selbst glauben, wir seien nicht sehr weit von dem Aufenthalte der Lästere und Verdammten entfernt!«

»Von wannen kam das Lachen?« fragte Anton.

»Wenn ich den Ton richtig zu würdigen verstehe, von einem wohl geschulten Gesellen des Satan!«

Beide traten aus dem Eingange der Feengruft. Flink lag, wie es seine Gewohnheit war, quer vor demselben, den Kopf zwischen beiden Vorderpfoten. Er begrüßte den Schäfer und dessen Begleiter durch frohes, munteres Bel-len ... Horatio war nirgends zu sehen ... Das unerklärliche Lachen mochte ihn veranlaßt haben, die Felsen der Feengruft zu umschreiten, hinter welchen er den neckenden Lacher zu entdecken hoffte. Denn nach einigem Umschauen gewahrte Anton seinen Freund auf der entgegengesetzten Seite der Felsen, wie er die Heidenlehne hinunterstürmte, an deren Fuße, unter Aussicht zweier

Knechte, die zahlreiche Heerde weidete, welche Clemens anvertraut war.

»Vergessen Sie Tobias Helfer nicht zu grüßen,« sprach der Schäfer, dem Sohne des Schulzen zum Abschied nochmals die Hand schüttelnd, »und sollte der junge Herr, der es so eilig hat, Sie nach dem Lacher fragen, der ihn so schnell aus der Nähe der Feengruft verscheuchte, so sagen Sie nur: ich hätte mich in Erinnerung früherer Tage dazu verleiten lassen.«

Er winkte Anton noch einen Gruß zu, stützte sich auf seinen Stab, pfiß dem Hunde, und fiel dann wirklich in ein lautes und anhaltendes Lachen, das dem eben von Anton vernommenen völlig ähnlich klang . . .

»Zum Feinde möchte ich diesen alten Burschen doch nicht haben,« murmelte Anton vor sich hin, die Heidenlehne hinunter schreitend, »obwohl er meine Mutter aus der Taufe gehoben hat, und diese ihn mir von Kindesbeinen an als den Besten aller Menschen zu preisen nicht müde ward.«

FÜNFTES BUCH.

1. NEUE BEKANNTSCHAFTEN.

Auf dem Markusplatze in Venedig war reges Leben. Unter den Säulengängen der alten und neuen Procuratien, sowie auf der schattigen Seite des in seiner Art einzigen großen Platzes bewegte sich eine bunte Menge fröhlicher und lebhaft sprechender Spaziergänger. Es war um die Zeit nach gehaltener Siesta, wo die Südländer neu gestärkt das Freie suchen und großentheils mehr in geschäftigem Müsiggange, als in geregelter Thätigkeit den Rest des Tages zu verleben pflegen.

An Art und Wesen konnte das Auge eines aufmerksamen Beobachters den eingeborenen Sohn Venedigs leicht von dem Nichtvenetianer unterscheiden. Am leichtesten zu erkennen an ihrer stolzen Haltung waren die verarmten Nobili, die ein wenig beneidetes Leben auf den glänzenden Trümmern und in den Marmorgemächern ihrer Paläste führen, sich aber trotzdem für ungleich edler halten, wie alle anderen Menschen. Venedig ist und bleibt nun einmal den Sprößlingen der alten historisch berühmten Geschlechter der einst so mächtigen Republik auch in der beredten Pracht seiner Verfallenheit immerdar der Mittelpunkt der Welt, und die Stadt, in welcher allein sich mit Anstand leben läßt.

Wie uns der fesselnde Wunderbau der Kirche des heiligen Markus mit ihren seltsamen fünf Kuppeln und der

geheimnißreiche Dogenpalast in seiner ernsten ergreifenden Majestät an den fernen Orient gemahnt, dessen phantastischer Architektur die venetianischen Meister diese von märchenhaftem Reiz umsponnenen Bauformen, in denen jeder Stein spricht, entlehnten, so sind es die bunten und malerischen Trachten der Völkerstämme, welche die bergigen Küstenländer des adriatischen Meeres bewohnen, die Venedig dem Fremden und insbesondere dem Nordländer so außerordentlich anziehend machen. Nicht blos vor den zahlreichen Kaffeehäusern unter den Procuratien begegnen wir dem schweigsamen Türken alten Styls mit turbanbedecktem Haupte und wallendem Bart, würdevoll ernst den Tschibuk rauchend, oder hören das lebhaftes Gespräch des stets in Handelsgeschäfte vertieften Griechen, der seine faltige Fustanela wo möglich noch mit größerem Stolze bewundert, als der rechtgläubige Mohammedaner seinen tadellosen Bart; ein farbiges Gemisch malerischer Trachten wandelt auch an dem unvergleichlich schönen Ufer der Slavonier auf und nieder, das einen Auge und Herz erquickendem wunderbar herrlichen Ausblick auf die purpurviolette Fluth der Adria, die in sonniger Atmosphäre flimmern den Inseln mit ihren Palästen und Kirchen, und endlich auf den fernen Wogenbrecher der Murazzi und des Lido gewährt. Hier ist, wie Faust sagt, »des Volkes wahrer Himmel«. Die Cimbel klingt, das Tamburin klirrt und rasselt, und beschuhte und unbeschuhete Tänzer schwingen sich dazu im Tact . . . Bettler; durch ganz Italien ein Gewerbe,

das jeder zum Müssiggange Geneigte aus Liebhaberei ergreift und mit einer gewissen genialen Liebenswürdigkeit betreibt, da es ihm reiche Tagesernten sichert, halten mit ihren bittenden Klagen und Jammern die Lustwandelnden auf ... Dort hart am Rande der surrenden Meeresschwelle preisen die Pistazien- und Kürbiskernhändler ihre Waare, eine Lieblingsspeise für das naschhafte Volk der niedrigen Klasse Venedigs, unter lebhaften Gesticulationen an, während mitten auf der Riva ein dicht gedrängter Kreis bald still lauschender, bald in schallendes Gelächter ausbrechender Zuhörer um einen öffentlichen Erzähler sich bildet, der an den Fingern beider Hände große Ringe mit noch größeren unächten, im Sonnenstrahl blitzenden Steinen trägt und mit wunderlichen Capriolen und oft wechselnder Stimme gewandt und ohne jemals zu stocken oder aus dem Texte zu kommen, seinen Zuhörern irgend ein Abenteuer oder einen lustigen Schwank erzählt, um am Schlusse mit abgezogener Kappe seinen Tribut einzusammeln.

Unter dem Dogenpalast und fast im Angesicht der berühmten Seufzerbrücke, grauenvollen Andenkens, hatten nahe neben einander ein Zahnarzt seine feste Bude und ein reisender Charlatan seine bewegliche Apotheke aufgeschlagen. Jener bediente sich, um Leidende anzulocken und bessere Geschäfte zu machen, eines wirklichen Polichinels und zweier Trompeter, denn in Italien muß auch das Ernsteste scherzhaft und mit lustigem Humor betrieben werden, soll das leichtlebige, sinnlich muntere Volk Gefallen daran finden. Beide Theile, der

ausrufende, Scherze machende Polichinel und die beiden Trompeter thaten redlich ihre Pflicht, und die Bude des Zahnbrechers, der sich persönlich der gaffenden Menge nicht zeigte, hatte starken Zulauf. So oft aber ein Hilfsbedürftiger hinter der mit Riesenzähnen garnirten Draperie verschwand, welche das Innere der Bude den Blicken jedes Neugierigen entzog, begannen die Trompeter einen Marsch zu schmettern, daß Niemand sein eigenes Wort versichert konnte, und der überlustige Polichinel schnitt zum Ergötzen des Volks die fürchterlichsten Gesichter.

Der Charlatan war eine stille Natur, die ihrer Würde eben so wenig vergab, wie der hohen Kunst, die er mit Vorsicht übte. Ein etwas auffällig gekleideter Diener machte sich bald mit den Pferden zu thun, welche das Haus des reisenden Wunderdoctors, einen seltsam construirten Wagen, zogen, der ein ganzes Laboratorium und zahlreiche Büchsen enthielt, bald deutete er durch bedeutungsvolle Mienen den Vorübergehenden, von denen Einige wohl auch stehen blieben und sich zu einer Frage entschlossen, an, daß sein Herr der Weiseste aller Weisen sei und für jedes Leiden ein unfehlbares Mittel besitze. Momentan ward sogar der gelehrte Herr in eigener würdiger Person sichtbar. Das blasse schmale Gesicht, die großen ernsten Augen, die hohe Denkerstirn, mit einem Baret bedeckt, das ein großer röthlich glühender Stein geheimnißvoll schmückt, lassen nicht verkennen, daß hier die altberühmte Stadt der Dogen ein Mann der Wissenschaft mit seiner Gegenwart beehrt, wie ihn die Welt nur in seltenen Ausnahmefällen zu sehen bekommt.

Bald schaaren sich Einzelne um den aromatische Dufte aushauchenden Wagen des Wunderdoctors, der eben aus Damaskus eingetroffen ist und bei einem Besuche der ägyptischen Pyramiden das untrügliche Elixir, das Leben zu verlängern und den alternden Menschen wieder jung zu machen, entdeckt hat. Für die kräftige Wirkung dieses wunderbaren Medicamentes spricht am lautesten das Aussehen des stillen vornehmen Arztes selbst, der für einen schönen jungen Mann gelten kann und nach den heiligsten Versicherungen des bescheiden zurückhaltenden Dieners doch schon das siebenzigste Jahr überschritten hat, welches der fromme Dulder Hiob in der Regel als das gewöhnliche Ende eines Menschenlebens bezeichnet.

Die Schaar der Neugierigen hat sich mittlerweile dergestalt vermehrt, daß der noch immer anwachsende Haufe die Passage sperrt. Bald entsteht ein wühlendes Gedränge, dem die Hintersten durch schleunige Entfernung zu entrinnen suchen. Den in der Mitte Eingekeilten bleibt nichts übrig, als ruhig auszuharren, oder von ihren Körperkräften einen für Andere unangenehmen Gebrauch zu machen, wozu heftige und leicht reizbare Gemüther sich ohne Bedenken entschließen. Nun regnet es Faustschläge und Stöße von allen Seiten, Mädchen und Frauen kreischen laut auf, die unnütze Masse der Gaffer, denen jeder Skandal Vergnügen macht, stimmt durch noch lauterer Jubeln in den zeternden Lärm ein, und während Gensdarmen herbeieilen, um die empörte Menge zu besänftigen, nöthigt der galante Charlatan die halb gläubig, halb sehnsüchtig zu ihm aufblickenden Frauen

aus dem Volke, sein Laboratorium zu betreten, damit sie sich mit eigenen Augen von all' den Herrlichkeiten überzeugen mögen, die darin enthalten sind.

Eben als die Menge sich wieder zu zerstreuen begann, und nur eine geringe Anzahl Schauender noch in der Nähe des Doctorwagens versammelt blieb, näherte sich dem Landungsplatze an der Piazzetta mit raschem Ruderschlage eine jener schlanken schwarzen Gondeln, die gleich riesigen Särgen geräuschlos auf allen Kanälen der Lagunenstadt schwimmen und von ihren gewandten Führern mit wunderbarer Geschicklichkeit und Präcision selbst durch die schmalsten Passagen pfeilschnell gesteuert werden.

Um dem höhnischen Lachen übermüthiger Spötter zu entgehen, die ein hageres, bejahrtes Weib umringten und gegen den Wagentritt des Charlatan drängten, erklimmte die am Weitergehen Verhinderte diesen. Der Diener hob die mit blitzenden Goldfransen verzierte Draperie und nöthigte die Frau, die Hilfe seines gelehrten Herrn in Anspruch zu nehmen.

Das gezackte scharfe Eisen am Vordertheil der Gondel berührte schrillend die Quaimauer; noch ein Ruderschlag des kräftigen Führers, und die Gondel lag still an den Stufen der breiten zur Piazzetta führenden Treppe.

»*Eccolo quà!*« sagte der Gondolier und bot einer Dame, welche gebückt aus der niedrigen, im Innern aber mit den bequemsten Polstersitzen versehenen Kajüte trat, die Hand, um sie sicher an's Land zu geleiten. In diesem Moment kreischte die gezwungen aufgehaltene Frau am

Wagen des Charlatans laut auf und rief mit drohend erhobener Faust:

»Hast Du keinen Balsam, der Seelen verjüngt und durchlöcherte Herzen wieder ausbessern kann, so bleibst Du ewig ein Pfuscher! . . . Fluch Dir und Deinen Arzneien! . . .«

Das erbitterte Weib sprach deutsch, ward also von ihren Drängern nicht verstanden. Um so begieriger faßte die junge Dame, welche der Gondel entstieg, die ihr auffallenden Worte auf und wendete ihren Blick dem Wagen des Charlatans zu.

»Die Aermste!« sprach sie, einer theilnehmenden Regung ihres Herzens augenblicklich nachgebend und ihren beiden Begleitern, die jetzt ebenfalls der Gondel entstiegen, die verhöhnte Frau zeigend, welche sich eiligst der Piazzetta näherte. »Es wäre eine Schmach für uns, ließen wir eine hilflose Landsmännin von diesen übermüthigen Buben, die sich Gott weiß was auf ihre venetianische Abkunft einbilden, länger verhöhnen! . . . Weil die Unwissenden die Sprache der Unglücklichen nicht verstehen, oder vielleicht auch, weil sie in der wehrlosen Deutschen die ganze Nation aushöhnen wollen, beleidigen sie dieselbe in unwürdigster Weise . . . Nehmen wir uns der Verlassenen an! . . .«

Comtesse von Allgramm wartete die Antwort ihrer beiden männlichen Begleiter nicht ab, sondern schritt der, wie es schien, äußerst erbitterten Alten, welche wohl den

Eindruck einer Darbenden, nicht aber einer zudringlichen Bettlerin machte, stracks entgegen und zwang sie durch ihre Anrede, stehen zu bleiben.

»Gehe den rohen Gesellen aus dem Wege, Mütterchen,« sprach Maximiliane, »und nimm dies!«

Sie drückte der Alten ein Goldstück in die Hand, die ihre eben erst noch von Leidenschaft verzerrten Züge zu einem grinsenden Lächeln verzog, sich vor der hohen schönen Dame tief verbeugte und mit devotester Stimme sagte:

»Küss' die Hand, Ew. Gnaden! . . . Geschenke, die man nicht erbettelt oder durch Drohungen erpreßt, kann man annehmen, und wäre man auch so schlecht, daß Einem jeder gut geartete Hund aus dem Wege läuft.«

»Wer bist Du und wo ist Deine Heimath?« fragte Horatio, dem es nicht recht war, daß seine Cousine sich auf offener Straße mit einer unbekanntenen Landläuferin in ein Gespräch einließ, die möglicherweise ein übel berüchtigtes Leben geführt haben konnte. Dem Dialekte nach mußte sie aus einer der deutschen Provinzen Oesterreichs stammen.

Eine Verbeugung vor Horatio war die einzige Antwort, mit welcher das hagere Weib den sie finster anblickenden Baron beehrte. Ihr Auge der jungen Comtesse wieder zukehrend, deren ungewöhnliche Schönheit tiefen Eindruck auf sie zu machen schien, fuhr sie fort:

»Zur Frühmesse fehle ich nie in der Kirche des heiligen Markus! . . . Neun Tage noch habe ich neunmal den Rosenkranz zu beten ohne Seufzen oder einen schlechten

Gedanken zu fassen, dann will der Heilige mir alle Vergehen vergeben . . . Sind Sie fromm, schöne Prinzessin, so bitten Sie mit für den patzigen Herrn da, der in seinem Leben noch häufig im Schatten wandeln wird!«

Sie verbeugte sich zum dritten Male und schritt dann zwischen den beiden Säulen hindurch, wo der Doge Marino Faliero enthauptet ward, um in dem Gewühl des mit Tausenden lustwandelnder Menschen erfüllten Markusplatzes zu verschwinden.

»Hat meine liebenswürdige, stets abenteuerlustige Cousine vielleicht Lust, morgen die Frühmesse in der Kirche des heiligen Markus zu besuchen, um sich von einer verlaufenen Halbzigeunerin an heiliger Stätte wahrsagen zu lassen?« sagte Horatio lächelnd, indem er Maximiliane den Arm reichte. »Es könnte das Stoff zu neuen pikanten Gesprächen und zu allerhand Hypothesen geben, in deren Aufstellung Du ja Meisterin bist.«

»Deine Wünsche, lieber Horatio, sind mir Befehl,« entgegnete die Comtesse, ihren Cousin herausfordernd keck anblickend. »Ich werde deshalb morgen zur rechten Zeit auf dem unebenen Mosaikboden der Markuskirche, wo der prickelnde Moderduft selbst die betende Andacht an das Vergängliche alles Irdischen erinnert, mein Frühgebet sprechen und es Dir Dank wissen, guter Horatio, wenn Du mich als gehorsamer *cavaliere servente* begleiten willst . . . Warum sind Sie so still geworden, Herr Rauerz, und blicken so finster hinaus auf die schimmernde Lagune, als wären Sie der Gebieter dieser Wunderstadt und sähen voll Bangen der Meldung entgegen, daß

der Admiral der Republik eine Seeschlacht gegen die Ungläubigen verloren habe? ... Entlockt Ihnen der *ponte de' sospiri* Seufzer, oder hat das unstäte Auge der Frau Sie verschüchtert, für die ich mich interessire, weil sie als Deutsche den Muth besitzt, unter einem Volke, das alles Deutsche entschieden haßt, ihre Nationalität nicht zu verläugnen?«

Diese Worte galten dem zweiten Begleiter der Comtesse, der in der That schweigend und wenigstens nicht mit freundlichen Blicken der vom Volke gefoppten Frau folgte.

Georg Rauerz legte sich sogleich Zwang an und zeigte Maximiliane wieder ein freundliches Gesicht.

»Wenn ich an die Vergangenheit erinnert werde, gnädige Comtesse,« erwiderte er, »verdüstern sich gewöhnlich, und zwar ganz unwillkürlich, meine Züge. Nicht alle Sterblichen verleben eine glückliche Jugend.«

»Ah bah!« entgegnete Maximiliane von Allgramm. »Was kümmert Sie die Vergangenheit, wenn Sie die Gegenwart freundlich anlächelt? Wandeln Sie nicht augenblicklich im wärmsten Sonnenschein des Glücks? Können Sie an die alte Hexe denken, wenn Sie mich ansehen?«

»Das würde allerdings ein Verbrechen sein, das nahezu einer Todsünde gleich käme,« versetzte Rauerz. »Ich weiß die Gunst, die Sie mir zu Theil werden lassen, vollkommen zu würdigen, Comtesse, und werde die Stunden, welche ich in Ihrer Nähe zubringen darf, stets zu den glücklichsten meines viel bewegten Lebens rechnen; dennoch aber kann ich über dem gegenwärtigen Glück

doch nicht ganz alles überstandene Traurige vergessen, das mir im Leben schon zustieß.«

Maximiliane überflog mit einem einzigen großen Blick die ganze Gestalt Georg's und sagte, ungläubig lächelnd:

»Ihr Aussehen straft Sie Lügen, Herr Rauerz! Ich würde Sie eher für einen Glückspilz halten, als für ein vom Schicksal verfolgtes armes Menschenkind! . . . Oder mußten Sie auch schon Spott und Hohn Uebermüthiger ertragen, ohne für solche Beleidigung Revanche nehmen zu können?«

Sie hatten den Markusplatz überschritten und traten unter die Schwibbögen der alten Procuratien, um eins der größeren Kaffeehäuser sich zum Ruhepunkte zu wählen und hier den Eintritt des Abenddunkels abzuwarten.

»Wenn Sie, gnädige Comtesse, die Menschen nach ihren Gesichtsmasken abschätzen, werden Sie selten so glücklich sein, ihr eigenstes Wesen, ihre Natur zu erkennen,« sagte Rauerz.

»Das heißt uns Alle zu nichtswürdigen Heuchlern machen,« entgegnete Maximiliane mit großer Heiterkeit. »Nun meinetwegen, Rauerz! Sie gefallen mir viel besser, wenn Sie ungalant wahr sind, als wenn Sie mir bei jeder Antwort vorwerfen, daß ich eigentlich etwas gegen den Strich der Herkömmlichkeit Laufendes thue, weil ich Sie wie meines Gleichen behandle.«

Rauerz verbeugte sich vor der Comtesse, nahm seinen Hut ab und bot ihr vor dem Kaffeehause, das ihr Ziel war, einen Stuhl.

»Es freut mich, daß ich Ihnen nicht mißfalle, gnädige Comtesse,« erwiderte er.

»Das wird sehr bald geschehen,« entgegnete Maximiliane, »wenn Sie consequent eigensinnig bleiben! Mit dem Mißfallen erlischt auch die Gnade, und da ich nachtragen kann, fürcht' ich, für immer. Das würde, dünkt mich, uns Beide schädigen, und darum halte ich es für zweckmäßiger, wir streichen das Epitheton vor meiner Rangbezeichnung, mit der Sie in Ihrer Anrede so freigebig sind.«

»Wie Sie befehlen, Comtesse,« sagte Rauerz.

»Wohlان,« fuhr Maximiliane fort, »so befehle ich, daß Sie mich fortan bei meinem Taufnamen nennen!«

»Comtesse Maximiliane zum Beispiel?«

Horatio's übermüthige Cousine lächelte ungemein schalkhaft, indem sie erwiderte:

»Nun gut, weil es nicht übel klingt, bin ich's zufrieden! ... Du hast doch nichts dagegen zu erinnern, Vetter Horatio? ... Die Fesseln langweiliger Etikette drücken uns ja unter diesem Himmel der Seligen nicht.«

»Wer so glücklich ist, mit Dir verkehren, mit Dir plaudern und mit Dir alle Herrlichkeiten dieser Welt genießen zu dürfen, wird früher klug, als andere Menschen. Darum hab' ich gegen eine neue Sitte, die Du aufzubringen gelaunt sein magst, nie etwas zu erinnern, liebe Cousine. Nur darfst Du mich selbst dabei nicht auf die Schattenseite Deiner Gunst verweisen ... «

»Da ist die Alte wieder!« rief Maximiliane, auf das bunte Gewühl des geräuschvollen Markusplatzes blickend. »Sollte das Weib wohl eine Zigeunerin sein?«

»Was kümmert's uns!« fiel Horatio ein. »Ich meinestheils zähle sie dem großen Trosse derer bei, die Alles treiben, wenn es ihnen Vortheil bringt. Das Weib bettelt, ich wette, wenn der Moment, von Fremden Gaben zu heischen, ihr günstig zu sein dünkt, und sie wird sich unaufgefordert als Wahrsagerin aufdringen, wenn sie einem schwärmerischen Paare begegnet!«

»Ließen Sie sich schon einmal wahrsagen, Georg?« wandte sich die Comtesse zu Rauerz, dessen Blicke träumerisch auf dem Menschengewühl des weiten, in ein wunderbar violet-rosiges Licht getauchten Platzes ruhten.

»Nein, Comtesse Maximiliane,« erwiderte Rauerz. »Ich würde mich auch schwerlich dazu bewegen lassen.«

»Warum nicht?«

»Weil man die finsternen Mächte des Schicksals nicht aus Uebermuth necken und herausfordern soll.«

»Wie schauerlich romantisch!« sprach Maximiliane. »Die finsternen Mächte des Schicksals! ... Warum müssen sie gerade finster sein? Könnte man ihnen nicht eine anziehendere, eine lichte, etwa eine so violet-rosige Farbe aufdringen, wie sie eben jetzt um die Pyramide des herrlichen Markusthurnes fluthet? ... Und wie kann ich überhaupt das Schicksal necken oder herausfordern, wenn ich an das, was solch ein wanderndes Orakel sagt,

das für Geld Wunder thut, nicht glaube? . . . Was meinst Du dazu, Vetter Horatio?«

»Es kommt Alles darauf an, liebe Cousine, ob man ein Schicksal hat,« entgegnete Horatio. »Wir Beide dürften Deiner Protegirten getrost unsere Hände hinhalten, es wäre nicht die geringste Gefahr dabei, denn wir haben kein Schicksal gehabt und werden auch vielleicht keins haben. Der Weg, den wir im Leben wandeln oder wenigstens einschlagen müssen, ist uns vorgezeichnet. Wäre das aber auch nicht der Fall, so gingen wir ihn doch, weil er gar zu bequem und angenehm ist.«

»Und unser Freund?« warf Maximiliane ein. »Ist er aus anderem Thon geformt als wir?«

»Wenigstens unter anderen Verhältnissen geboren,« versetzte Horatio. »Frage ihn nur selbst!«

Die Comtesse richtete ihr sprechendes Auge fest auf Rauerz, welcher diesen Blick zu ertragen doch nicht genug Kraft besaß. Er senkte das Auge und gerieth wirklich in Verlegenheit.

»So straft man alle Geheimthuerei,« sagte Maximiliane, das kühlende Getränk vor ihr graziös aus silbernem Löffel probirend. »Sie werden auf der Stelle beweisen, daß Sie Freunden Vertrauen schenken, wenn sie auch nicht zu Ihren geschäftlichen Kunden gehören, oder ich zwingen Sie, morgen meiner Schützlingin, die wir uns doch in der Markuskirche als Beterin betrachten wollen, Ihre Hand zu zeigen!«

»Ich weiß in der That nicht, wie ich das anfangen soll, um Sie milder gegen mich zu stimmen, Comtesse?«

»Sie haben eben meinen Taufnamen zu nennen vergessen,« fiel Maximiliane ein, »oder ist er Ihnen bloß vor Verlegenheit in der Kehle stecken geblieben? Gleichviel, zur Strafe, daß Sie so einsilbig wurden, während ich vor Glück und Seligkeit himmelhoch jauchzen möchte, sollen Sie erzählen! . . . «

»Recht so, Cousine, der schweigsame Herr, welcher die halbe Welt kennt, soll erzählen!« bekräftigte Horatio.

»Aber was, Herr Baron?« fiel Rauerz ein. »Interessante Erzählungen lassen sich, besonders wenn man Zuhörer mit so kritisch gespitzten Lippen vor sich hat, auch im Lande der Hesperiden nicht von den Bäumen schütteln.«

»Das wird auch nicht verlangt, widerhaariger junger Herr, der sich durch Sträuben nur interessanter machen will,« sprach Maximiliane. »Die Bäume in den hesperischen Gärten wollen wir Fremdlinge aus Respect vor Anderer Eigenthum nicht plündern. Legen Sie gefälligst die Hand an den Baum der Erinnerung, interessanter Herr mit dem nach Innen gekehrten Blicke, und ich wette, ein Schauer pikanter Geschichten überschüttet uns, wenn Sie entschlossen einige Male kräftig daran rütteln!«

»Meine kluge Cousine hat abermals den Nagel auf den Kopf getroffen,« fiel Horatio ein. »Nichts hört sich angenehmer an als eine Geschichte aus dem Leben, gut vorgelesen und so ausgeschmückt, daß die kritische Lippe bewegungslos geschlossen bleibt. Sie sollen auf Cavaliersparole nicht in Strafe genommen werden, wenn Sie uns auch Wahrheit und Dichtung in gefälliger Form zum Besten geben!«

Rauerz senkte den Blick zu Boden und kitzelte mit seinem Spazierstocke abenteuerliche Figuren in den Staub, welcher die Marmorfliesen bedeckte. Sein Antlitz, von edlem Schnitt, nahm einen fast drohenden, feindseligen Ausdruck an und weckte sowohl in Horatio wie in Maximiliane Erinnerungen, die Beide in diesem Augenblicke nicht auf ihre Quelle zurückzuführen wußten. Bald aber glätteten sich die Züge des eleganten, Horatio nur um wenige Jahre an Alter überlegenen Mannes wieder; er rief dem Aufwärter einige Worte zu, rückte seinen Sessel näher an den Stuhl der Comtesse und flüsterte ihr leise die Worte in's Ohr:

»Wenn ich Sie mit meinen Erzählungen langweilen sollte, Comtesse Maximiliane, dürfen Sie nur winken, und ich werde sofort die Pandorabüchse schließen, die zu öffnen Sie mich veranlassen; wenn ich Sie aber erschrecke, was auch möglich sein kann, müssen Sie sich anheischig machen, ruhig zu bleiben und mich nicht zu unterbrechen! . . . *Parole d'honneur?* . . .«

Maximiliane streifte langsam ihren Handschuh ab.

»Ist das Gesetz im Staate von Venedig?« fragte sie mit reizendem Lächeln.

»Es ist Gesetz bei mir, Comtesse,« entgegnete Rauerz; »denn wenn ich in's Erzählen komme, citire ich immer auch Geister, und diese auf Verlangen sofort wieder zu bannen, will mir gewöhnlich nicht gelingen.«

Maximiliane von Allgramm reichte vertraulich ihre schneeweiße Hand dem jungen Manne, in dessen Gesellschaft Horatio mit seiner Cousine schon seit einigen

Wochen Natur und Kunst der wunderbaren Dogenstadt genossen, und sprach mit einem Blick, welcher das Herz Georg's erwärmend wie der Kuß eines Sonnenstrahls streifte:

»*Parole d'honneur, Monsieur, ma comminciate!*«

2. RAUERZ ERZÄHLT.

»Ihrem Wunsche entsprechend will ich Ihnen eine Episode aus meinem Jugendleben erzählen,« begann Georg Rauerz. »Es ist dieser Lebensabschnitt jedenfalls das Interessanteste von Allem, was mir begegnete, und zwar deshalb, weil Vieles darin mir bis auf die gegenwärtige Stunde noch in undurchdringlich tiefe Finsterniß gehüllt erscheint. Ein Mensch, der seine Aeltern nicht kennt, ja der nicht einmal eine Ahnung davon hat, wer sie sein können, wo sie leben oder gelebt haben, ist gewiß kein glücklicher zu nennen. In dieser traurigen Lage nun befinde ich mich . . . «

»Sie erlauben, daß ich Sie durch eine Frage unterbreche,« warf Comtesse von Allgramm ein. »Ich möchte mich nicht gern irre führen lassen; darum wünschte ich zu erfahren, ob Sie die Dichtung gleich an die Spitze Ihrer Erzählung von sich selbst und Ihrer Schicksale setzen, oder ob Sie der Wahrheit den Vortritt lassen? . . . Ein Mensch ohne Aeltern ist immerhin eine fragwürdige Gestalt, und wenn er sich so herausgemacht hat wie Sie, lieber Rauerz, so darf man ihm mit Fug und Recht einige Theilnahme schenken.«

»Wo unser Wissen zu Ende geht, da müssen wir kurz-sichtigen armen Erdensöhne uns mit dem Glauben behelfen, Comtesse Maximiliane,« fuhr Rauerz fort, dem Einwurfe der schönen Dame belegend. »Ich habe geglaubt, was Fremde mir als Kind schon mittheilten, und ich hatte keine Veranlassung, diese Mittheilungen für leere Erfindungen zu halten.«

»Ignoriren Sie nur die kritischen Bemerkungen meiner streitlustigen Cousine,« sprach Horatio. »Es prickelt sie in Herz und Seele, wenn sie gelassen, ohne Lob oder Tadel zu äußern, einem Dritten zuhören und seinen Worten Glauben schenken kann. In mir, Herr Rauerz, haben Sie einen gläubigen Zuhörer, da ich von jeher der Meinung war, daß gerade das Unwahrscheinlichste der Wahrheit in der Regel viel näher verwandt ist, als das Wahrscheinliche . . . Sie haben einen Namen und sind dadurch allein schon eine Persönlichkeit, die nicht auf lustigem Grunde steht und uns plötzlich einmal entrückt werden kann.«

»Der Name, Herr Baron, könnte erborgt sein,« entgegnete Rauerz, »ja ich darf mit Bestimmtheit behaupten, er ist es!«

»Also Dichtung, keine Wahrheit, trotz aller Versicherungen unseres höchst respectablen Freundes,« bemerkte lächelnd Maximiliane. »Doch fahren Sie fort und entschuldigen Sie diese – ich gebe es freiwillig zu – allzu frühe und unpassende Unterbrechung! Der älternlose Knabe gerieth, Gott sei Dank, in die Hände braver Leute, sonst hätten wir nicht das Vergnügen, jetzt so vertraulich mit ihm plaudern zu können.«

»Diejenigen, in denen ich meine Aeltern zu verehren lernte, waren Fischer deutscher Abkunft, die in Riga sich ehrlich und den Verhältnissen nach ziemlich gut nährten. Ich habe im Hause des Vater Rauerz, der wie ich selbst Georg hieß, nie Mangel gelitten, sondern war sogar an einen gewissen Wohlstand gewöhnt. Mein Vater verdiente gut, brauchte selbst wenig, und, da außer mir, dem angenommenen Sohne, keine anderen Kinder im Hause waren, so ließ er mich frühzeitig von tüchtigen Lehrern unterrichten . . . «

»Wie aber kamen Sie in die Wohnung dieses wackern Fischers?« unterbrach Maximiliane schon wieder den Erzählenden. »Man pflegt für gewöhnlich Kinder nicht auf der Straße zu finden.«

»Gefunden wurde ich auch nicht,« fuhr Georg fort. »Vater Rauerz war eine gutmüthige Haut, der es nicht ertragen konnte, wenn er Jemand leiden sah . . . Ich mag wohl sehr heftig geschrieen haben, als er mich kaufte.«

»Wie?« fiel Horatio ein. »Sie wurden gekauft?«

Georg lächelte, indem er antwortete:

»Es wäre vielleicht richtiger, zu sagen: für ein Douceur abgelassen. Vater Rauerz war eben gutmüthig und kinderlieb. Der einzige Kummer, der ihn wirklich drückte, war die Kinderlosigkeit seiner Ehe. Nun traf es sich von ungefähr, daß in jenen wirren Tagen, wo Alles darüber und darunter ging, ein Trupp streifender Kosaken meinem Pflegevater begegnete und, ich weiß nicht was von ihm begehrte. Gegen russische Unterthanen waren die

Kosaken, der Schrecken aller Franzosen, nicht unfreundlich. Vater Rauerz konnte also leicht mit ihnen fertig werden. Während der Unterhaltung nun, die sich dabei anknüpfte, vernahm er die wehklagende Stimme eines Kindes, das einer der bärtigen und wild aussehenden, lanzenbewehrten Männer vom Don eingepackt, so gut es gehen wollte, vor sich auf dem Pferde trug und an den Sattelknopf befestigt hatte. Wenige Fragen brachten dem mitleidigen Fischer die Ueberzeugung bei, daß er hier billig zu einem Kinde und Erben kommen könne. Aus Barmherzigkeit hatte der Kosak das Kind, das verlassen in einer Hütte lag, aufgenommen und es mit nicht geringer Mühe einige Tage lang ernährt. Die Last los zu werden, ohne ein armes hilfloses Wesen grausam dem Hungertode preiszugeben, mußte des kriegerischen Mannes vom Don heißester Wunsch sein. Der Fischer machte dem Kosaken das Anerbieten, sich seines Findlings anzunehmen, worauf dieser gegen ein Geschenk, das aus wenigen Rubeln bestand, in die Hände meines braven Pflegevaters überging, den ich stets wie einen wirklichen Vater verehrt habe und dessen Andenken mir immerdar heilig sein wird. Rauerz war mir Alles; er errettete mich von dem unabwendbaren Tode; er gab mir Kleidung, Nahrung und Namen; er adoptirte mich als Sohn, damit ich dereinst, was auch geschehen ist, der Erbe seiner irdischen Besitzthümer werde . . . «

Georg's Stimme bebte, und ein wehmüthiger Zug prägte sich seinem männlich schönen Gesicht ein, so daß selbst die zu spöttischen Bemerkungen immer bereite

Maximiliane ernst und theilnehmend den Erzählenden anblickte.

»Das ist allerdings ein Schicksal, das an's Wunderbare grenzt,« sagte nach kurzem Schweigen Horatio. »Wären Sie mir nicht von einem Manne empfohlen, dem nichts verhaßter ist als der Schein, die Unwahrheit, die über-tünchte Lüge, könnte ich leicht zu der Annahme verleitet werden, Sie wollten uns zum Zweck angenehmer Unterhaltung ein Märchen aufbinden. Dieser Gedanke jedoch liegt mir Ihnen gegenüber fern. Weil ich nun aber Glauben in Ihre Worte setze, wünsche ich begreiflicherweise auch mehr von Ihrem Leben zu erfahren. Der Glaube macht immer wißbegierig, obwohl ihm selbst damit sehr wenig gedient sein kann. Haben Sie keine Ahnung, wer Ihre Aeltern gewesen sein können?«

»Diese Frage würde ich wohl häufig und in großer Verstimmung an mich gerichtet haben, wäre mir auch nur ein Schimmer der Erinnerung an die ersten Tage meiner Kindheit übrig geblieben. Hätten meine Pflegeältern mir verschwiegen, wie ich zu ihnen kam, würde ich mich stets als ihren leiblichen Sohn betrachtet haben. Vater Rauerz aber war eine so grundehrliche Natur, daß er auf Kosten seines eigenen Glückes mir, sobald ich denken konnte, mittheilte, ich sei nur sein Adoptivsohn, er liebe mich jedoch eben so sehr, wie das eigene Kind. Dieses Wort hat er nie Lügen gestraft. Ihm und seiner aufopfernden Liebe verdanke ich, daß ich eine sorgfältige Erziehung genoß, in allem Wissenswerthen unterrichtet

ward und frühzeitig mit wohlwollenden Menschen bekannt wurde, die für meine weitere praktische Ausbildung Sorge trugen. Ohne Vater Rauerz würde ich schwerlich so zeitig die Welt kennen gelernt, schwerlich so weite und bildende Reisen gemacht haben, und sicher nicht so glücklich sein, mit Ihnen so heitere Tage zu verleben.«

»Sie sind ein Sohn der Sonne, ein Liebling Fortuna's, ein Begünstigter der Vorsehung!« sagte mit scherzhafter Emphase Maximiliane von Allgramm. »Ich bilde mir ein, gar keine Abstammung zu haben, gleichsam als ein aus Atomen, die in der Luft kreisen, die von der Sonne geküßt, erwärmt, befruchtet werden, gebildetes namenloses Kind des Aethers und des Lichtes in menschlich schöner Gestalt auf die Erde versetzt zu werden, muß dem Geiste eigenthümliche Schwungkraft verleihen und einem so seltsam Bevorzugten alles irdisch Gemeine, alles menschlich Niedrige immerdar fern halten . . . Ich begreife sehr gut, daß Sie kein Gelüste tragen, zu erfahren, wo Ihre Wiege stand, und wer diejenigen waren, die den ersten Aufschlag Ihres Auges mit einem Kusse erwiderten.«

Horatio schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Kennen Sie Herrn Moosdörfer?« fragte er.

»Ich traf vor zwei Monaten mit ihm in Wien zusammen,« versetzte Georg Rauerz.

»Der Mann weiß um Ihre Jugendschicksale?«

»Das möchte ich bezweifeln, Herr Baron. Ich selbst spreche von meiner Vergangenheit nur, wenn ich dazu gedrängt werde, und das geschieht so leicht nicht, weil

es gewöhnlich an Veranlassung fehlt, sich gerade seiner Kinderjahre zu erinnern.«

»Blieben Sie lange in Riga?« fragte Horatio in halber Zerstretheit, denn er beschäftigte sich in Gedanken mit Moosdörfer, von dessen Unglück er kurz vor seiner Abreise aus der Heimath im Hause des alten Organisten gehört hatte.

»Bis zu meinem zwölften Jahre,« entgegnete Rauerz. »Mein Pflegevater, ein schon bejahrter Mann, gab, weil er sich nicht mehr kräftig genug fühlte, sein Geschäft auf, oder er trat es vielmehr einem jüngeren Manne gegen Erlegung eines guten Kaufschillings ab. Um den Rest seines Lebens in Ruhe und in angenehmeren Verhältnissen zu genießen, siedelte er nach Moskau über, wo ein Onkel von Rauerz lebte, der sich durch Handel ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Für mich ward diese Uebersiedelung wichtig, indem ich durch sie die Geschäftsthätigkeit zuerst kennen lernte, die mir später mein Fortkommen sicherte, mich erst nach St. Petersburg, von da über Lübeck nach Hamburg führte und mich endlich auch Nord- und Südamerika, wie die großen Städte Europas am Mittelmeere kennen lehrte. Auch zeigte mir Vater Rauerz auf der Reise nach Moskau die Gegend, wo er mit den Kosaken, meinen eigentlichen Lebensrettern, zusammentraf.«

»Das muß für Sie ein unvergeßlicher Augenblick gewesen sein,« bemerkte Maximiliane.

»Vergessen kann ich ihn auch nicht,« fuhr Georg fort, »mächtig ergriffen aber wurde ich doch nicht davon. Man

ist als zwölfjähriger Knabe noch zu sehr Kind, und kann man als solches zufrieden sein mit seinem Schicksale, so lassen Begebenheiten, welche uns nicht unmittelbar, sei es in angenehmer oder unangenehmer Weise, berühren, keine tiefen Eindrücke in unserer Seele zurück. So ist's damals auch mir ergangen. Merkwürdig war mir eigentlich nur, daß Vater Rauerz den Namen Beresina dabei nannte, von der ich in der Schule oft gehört hatte. In Riga war ich sogar häufig mit Leuten zusammen getroffen, welche die Schreckensscenen an der Beresina mit erlebten.«

»Das sind ja überaus interessante Momente, die ich an Ihrer Stelle nie ganz aus den Augen verlieren würde,« meinte Comtesse Allgramm. »Welche Möglichkeiten liegen hier in einem Knäuel zusammengewirrt, den ein günstiger Zufall nur in die rechte Hand spielen müßte, damit diese ihn behutsam entwirrt! ... Ist Ihnen denn nie der Gedanke gekommen, daß Sie ein verloren gegangener Prinz, der Sohn eines berühmten Kriegshelden sein könnten, der Ansprüche hat auf ein unermeßliches Vermögen, auf einen alten Namen, auf einen hohen gesellschaftlichen Rang? ... Mich, werther Herr, würde ein solches über den Ursprung meines Lebens ausgebreitetes Dunkel in so große Unruhe und fortdauernde Aufregung versetzen, daß ich an keinem Orte rasten und glücklich sein würde!«

»Ich will nicht läugnen,« erwiderte Georg Rauerz, »daß mich zuweilen ein quälender Drang befiel, dem Ursprunge meines Lebens nachzuforschen; die Schwierigkeit der Aufgabe aber, die einer Vernichtung nicht blos des Glückes, das mir beschieden war und das ich fest in der Hand hielt, sondern auch einer Vernichtung meiner ganzen Existenz gleich gekommen sein würde, hielt mich davon zurück. Wo sollte eine solche Nachforschung beginnen, wo enden? ... Vater Rauerz hatte keine Ahnung, wer meine Aeltern gewesen sein mögen. Er war glücklich gewesen, daß er in mir einen Sohn gefunden, den er als sein eigenes Kind erziehen konnte, und der ihm für solche Liebe zu ewigem Danke verpflichtet sein mußte ... Wie unendlich tief hätte ich das Herz meines braven Pflege- und Adoptivvaters verletzen müssen, hätte ich mehr Werth gelegt auf Erforschung eines dunkeln Schicksals, als auf den Besitz einer reinen, gesicherten, durchsichtig klaren Gegenwart! ... So wies ich denn damals wie später jede Versuchung, wenn sie mir bisweilen doch nahe treten wollte, entschlossen zurück, und bis jetzt habe ich diese Festigkeit meines Willens, welche den Horizont meines Lebens stets frei hält von berückenden Dunstgebilden, nicht zu bereuen gehabt ... «

»In der Nähe der Beresina!« wiederholte Horatio. »Diese Geschichte müßte man dem alten Schäfer von der Feengruft zum Besten geben; vielleicht machte sie ihn be-redt!«

»Was ist das für ein Mann?« fragte Georg.

»Ein guter, kluger, viel erfahrener und in allerhand dunkle Begebenheiten tief eingeweihter Mann,« entgegnete Horatio, »den Manche fürchten, Einige hassen, Viele aber wie ein Wunder anstaunen . . . Zur Zeit der großen Kriege ist er lange Soldat gewesen, und meines Wissens hat er alle oder die meisten Schlachten von dem unglücklichen Tage bei Jena bis zu dem Riesenkampfe auf den Feldern um Leipzig mitgekämpft. Auch nach Rußland führte ihn sein Schicksal. Clemens erlebte den Brand von Moskau, überdauerte die Leiden und Entbehrungen des fürchterlichen Rückzugs, und war unter den Letzten, welche mit heiler Haut über die Beresina den verfolgenden Russen entkamen . . . Ein Schicksal, wie das Ihrige, würde dem Manne, der großes Gewicht auf Träume, auf Stimmen oder Gesichte, die ihn in der Dämmerung oder des Nachts umgaukeln, wie auf Zeichen legt, höchlichst interessiren. Ja, es wäre sogar möglich, daß, hätte er das Glück, Sie persönlich kennen zu lernen und befragen zu können, er auf eigene Faust Forschungen anstellte oder wenigstens seine altheidnischen Opferschalen nach Ihrem Schicksale und Ihrer Abstammung befragte . . . Sollten Sie jemals in unsere Gegend kommen, und Clemens lebt noch, so werde ich Sie mit dem merkwürdigen Manne bekannt machen.«

»Ein Prophet also neuesten Styls, oder ein Seher im Zwillichkittel,« entgegnete Georg. »Leute solchen Schlag näher kennen zu lernen und tiefer einzudringen in ihre Wesenheit mag recht interessant sein. Ich werde Sie

an Ihr Versprechen erinnern, Herr Baron, wenn mich Geschäfte, wie ich hoffe, im nächsten oder übernächsten Jahre nach dem nördlichen Böhmen führen. Wo hält der alte, dem Zauberwesen so zugethane Mann sich auf?«

»Auf der Herrschaft Hohen-Rothstein,« sagte Horatio. »Der Besitzer derselben, Graf Rothstein, hat ebenfalls ein sehr bewegtes Leben geführt und kann, ist er dazu aufgelegt, durch seine Erzählung eine ganze Gesellschaft auf das angenehmste und spannendste unterhalten. Sie würden sich in seiner Gesellschaft gewiß nicht langweilen. Graf Rothstein war, ehe er sich verheirathete, mit Leib und Seele Militär, zeichnete sich in den Feldzügen der letzten Napoleonischen Kriege, erst für den gewaltigen Kaiser, dann gegen ihn kämpfend, aus, und war auch Zeuge der Ereignisse in Rußland. Schon Ihres Schicksals wegen, das, wie es scheint, sich ja auch mit an den Rückzug der großen Armee knüpft, würde Graf Rothstein sich für Sie interessiren.«

»Ohne mir doch Aufschluß geben zu können über das, was allein Interesse für mich haben könnte, nämlich über das Verbleiben oder über das Ende meiner Aeltern!« fiel Rauerz ein, und über sein intelligentes Gesicht legte sich wieder jener melancholische Zug, den Comtesse Maximiliane pikant fand und der sie zu dem gebildeten jungen Kaufmanne mehr als zu anderen, ihr ebenbürtigeren Männern hinzog.

»Nun weilen Ihre Gedanken wieder auf den blutgetränkten Feldern Ihres fernen Vaterlandes,« sprach sie, wie immer einen spöttischen Ton in ihre Stimme legend,

»die Geister der Todten mit stillen Bitten beschwörend! . . . Hu, Sanct Georg, graust Ihnen nicht vor so vielen Legionen in Eis erstarrter Todten? . . . «

»Sie belieben zu scherzen, Comtesse,« entgegnete Rauerz, »und warum auch sollten Sie es nicht! . . . Man fühlt sich nie behaglicher und befestigter in seinem Glück, als wenn man schauerliche Bilder der Vergangenheit künstlich hervorzaubert und sie an sich vorüberziehen läßt. Uns Drei kümmern nicht die Todten, welche begraben liegen zwischen Moskau und den Ufern der Beresina, obwohl auch meine Aeltern ihr Grab auf derselben Straße gefunden haben dürften . . . «

»Diese Vermuthung liegt allerdings nahe,« warf Horatio ein.

»Und ich halte sie für mehr als wahrscheinlich, seit ich in Moskau gewesen bin,« fuhr Rauerz fort. »Dort nämlich wollte der alte Onkel meines braven Adoptivvaters gleich beim ersten Blick in mir den Sprößling einer alten russischen Familie erkennen, die während des Krieges ausgestorben war, und an die mein junges Gesicht den graubärtigen alten Mann lebhaft erinnern wollte. Ich bekenne, daß ich auf des Alten Geschwätz, der meinem Adoptivvater hart zusetzte, er solle doch über die Familie Erkundigungen einziehen, wenig Gewicht legte. Auch Vater Rauerz schüttelte den Kopf, bestieg aber doch eines Tages mit seinem Onkel eine ganz gewöhnliche Kibitke, um ein verwüstetes Schloß zu besuchen, das eine Tagesreise von Moskau entfernt lag und der adeligen Familie

gehört hatte oder noch zugehörte, an die meine Physiognomie den Alten erinnerte. Folgen hatte dieser Ausflug weder für Vater Rauerz noch für mich. Der Onkel sprach nicht mehr von der Aehnlichkeit, die er in mir entdeckt haben wollte, und mein Adoptivvater schwieg ebenfalls. Uebrigens bin ich selbst von meiner russischen Abkunft überzeugt und vermuthete, daß die Franzosen auf ihrem Rückzuge, in ein Gefecht mit den auf allen Seiten sie umschwärmenden Russen verwickelt, sich in ein Schloß warfen und daselbst so lange vertheidigten, bis sie der Uebermacht weichen mußten. Aus Rache oder um die Feinde länger aufzuhalten, steckten sie wohl beim Abzug alle Gebäude in Brand, ohne sich um das Schicksal der entflohenen Bewohner zu kümmern. Diese mögen dann – so stelle ich mir vor – obdachlos längere Zeit umhergeirrt und zum Theil umgekommen sein, während die Ueberlebenden aus Noth oder gezwungen sich dem Troß der großen Armee angeschlossen haben werden. Zu diesen gehörten dann wohl auch meine Aeltern oder die Personen, deren Schutz ich als hilfloser Säugling übergeben worden sein mochte, die mich dann auch so lange pflegten, bis sie selbst den Strapazen, dem Klima oder den Kugeln der Feinde in der Nähe der Beresina erlagen.«

Eine Anzahl Vorübergehender, unter denen zwei ältere Männer sich durch ihren hohen Wuchs und Ordensbänder auf der Brust auszeichneten, mochten die letzten Worte Georg's vernommen haben. Wenigstens blickten sie theilnehmend auf unsere Freunde, grüßten, wohl

überrascht und elektrisirt von Maximiliane's imponirender Schönheit, sehr höflich und gingen dann weiter. Einer der Herren hatte ein steifes Bein und hinkte. Georg vernahm, daß der Hinkende seinem Begleiter, der ihn führte, einige halblaute Worte zuflüsterte, die sich auf Maximiliane bezogen.

»Das sind Russen!« sprach er und stand auf.

»Vielleicht gar Bekannte von Ihnen?« meinte Horatio.

»Nicht doch,« erwiderte Georg Rauerz. »Aber sie sprechen russisch, und das pflegt der gebildete Russe nur zu thun, wenn er von Anderen nicht verstanden sein will . . . Haben Sie Lust, Comtesse Maximiliane, die Bekanntschaft der Herren zu machen? Sie scheinen von edler Abkunft und reich zu sein, und ihrem martialischen Aussehen nach sind Beide wahrscheinlich Veteranen von Rang.«

»Am Ende gar Helden von Borodino oder Leipzig, die interessante Details über den Rückzug der großen Armee erzählen können,« meinte Horatio.

Maximiliane ließ ihren Schleier fallen und lehnte sich auf Horatio's Arm.

»Behalten wir die Herren im Auge,« sprach sie. »Man lebt in Venedig nur halb, wenn man keine Abenteuer aufsucht. Ich will aber diese wunderbare Stadt nicht unbefriedigt verlassen, und darum so lange suchen, bis ich gefunden habe, was mich ergötzt, entzückt oder entsetzt.«

Sie neigte anmuthig ihr schönes Haupt und lud Georg mit einem so tiefen Blicke ein, ihr Gesuch zu unterstützen, daß dieser am liebsten die Hand der verführerischen Comtesse mit heißen Küssen bedeckt hätte.

3. IN DER MARKUSKIRCHE.

Bigottes Wesen läßt sich den Venetianern nicht zum Vorwurfe machen. An Kirchen, die als Bauwerke und ihrer vielen Kunstschatze wegen von Einheimischen wie Fremden besucht zu werden verdienen, fehlt es nicht; die Mehrzahl derer aber, welche darin aus und ein gehen, betritt sie nicht andächtiger gestimmt, als die hohen Portale der schwarzen Paläste venetianischer Nobili, die schon seit Jahrzehnten an reiche Fremdlinge vermietet sind oder mit ihren erblindeten Fenstern und Zimmern ohne Kerzenglanz sich in den dunkeln Gewässern des *gran canale* spiegeln. Nicht die Andacht, nicht das Bedürfniß, das sorgenbelastete Herz im Gebet zu erleichtern, die profane Neugierde oder die Schaulust geleitet bei Weitem die meisten derer in die stolzen Kirchen Venedigs, die man von früh bis spät darin antrifft.

Maximiliane von Allgramm, stets aufgeweckten Geistes, wißbegierig und ganz im Ernst nach einem pikanten Abenteuer lüstern, das sie ein wenig mit Bangigkeit erfüllt hätte, ohne sie heftig zu ängstigen, ließ ihrem Vetter keine Ruhe, sobald die bekannten Rufe der Wasserverkäuferinnen sich hören ließen und das goldene Licht der Morgensonne die dunkelrothen Gardinen vor dem Fenster in Purpur tauchte.

»Auf, Horatio!« rief sie, recht unsanft an die Thür seines Schlafzimmers klopfend. »Sanct Markus wartet unser, ich aber will pünktlich sein, um Säumigen keinen Anlaß zur Entschuldigung zu geben!«

Horatio mußte der liebenswürdigen Mahnerin nachgeben und Maximiliane nach der Markuskirche begleiten. Georg Rauerz, von dem sich die Verwandten erst spät getrennt hatten, war durch seine Geschäfte entschuldigt, die ihn nach der Insel Murano in die dortigen Glas- und Spiegelfabriken riefen, mit deren leitenden Chefs das Haus, dessen Agent und Vertreter er war, in Verbindung stand. Man hatte beim Scheiden verabredet, sich Abends wieder unter den Arcaden der Procuratien zu treffen, um dann erst zu bestimmen, wie man den Rest des Tages zubringen wolle und was in nächster Zeit vorzunehmen sei, falls Georg, durch seine geschäftlichen Verhältnisse gebunden, die ihm empfohlenen Freunde sich nicht selbst überlassen müsse.

Das Innere der großen Kirche, an deren einem Seitenaltar stille Messe gelesen ward, erschien den Eintretenden so öde und leer, daß Maximiliane von einem leisen Schauer überrieselt ward. Der auffallend starke Modergeruch, der sich in der frühen Morgenstunde mehr noch wie sonst bemerklich machte, gemahnte an Tod und Grab, und das Geflüster des messelesenden Priesters, das nur bisweilen in halblautes Gemurmel überging, konnte weder die Comtesse noch Horatio andächtig stimmen.

Maximiliane schritt ziemlich rasch an den verschiedenen Altären vorüber, mit ihren großen, von Geist funkeln- den Augen das Weib von der Riva de' Schiavoni suchend, mit dem sie hier zusammentreffen wollte. Wohin sie sich aber auch wandte, die Gesuchte war nirgends zu entdecken. Die schlaue Alte hatte die schöne fremde Dame offenbar bloß neugierig machen wollen, um eine größere Gabe von ihr zu erhalten.

Von Personen, welche tief unter ihr standen, mochte sich Maximiliane, sonst immer zu Scherzen aufgelegt, nicht gern foppen lassen. Sie zog daher schmollend die Stirn kraus, als sie ihren Vetter Recht geben mußte, der schon unterwegs wiederholt geäußert hatte, des unbedeutenden Weibes wegen, das nichts mehr und nichts weniger als eine Bettlerin sei, die sich durch geheimniß- volle Redensarten nur mehr Relief geben wolle, hätten sie sich nicht zu übereilen gebraucht. Die Landsmännin, ihrem Dialekte nach dem Süden Deutschlands angehö- rend, erschien wirklich nicht in der Markuskirche, weder als Bettlerin noch als Betende, und Maximiliane würde in recht böser Stimmung der Aufforderung Horatio's, lieber eine Gondel zu besteigen und in der erquickenden Morgenluft eine Vergnügungsfahrt nach den Murazzi zu machen, nachgekommen sein, wäre sie nicht unter dem Portale durch eine fesselnde Erscheinung von Neuem in dem erhabenen Heiligthum zurückgehalten worden.

Ein schlanker, nur mittelgroßer junger Mann von dunkelm Teint und glänzenden schwarzen Augen, höchst elegant gekleidet, trat ihr unter der Thür entgegen.

»Mein grüner Hidalgo von Ostende!« rief Maximiliane, in ihre heiterste Laune zurückfallend. »Sie hier, Don Rodrigo?« fuhr sie fort, dem Fremden vertraulich die Hand entgegenstreckend und ihn Horatio vorstellend. »Don Rodrigo aus Chili, von dem ich Dir so allerliebste schrieb,« setzte sie hinzu. »Das ist ja ein köstlicher Einfall von Ihnen, nach Venedig zu kommen! ... Wo haben Sie Wohnung genommen? ... Sie müssen ganz in unserer Nähe bleiben; denn was wir von jetzt an beginnen, muß von uns gemeinsam unternommen werden ... Wo sind Sie in der Zwischenzeit herumgezogen? Und wo ist Ihr nordischer Schatten geblieben aus dem aristokratischen Süden? ...«

Horatio folgte dem Redestrome seiner lebhaften Cousine mit gespannter Aufmerksamkeit, konnte aber begreiflicher Weise keinen rechten Zusammenhang in ihre Fragen bringen. Besonders auffällig erschien ihm die wunderlich klingende Frage nach dem nordischen Schatten, der in demselben Athemzuge doch auch wieder aus dem Süden stammte.

Don Rodrigo begriff die jetzt von Glück strahlende Comtesse desto besser. Mit forschendem Blick den stattlichen Vetter Maximiliane's streifend, für welchen er keine Zuneigung fühlte, antwortete er:

»Den Sie vermissen, Contessa, inspicirt jetzt wahrscheinlich schon seit Monaten die ihm zugehörenden Corrals auf den Pampas, oder reitet, von dienenden Slaven begleitet, durch seine Baumwollenpflanzungen in Louisiana, oder ist endlich mit Befrachtung von Schiffen

beschäftigt, die ihm aus allen Zonen neue Reichthümer zuführen.«

»Ich gratulire Ihnen zu Ihrem jetzigen Alleinsein, Don Rodrigo,« entgegnete Maximiliane und nahm dankend den dargebotenen Arm des Chilenen an, den sie, seines olivenfarbenen Teints wegen, in ihrer ungenirten Weise ›den Grünen‹ nannte. »Eigentlich war ich Ihnen recht böse, daß Sie sich an diesen ewig so spöttisch oder richtiger infam lächelnden Yankee hingen, der, glaub' ich, keinen Menschen lieben kann. Wenn ich ihn unbelauscht beobachtete, kam er mir vor wie ein zugeknotteter Geldsack, den eine unheimliche Elementarkraft Leben, aber freilich ein Leben ohne Seele eingehaucht hat . . . Ich hätte mich fortwährend mit ihm zanken, noch lieber aber ihm wie ein gut abgerichteter Papagei zurufen mögen: Bist ein Schuft! Ein gemeiner Schuft! Die Raben sollen Dich fressen!«

»Cousine, Cousine,« fiel Horatio ein, »Du vergißt Dich selbst und den Ort, wo wir weilen!«

»Da hast Du wirklich ausnahmsweise einmal recht, weiser Vetter,« entgegnete Maximiliane. »Es ist schändlich, einem Abwesenden Uebles nachreden an heiliger Stätte . . . Ich verspreche, von jetzt an artig und wieder ganz sinniges, schüchternes Mädchen voll Taubensanftmuth und Schlangenklugheit sein zu wollen. Don Rodrigo darf aber nicht von unserer Seite weichen.«

»Ich hoffe, Don Rodrigo wird uns vortrefflich unterhalten,« versetzte Horatio, »vielleicht zunächst von dem

nordischen Schatten, der sich meinem Auge noch nicht in deutlich erkennbarer Gestalt zeigen will.«

»Preise Dich glücklich, Vetter, wenn Du nicht in seine Netze fällst!« sprach Maximiliane. »Aber Du hast ja nichts von ihm zu fürchten, denn Du bist Baron und wirst eines Tages ein reich begüterter Mann sein. Nur arme Schächer, denen das Leben keine irdischen Schätze beim Sprunge in die Welt finden ließ, fallen solchen unheimlichen Schatten gegenüber in Versuchung und Stricke.«

Horatio gefielen diese Bemerkungen seiner Cousine sehr wenig, und das Mißfallen, das sie ihm verursachten, mochte sich in seinem Minenspiel ausdrücken.

»Donna Contessa erlauben,« fiel lächelnd der Chilene ein, »daß ich der prosaische Dolmetscher Ihrer poetisch umhüllten Gedanken werde. Widersprüche werden nur verständlich, wenn man sie erklärt.«

»Don Rodrigo, Sie haben Vollmacht, zu thun, was Ihnen die Pflicht gebietet!« sprach Maximiliane und blinzelte Horatio vertraulich und mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit zu. »Achte auf jedes Wort dieses gewissenhaften Hidalgo, Vetter, denn er ist wahr wie ein Priester, der alle Weihen empfangen hat.«

Der Chilene lächelte, indem er erwiderte: »Der Mann, welcher so wenig Gnade vor den Augen der edlen Donna findet, stammt aus den nördlichen Staaten Amerika's, hat ganz die Gewohnheiten eines Yankee reinsten Wassers, und ist bei Abschließung eines Geschäfts, das ihm reichen Gewinn zu bringen verspricht, nicht scrupulös. Ich vermuthe, daß Master Heedfull seine Reichthümer

wie die Stellung, welche er seit einigen Jahren als Pflanzer in den Südstaaten der Union einnimmt, berechnender Schlaueit mehr als strenger Rechtlichkeit zu verdanken hat. Master Heedfull ist aber ein so respectabler Mann unter seinen Landsleuten und steht bei diesen in so hoher Achtung, daß Jeder gegen die Sitte verstoßen würde, der es nicht für eine große Ehre hielt, mit ihm bekannt zu werden, mit ihm zu verkehren und seine kleinen Extravaganzen liebenswürdig oder gottvoll, wie er selbst Alles nennt, was er treibt oder unternimmt, zu finden.«

Es lag eine gute Dosis Schalkheit in dem feinen Lächeln, welches das geistreiche Gesicht Don Rodrigo's überglänzte, und Horatio fühlte, daß der Chilene für Unziemlichkeiten, die er wahrscheinlich von einem Uebermüthigen hatte erdulden müssen, der seiner großen Mittel wegen sich Alles erlauben zu können glaubte, an diesem in echt gentlemännischer Weise eine sehr empfindliche Rache nahm.

»Bei alledem scheint meine schöne Cousine sich mit diesem Prototyp des Yankeethums doch ganz gut unterhalten zu haben,« versetzte Horatio, »denn die Scherze, welche Du damals über Deine neuen Bekanntschaften zu machen Dir erlaubtest, lauteten recht vergnüglich und haben mich gut amüsirt.«

»Bravo, Vetter!« sagte Maximiliane und legte die kleinen behandschuhten Hände mit der Miene einer Applaudirenden zweimal sanft in einander. »Beifallsbezeugungen sind hier nicht erlaubt, aber ich werde Dich zu guter Stunde dafür belohnen! Gottvoll jedoch würde ich mich

freuen, wenn Dich das Leben auch einmal mit diesem kaltherzigen Sklavenhalter zusammenführte. Einige Aussicht wäre vorhanden, gestatteten Master Heedfull seine vielen und verschiedenartigen Geschäfte, Europa noch einmal und zwar auf längere Zeit zu besuchen, was er – natürlich wieder nur, um auch auf europäischem Boden Geschäfte zu machen – Willens zu sein schien. Wohin denken Sie später zu gehen?« wandte sich die Comtesse wieder an den Chilenen.

»Meine Tour durch Europa ist beendet, Contessa,« versetzte Rodrigo. »Ich schließe sie ab mit dem Besuche dieser schwimmenden Wunderstadt, die mir von Allen, welche die Welt kennen, als eine der sehenswerthesten geschildert worden ist. Ich finde, daß der Ruf nicht übertrieben hat. Mich fesselte Rom durch seine antike Majestät, mich entzückte die paradiesische Natur von Neapel, Sorrent, Salerno; ich saß, in Gedanken der Wehmuth über den Untergang alles Großen und Herrlichen versunken, auf den Trümmerresten von Syrakus, und bin doch mehr als befriedigt von dem Eindrucke, den Venedig auf mich gemacht hat, weil er wieder ein so ganz anderer, so ganz eigenthümlicher ist.«

»Sie sind erst angekommen?« fragte Maximiliane.

»Vorgestern Abend.«

»Ganz allein?«

»In Padua, bis wohin ich von Florenz mit einem Veturin fuhr, der mich durch seine heitere Geschwätzigkeit und durch seine komische Wuth gegen die Tedschi gut unterhielt, fand ich interessante Gesellschaft,

zu der ich mich während meines hiesigen Aufenthaltes, den ich auf einen Monat festgesetzt habe, möglichst zu halten entschlossen bin. Man ist immer am besten aufgehoben, wenn man unterrichtete Reisebegleitung findet. Zwar sind es Söhne des für barbarisch verschrieenen Rußlands, auf mich aber haben die beiden Herren gar nicht den Eindruck von Barbaren gemacht. Mit dem nämlichen Rechte könnte mich die europäische Aristokratie zu den Indianern zählen, obwohl ich in gerader Linie von einem tapfern Degen abstamme, der sich unter den Conquistadoren in Chili, meinem unvergleichlichen Vaterlande, niederließ.«

»Zwei Herren aus Rußland, sagen Sie?« fiel Horatio ein. »Einer von ihnen, und zwar der ältere, hinkt?«

»Sie kennen meine Reisebegleiter bereits?«

»Nur von Ansehen, edler Hidalgo?« sprach Comtesse von Allgramm. »Sie streiften uns gestern bei Ihrem Rundgange durch die belebten Bogengänge der Procuratien.«

»Sie sollen noch in dieser Stunde die Bekanntschaft dieser vortrefflichen Menschen machen, die ich von Herzen lieb gewonnen habe,« erwiderte Don Rodrigo. »Ich erwarte sie jeden Augenblick, denn wir verabredeten, uns in der Sanct Markuskirche zu treffen.«

»Die russischen Herren scheinen gediente Militärs von Rang zu sein,« warf Horatio dazwischen.

»Sagen Sie lieber ausgediente Militärs, Herr Baron,« fuhr der Chilene fort, »Beide Herren sind pensionirt und leben schon zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit über

Jahr und Tag unter dem milden Himmel Italiens. Der jüngere Herr, ein Fürst Gudunow und Besitzer unermeßlicher Güter, ist völlig genesen, sein älterer Begleiter dagegen, welcher eine Kugel mit sich herumträgt, leidet fortwährend, und auch die gepriesenen und von mehreren Aerzten ihm anempfohlenen berühmten Bäder von Lucca haben nicht die erwünschte Wirkung gehabt. Graf Jermak hat dieselben fast eben so leidend verlassen, wie er sie besuchte. Er hofft jetzt einige Linderung von dem Gebrauch des Seebades auf dem Lido, das er fortsetzen will, so lange es die Jahreszeit erlaubt.«

Don Rodrigo hatte kaum ausgesprochen, so traten auch die Erwarteten in das Halbdunkel der stillen Kirche, in deren Räumen noch immer die halblauten Gebete des messelesenden Priesters dumpf verhallten. Der Chilene stellte die beiden russischen Herren der Comtesse und Horatio vor, und da man sich von beiden Seiten der flüchtigen Begegnung vom vorhergehenden Abend unter den Procuratien erinnerte, so kam alsbald ein belebtes Gespräch in Fluß. Horatio, der in dem Gesichtsausdrucke des Grafen Jermak einen ihn ansprechenden Zug entdeckte, hielt sich besonders zu diesem, während der um mehrere Jahre jüngere Fürst Gudunow, seinem Range nach nur Major, während Jermak als Oberst pensionirt worden war, mit vieler Gewandtheit die schöne Comtesse und Don Rodrigo unterhielt.

»Wo haben Sie Ihren Begleiter von gestern Abend gelassen, Herr Baron?« fragte Graf Jermak den Vetter Maximiliane's. »Ich muß dem Herrn früher schon begegnet sein.«

»Vor längeren Jahren wäre es möglich gewesen,« sagte Horatio, »denn Herr Rauerz ist ein geborener Russe.«

»Der Name Rauerz klingt aber gar nicht russisch. Gewiß waren seine Aeltern eingewanderte Deutsche, die in Rußland ihr Glück machten. Es giebt deren Viele in unserem Vaterlande, und wir nehmen sie gern auf; denn im Allgemeinen haben meine Landsleute von dem Deutschen noch sehr viel zu lernen, ehe sie mit vollem Recht sich den wirklichen civilisirten Nationen Europa's zuzählen können.«

Horatio war anfangs Willens, dem Grafen mitzutheilen, daß Rauerz nur ein angenommener Name sei, und der junge Mann, um den es sich handelte, weder seinen Geburtsort noch seine Aeltern kenne. Da fiel ihm ein, daß er zu solcher Mittheilung doch eigentlich nicht befugt sei, und daß, mache er sie dem ihm noch völlig fremden Manne wirklich, Georg darin einen Mißbrauch seines Vertrauens erblicken und sich schwer dadurch beleidigt fühlen könnte. Den meisten Menschen erscheint ein dunkles Herkommen als *levis macula*, weshalb sie dasselbe oft sogar auf nicht empfehlenswerthe Weise zu verdecken suchen, indem sie sich selbst eine Abstammung beilegen, deren Nachweis, begehrte man ihn zu wissen, ihnen in den meisten Fällen sehr schwer fallen würde.

»Ist Herr Rauerz von Familie?« fügte Graf Jermak hinzu und setzte gerade durch diese Frage Horatio in Verlegenheit. Maximiliane, welche die Frage des Russen ebenfalls vernahm, kam ihrem Vetter, der seine Blicke halb zerstreut auf eine besonders unebene Stelle des Mosaikfußbodens heftete, mit der kecken Antwort zu Hilfe:

»Von höchst illustrer Familie, mein Herr Graf! Später mehr davon. Jetzt schlage ich den Herren vor, eine Wasserfahrt zu machen. Mich drängt es, die Insel Sanct Lazaro und das dortige Mechitaristenkloster zu besuchen, von dem ich so viel gehört habe. Die Mechitaristen-Missionäre, die man dort ausbildet, sollen große Gelehrte, sehr menschenfreundlich und für Fremde leicht zugänglich sein. Wenn ich nicht irre, verkehrte Lord Byron häufig mit diesen Jüngern armenischer Mönche; Klosterbrüder aber, welche den Dichter des ›Don Juan‹, der wahrlich kein Heiliger war, nicht von sich wiesen, können schon wegen dieser seltenen Humanität für ausgezeichnete Menschen gelten. Ich will mir die wackeren Leute genauer betrachten und mir aus einer ihrer uralten Handschriften Armenisch vorlesen lassen . . . Sind Sie mit von der Partie, meine Herren? . . .«

Die vornehmen Russen würden den Namen ›Barbaren‹ verdient haben, hätten sie eine von solchem Munde kommende Einladung abschlagen können. Don Rodrigo eilte voraus, um sich zweier Gondeln zu versichern. Maximiliane folgte an der Seite des Fürsten Gudunow, und Horatio erlaubte sich, dem hinkenden und langsam vorwärts kommenden Grafen als Stütze seinen Arm zu bieten.

4. TOBIAS HELFER AUF SCHLOSS ROTHSTEIN.

»Mich befiehlt der Herr Graf auf's Schloß?« sagte der Organist Tobias Helfer zu dem Bedienten Jacques, der ihn mit dieser auffälligen Nachricht beim Einrichten eines neuen Zettels überraschte, um sich täglich einige Stunden nützlich hinter dem Webstuhle beschäftigen zu können. »Sollte das nicht ein Irrthum sein, lieber Mann? ... Der Herr Graf hat mir das Schloß verboten, seit ich meiner Tochter wegen ihm offen meine Meinung zu sagen genöthigt war. Kann das arme Mädchen dem gnädigen Herrn nichts mehr nach Wunsch machen, so darf er Andrea nur fortschicken. Das Aelternhaus steht ihr immer offen, und wir werden unsere Tochter stets mit offenen Armen aufnehmen.«

»Ich kann nur meinen Auftrag ausrichten, Herr Organist, die Beweggründe des Herrn Grafen sind mir eben so unbekannt wie jedem Andern.« Er fügte noch hinzu: »Ich soll es Ihnen scharf machen, denn er könne nicht lange warten, weil er verreisen müsse.«

»Verreisen! ... So, so! ... Und darf man fragen, wohin?«

»Der Herr Graf wird diese Frage am besten beantworten können, wenn Sie genug Courage besitzen, sie ihm vorzulegen.«

»Nun, nun, junger Mensch, nur nicht so patzig!« versetzte der Organist. »Ich habe gar kein Interesse dabei; es fällt mir des Herrn Grafen plötzlicher Entschluß nur

deshalb auf, weil er die letzten Jahre kaum ein paar Meilen weit von Rothstein sich entfernte . . . Gut denn, meinen gehorsamsten Respect zu vermelden, und ich werde kommen . . . Muß mich nur ein wenig menschlich herausputzen, denn Schlapppantoffeln, eine blaue Schürze und ein Kopf voll weißer Haare mit Garnstaub bepudert passen nicht in ein vornehmes Grafengemach . . . Mutter Rahel, meinen Bratenrock!«

Jacques lächelte und drehte sich die Haartülle auf der Stirn noch etwas höher, ehe er den betresten Hut darauf stülpte.

»In einer guten Stunde vielleicht?« fragte er, die Hand auf den Drücker der Zimmerthür legend.

»So ungefähr, lieber ungeduldiger Mann! Werde mich sputen, so gut ich kann, und so schnell ausschreiten, als es meine alten Lungen erlauben . . .«

»Was ist, Vater?« fragte Rahel, die eben eintrat, als der flinke Bediente des Grafen aus der Thür schlüpfte. »Es ist doch kein Unglück geschehen?«

»Hab' Dich nicht, Mutter, es hat gewiß gar nichts zu sagen,« versetzte Tobias. »Der Graf will reisen, und da will er mir 'was vermelden . . .«

»Dir, Tobias? . . . Und erlaubt Dir weder die Tochter zu sehen noch ihr zu schreiben, seit sie ein lange schon umlaufendes Gerücht für wahr bezeichnet hat und darauf einen körperlichen Eid zu schwören sich bereit erklärte?«

»Laß die Geschichte doch ruhen, Mutter, es spricht ja Niemand mehr davon!« entgegnete der Organist. »Der

Graf begehrt mich zu sprechen, mithin hat er mir offenbar etwas Besonderes mitzuteilen ... Ich bin sein Unterthan, und halb und halb als Inhaber einer jährlichen Pension von ihm abhängig, habe ihm also auf alle Fälle zu gehorchen ... Und der Graf hat's eilig, mithin muß ich meine Füße ebenfalls in möglichst eilige Bewegung setzen ... Hole Du darum mein Communionkleid – ich sehe ganz vornehm, fast wie ein Pastor, darin aus – das weiße Halstuch knüpfe ich mir inzwischen selber um; Du mußt nachher nur die Zipfel der Schleife, die mir nie gelingt, gerade ziehen, damit ich fein ordentlich aussehe ... Die Stiefeln stehen bereit, und – tausend noch einmal – sie glänzen wie Deine Augen, Mutterchen, wenn Du mir beim Kaffee den ersten Morgenkuß giebst! ... Ist's nicht eine wahre Pracht?«

Der Organist hielt das allerdings sehr blank gewichene einzige Paar Stiefeln, das er nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, in das hell durch die kleinen Fensterscheiben hereinscheinende Sonnenlicht und lächelte vergnügt wie ein Kind, indem er der ebenfalls lächelnden Rahel sanft die runzelige Wange klopfte. »Unglückliche Ereignisse fürchte ich nicht mehr, seit die Kinder in der neuen Welt so viel Glück machen,« fuhr er fort, »und uns Alten, was kann uns denn passiren? ... Nichts weiter, als daß Freund Hein uns eines Nachts vor Sonnenaufgang das Lebenslicht ausbläst! ... Na, und ich denke, das ist ein Malheur, kaum so groß, als wenn Einer von uns Beiden dem Andern Krankenwärterdienste leisten müßte ... Also froh in die Welt geschaut, Mutter,

ein Organist muß die Musik der Engel immer in seinem Ohre klingen hören!«

Nach dieser beruhigenden Rede holte Rahel das verlangte Kleidungsstück, das bereits ein Vierteljahrhundert überdauert hatte, aus dem von ihrer Mutter ererbten Kleiderschranke, bürstete es sauber und half es Tobias anlegen. Als dies geschehen war, richtete sie ihr Augenmerk auf das weiße Halstuch des gewesenen Schulhalters, ordnete ihm die ehrwürdigen Silberlocken über der Stirn und reichte ihm das spanische Rohr, das Tobias bei wichtigen Ausgängen zu tragen pflegte. Es war dieser theure Stock ein Andenken aus früherer Zeit, das er sich zulegen mußte, um in seiner Eigenschaft als Hochzeitsbitter, ein Amt, welches dem Organisten von Hohen-Rothstein ebenfalls übertragen war, mit der so nöthigen Würde auftreten zu können.

»Sei guten Muths, Mutter, es kann mir gar nichts passieren,« sagte Tobias, Rahel zum Abschiede die Hände reichend. »Es ist ein Gang in Geschäften, der von mir verlangt wird, und ein solcher ähnelt in vieler Beziehung einer uns anvertrauten Mission. Freilich ist's just keine innere Mission, zu der ich mich anschicke, sondern eine recht äußerliche; wer aber kann wissen, ob ich nicht großen Segen damit anstifte? Wir sind in der Hand Gottes eben alle Missionäre! . . . Gott befohlen, Mutter! . . .«

Rahel begleitete ihren Mann bis auf die Straße, blieb hier stehen, legte die eine Hand schirmend über die Augen, um nicht von der hell scheinenden Sonne geblendet

zu werden, und sah Tobias nach, bis er hinter dem Schulzenhofe ihren Blicken entschwand.

Helfer ging rüstig fürbaß und legte sich allerhand Fragen vor, um sich auf sein Zusammentreffen mit Graf Rothstein möglichst gut vorzubereiten. Dabei vertiefte er sich so in sein eigenes Denken, daß er auf die vielen Grüße, die ihm Begegnende zuriefen, selten achtete. Nur wenn rechts oder links an ein Fenster geklopft wurde und eine junge oder alte, eine Discant- oder Tenorstimme seinen Namen laut über die Straße rief, blieb Tobias Helfer stehen, dankte dem Grüßenden und wechselte wohl auch eilige Worte mit ihm.

»Wohin so hastig, Herr Organist?« lautete gewöhnlich die Frage. »Und so propre im Staat! . . . Das hat wohl 'was Großes zu bedeuten?«

Als Antwort erhob dann der Organist zuerst das spanische Rohr, deutete nach Rothstein hinauf, dessen Thurmzinne fast überall auf der Straße sichtbar war, und sagte:

»Auf's Schloß geht es im Courierschritt! . . . Gräfliche Gnaden begehrt meinen Rath, muß ihm also das Wasser bis an den Mund reichen! . . . Gehe aber mit Gott und habe mithin nichts zu fürchten! . . .«

Daß er gar keine Furcht habe vor dem Zusammentreffen mit dem herrischen, lieblosen Grafen, der ihm die Tochter, obwohl er sie haßte, wieder zu geben sich weigerte, suchte Tobias Helfer sich bloß einzureden. Sein Herz ward ihm schwerer, je näher er dem Schlosse kam, und seine Schritte wurden immer kürzer. Er fühlte nicht bloß, er hörte auch sein Herz klopfen, und da es ihm an

Luft mangelte, mußte er wiederholt stehen bleiben, um wieder zu Athem, zu kommen.

Endlich betrat er den Schloßhof, stieg langsam die vielstufige Freitreppe hinauf und meldete sich dem Castellan, der eines Morgens den Schäfer Clemens so barsch abweisen wollte.

»Alles in Ordnung,« sagte dieser. »Sie werden erwartet, brauchen mithin nicht besonders angemeldet zu werden ... Der Herr Graf wohnt gegenwärtig im linken Flügel, breiter Corridor, dritte Thür ... Jacques steht davor als Wächter ... Wünsche gute Verrichtung!«

In des schüchternen Schulhalters Leibe, der kaum jemals über die Grenzsteine der Herrschaften Hohen-Rothstein und Alteneck hinausgekommen war, lebte nicht die unerschrockene Seele des dreisten Schäfers von der Feengruft. Es kostete ihm Mühe, die breite Treppe hinauf zu klimmen, denn die Beine zitterten ihm. Erst als er des lächelnden Jacques ansichtig wurde, der gemessenen Schrittes wie eine Schildwache auf dem Corridor auf und ab patrouillirte, und dieser ihm zuwinkte, fühlte Tobias Helfer die ihn beherrschende Bangigkeit etwas schwinden.

»Das ist ja das Wohnzimmer der in Gott ruhenden gnädigen Frau Gräfin!« stotterte er und sah den Bedienten fragend an. »Früher war es verboten, hier einzutreten ...«

»Geht mich nichts an!« brummte Jacques. »Drinne sitzt der gnädige Herr und wartet Ihrer, also ohne langes Federlesen nur hinein!«

Er riß die Thür auf, gab dem zögernden Organisten einen leichten Stoß und drückte das Schloß wieder hinter ihm zu. –

Graf Achim von Rothstein saß lesend am Fenster. Bei dem unbedeutenden Geräusch, welches der Tritt des fast hereinstolpernden Schulhalters auf dem sehr dicken Teppich des geräumigen Zimmers machte, dessen werthvolle Gardinen verblichen, dessen einst kostbar gewesenes Mobilars in Folge langjähriger Nichtbenutzung stark bestäubt war, kehrte der Graf sein scharf ausgemeißeltes Gesicht der Thür zu, fuhr sich mit der Hand erst durch das dünn gewordene Haar und strich sich dann die langen Enden seines gewaltigen Schnurrbartes, dessen Pflege er in den letzten Monaten sehr vernachlässigte.

»Trete Er näher, Helfer!« redete er den Schulhalter an, der eine verlegene und nicht besonders geschickte Verbeugung machte. »Ich will Ihm verzeihen, daß Er Seine Kinder so schlecht erzogen hat ... Er ist ein alter Esel! ...«

»Halten zu Gnaden, Herr Graf!« stammelte Tobias Helfer und näherte sich dem unfreundlich sprechenden Grafen einige Schritte. »Es war von jeher mein Bestreben ...«

»Behalte Er Seine Weisheit für sich und antworte Er nur auf die Fragen, die ich Ihm vorlegen werde!« unterbrach ihn der Graf. »Hat Er kürzlich wieder Nachricht von drüben erhalten?«

»Meinen gräfliche Gnaden von meinen Kindern in Südamerika?«

»Mit wem sonst kann Er über's Weltmeer hinüber correspondiren! ... Seine Jungen haben Glück, Glück wie die Teufel!«

»Sie haben zuvor hart arbeiten müssen, gräfliche Gnaden, und mein zweiter Sohn ...«

Graf Rothstein sprang auf, schlug nach seiner Gewohnheit die Hacken zusammen und sprach gebieterisch:

»Schweig' Er von diesem Menschen! ... Seit ich den Hal... ungehindert laufen ließ, verfolgt mich das Unglück auf Schritt und Tritt ... Also Er hat neuerdings Nachrichten? ...«

»Vor ein paar Monaten erhielt ich ziemlich ausführliche Briefe von beiden Söhnen! ...«

»Und seitdem nicht wieder?«

»Leider nicht, gräfliche Gnaden ...«

Achim von Rothstein setzte sich wieder.

»Das ändert die Sache,« sagte er in weniger hartem Tone. »Dann kann Er mir keine Aufklärung geben ...«

Er schwieg, blickte wieder in das Zeitungsblatt, in dem er beim Eintritt des Organisten gelesen hatte, und schüttelte einige Male leicht den Kopf.«

Tobias Helfer wagte nicht zum zweiten Male eine Frage an den Grafen zu richten, da ihm dies bereits einmal von dem mürrischen Gebieter verboten worden war.

»Weiß Er,« nahm Graf Rothstein nach einer Weile wieder das Wort, »daß die alte Person auf Alteneck in jungen Jahren ein leichtfertiges Leben geführt hat?«

»Davon ist mir nichts bewußt, gräfliche Gnaden,« versetzte Tobias Helfer.

»Kennt Er denn Barbara nicht?«

»Gewiß kenne ich sie, nie aber war ich ihr Vertrauter ...«

»Ach nein, der Intimus dieser schlaunen Betrügerin ist ein Anderer, ihr in Bezug auf alles Versteckte, Boshafte und Schlechte vollkommen ebenbürtig,« fiel der Graf ein, indem er sich die Hände rieb. »Gleichviel indeß, Er muß doch seiner Zeit gehört haben, daß unter dem Gesinde auf Alteneck ein Bube herumliefe, der in der Eremitage das Licht der Welt erblickte und als dessen Mutter Jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen war, die Beschließerin Barbara bezeichnete.«

»Den Buben habe ich oft gesehen,« versetzte Tobias Helfer, indem er den Grafen mit strafendem Blick maß, der ihm wohl zu Gebote stand, wenn eine tiefe moralische Entrüstung sich seiner bemächtigte. »Er glich seinem Vater wie aus den Augen geschnitten und schien auch viele seiner Eigenschaften ererbt zu haben, die sich frühzeitig in ihm entwickelten.«

»Kennt Er denn des Buben Vater?« fragte der Graf barsch, indem er mit drohendem Auge den alten Organisten einzuschüchtern suchte.

»Halten zu Gnaden, Herr Graf,« fuhr Tobias fort, »man hält gewöhnlich denjenigen für den Vater eines Kindes, dem dieses auffallend ähnlich sieht.«

Graf von Rothstein deutete dem Schulhalter durch eine abwehrende Handbewegung an, daß er das Gespräch abubrechen wünsche, indem er sagte:

»Genug davon, Helfer! ... Barbara war nicht verheirathet und ist noch jetzt eine ledige Frauensperson. Verführerisch hübsch aber und hitzigen Temperaments soll sie gewesen sein, weshalb sie auch nichts dagegen hatte, wenn die Mannsleute ihr truppweise nachliefen ... Daß ihr Ruf nicht der feinste war, hat mir Baron von Alteneck selbst erzählt ...«

»Baron von Alteneck?« fragte gedehnt der Schulhalter.
»Es kam das dem Herrn nicht zu.«

»Behalte Er Seine Weisheit für sich, Helfer, und laß' Er alles Glossenmachen sein!« unterbrach ihn der Graf abermals. »Ich sage: Barbara war eine ansehnliche, angenehme, dabei aber lockere Person, was sie durch ihr Leben auch bewiesen hat ... Weil aber der Baron ein nachsichtiger Mann war, und ich als sein Freund ihm Schonung gegen eine leichtfertige Frauensperson anempfahl, die bei allen ihren Fehlern doch auch eine Menge guter Eigenschaften und mancherlei verwerthbare Talente besaß, behielt er Barbara mitsammt ihrem Buben im Schlosse ... Hubert ward auf des Barons Kosten unterrichtet und erzogen, und hätte er sich nicht widerspenstig und unlenksam gezeigt, so könnte er jetzt noch auf Alteneck ein Leben wie im Himmel führen ... Meint Er nicht auch, Helfer?«

»Ich hatte keine Veranlassung, über den Knaben Hubert mit dem Herrn Baron zu sprechen.«

»Nun kurz und gut, die Frechheit des kräftig aufschießenden Schlingels, den weder Freundlichkeit noch Strenge zur Vernunft brachten, zwang meinen Freund, ihn

aus seiner Nähe zu entfernen. Eine harte und strenge Schule der Erfahrung, meinte Baron von Alteneck, werde den aufsätzigen Trotzkopf, den Barbara verhätschelte, andern Sinnes, geschmeidiger und besser machen. Deshalb schickte er ihn mit Empfehlungen und ausreichenden Mitteln versehen nach Hamburg und übergab ihn der Zucht eines gewissenhaften Schiffscapitäns, damit er unter dessen Leitung sich zum tüchtigen praktischen Seemann ausbilden möge ... So viel ich weiß, machte aus diesem seinem Plane Baron von Alteneck kein Geheimniß, was bei Barbara's Geschwätzigkeit auch ganz unnütz gewesen sein würde.«

Tobias Helfer zog es vor, zu schweigen, da er ja nicht befugt war, eine Privatansicht des Grafen in Zweifel zu ziehen.

»Auch Ihm und den Seinigen kann die Abreise Hubert's nicht verborgen geblieben sein?« fügte Graf von Rothstein hinzu ...

»Gesprochen wurde davon,« antwortete der Schulhalter kühl.

»Später aber ward der Bengel vergessen, nicht wahr?«

»Vergessen von Allen wohl nicht, wenn es auch Einzelne vielleicht darunter gegeben haben mag, die sich seiner nicht mehr erinnerten. Aus den Augen, aus dem Sinn, ist eine Redensart, die bisweilen Hand und Fuß hat ... Unter Umständen läßt sie sich sogar zur Richtschnur nehmen oder als Strick benutzen, um Jemandes Namen damit zu erdröseln ... «

»Ich rathe Ihm, Helfer, Seine Zunge im Zaume zu halten,« bemerkte dagegen Graf von Rothstein, ohne sich beleidigt zu zeigen. »Was Er damit sagen oder andeuten will, kann ich mir denken, ich gebe Ihm aber die Versicherung und mein Wort als Edelmann, daß die skandalsüchtige Welt sich täuscht! ... Dagegen soll und kann nicht bestritten werden, daß Hubert verscholl, daß sein Name kaum mehr genannt wurde und daß Niemand mehr Nachricht von ihm geben konnte ... Daß es dahin kam, war Hubert's alleinige Schuld! ...«

»So hieß es, Herr Graf,« versetzte Tobias, »und es glaubten es wohl Alle, die es nichts anging. Zwei Personen nur waren anderer Meinung.«

»Nenne Er mir diese Personen!« sprach Graf von Rothstein. »Ich will sie wissen, weil ich sie wissen muß!«

Der Organist richtete wieder einen Blick auf ihn, den der Graf nicht ertragen konnte. Dann sagte er ruhig:

»Barbara und Clemens der Schäfer ...«

Graf von Rothstein machte einen Gang durch's Zimmer und pflanzte sich dann, mehrmals die Hacken zusammenschlagend und bald den einen, bald den andern Flügel seines grauen Schnurrbartes streichend, vor Tobias wieder hin. »Barbara wäre ein Scheusal gewesen, hätte sie ihr Kind vergessen können, dem Schäfer dagegen, dessen Neugierde nur Unheil anrichtete, konnte es gleichgiltig sein, ob ein Taugenichts früh oder spät, zu Lande oder zu Wasser zu Grunde ging. Wäre es wirklich geschehen, so hätte die Welt an Hubert nichts verloren. Es geschah aber nicht, und den Baron von Alteneck für

totd hielt, der lebt, wie vor nicht langer Zeit ermittelt wurde und bis zur Evidenz erwiesen ist! . . . Hat Er wirklich von diesem Evenement – denn ein solches ist das Wiederauftauchen Hubert's – nichts gehört?«

»Ich habe immer geglaubt, der junge Mann müsse noch am Leben sein,« sagte Tobias.

»Und warum hat Er das geglaubt?« warf der Graf ein.

»Weil es eine Vorsehung giebt, gräfliche Gnaden, und eine ewige Gerechtigkeit!«

»Ein ächter Dorfschulmeisterglaube!« hohnlächelte der Graf und zuckte verächtlich die Achseln. »Nun, behalte Er immerhin Seinen Glauben, wenn er Ihm Spaß macht, es kommt auf die einzelne Meinung eines obsuren Menschen wenig an . . . Ungleich wichtiger ist, was nunmehr geschehen soll . . . Noch hat Barbara nur eine dunkle Ahnung von dem Leben ihres Sohnes, und doch leidet schon jetzt Baron von Alteneck unter den Prätensionen, die sie macht . . . Ihren verlorenen Sohn an das welke, aber doch noch nicht ganz erkaltete Mutterherz zärtlich zu drücken, stellt sich die halbverrückte Person sehr rührend, vielleicht auch edel und erhaben vor . . . «

»Das Herz einer Mutter altert nicht, so lange es klopft, gräfliche Gnaden,« entgegnete Tobias, der an seine eigene Frau und die im fernen Amerika lebenden Kinder dachte. Die unendliche Wonne ganz durchzuempfinden, von welcher das Herz seiner stillen, braven, frommen und immer gottergebenen Frau überströmen müsse, in deren Genusse es vielleicht den letzten glücklichen

Schlag thue, wenn sie ihre Kinder wieder sehe, mochte der von solchen Gedanken schon tief ergriffene alte Mann sich in diesem Augenblicke gar nicht zumuthen. »Wenn Barbara sich nach ihrem so lange entbehrten Sohne sehnt, macht es ihr Ehre,« fuhr er fort, »und ich könnte der guten Person deshalb recht warm die knöcherne Hand drücken.«

Das Gesicht des Grafen verzerrte sich zu einem so spitzbübischen Lächeln, daß es einen abschreckend komischen Ausdruck erhielt.

»Mache Er sich dieses Vergnügen, Helfer, nur bestärke Er die thörichte Person nicht in ihren albernen Annahmen und Ansprüchen,« sagte er. »Baron von Alteneck ist beunruhigt, und in Folge des fortgesetzten Aergers, den Barbara's Thorheiten ihm verursachen, körperlich so angegriffen, daß eine Zerstreung ihm noth thut . . . Die Aerzte rathen zu einer Reise, die auch ich für zweckmäßig halte. Es fragt sich nur, was beginnt man mit Barbara während der Abwesenheit des Gebieters? Allein auf Alteneck kann man sie nicht schalten und walten lassen, weil das gefährlich wäre. Der junge Baron aber befindet sich auf Reisen, und da sich der selbst ein wenig sonderbar geartete junge Herr in Gesellschaft seiner excentrischen Cousine Comtesse von Allgramm wahrscheinlich nicht langweilt, so ist es noch sehr die Frage, ob er dem Rufe seines Vaters folgt und sogleich zurückkehrt, um auf Alteneck die Stelle seines Vaters zu vertreten . . . Einen sichern Ausweg, den ich für den zweckmäßigsten und unter den obwaltenden Umständen auch für vollkommen

erlaubt halte, gäbe es zwar; allein mein Freund will davon in seiner merkwürdigen Gutherzigkeit nichts hören ... Jemandem Zwang anthun, selbst wenn ihm damit keine Wohlthat erwiesen würde, hält er für ein Verbrechen. Und doch kann und darf man der unzurechnungsfähigen alten Schwätzerin nicht unbeschränkte Freiheit lassen. Sie muß, soll sie nicht hinter Schloß und Riegel gebracht und, was sie nach meinem Dafürhalten ist, wie eine geistig Irre behandelt werden, unter Aufsicht einer zuverlässigen, wohlwollenden Person stehen, ohne daß sie die Ueberwachung ahnt. Ist diese Person eine solche, gegen welche die stark eigensinnige Barbara keine Abneigung hegt, zu der sie vielmehr alsbald Vertrauen fassen dürfte, so könnte der Baron seine Reise ziemlich sorglos antreten. Ich habe nun meinem werthen Freunde einen Vorschlag gemacht, den er billigt, und dies ist der Grund, weshalb ich Ihn, lieber Helfer, zu mir beschied ... Er kann und wird aushelfen, denn ich gebe Ihm dadurch, daß ich Seinem weißen Haare Vertrauen schenke, den Beweis, daß ich einem braven Vater die Dummheiten eines unlenksamen, zu allerhand Schlechtigkeiten aufgelegten Sohnes nicht entgelten lasse ... Ist Er geneigt; mir entgegen zu kommen, lieber Helfer?«

»Lieber Helfer!« Diese Anrede klang Tobias so fremdartig, daß er an eine ehrliche Absicht des Grafen, den er immer nur als einen eigensinnigen, rücksichtslosen, von tyrannischen Gelüsten beherrschten Gebieter kannte, kaum zu glauben vermochte. Da ihm jedoch einleuchtete, die unbequeme Barbara müsse dem Baron Furcht

einflößen, wenn ihr Sohn Hubert wirklich noch am Leben und leibhaftig wieder aufgetaucht sei, so sah er für sich selbst wenigstens keine Gefahr in einem vorsichtigen Eingehen auf des Grafen Verlangen. Nur wollte er dasselbe genau kennen, ehe er sich zu einer bestimmten Zusage verpflichtete.

Ein fast schelmisches Lächeln belebte die sanften Züge des alten Schulhalters, als er versetzte:

»Gräfliche Gnaden erweisen einem schwachen, hilflosen Manne, der seinem eigenen Geschäft schon lange nicht mehr vorstehen kann, zu viel Ehre! . . . Aber es ist ja meine Pflicht, Ihnen zu dienen, wenn der gnädige Herr Graf sich nur deutlicher erklären wollen . . .«

»Daran soll es nicht fehlen, Helfer, wenn Er nur verspricht, daß Er meinen Willen thut! . . . Ich werde späterhin auch erkenntlich sein . . .«

»Was in meiner Kraft steht, soll geschehen, gräfliche Gnaden, meine Kraft ist aber nicht mehr groß.«

Graf von Rothstein schob dem Schulhalter einen Sessel hin von derselben Form, wie er ihn selbst eingenommen hatte, und sagte mit auffallend herablassender Freundlichkeit:

»Setze Er sich, Helfer, ich sehe, das Stehen wird Ihm schwer . . . Bei der Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt und der ich mich aus Freundschaft anzunehmen verpflichtete, habe ich ganz vergessen, daß Er auf Seinen alten Füßen eine Stunde weit gelaufen ist und also müde sein muß. Entschuldige Er meine Nachlässigkeit! . . . Ich selber werde auch schon etwas stumpf und bin doch wohl

um zwanzig Jahre jünger . . . Er hat sich merkwürdig gut conservirt, lieber Helfer! . . .«

Tobias nahm den angebotenen Fauteuil an und erwartete schweigend die weiteren Eröffnungen des Grafen.

»Andrea, der hübsche Eigensinn, verweilt ungern auf Rothstein,« fuhr dieser fort, »und macht sich dadurch ohne vernünftige Veranlassung das Leben sauer. Ich habe Alles gethan, ihr den Aufenthalt im Schlosse so angenehm wie möglich zu machen, aber die böse Natur in ihr wie das Mädchen dazu kommt, mag Gott wissen – läßt keinen guten Vorsatz in ihr aufkommen. Daher die stete Disharmonie, in der wir leben und die auch mich bisweilen desperat machen kann . . . Weiberlaunen stets geduldig zu ertragen, ist schon eine Aufgabe, der sich der hundertste Mann erst völlig gewachsen zeigt, Weiberköpfe aber zurecht zu setzen, gelingt höchstens einem herzlosen Barbaren! . . . In jungen Jahren wäre ich vielleicht zu solchem Versuche angethan gewesen, hätte dabei auch ein Herz brechen und ein Menschenleben zu Grunde gehen müssen. Jetzt kann ich das nicht mehr, denn ich liebe über Alles die Ruhe und den Hausfrieden. Es soll aber nicht den Anschein haben, als gäbe ich einer dienenden Person nach, und wäre von Charakter schwächer als solch ein frisches, quecksilbernes Stück Weiberfleisch. Er wird mich verstehen, Helfer! . . . Ich ergreife einen günstigen Moment, um das Mädchen, das nicht gut thut bei mir und doch gelegentlich einmal die Galle in mir reizen könnte, frei zu geben . . . Die eine Bedingung nur habe ich, daß Andrea nicht schlechthin ihren

Willen bekommt! Darum wähle ich diesen Ausweg, mit dem mein alter Freund einverstanden ist ... Das Mädchen bleibt in einer abhängigen Stellung, wenn auch nur scheinbar, denn Andrea wird gebieten, während sie eine Dienende unter Barbara's Obhut sein soll ...«

Den Schulhalter überraschte dieser Vorschlag des Grafen, er fand ihn aber annehmbar, wenn das Verbleiben seiner Tochter in Alteneck sich nicht über die Zeit der Abwesenheit des wegen seiner Lebensweise verrufenen Barons hinauserstrecken sollte. Eine darauf bezügliche Frage stellte Tobias sogleich, denn das Entgegenkommen des Grafen, der triftige Gründe zur Entfernung Andrea's aus dem Schlosse haben mußte, machte ihn zuversichtlich.

»Es bleibt das Ihm und Seiner Tochter überlassen,« entgegnete ausweichend Graf Rothstein. »Gefällt sich Andrea auf Alteneck besser wie hier, so wird sie aus eigenem Antriebe bleiben, zieht sie das Leben in einer engen, rauchigen Hütte dem Aufenthalt in heiteren, hohen und eleganten Räumen eines herrschaftlichen Schlosses vor, so wird Baron von Alteneck eben so wenig sich mit der Erziehung eines unverbesserlichen Menschenkindes abgeben, als ich dazu Lust und Befähigung besitze.«

Tobias Helfer genügte vorläufig diese Zusage des Grafen, obwohl er auf des verstockten Mannes Wort wenig Gewicht legte. Barbara, die der Baron fürchtete und der er offenbar durch Zuführung eines jungen heitern Mädchens, das keine Ansprüche machte, ein zerstreuedes

Spielzeug geben wollte, war dem Schulhalter ein hinlänglich genügender Schutz für Andrea.

»Ist meine Tochter schon unterrichtet?« fragte Tobias, dem der Boden unter den Füßen brannte. »Ihr Wille wird entscheidend sein, gräfliche Gnaden.«

»Fasele Er nicht dummes Zeug!« versetzte, in seinen gewöhnlichen harten und herrischen Ton zurückfallend, der Graf. »Ein Vater hat Gewalt über sein Kind, insbesondere über eine Tochter . . . Will Er, daß Andrea von Rothstein nach Alteneck übersiedelt, so muß das Mädchen Ihm gehorchen.«

»Gräfliche Gnaden haben also noch nicht mit meiner Tochter gesprochen?«

»Ich zog es vor, mich dem Vater zu entdecken . . . «

»Erlauben gräfliche Gnaden, daß ich Andrea von Dero Wünschen in Kenntniß setze?«

»Ich will, daß Er dem braunhaarigen Trotzkopfe befiehlt, er soll packen und sich reisefertig machen! In den nächsten Tagen schon gedenkt der Herr Baron aufzubrechen.«

»Ist gräfliche Gnaden das Ziel der Reise des Herrn Barons bekannt?«

»Darüber haben die Aerzte zu bestimmen, und ich denke, Ihm, lieber Helfer, kann das vollkommen gleichgiltig sein.«

»Nicht ganz so gleichgiltig, als gräfliche Gnaden meinen . . . Ginge des Herrn Barons Reise zum Beispiel nach dem Norden, so könnte Herr Moosdörfer's Einfluß dem gnädigen Herrn vielleicht angenehme Dienste leisten . . .

Gefällig ist der Mann, und wen er empfiehlt, der findet leicht Freunde . . . «

Graf Rothstein lächelte höchst malitiös.

»Sehr verbunden, Helfer, für Seinen guten Willen,« entgegnete er, »ich denke aber, das Wappen der Barone von Alteneck ist ein *passé-partout* in Süd und Nord, in Ost und West, und bedarf nicht der Empfehlung eines doch immer nur einem untergeordneten Geschäfte lebenden Bleichers. Lasse Er sich jetzt von Jacques zu seiner Tochter führen und verlasse Er sie nicht unverrichteter Sache! . . . «

Nachlässig wendete Graf von Rothstein dem Organisten den Rücken, trat an's Fenster, strich sich den Schnurrbart und schlug von einem Augenblick zum andern die Hacken zusammen. Den vielen tiefen Bücklingen des sich empfehlenden Schulhalters schenkte er keine Aufmerksamkeit.

5. EIN FUND ANDREA'S.

»Vater! Mein Vater!« rief Andrea, von ihrem Sitze aufspringend und sich dem alten Manne, den sie viele Monate nicht mehr gesehen hatte, an die Brust werfend. Sie lachte und weinte vor Aufregung und Freude; sie küßte seine Stirn, sein Silbergelock und befühlte mit zitternder Hand die hageren Wangen des Schulhalters, der seine Augen ebenfalls feucht werden fühlte. »Wie bist Du unbemerkt in's Schloß gekommen?« fuhr sie fort; »wie

ist es Dir gelungen, mein Zimmer zu finden? ... Ich zittere, wenn ich denke, der Graf könne Deine Anwesenheit erfahren! ...«

»Fasse Dich, Kind, fasse Dich! Ich habe nichts zu besorgen,« erwiderte Tobias und führte die Tochter zu dem niedrigen Polsterschemel zurück, auf dem sie strickend gesessen hatte. »Ich bin mit Bewilligung des Grafen hier; er hat mich in's Schloß befohlen, damit ich Dich spreche, Dich fragen möge, ob Du es vorziehst, in andere Verhältnisse zu treten?«

»Das hat Graf Rothstein gethan?« entgegnete Andrea und sah ihren Vater aus großen Augen verwundert, ja fast erschrocken an. »Wenn dem so ist, und es muß ja so sein, da Dein wahrheitsliebender Mund mir diese frohe Botschaft verkündigt – dann muß des Grafen versteinertes Herz die Geisterstimme erweicht haben, die sich jetzt häufiger als sonst im Schlosse hören läßt! ... Der Graf fürchtet sie, ich weiß es, aber er besitzt eine wilde Kraft des Widerstandes, die ihm Vergnügen macht, wenn er einem Unerreichbaren Trotz bieten kann, der wenigstens nicht Macht über sein Leben sich anmessen darf! ...«

»Liebe Tochter,« sprach Tobias Helfer, indem er das lang entbehrte Kind, das in seiner halben Gefangenschaft nur noch schöner geworden war, wiederholt an sein Herz drückte, »ehe ich Dir mittheile, was den Grafen veranlaßte, mich zu sich zu entbieten, mußt Du mir Aufklärung über ein dunkles Gerücht geben, das Einer dem Andern erzählt, seit Du zuerst davon gesprochen hast. Im vorigen Winter schon hörte ich Moosdörfer, unsern gemeinsamen

Freund, Andeutungen darüber machen; was es aber mit dem Umgehen auf Rothstein, wie die Leute sagen, für eine Bewandniß hat, weiß ich nicht, und deshalb erwarte ich von meiner gehorsamen Tochter, daß sie sich gegen ihren Vater offen erklärt! Der Graf stört unsere Unterhaltung sicherlich nicht. Es ist sein Wunsch, daß Du ihn verläßt, aber er will großmüthig in den Augen der Welt erscheinen und in gutem Frieden von Dir scheiden.«

Andrea senkte eine Weile ihr rosig angehauchtes Gesicht, ehe sie das klare Auge dem alten Vater wieder zuwandte, seine Hände küßte und mit mädchenhafter Schüchternheit erwiderte:

»Belügen kann und will ich Dich nicht, bester Vater! Dennoch weiß ich auch nicht, ob ich recht thue, wenn ich offen von den Geheimnissen Rothstein's spreche . . . Du mußt verschwiegen sein wie das Grab, Vater! Selbst die Mutter darf von diesem unserem Gespräche nicht einmal eine Ahnung haben, noch weniger dessen Inhalt erfahren! . . .«

»Erzähle getrost, was Du mir zu sagen hast,« sprach Vater Tobias, »Du hast einen verschwiegenen Zuhörer . . .«

Andrea schmiegte sich eng an den Vater, legte ihren Kopf an seine Schulter und berichtete mit leiser Stimme Folgendes:

»Der Graf muß in früheren Jahren ein schweres Verbrechen begangen haben, das ihn jetzt, wo er alt zu werden beginnt, und der Freuden und Zerstreungen, deren er sich früher hingeeben haben mag, immer weniger

werden, täglich mehr ängstigt. Daß es im Schlosse umgehen solle, hörte ich schon als Kind, ohne mir irgend etwas dabei zu denken. Später, als ich begriff, was das Wort ›Umgehen‹ zu bedeuten habe, hielt ich das ganze Gerücht für eine Erfindung müssiger Köpfe oder übelwollender Menschen. Eigentliches Interesse nahm ich schon deshalb nicht an dem immer von Neuem auftauchenden Gerücht, weil es so viele alte Schlösser giebt, von denen man sich Aehnliches erzählt. Selbst in Chroniken erinnere ich mich häufig von dergleichen gelesen zu haben. Bald nach meinem Eintritt in's Schloß aber lernte ich anders darüber denken, ohne mich der von allen Uebrigen getheilten und hartnäckig vertheidigten Meinung hinzugeben, es rühre das, was ich höre, von übernatürlichen Wesen her. Du hast mich gelehrt, es gäbe keine Gespenster, die uns schrecken, verfolgen oder schädigen könnten; darum glaubte ich auch nicht an Gespenster, als ich in diesem Schlosse Töne vernahm, die wohl geeignet gewesen wären, mich zu schrecken und mit Furcht und Angst zu erfüllen . . . Ja, Vater, wer sich nicht rein fühlt von Schuld, der muß glauben, es hausen Geister auf Schloß Rothstein, denn so lange das Jahr währt, vergeht selten eine Nacht ganz ruhig. Selbst der Tag bleibt von dem unsichtbaren Unholden, dessen Gelächter offenbar nur dem Grafen gilt, nicht immer verschont! . . .«

»Was bringt Dich auf die Vermuthung, daß jenes Geräusch, von dem sich eben das Volk nach den Mittheilungen derer, welche früher auf dem Schlosse als Dienende

lebten, so viel erzählt, gerade dem Grafen und nur diesem allein gelten soll?« fragte der Schulhalter, da Andrea eine Pause machte.

»Ich schließe das aus dem Verhalten des Grafen dem genannten Geräusch gegenüber, das sich so oft wiederholt und so häufig seine Stelle wechselt,« fuhr Andrea fort. »Ich glaube sogar, daß Graf Rothstein sehr genau die Person kennt, welche die Veranlassung oder die Anstifterin namentlich des Gelächters ist, das in stiller Nacht so schauerlich fast in allen Corridoren des Schlosses wiederhallt . . .«

»Wenn der Graf darum wüßte, sollte er denn nicht Mittel besitzen, den Unhold, der auch Schuldlose erschrecken und in Angst versetzen kann, zu vertreiben oder auf irgend eine Weise unschädlich zu machen?«

»Die nämliche Frage, bester Vater, habe ich mir selbst mehrmals, besonders im Anfange meines gezwungenen Verweilens auf Rothstein, vorgelegt,« entgegnete Andrea. »Was ich inzwischen beobachtete, hat die Ueberzeugung in mir befestigt, daß die Bannung dieses Unholdes nicht von dem Grafen abhängt.«

»Und dennoch behauptest Du, der bedauernswerthe Mann kenne den Störer des Friedens im Stammsitz seiner Ahnen?«

Andrea's Stirn legte sich bei dieser Frage ihres Vaters, die sie zu mißbilligen schien, in kleine Falten.

»Du würdest den Grafen nicht bedauern, wenn Du seinen Charakter und seine Neigungen so genau kenntest wie ich,« versetzte sie. »Du wirst Dich doch des großen

Festins im vorigen Winter erinnern, das ganz Hohen-Rothstein schon darum in Aufregung versetzte, weil man Aehnliches seit ewig langen Jahren nicht erlebt hatte. Damals erst lernte ich alle Räume des Schlosses kennen, weil der Graf wegen der nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme seiner Gäste mir größeres Vertrauen schenken und größere Freiheit der Bewegung gestatten mußte. Aus jener Zeit schreibt sich mein Wissen . . . «

»Worin besteht dies Wissen?« fragte Tobias, da seine Tochter abermals eine Pause machte.

»In zwei Dingen,« fuhr sie fort. »Zunächst lernte ich den Grafen als einen Mann kennen, der in der Einsamkeit viel mit sich selbst spricht, gewöhnlich sehr leise, manchmal aber auch laut genug, um abgerissene, leider meistentheils zusammenhanglose Worte seiner Selbstgespräche verstehen zu können, und sodann machte ich die Entdeckung, daß der nächtliche Friedensstörer nicht im Schlosse lebt, daß es ihm aber auf einem Wege zugänglich sein muß, den Graf Rothstein selbst nicht kennt. Diese Unkenntniß macht ihn oft schwermüthig, bisweilen aber entflammt sie ihn auch zur unbändigsten Wuth, in der er jede verbrecherische That begehen könnte. Erhält die melancholische Stimmung die Oberhand, so wird sein Selbstgespräch zur Bitte, und die Angst seiner in Todesqualen ringenden Seele verräth sich in jedem Wort, das seinen Lippen unwissentlich entschlüpft! . . . «

»Mädchen, Mädchen,« fiel kopfschüttelnd der greise Schulhalter ein. »Du fabelst mir da Dinge vor, die wahrscheinlich nur in Deinem eigenen Köpfchen existiren,

und welche die Furcht Dir vorspiegelt! . . . In großen, hallenden Gebäuden, welche von verhältnißmäßig nur wenig Personen bewohnt werden, giebt jedes Möbel, jedes undicht gewordene Fenster, jede unverschlossene Thür und jede Treppe Töne von sich, aus denen eine lebhaft, jugendliche Einbildungskraft alles Mögliche heraushören kann . . . Deine Phantasie machte mir schon Sorge, als Du noch Kind warst! Du sahst in jedem schwankenden Blatt ein beseeltes Geschöpf, und wolltest nie begreifen, daß ein Schatten kein greifbarer Körper seit – Ich fürchte, was Du mir eben erzähltest, wird sich ungefähr auf denselben Ursprung zurückführen lassen . . . «

»Diesmal, bester Vater, muß ich Dir widersprechen,« entgegnete Andrea. »Meine Phantasie kann mich bisweilen auch jetzt noch täuschen, das gebe ich willig zu, was aber Alle hören, was auch die Nüchternsten stutzig macht, kann unmöglich ein Traum der Einbildung sein, oder ein Ton, der aus jedem Einzelnen in ganz gleicher Weise und in einem und demselben Augenblicke herausklingt! Dieser Ton ist die Stimme eines Menschen, die um Gerechtigkeit, um Vergeltung, um Rache zum Himmel schreit, und der Graf kennt wenigstens die Bedeutung derselben!«

Tobias war noch immer nicht überzeugt.

»Wenn irgend ein unversöhnlicher Feind ihn verfolgt, um Rache an ihm zu nehmen oder ihm das Leben dadurch zu vergiften, daß er ihn mit allerhand Schrecknissen umgiebt, dürfte der Graf nur seinen Wohnort wechseln,« warf er ein. »Er ist unabhängig, ein Feind aber, der

sich nur hören, nicht sehen läßt, besteigt keinen Reisewagen als blinder Passagier.«

Andrea blieb ihrem Vater auf diesen Einwurf eine Antwort schuldig. Leichtfüßig sprang sie auf, öffnete eine kleine verschnörkelte Truhe, die ihr die Mutter zu sicherer Verwahrung ihrer wenigen Werthsachen mitgegeben hatte, und entnahm derselben einige Papierstücke, die sie dem Vater darreichte.

»Was hast Du da?« fragte Tobias und blickte die schalkhaft lächelnde Tochter besorgt an. »Du vergreifst Dich doch wohl nicht an fremdem Eigenthum?«

»Ich hob nur auf, was der Graf in Augenblicken, wo der Zorn mehr Gewalt über ihn bekam, als die Melancholie, vernichtete und wegwarf,« entgegnete Andrea. »Es sind Papiere, Briefschaften, glaube ich, welche den Grafen vermuthlich an Zeiten und Begebenheiten erinnern, die er in seinem Gedächtniß gern auslöschen möchte . . . Ich will nicht läugnen, Vater, daß es bloße Neugierde war, die mich einen verwegenen Griff in des Grafen Papierkorb thun ließ. Wie Du siehst, bin ich dafür auch verdienstermaßen bestraft worden. Ich kann das spitzige Gekritzel nicht lesen. Eine Frauenhand aber muß diese wunderlichen Buchstaben auf's Papier gemalt haben . . . «

Tobias betrachtete mit Aufmerksamkeit die aus unregelmäßigen Stücken sehr festen und feinen, im Laufe der Jahre aber gelb gewordenen Papiere bestehenden Schätze, deren sich Andrea aus leicht verzeihlicher Neugierde

bemächtigt hatte. Es ging ihm aber gerade so, wie seiner Tochter. Der gutmüthige Schulhalter, der Katechismus und Bibel vortrefflich inne hatte und auch sonst noch allerhand nützliche Kenntnisse besaß, war kein Gelehrter. Den Schlüssel zu irgend einer fremden Sprache hatte ihm der Bildungsgang seines Lebens verweigert! . . . Er starrte die unverständlichen, ja unleserlichen Schriftzüge auf den zerrissenen Papieren ganz so rathlos an wie Andrea, schüttelte wiederholt das silberumlockte Haupt und sagte traurig:

»Das hat man davon, wenn man in der Jugend keine Gelegenheit fand, Kenntnisse einzusammeln! . . . Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende! . . . Was da steht, kann ich nicht lesen, und was in dem Gekritzel für ein Sinn verborgen liegt, das werden die wenigen Gelehrten in Hohen-Rothstein, Ober- und Nieder-Rense schwerlich ermitteln, sollten sie auch ein ganzes Jahr lang darüber studiren! . . . Was hältst Du von diesen Blättern, liebes Kind? . . . Ihr klugen Evatöchter habt oft Gedanken, die uns gröber organisirten, schwerfälligen Männern gar nicht einfallen . . . Meinst Du, ich solle das uns vollkommen nutzlose Zeug dem Grafen wieder einhändigen, ehe Du von ihm gehst? . . . «

Andrea hätte diese naive Frage ihres Vaters beinahe durch respectwidriges Lächeln beantwortet.

»Im Gegentheil,« sagte sie, »ich denke vielmehr, es liegt in diesen zerstückten Papieren der einzige reelle Gewinn, den ich für mich und vielleicht auch für Andere, die uns fern stehen, denen wir aber zu nützen berufen sein

mögen, aus Schloß Rothstein mitnehme . . . Unsere erste Sorge wird freilich sein müssen, die uns unverständlichen Schriftzüge zu entziffern . . . Französisch oder Englisch sieht anders aus, nicht wahr, Vater?«

»Mir sind solche Buchstaben noch nie zu Gesicht gekommen,« erwiderte Tobias. »Wie dumm, wie dumm, daß man so wenig gelernt hat! . . . Aber da geht mir plötzlich ein Licht auf, das uns nicht irre führen wird! . . . Der Sohn des Schulzen von der Einöd' ist ja ein schrecklich großer Gelehrter! . . . Es soll gefährlich sein, mit ihm wie mit einem ganz gewöhnlichen Menschen umzugehen . . . Und ist doch nur eines mittelgroßen Bauers Sohn! . . . Da sieht man recht, welche Veränderungen Lernen und Wissen in einem mit Verstand begabten Menschenkinde hervorbringen! . . . Der gelehrte junge Herr könnte uns klug machen, das heißt, wenn's keine Sünde ist! . . .«

»Sünde, Vater?« unterbrach den schon wieder auf schwere Bedenken stoßenden ehrlichen Schulhalter die minder ängstliche Tochter. »Wie kann man Sünde thun, wenn man sich bei einem Klügeren Rath's erholt . . . Dann müßte ja alles Lernen auch Sünde sein! . . .«

»Schon recht, Töchterchen,« fiel Tobias ein, die einzelnen Stücke der eng beschriebenen Papiere vorsichtig zusammlegend. »Das Fragen halte ich just nicht für sündhaft, aber das, was wir durch solches Fragen vielleicht ermitteln können, soll doch gewiß nicht Jedermann erfahren . . . Der gelehrte Schulzensohn ist ein lustiger Bursche! . . . Er kann's Plaudern nicht lassen . . . Und will er sich nicht Jedermann verständlich machen, so spricht

er in Versen . . . Wundersam, wundersam! . . . Was manchen Menschen doch für Gaben so ganz umsonst vom lieben Herrgott verliehen werden! . . . Ist's nicht am Ende schlecht, wenn solch' junger Fant, wäre er auch weise wie König Salomo und gelehrt wie Doctor Luther, der ganz allein die ganze Bibel verdeutschte, Geschichten erführe, die ihn weniger noch als uns angehen?«

Andrea besaß genug natürlichen Verstand und weiblichen Tact, um einzusehen, daß man leicht wider Willen eine Indiscretion begehen konnte, wenn man einen Mann von dem heitern Temperamente Anton Wacker's, den die Tochter des Schulhalters fast nur dem Namen nach kannte, Blicke in Verhältnisse thun ließ, die sie ja selbst nicht kannten. Darum wissen lassen wollte der Graf jedenfalls Niemand; er würde sonst nicht, wenn er unbeobachtet zu sein glaubte, der Vernichtung anheim gegeben haben, was ehemals doch Werth für ihn gehabt haben mochte. Den feinen, von dunkelm Haar umhüllten Kopf ein wenig senkend, sagte das junge Mädchen nach kurzem Sinnen lebhaft:

»Ich weiß Rath, Vater! . . . Der Sohn des Schulzen von der Einöd' soll diese Papiere, die ich jetzt als mein Eigenthum betrachte, nicht sehen; es soll überhaupt nur Einer noch außer uns Beiden Kenntniß davon erhalten. Ich meine den Schäfer bei der Feengruft! . . . «

Tobias umhalste und küßte die kluge Tochter.

»Das ist der rechte Mann und der sicherste Helfer in der Noth,« sprach er. »Ich bin stolz, ein so gescheidtes Kind zu besitzen! . . . Lotto-Clemens ist zwar auch kein

Gelehrter und wird diese Schriftzüge schwerlich geläufig lesen; aber er wird uns, bekannt mit des Grafen Vergangenheit, sagen können, ob seinem Brodherren schriftliche Aufzeichnungen dritter Personen gefährlich werden können? ...«

So sprechend, verbarg Tobias die von seiner Tochter ihm überlieferten Papierstücke in seinem Rock und knöpfte diesen fest zu, damit sie ihm ja nicht verloren gingen.

»So!« sprach er. »Das wäre in Ordnung ... Warum sich der Herr Graf, der thun und lassen kann, was ihm beliebt, weil er ein reicher und mächtiger Herr ist, an bekritzelten Papieren vergreift, daß ihm die Galle überläuft, wollen wir mit der Zeit durch Hilfe des Schäfers wohl erfahren. Jetzt, mein Kind, sag' an: wie hast Du's mit Deinem Abschiede von hier?«

»Ich begleite Dich, Vater!«

»Das geht nicht, Kind! ... Der Graf, Dein Herr, würde es übel vermerken und Dich am Ende gleich wieder festhalten ... Freundlich, in Frieden mußst Du von ihm entlassen werden, sonst wirst Du nicht dauernd frei ... Bei uns aber, Kind, darfst Du höchstens eine Nacht zubringen, um Dich mit der guten Mutter wieder einmal recht von Herzen aussprechen zu können ... Die liebe, alte Mutter, die von solcher Ueberraschung gar keine Ahnung hat, wird Augen machen! ... Bist Du nicht neugierig, wohin ich Dich führen will?«

»Wie sollte ich!« entgegnete Andrea mit warmem Dankesblick. »Du bist mein lieber, guter Vater, und kannst nur mein Bestes wollen.«

Sie umschlang den Schulhalter mit beiden Armen und hing, die klaren, seelenvollen Augen lächelnd zu ihm empor gewendet, an seinem Nacken, wie ein in Liebe bittendes Kind.

»Nach Alteneck geht's, Kind,« sprach er und klopfte Andrea sanft die rosige Wange. »Ja, ja, nach Alteneck, wenn Du auch noch dreimal heftiger zusammenschrecken solltest . . . Ehe Du jedoch einziehst, packt der Baron den Koffer und kutschirt in seinem Reisewagen weit weit in die wildfremde Welt hinaus! . . . Nein, Töchterchen, aus der Löwengrube in die Tigerhöhle schleppt der alte Schulhalter von Hohen-Rothstein kein unschuldiges, schwaches Mägdelein, wäre es ihm auch nicht so fest an's Herz gewachsen, wie Du! . . . Die Else errettete der arme Spät, und mußte dafür sein Vaterland fliehen; meine Tochter soll in den Hallen von Alteneck keiner Versuchung ausgesetzt sein . . . Du hast nichts zu thun, als Barbara, der wunderlichen Dame mit dem goldenen Horne, Gesellschaft zu leisten, und was sie Dir erzählt – verstehst Du, Kind – das muß der Welt eben so geheim gehalten werden, wie diese Unterredung unter vier Augen!«

Andrea hob sich auf die Fußspitzen und besiegelte das Verlangen ihres Vaters, der seit Jahren keinen so glücklichen Tag verlebt hatte, mit einem langen, innigen Kusse.

6. HANGEN UND BANGEN.

Der Tag war schwül gewesen, und Georg Rauerz hatte, mit Geschäften überhäuft, angestrengt arbeiten müssen. Gern wäre er weniger thätig gewesen, da er fühlte, Geist und Körper seien einer Erholung bedürftig, aber die an ihn einlaufenden Briefe lauteten ohne Ausnahme so dringend, daß er es mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht in Einklang bringen konnte, wenn er sich Ruhe gönnen wollte, ehe er sagen durfte, er habe in jeder Beziehung seine Pflicht gethan.

So entging dem Agenten des Hauses Schmalbacher und Comp., das Rauerz in Venedig vertrat, mancher Genuß, dem seine Freunde sich mit ganzer Seele und zu jeder Stunde hingeben konnten. Dieses Gebundensein machte ihn manchmal unzufrieden mit seiner Stellung, obwohl ihm diese ungleich mehr Freiheit der Bewegung gestattete, als den meisten Geschäftsleuten. Georg aber hatte nun einmal zuerst im Umgange mit Comtesse von Allgramm und Horatio von Alteneck die Annehmlichkeiten eines Lebens kennen gelernt, welches jeden Tag nach der Form umbildet, die der eigene Wille sich schafft, daß es ihm schwer fiel, selbst eine leichte Fessel, die ihn früher nie gedrückt hatte, zu tragen. Neuerdings waren nun noch die beiden aus Lucca eingetroffenen vornehmen Russen dazu gekommen, zu denen er sich der Landsmannschaft wegen hingezogen fühlte. Denn lag über seine Abstammung auch ein Schleier gebreitet, so machte

Georg doch auf den Namen eines National-Russen Anspruch, da sein Adoptivvater, wie er bestimmt wußte, mit Leib und Seele Russe gewesen war. Fürst Gudunow und Graf Jermak, die sich beide an die deutsche Comtesse und deren Vetter anschlossen, sahen den jungen Geschäftsmann, der die Welt durch seine Reisen kennen gelernt hatte, einen scharfen Blick und gesundes Urtheil besaß, und über viele Dinge weit besser als sie selbst unterrichtet war, ebenfalls gern um sich. Er ward vermißt, wenn er nicht um die gewöhnliche Stunde mit seinen auf dem Markusplatze promenirenden Freunden zusammentraf, oder wo sonst man sich ein Rendezvous zu geben versprochen hatte.

Rauerz konnte dies nicht verborgen bleiben, und es befiel ihn daher stets eine recht peinigende Unruhe, so oft etwas Störendes zwischen Pflicht und Versprechen trat und ihn fern von den Freunden hielt. Venedig, dessen einzige Lage, dessen Reize und Zauber er nicht unterschätzte, und das ihm von Anfang an durch seine große Vergangenheit Stoff zum Nachdenken wie zum Forschen gegeben hatte, wenn seine Geschäfte ihm Letzteres erlaubten, war ihm jetzt erst ein wirklich angenehmer Aufenthaltsort geworden. Ihn schwindelte, wenn er der Zeit gedachte, wo die, mit denen er jetzt so innig zusammenlebte, abreisen würden, und er gab sich deshalb die größte Mühe, diesen unangenehmen, ja quälenden Gedanken sich möglichst fern zu halten.

Ganz ohne Schatten aber und ohne oft recht tiefe und dabei unerquickliche Aufregung war dies freudenvolle

Leben, das Georg Rauerz gern in's Unendliche hätte verlängern mögen, doch nicht für ihn. Fürst Gudunow, obwohl um viele Jahre älter als Georg, machte auf den jungen Agenten den Eindruck eines Mannes, vor dem er, wolle er stets in Frieden mit ihm leben, auf seiner Hut sein müsse. Es war zwar noch keine Aeußerung von dem vornehmen Russen gefallen, von welcher Rauerz sich auch nur entfernt hätte verletzt fühlen können, und doch hatte er die Ahnung – oder er bildete es sich wenigstens ein – der Fürst wolle ihm trotz seines freundlichen Wesens nicht wohl.

Diese Voraussetzung war eine irrig, ließ sich aber leicht erklären. Comtesse von Allgramm war mit Georg Rauerz länger bekannt, wie mit den russischen Herren. Die Art und Weise, wie Maximiliane mit denjenigen, die ihr gefielen, umzugehen pflegte, hatte insbesondere für junge Männer von geistiger Bildung etwas so unwiderstehlich Berückendes, daß auch die schärfsten Pfeile ihrer Rede und die rücksichtslosen Bemerkungen, die sie sich jederzeit erlaubte, noch ein angenehm prickelndes Gefühl erweckten. Es fühlte sich geehrt, ausgezeichnet, wenn Comtesse von Algramm auf solche Weise mit lächelnder Grazie bald sanft umschmeichelte, bald unbarmherzig die scharfen Spitzen ihrer Geißel fühlen ließ. Georg glaubte sich zu diesen Ausgezeichneten zählen zu dürfen, und war stolz darauf . . . Er freute sich immer von Neuem auf die Stunde, die ihn wieder mit der ewigen Heiterkeit, zu den ausgelassensten Scherzen und den kecksten Bemerkungen stets aufgelegten Comtesse zusammenführte.

Maximiliane war Georg's letzter Gedanke, wenn er sich, oft erst tief in der Nacht, zur Ruhe begab, und der erste, wenn ihn früh die gellenden Stimmen der Ausrufer weckten. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß das zauberische Bild der schönen Gräfin in den Träumen des jungen Geschäftsmannes seit Kurzem eine wichtige und ihn höchlichst beglückende Rolle zu spielen begann.

Aus Caprice hatte Maximiliane von Allgramm den ihr nicht ebenbürtigen Georg Rauerz aufgefordert, ja gezwungen, sie vertraut wie ein Bruder zu behandeln. Sie verstattete, mit alleiniger Ausnahme der Anrede durch ›Du‹ ihrem Vetter Horatio keine größeren Freiheiten im Umgange wie Georg. Daß sich dieser dadurch für einen von der schönen Comtesse Bevorzugten hielt, wer hätte es dem strebsamen, in seinem Fache überaus tüchtigen Manne zum Vorwurfe machen mögen!

Die neuen Bekanntschaften änderten zwar in Maximiliane's Umgangsweise nicht das Geringste, allein wo Drei sich um die Gunst einer Dame bewerben und es schon aus Courtoisie für ihre Pflicht halten, das möglichst Vollendete in der schweren Kunst angenehmer Unterhaltung zu leisten, kann die Aufmerksamkeit einer so Gefeierten immer nur eine getheilte sein. Maximiliane machte es wohl zuweilen Vergnügen, gerade einen Mann, den sie für gewöhnlich auszeichnete, aus reinem Uebermuth zu verletzen, gegen die Sitte im Allgemeinen, gute Unterhaltung durch dankbare Aufmerksamkeit zu belohnen, würde sie nie verstoßen haben.

Hatte sonach Comtesse von Allgramm den ihr zusagehenden Georg nicht anders behandelt, wie sie eben Alle behandelte, an denen sie einiges Wohlgefallen fand, so gab sie dadurch allein doch dem viel beschäftigten Agenten auch keinen Anlaß, sich auf diese Freundlichkeit der Gräfin etwas einzubilden. Dennoch beschlich Georg ein, der Eifersucht nahe verwandtes Gefühl, als er den Fürsten die von Allen verehrte Dame, die schon längst überall, wo sie sich zeigte, Aufsehen machte, mit jener Sicherheit unterhalten sah, welche die Erziehung in bevorzugten Kreisen vor dem Erlernen, wozu erst das Leben dem nicht im Glück Geborenen Gelegenheit giebt, in der Regel voraus hat.

Georg ward mit einem Worte eifersüchtig auf den reichen Fürsten. Er sah für seine Persen in dem vornehmen Russen einen Rivalen, den er seiner Stellung wegen fürchtete. Denn daß Maximiliane von Allgramm nicht gleichgiltig sei gegen Rang und Geburt, daß sie trotz; aller ihrer oft barocken Launen, die sie bewegen könnten, neben einer Bettlerin niederzuhocken, und ihr Brod mit der Aermsten zu theilen und, schwesterlich liebevoll mit ihr zu plaudern, doch eine Aristokratin reinsten Wassers war, hatte der scharf blickende Rauerz längst bemerkt.

Fürst Gudunow gab indeß dem unterrichteten, mit den Umgangsformen der besten Gesellschaft vollkommen vertrauten Rauerz keine Gelegenheit, Beschwerde über ihn zu führen, und Maximiliane blieb die reizende Zauberin, die sich wie immer von den Eingebungen des Augenblickes bestimmen und leiten ließ. Dachte Georg

vorurtheilsfrei über seine Lage nach, in die ihn ein glückliches oder unglückliches Zusammentreffen von Umständen gebracht hatte, so mußte er sich selbst ausschelten und Besserung geloben. Das Verhalten des Fürsten gegen die Comtesse wie gegen ihn war vollkommen correct. Es konnte nicht zur leisesten, wirklich begründeten Mißstimmung, viel weniger zu einer feindlichen Begegnung zwischen zwei Männern führen, die seiner Dame nur gleiche Opfer der Hochachtung darbrachten.

Georg Rauerz hatte Zeit gehabt, über dieses Thema, das seit einiger Zeit sein ganzes Denken erfüllte, sehr reiflich bei den mechanischen Geschäften nachzudenken, die in Folge dringender Briefe seines Hauses für ihn zu erledigen blieben. Er war auch fest entschlossen, anders zu werden, in dem Fürsten einen tadellos braven Mann, und in der Comtesse eine hohe Freundin von feinem Geist und seltener Herzensgüte zu erblicken. So oft aber sein Blick auf die Purpurfluth der Adria fiel, die jetzt Hunderte von Gondeln, welche außer seinem Gesichtskreise blieben, schaukeln mußte – es ward nämlich von den Gondolieren der Dogenstadt eine Regatta abgehalten – wallte der Groll von Neuem in seinem Herzen gegen den glücklichen Fürsten auf, der jetzt vielleicht in bequemer Barke an Maximiliane's Seite saß, dem Ruderkampfe der buntgeschmückten Gondoliere aus einem und demselben Fenster, von der durchschimmernden Gardine halb verdeckt, zusah, und den süßen Duft ihres Athems von der heiter plaudernden und immer beglückend lächelnden Lippe einsaugen durfte. – Es war eine ganz verzweifelte

Stimmung in die sich der ermüdete Georg hinein gegrübelt hatte, als ein linder Windhauch, der den funkelnden Spiegel des prächtigen Meeres kaum leise erzittern machte, ihm einen lauten Jubelruf zutrug, der entweder einem glänzenden Siege oder dem Ende der ganzen Festlichkeit galt.

»Ich werde an der Piazzetta der Rückkehrenden warten,« sprach Georg zu sich selbst, kleidete sich um, bestieg die Barke, die ihn von der Insel Murano nach der Stadt zurückgebracht hatte, und ließ sich durch die Kanäle nach der Riva rudern, auf der wie immer ein dichter Menschenstrom auf und ab wogte.

Es gewährte einen malerischen Anblick, an dem sich Georg immer von Neuem erfreute, wenn die bunte Menge die verschiedenen, hoch aufgestuften Brücken überstieg, welche über die Canäle führen, und die schönste Promenade Venedigs, die Riva bis hinaus zu den öffentlichen Gärten, zu einer einzigen, breiten Straße machen.

Die Lagunen waren mit größeren und kleineren Barken, zwischen denen die schmalen, langen schwarzen Gondeln mit ihren breiten, gezackten Schwertern, die in der hellen Luft wie Silberstreifen funkelten, pfeilschnell hin und wieder schossen, wie besät.

Georg sah, daß halb Venedig in den Gewässern des Malamocco gewesen sein mußte, denn an den Landungsplätzen stießen sich unter schreienden Zurufen ihrer Führer, von denen Viele, namentlich die Jüngeren, das schwarzlockige Haar mit der in Venedig allgemein Ueblichen rothen oder blauen langquastigen Mütze bedeckt

hatten, welche dem türkischen Fez vollkommen ähnelt und dem niedrigen Volke der Lagunenstadt, wo man es in Menge versammelt findet, ein so stark orientalisches Gepräge giebt, unzählige Gondeln und Barken.

Wie sehr aber auch der junge Agent sein Auge anstrengte, um unter dem Geschwader der heimkehrenden Fahrzeuge, die ohne Ausnahme gerudert wurden, die Barke oder Gondel seiner Freunde zu entdecken, es wollte ihm nicht gelingen. Das Gewimmel war zu groß, die Bewegung der einzelnen Fahrzeuge eine zu schnelle, um dem suchenden Blicke ein festes Ziel darzubieten. In unmittelbarer Nähe der Landungsplätze aber wollte er sich nicht aufstellen, weil das hier versammelte Publikum ein gar zu gemischtes war.

So zog er sich denn auf die Piazzetta zurück, von wo aus er nach allen Seiten hin sowohl das nahe Meeresufer, wie die Eingänge zu dem Dogenpalast und der Markuskirche übersehen konnte.

Die Zeit begann dem Harrenden lang zu werden, denn die Erwarteten wollten keiner der landenden Barken und Gondeln entsteigen. Waren sie vielleicht schon vor ihm angekommen, oder hatten sie das unvergleichlich schöne Wetter und die Spiegelglätte der See zu einer weiteren Meerfahrt benutzt, um das Bild der alten Wunderstadt mit ihren vielen Thürmen und Palästen unter glühenden Sonnenküssen in's Meer versinken und die heilige Nacht ihren Sternenschleier über die Versinkende ausbreiten zu sehen?

Wohl an dreißig Male schon war Georg an der Front von Palast und Kirche entlang geschritten, ein Weg, der ihm auch einen Ueberblick des weiten Platzes gestattete, und noch immer gewahrte er die Freunde nicht, nach denen er eine heftige Sehnsucht empfand. Da fiel ihm ein, daß Fürst Gudunow am vergangenen Abend lebhaft bedauert hatte, den Marksthurm noch nicht besteigen zu können, weil er sich einen Genuß doch nicht allein gönnen wollte, an welchem Theil zu haben sein älterer Freund durch sein Leiden verhindert sei.

Maximiliane von Allgramm hatte nach ihrer gewöhnlichen Art dem Fürsten offen in's Gesicht gelacht, ihn aber gleich darauf einen Heros der Entsagung genannt und als solchen das ruhige Verzichten auf einen Genuß, nach welchem Hunderte ein ganzes Leben lang vergebens schmachten, bewunderungswürdig genannt. Es ging ihr diese Bezeichnung auch wirklich von Herzen; sie selbst kannte das Wort Entsagung nicht, und war weit mehr geneigt, denjenigen, welcher sich im Entsagen übte, für einen simplen Menschen von höchst mittelmäßigen Anlagen, als für einen großen Geist zu erklären. Diese Theorie ließ sich jedoch nicht auf den sehr intelligenten Fürsten anwenden, der ihr schon oft durch bloße Aeußerungen wie durch Urtheile imponirt hatte. Bei alledem ließ sie ein wenig Aerger über das Verhalten des Grafen Jermak durchblicken, der ein so großes persönliches Opfer von dem um Vieles jüngeren Freunde wie eine Pflicht hinnahm.

»Da ließe sich Rath schaffen,« hatte Horatio, der Anderen zu Liebe sein Vergnügen sich auch nicht gern stören ließ, gesagt. »Die Treppe, welche zur Zinne dieses Riesenthurmes hinaufführt, ist, wie Alles in dieser Stadt, merkwürdig und grandios zugleich. Man kann hinauffahren und hinaufreiten, wie es beliebt, und ich habe von sehr stolz blickenden Nobili, die ihre langen Sackmützen vielleicht heimlich als Brod- und Fleischbeutel benutzen, um den Cameriere zu ersparen, erzählen hören, daß die Damen der vornehmsten Familien, deren Namen im goldenen Buche stehen, und deren Vorfahren der mächtigen Republik einen Dogen gegeben, nie zu Fuß den Markusthurm bestiegen hätten!«

»So laßt uns diesen stolzen Venetianerinnen nachahmen!« hatte darauf Maximiliane geantwortet, für die ein Ritt auf einen der höchsten Thürme Europa's ein Unternehmen recht nach ihrem Geschmack war. »Wir werden damit Aufsehen machen und dabei noch die köstliche Genugthuung haben, etwas versucht und ausgeführt zu haben, was noch keiner Tochter Albions mit ihrem Seladon eingefallen ist! . . . «

»Es ist nur Schade, daß wir erst Pferde oder Wagen vom Festlande werden herüberholen müssen,« war der Fürst eingefallen, »sollten wir einen solchen Ritt in die Luft ausführen! Ich fürchte, man wird uns schwerlich die Erlaubniß dazu geben, denn die österreichische Regierung liebt und unterstützt meines Wissens keine Extravaganzen.«

»Das wäre einfach dumm!« hatte die Comtesse gereizt erwidert, die sich schon mit verhängten Zügeln, von Neugierigen umgafft, von jungen und alten Herren bewundert, als Amazone in den Markusthurm sprengen sah. »Ich wende mich mit einer Supplik in bestem Italienisch an den Podestà! ... Einer Dame kann ein galanter Venetianer solch ein unschuldiges Vergnügen unmöglich abschlagen. Er würde ja alle einflußreichen Fremden durch solche Tactlosigkeit erzürnen und sie aus Venedig verjagen! ... Was aber will Venedig ohne Fremde beginnen? Wie will es nur den Schein der alten schimmernden Pracht, die es ehemals umglänzte, aufrecht erhalten?«

»Ich denke, gnädigste Comtesse,« hatte darauf der leidende Graf Jermak das Wort genommen, »wir setzen weder den Podestà in Verlegenheit, noch bringen wir uns in den Verdacht, daß wir müßige Menschen sind, die es selbst den prätentösesten Engländern noch zuvorthun wollen. *Excuse, ma chere Comtesse!* ... Dagegen würde ich es mir zu besonderer Ehre schätzen, wenn Sie mich die schräge und sehr bequem angelegte Treppe hinauf begleiten wollten ... Seit einigen Tagen fühle ich eine merkliche Besserung in meinem Befinden, und wer weiß, ob nicht eine mäßige Anstrengung gerade bei langsamem Steigen der fatalen Kugel, die mich nun schon so lange Jahre peinigt, einen Ruck verschafft, der mich endlich ganz von ihr befreit ...«

Der Fürst, die Möglichkeit eines für seinen älteren Freund immerhin sehr gewagten Unternehmens bezweifelnd, dessen Folgen sich nicht voraussehen ließen, hatte

dem Grafen abgerathen, Maximiliane dagegen griff das Wort Jermak's sogleich auf, versprach ihm selbst Stütze zu sein, wenn er im Steigen ermatten sollte, verpflichtete Horatio, daß er einen tragbaren Sessel besorge, auf dem sich der Graf, so oft er es begehre, mitten auf der Treppe des Thurmes ausruhen könne, und zeigte sich im Bitten und Schmeicheln so unwiderstehlich liebenswürdig, daß der Graf lachend zusagte und es der Comtesse überließ, die Stunde zu bestimmen, die sie zu einer Besteigung des Markusthums für besonders geeignet halten würde.

Dieses Gespräches erinnerte sich Georg wieder, so oft er an dem kolossalen Glockenthurme vorüberging. Der Tag war schön gewesen, die Luft von durchsichtiger Klarheit. Die Aussicht von der Höhe des Thurmes mußte demnach in hohem Grade lohnend sein. Unschlüssig, ob er seine Wanderung noch eine Zeit lang fortsetzen oder in den Thurm treten sollte, blieb er dicht vor dessen Eingangsthür stehen. Da vernahm er die Stimme des Chilenen, den er eben so ungern in Maximiliane's Nähe sah, als den russischen Fürsten. Gleich darauf erblickte Rauerz die schlanke Figur Don Rodrigo's, der sehr langsam und den Steinboden der Treppe nur tastend mit den fein beschuhten Füßen berührend, die letzte Biegung herabstieg.

»*Lupus in fabula!*« rief er, sich umwendend, seinen nachfolgenden Begleitern zu. »Unserm Freunde hat sein Ahnungsvermögen den richtigen Weg gezeigt. Willkommen, Herr Rauerz! Unsere himmlische Comtesse wollte die Luft schon durch schwermüthige Seufzer vergiften,

seit wir es aufgegeben hatten, Sie heute noch rechtzeitig aufzufinden, um uns in den Saal der Zehn zu begleiten.«

»Keine Einsprache, Georg!« rief Maximiliane ihm zu, welche den sehr abgespannt aussehenden Grafen Jermak auf der einen Seite führte, während der Fürst ihm auf der andern eine feste Stütze war. »Es ist von uns einstimmig der Beschluß gefaßt worden, noch heute dem Dogenpalaste, einem der merkwürdigsten und unheimlichsten Gebäude der Welt – denn er hat unzählige Schreckensszenen gesehen – einen Besuch abzustatten. Und weil Sie eigentlich allein daran Schuld sind, daß wir zu diesem Entschlusse kamen, sollen Sie auch als der älteste Bewohner Venedigs in unserm Kreise uns Führer und Mentor sein.«

»Comtesse belieben zu scherzen,« entgegnete Georg, dem es schwer fiel, seine Bewegung beim Anblick der still Geliebten zu verbergen, die ihm noch nie in so strahlender Schönheit erschienen war.

»O Sie Undankbarer!« rief Maximiliane und umfing gleichsam mit einem einzigen großen Blicke den jungen Agenten, daß dieser am liebsten huldigend vor der Unwiderstehlichen hätte niedersinken mögen. »Können Sie läugnen, daß Sie tief aufseufzen, so oft Sie die verrufene Seufzerbrücke erblicken? . . . Vetter Horatio behauptete, wir würden in jener Gegend, wenn überhaupt, Sie am wahrscheinlichsten finden, denn die geschwärmten Marmorquadern des Dogenpalastes, wo die untergegangene Republik der Schöpfer ihrer eigenen Größe und später ihres Verfalles ward, hätten es Ihnen angethan . . . Sein Sie ehrlich, Georg, und sagen Sie uns: wie oft betraten

Sie schon die Räume, in denen der Staat Venedig seine Geschichte machte?«

»Ich habe vergessen, Buch und Rechnung darüber zu führen, Comtesse,« erwiderte Rauerz.

»Und Sie wollen ein guter Geschäftsmann sein?« fiel Maximiliane ein. »Was sagen Sie dazu, Fürst Gudunow?«

»Ich finde, daß Herr Rauerz ein vortrefflicher Gesellschafter ist,« versetzte dieser. »Als solcher wird er den Wunsch einer Dame, die er wie Alle, die das Glück haben, in ihrer Nähe zu leben, verehrt, mit dem größten Vergnügen erfüllen. Wir Männer, die wir nicht zu befehlen haben, erlauben uns, Ihnen, Herr Rauerz, diesen Wunsch dringend an's Herz zu legen.«

Georg's Gesicht strahlte, ein zweites Mal von dem bezaubernden Blicke Maximiliane's getroffen, vor Glück. Wie hätte er nicht in seligem Rausche thun sollen, was ihr, die er anbetete, Vergnügen bereitete? ... Aber die Schatten wurden bereits länger, und nach Sonnenuntergang war der Eintritt in den Palast nicht mehr gestattet.

Georg zog die Uhr.

»Wenn ich den Herrschaften dienen kann,« sprach er, »so will ich mich einer schweren Aufgabe unterziehen ... Viel über eine halbe Stunde wird uns kaum Zeit bleiben. Diese genügt indeß, um uns zunächst einen Ueberblick der sehenswerthesten Räumlichkeiten des historisch so interessanten Gebäudes zu verschaffen. Und glückt es uns, daß wir im großen Rathssaale vor dem Riesengemälde Tintoretto's die Sonne in den Lagunen untertauchen sehen, so werden wir sagen dürfen, daß wir den Tag

nicht unwürdig beschlossen haben ... Der alte Custode ist mir durch häufige Besuche und gentile Freigebigkeit befreundet; er wird uns also wohl gestatten, die Dämmerung in dem von ihm behüteten Reiche abzuwarten.«

Der Palast war erreicht. Graf Jermak, welcher die Comtesse führte, die Georg dankend zuwinkte, betrat ihn zuerst. Ihm folgten Horatio mit dem Fürsten. Don Rodrigo und Rauerz machten den Beschluß.

7. IM DOGENPALAST.

Graf Jermak, nur oberflächlich mit der Geschichte Venedigs bekannt, dabei aber wißbegierig und bildungsbedürftig, wußte durch geschickt hingeworfene Fragen Georg Rauerz, an den er sich ausschließlich hielt, in ein höchst lebhaftes Gespräch zu verwickeln. Um über die Vergangenheit der einst so mächtigen Republik sich belehrend zu unterhalten, kann es nicht gut einen geeigneteren Ort geben, als jenen merkwürdigen, das Auge immer von Neuem mit wunderbarer Kraft fesselnden Palast, welcher der Sitz einer Politik war, die so große Erfolge errang. Dem Agenten des Hauses Schmalbacher und Compagnie war diese Geschichte geläufig, und er beantwortete daher jede Frage des nicht so gut bewanderten Grafen während ihres Rundganges durch die berühmtesten Säle des Palastes rasch und verständig.

»Ich werde Ihnen in meiner Bildung stark vernachlässigt erscheinen,« sprach der Graf, als sie den Palast der Staatsinquisitoren verließen, in welchem Leidenschaft und politische Intriguensucht so manches ungerechte

Urtheil gefällt haben mögen, »aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich früh einem Regimente zugetheilt wurde, das mich dem Mittelpunkte der europäischen Civilisation unseres Vaterlandes auf lange Jahre entrückte. In der Kaserne aber, insbesondere in der russischen Kaserne, trieb man damals keine Geschichtsstudien. – Wer es heimlich versucht hätte und verrathen worden wäre, dem würde zur Abkühlung seines Wissensdranges eine Reise in die unwirthbaren Gegenden Sibiriens schwerlich erspart worden sein. Wir jungen Männer, die wir mechanisch dem Staate dienten, fühlten keinen so ungewohnten Drang, da es uns an Zerstreungen, wie sie uns zusagten, in müßigen Stunden niemals fehlte. Wir waren ohne Ausnahme reich und waren nicht knapp gehalten. Die Tausende von Seelen, die dereinst uns als unbestrittenes Erbe zufallen mußten, sorgten dafür, daß wir jungen Leute, die wir größtentheils gedankenlos lebten, alle unsere Lüste befriedigen konnten ... Wir hatten unsere Abenteuer, wir zettelten Intrigen an, die uns in angenehme Aufregung versetzten, aber wir waren äußerst ungefährliche Individuen. Die nichtrussische Geschichte war uns so ziemlich ein von sieben Siegeln verschlossenes Buch! ... Später, als der unerwartete Tod meines Vaters – der unglückliche Mann ward auf der Bärenjagd tödtlich verwundet – mich nöthigte, in die Heimath zurückzukehren, hielt mich die Pflicht auf meinen Besitzungen fest, so daß ich den Plan einer längeren Reise, den ich längst schon mit mir herum trug, wieder aufgeben mußte.«

Der Custode öffnete die Thüren zum Saal des großen Rathes, durch dessen hohe Fenster die Strahlen der untergehenden Sonne purpurne Lichtstreifen auf die lange Reihe der Dogenbilder warfen, welche diesen Saal schmücken. Graf Jermak nahm dankend den Sessel an, den ihm Horatio so stellte, daß er mit voller Muße die Gallerie dieser interessanten Köpfe betrachten konnte. Georg Rauerz blieb hinter ihm stehen, während die Comtesse, diesmal von ihrem Vetter und Don Rodrigo begleitet, den weiten Saal hinunter schritt und mit ihren klugen Augen forschend die ausdrucksvollen Köpfe der alten Beherrscher der ehemaligen Republik so aufmerksam musterte, als suche sie eine ihr liebe oder doch bekannte Physiognomie unter ihnen.

Fürst Gudunow hatte sich von den Uebrigen getrennt und vertiefte sich als leidenschaftlicher Freund der Malerei sogleich in Tintoretto's großartiges Wandgemälde, welches das Paradies darstellt.

»Sie sind bereits orientirt, wie Sie selbst zugeben,« wandte sich der Graf an Georg, nachdem er einige Minuten, in ernstes Schweigen versunken, die Bilder der Dogen betrachtet hatte, ohne den Blick auf einem bestimmten fest ruhen zu lassen. »Welches dieser Portraits giebt uns ein treues Conterfei von dem würdigen Dogen Dandolo, der als blinder, neunzigjähriger Greis noch von so hoher Geisteskraft beseelt und von so gewaltigem Thatendrange durchdrungen war, daß er das Heer der Venetianer im Kreuzzuge gegen Konstantinopel in eigener Person zu befehligen vermochte? . . . «

Georg zeigte dem Grafen das Bild dieses seltenen Mannes, dem die Republik den wichtigsten Zuwachs an Land und die noch vorhandenen bronzenen Pferde zu verdanken hat, welche den Bogen über dem Hauptportale der St. Markuskirche schmücken.

Graf Jermak betrachtete es lange. Plötzlich wendete er sich wieder um und fragte Georg:

»Was soll die schwarze Stelle dort zwischen den Portraits bedeuten?«

»Einen Todten, dessen die Republik sich schämt,« erwiderte dieser. »Jene Stelle würde das Brustbild des Dogen Marino Falieri zeigen, wäre das Haupt dieses kühnen Mannes nicht unter dem Beile des Henkers zwischen den beiden Säulen auf der Piazzetta gefallen, die seitdem für jeden Nobile ein Gegenstand des Abscheues wurden, dem sie auch heute noch gern fern bleiben.«

Lange, und wie es schien sehr bewegt, ließ der Graf seine Blicke auf der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Stelle ruhen. Endlich legte er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und erhob sich mit dessen Hilfe aus dem Sessel. Fürst Gudunow hatte sich wieder zu den Uebrigen gesellt, welche, die Langseite des großen Saales hinabschreitend, jedes Portrait einzeln betrachteten und darüber Bemerkungen gegen einander austauschten . . .

»Ich erinnere mich nur dunkel der Geschichte dieses unglücklichen Mannes, der eines besseren Looses würdig gewesen wäre,« sagte der Russe. »Wollte er nicht die oberste Gewalt an sich reißen?«

»Aus Rache, Herr Graf, weil ein vornehmer Patrizier, welcher die Doganessa, die Gattin des Marino Falieri, beleidigt hatte, nach des stolzen Dogen Meinung nicht angemessen für sein Vergehen bestraft wurde.«

Des Grafen Züge verdüsterten sich. Auf den Arm Georg's gelehnt, trat er dem fehlenden Bilde näher.

»Daß Falieri die Staatsverfassung umzustürzen sich entschloß, mag an dem jedenfalls großen Manne zu tadeln sein,« sprach er, »daß er aber den Frechen, welcher die Ehre seiner Gemahlin anzutasten sich erdreistete, schwer bestraft zu sehen wünschte, ohne Rücksicht zu nehmen auf dessen Abstammung und vornehmen Anhang, kann ich nur billigen. Eine Gesetzgebung welche die gesammte Aristokratie der Republik gegen jede strenge Bestrafung sicher stellte, bedurfte gewiß der Verbesserung. Marino Falieri hätte sich selbst beherrschen sollen, er würde dann seinem Vaterlande mehr genützt haben und als großer Mann gestorben sein. Verdammen aber kann ich ihn dennoch nicht, weil mein eigenes Schicksal mich ihn begreifen lehrt . . . «

Auf dem Antlitze Georg's, der sich schon wunderte, daß der Graf ohne besondere Veranlassung plötzlich russisch zu sprechen begann, mochte sich ein Ausdruck des Erstaunens abspiegeln, und in seinem Auge lag die Frage:

»Ein so trauriges Schicksal haben Sie gehabt?«

»Sie wundern sich, junger Freund,« fuhr Graf Jermak fort, noch einmal auf die schwarze Stelle zwischen den Dogenbildern blickend, »aber es ist, wie ich sage . . . Auch

ich habe unter der Reihe der Familienbilder, die mir alle gleich theuer waren, eins, dessen lebendiges Ebenbild sich grausam gegen mich verging, und das ich, wäre es möglich, ganz aus meiner Erinnerung vertilgen möchte, mit tiefem Flor zu umhüllen . . . Aber wir werden beobachtet – unterbrach er sich – und hier, wo wir auf den ehrwürdigen Trümmern einer großen Vergangenheit und unvergänglicher Thaten wandeln, schickt es sich nicht, von persönlichem Mißgeschick zu sprechen . . . Erinnern Sie mich an diese Stunde, wenn wir unbeachtet sind . . . Die Gegenwart meines vertrauten Freundes, des Fürsten, brauchen Sie nicht zu scheuen . . . Wir bilden ein Dreiblatt von Landsleuten, das unter sich wohl kleine Geheimnisse haben darf, ohne deshalb gegen den guten gesellschaftlichen Ton zu verstoßen . . . «

Georg Rauerz mußte eine sich ihm aufdrängende Frage zurückhalten, da der Custode die Gesellschaft höflich an die Nothwendigkeit des Aufbruches erinnerte.

Maximiliane von Allgramm machte Einwendungen, fügte sich aber, von einem bittenden Blicke Georg's getroffen, was diesen mit den kühnsten Hoffnungen erfüllte.

»Bewegen Sie wenigstens den alten Cerberus,« raunte sie ihm leise zu, »daß er uns durch die Gallerie, wo sich die Oeffnungen für die Löwenköpfe befinden, deren Rachen zur Aufnahme geheimer Mittheilungen an die Inquisitoren bestimmt waren, über die Riesentreppe zurückgeleitet.«

»Das thut der gewissenhafte Mann von selbst, denn wir betreten diesen Theil des Palastes noch nicht,« entgegnete Rauerz. »Leider ist es bereits so dunkel geworden, daß wir heute von diesem Gange wenig Genuß haben werden.«

»Im Gegentheil,« versetzte die Comtesse, »je größer die Dunkelheit, desto lebhafter kann man sich in die schrecklichen Geheimnisse vertiefen, welche den ehren grimmigen Thierköpfen von Feiglingen, Verleumdern, Verräthern oder Rachsüchtigen anvertraut worden sein mögen.

Es herrschte in der That volle Dämmerung, als die Gesellschaft die erwähnte Gallerie erreichte. Durch die Oeffnung fiel ein Strahl halben Abendlichtes, sowie das Geräusch vom Markusplatze abgedämpft durch dieselben hereinklang.

»Das sind die Dionysosohren, durch welche die die geheimsten Gedanken ihrer mißvergnügten Bürger zu erlauschen suchte?« sprach Fürst Gudunow und versenkte seine Hand in eine der Oeffnungen. Es kam ihm vor, als berühre er einen fremden Gegenstand, der entweder in der Oeffnung lag oder in dem nämlichen Augenblicke von außen in dieselbe fiel . . . Unwillkürlich die Finger krümmend, blieb ein Streifen Papier zwischen denselben hängen:

»Ah, das ist ja prächtig!« sagte er in russischer Sprache zu dem Grafen, indem er das Papier sorgfältig zusammenfaltete. »Wahrscheinlich die letzte Anzeige des letzten Schurken, der sich um die Republik verdient machen

wollte! . . . Dies Stück Papier soll mir ein werthes Andenken sein und mich, so oft ich es sehe, auch im fernen Norden an Venedig und diese glückliche Stunde erinnern!«

»Sie werden ungalant, Durchlaucht!« fiel Maximiliane ein. »Es soll Ihnen aber verziehen werden, wenn Sie mich Ihren wunderbaren Fund bei Licht betrachten lassen.«

»Ich bitte darum,« entgegnete der Fürst und reichte der Comtesse den Arm, um sie die Treppe hinunter zu geleiten, auf deren unterster Stufe eine zusammengekrümmte Frau saß. Berührt von dem Gewande Maximiliane's, hob sie den Kopf. Die Comtesse erkannte die Verhöhnthe vom Quai der Slavonier . . . Maximiliane wollte sie anreden, der Fürst aber drückte ihr den gefundenen Zettel in die Hand und sprach:

»Sind Sie denn gar nicht neugierig, Comtesse? . . . Dort unter den Procuratien finden wir Licht in Menge und Zeit genug zu traulichem Gedankenaustausch.«

Maximiliane neigte lächelnd ihren schönen Kopf und sah sich mit halbem Auge nach Georg Rauerz um, der noch immer dem graubärtigen Russen seinen Arm als Stütze lieh.

»Beim Himmel, das Papier ist beschrieben!« rief die Comtesse so laut, daß ihre Begleiter es hören konnten.

»Und noch dazu mit Versen, dünkt mich,« fügte der Fürst hinzu. »Bitte, lassen Sie hören, was der geheimnißvolle Palast der längst vergessenen Dogen von Venedig uns mitzutheilen hat!«

»Das ist für Sie, Georg!« sprach die Comtesse. »Italienisch ist nicht eben meine Stärke, Sie aber sprechen und

verstehen so ziemlich alle Sprachen . . . Sind es Terzinen von Tasso oder enthält der Zettel ein zärtliches Sonett?«

Georg Rauerz überflog mit raschem Blick die wenigen Zeilen. Beim Lesen runzelte er finster die Stirn.

»Das klingt seltsam genug,« sagte er. »Entweder es will uns Jemand foppen, oder wir sind hier von heimlichen Spähern umgeben . . . «

»Lesen! Lesen!« sprach ungeduldig Horatio. »Was enthält der gefundene Zettel aus dem verschwundenen Löwenrachen?«

»Zu Deutsch lauten die Worte ungefähr so:« gab Georg zurück.

»Hüte Dich vor böser Tücke«
In Italiens Lustgefilden!
Von Ausoniens blauem Stahle
Starrt Dich gräßlich an der Tod!«

»Und das ist Alles?« sprach Maximiliane von Allgramm, als Georg den beschriebenen Zettel seinem Finder zurückgab.

Rauerz warf noch einmal einen Blick rückwärts nach dem finstern Palaste und auf das gebückte Weib, das noch immer regungslos auf den Stufen der Riesentreppe saß.

»In der That, Comtesse, das Stückchen Papier enthält nicht mehr.«

»Und doch sind Sie so bleich geworden, als wäre Ihnen ein Verstorbener als Geist begegnet?«

»Bin ich, Comtesse? Nun, dann wird es wohl sein, wie Sie sagen . . . «

»Aber, Herr Rauerz!« rief Horatio. »Sie können Einem ja wahrhaftig fürchten machen!«

»Das würde mir leid thun,« erwiderte Georg, »dennoch kann ich nicht läugnen, daß mich dies ungesuchte Abenteuer in vollem Ernste heftig bewegt! . . . Was wir da eben erlebt haben, ist mir schon einmal begegnet! . . . «

»O Sie Träumer!« lachte Maximiliane.

»Wie wäre das möglich?« warf Graf Jermak ein.

»Ganz gewiß!« sprach Georg Rauerz sehr ernsthaft. »Ich erinnere mich jedoch, daß ich vor Jahren diese ganze Scenerie, die uns jetzt umgiebt, mitsammt dem alten Weibe dort auf der Treppe des Dogenpalastes im Traume gesehen habe! . . . Selbst Sie, die ich damals noch nicht kannte, tauchen jetzt ganz deutlich als mir befreundete Personen auf. Von einer dieser Personen in meinem Traume erhielt ich einen Zettel, auf welchem dieselben Worte standen! . . . Ich weiß es ganz genau . . . Darauf verwandelte sich die Scene, und ich befand mich in einer unbekanntem Gegend vor einem alten Schlosse, aus dessen hellerleuchteten Fenstern lustiges Lachen erscholl, während ein alter Herr von Furien aus demselben gehetzt wurde und sich hilfeflehend mir zu Füßen warf! . . . «

»Mit Verlaub, lieber Rauerz, Sie haben entsetzliche Träume!« sprach Horatio. »Ich möchte Ihnen rathen, mit uns zugleich Venedig den Rücken zu kehren. Vertiefen Sie sich noch länger in die Geschichte dieser von allerhand Greueln geschändeten Republik, möchten Sie Ihrer Gesundheit schaden!«

»Ich bedaure, daß ich Sie erschreckt habe,« entgegnete Georg. »Uebrigens brauchen Sie meinethalben sich keine Sorgen zu machen Ich folge stets den Befehlen und Weisungen, die ich von meinem Hause erhalte, und eine Ahnung – leider habe ich wirklich Ahnungen, Comtesse – sagt mir, daß ich bald von Venedig abgerufen werden dürfte . . .«

Die Begleiter des jungen Agenten schwiegen Alle ohne Ausnahme. Keiner gedachte noch einmal des Zettels mit den wunderlichen Versen, den Jermak von dem Fürsten erhielt und mit dessen Erlaubniß in sein Taschenbuch legte.

Als Georg Rauerz tief in der Nacht – er hatte in Gesellschaft der Freunde einer Opernvorstellung im Teatro Fenice beigewohnt – seine Wohnung betrat, fand er einen Brief von seinem Hause. Dieser enthielt die Weisung, er solle sobald wie möglich nach Genua abreisen und von dort durch Frankreich zunächst den Chef des Hauses in Böhmen besuchen, wo seiner anderweitige Aufträge harrten.

Georg lächelte, als er den Brief gelesen hatte.

»Diesmal brauche ich Italiens böse Tücke also noch nicht zu fürchten,« sprach er, »und sollten nicht etwa die schönen blauschwarzen Augen der Comtesse den Stahl Ausoniens vertreten, so werde ich, ehe ich die Lagunenstadt verlasse, von einem Dolche wohl auch noch nicht zum Tode verwundet!

SECHSTES BUCH.

1. BRIEFE.

Es war Herbst geworden. Ueber die Stoppeln strich ein rauher Wind, und Schaaren von Zugvögeln entfalteten ihre Schwingen, um südwärts zu wandern. Die Bäume wurden mit jedem Tage kahler, und alle Witterungsanzeichen deuteten auf einen frühzeitigen Winter.

An solch einem recht trüben und bitterrauen Herbsttage, wo der Mensch ein gut erwärmtes Zimmer für keinen Luxus hält, saß Tobias Helfer in seinem alten Sorgenstuhle an demselben Platze, wo er sein Leben lang immer gesessen hatte, wenn er, müde von geistiger und körperlicher Arbeit, ausruhen oder sich mit seiner treuen Hausfrau gemüthlich unterhalten wollte. Er sah in die grauen Wolken, aus denen ein feiner Regen herabrieselte, der Alles recht gründlich durchnäßte und schon Stunden lang währte. Dabei war keine Bewegung in der Luft zu bemerken, was noch längere Dauer des unfreundlichen Wetters verhiess. Außer dem Geschrei der Krähen, die mit schwerem Flügelschlage durch die feuchte Luft ruderten, hörte man kein anderes Geräusch, als den tactmäßigen Schlag der Dreschflegel aus den Scheunen der nächsten Bauernhöfe. Ganz Hohen-Rothstein hatte nämlich seit einigen Wochen angefangen, den glücklich eingeheimsten Erntesegen auszudreschen.

Tobias klemmte eine Hornbrille auf seine Nase, wischte das von der Stubenwärme angelaufene kleine Schiebfenster mit seinem blau und roth gewürfelten Taschentuche ab und sagte:

»Mutter, ich glaube, wir kriegen heute noch 'was Neues zu wissen. Da stiefelt der Landbriefbote quer über die Brache gerade auf unser Haus zu! Zum Plaisir thut er das nicht, denn er ist ein sparsamer Mann, der sein Schuhwerk schont.«

Rahel stand schon neben Tobias. Die wackere Frau sehnte sich schon lange wieder nach einem ausführlichen Schreiben von ihren Kindern, denn im letzten Briefe, den die alten Leute erhielten, hatte gestanden, daß sie nach einigen Wochen wieder schreiben würden. Und nun lebten die guten Alten in nicht geringen Sorgen, denn sie waren schon ein volles halbes Jahr ohne jede Nachricht von den in der neuen Welt lebenden Kindern! . . .

Die Vermuthung des pensionirten Schulhalters bestätigte sich. Der Briefbote entnahm seiner mit Wachstuch überzogenen Tasche ein Schreiben, sprang über den Graben, welcher die Felder von der Landstraße schied, und rief Tobias, der erwartungsvoll sein Fenster öffnete, zu:

»Aus Amerika!«

»Aus Amerika!« wiederholte Rahel und faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet. Sie betete auch wirklich aus tiefstem Herzen, wie denn jeder Gedanke an ihre Kinder jenseit des Meeres ein heißes Bittgebet für deren geistiges und leibliches Wohlergehen war.

Tobias Helfer reichte dem Briefboten das Porto durch's Fenster und schloß es dann eiligst wieder, das erhaltene ziemlich dicke Schreiben aber kehrte er einige Male um, ehe er das Siegel löste. Ihm klopfte das Herz, denn was konnte der Brief nicht Alles enthalten! ... Auch Rahel bangte, aber sie nahm sich zusammen, trocknete sich die feucht gewordenen Augen und sagte:

»Nun, Vater, in Gottes Namen, öffne den Brief! Ich bin auf Alles gefaßt, und was uns auch beschieden sein mag, zu unserem Heile muß es doch dienen! ... Später sieht man es immer ein, daß auch in dem, was wir Unglück nennen, die Keime für neues Glück enthalten sind ...«

Tobias erbrach den Brief und entfaltete ein langes Schreiben, das von drei Personen herrührte. Der Schulhalter mußte sich die Brille abwischen, denn sie war ganz trübe geworden. Rahel setzte sich ihre Gläser ebenfalls auf und sagte:

»Soll ich lesen, Vater?«

»Wenn ich fertig bin oder der Husten mir aufstößt, Mutter,« entgegnete Tobias und schickte sich zum Lesen an.

»Geliebte, theure Aeltern!«

»Wer hat zuerst geschrieben?« unterbrach ihn Rahel.

»Unser Aeltester, wie sich's gehört,« versetzte Tobias. »Nach ihm kommt Joachim und zuletzt Caspar Spät, den sie im Vaterlande so gern auf's Rad geflochten hätten.«

»Lies nur, Vater, lies!«

Tobias las:

»Es ist doch nicht recht, daß Ihr Lieben allein zu Hause geblieben seid und vielleicht unter vielen Sorgen und Bekümmernissen Euer Leben zubringt . . . «

»Von woher ist der Brief datirt?« unterbrach ihn Rahel noch einmal.

Tobias sah nach dem Ende und sagte:

»Aus Buenos-Ayres! Da steht's dick und fett geschrieben, siehst Du? Das ist wohl amerikanische Mode, den Ort, wo der Briefschreiber lebt, an's Ende zu setzen; vielleicht ist's auch vornehmer. Na, ich bleibe bei meiner alten Weise. Mit allem neumodischen Kram kann ich mich doch nicht recht befreunden.« Er rückte die Brille den Augen etwas näher und las weiter:

»Hier zu Lande ist doch ein ganz anderes Leben wie drüben bei Euch. Wer etwas kann und Lust hat, thätig zu sein, der muß es unter diesem gesegneten Himmel auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu etwas bringen. Ich sehe das an mir selber und an vielen Anderen, die auch deutschen Stammes sind. Es ist hier eben Alles frisch und jung, während bei Euch in Europa Alles dürr und alt ist. Darin liegt der Unterschied! . . . Aber nun wollen wir Euch erzählen, was wir hier eigentlich treiben und vorstellen.

»Daß ich Haus und Hof besitze, schrieb ich Euch schon vor Jahren. Inzwischen ist's mir noch viel besser gegangen. Ich bin jetzt Kaufmann in Allem, womit sich Handel treiben und wacker Geld verdienen läßt. Bei Euch würde ich ein Grossist genannt werden, wie Kaufmann Gr., obwohl ich mit seinem Bissel Leinen- und Damastkram

nicht tauschen möchte! ... Fünf Häuser habe ich jetzt ...«

»Fünf Häuser!« fiel Rahel ein und faltete wiederum die Hände. »Du meine Güte! ... Das kann dem armen Ludwig keinen Segen bringen, denn das geht nicht mit rechten Dingen zu! ... Ach, wäre er doch lieber zu Hause geblieben! ...«

Tobias benutzte diesen Einwurf seiner besorgten Frau, um sich die Brille wieder abzuwischen, und fuhr darauf fort zu lesen:

»Fünf Häuser habe ich jetzt, d. h. Lagerhäuser, die mir aber nicht gehören ...«

»Gott sei Dank!« schaltete Rahel ein. »So ist er ja doch ehrlich geblieben.«

»Vier davon stehen am Wasser, eins viele Meilen weit von der Stadt auf einer Wiese, die ungefähr so groß ist, wie alle deutschen Bundesstaaten zusammen, die ich – Gott sei Dank – nicht sehr genau kenne und deren Namen ich so ziemlich vergessen habe ...«

»Na, das ist doch wohl aufgeschnitten,« sagte Rahel, da sie bemerkte, daß auch Tobias seinen weißen Kopf ungläubig schüttelte ... »Gott bewahre! ... Was muß das für eine Wiese sein!« Die könnten ja zehntausend Menschen in drei Tagen kaum abmähen! ...«

»Etwas groß kommt sie mir auch vor, Mutter,« entgegnete Tobias. »Ich denke mir aber, unser Sohn hat sich das schöne Stück Land, von dem ihm wohl ein paar Quadratfuß gehören mögen, durch eins der neumodischen Vergrößerungsgläser angesehen.«

Nach dieser Bemerkung nahm er die Lectüre wieder auf.

»In diesem Lagerhause« – schrieb der älteste Sohn des Schulhalters – »verwahren wir unsere Vorräthe von Häuten, die wir stets zu vielen tausend Stücken mit großem Gewinn verkaufen. Der größte Theil derselben wird nach Europa verschifft, und unser morsch gewordenes Vaterland, wo Ihr Euch unter allerhand Plackereien, welche das Herkommen einzelner Bevorzugten gestattet, elend genug fortkrabbeln müßt, bekommt ebenfalls seine Part davon ab . . . In Hohen-Rothstein laufen sicherlich eine Menge Menschen auf Sohlen herum, die hier gewachsen sind . . . Nun, das wäre soweit ganz schön, zufrieden aber sind wir damit noch nicht. Das dicke Ende kommt nach.«

»Ist mir gar nicht lieb zu hören, Vater,« fiel Rahel hier ein. »Sobald der Mensch aufhört mit dem zufrieden zu sein, was der liebe Gott ihm schenkt, greift der Hochmuth Platz in seinem Herzen, und aus dem Hochmuth entwickelt sich der Uebermuth. Uebermüthige Menschen aber denken immer nur an sich, und das führt zu nichts Gutem! . . . Ich dachte wohl, daß wir schlimme Nachrichten erhalten würden . . . Ach meine armen Kinder! . . . Wie thun sie mir leid! Ein Glück nur, daß Andrea bei uns geblieben ist!«

»Da hast Du's, Mutter!« versetzte Tobias Helfer. »Wer meinte es nun besser mit uns, Joachim in seinem wilden Drange, oder Gott, der Andrea in's Schloß Rothstein verwies, wo sie gegen ihren Willen verbleiben mußte, bis der Graf selber zu ihr sagte: Geh', Du sollst nun frei sein?

... Lassen wir also auch ferner den Willen Gottes unsere Stütze sein! Wir fühlen uns mit ihrer Hilfe wohl vollends bis zum Grabe hin, ohne gar zu arg zu stolpern! ...«

Rahel schwieg und der greise Organist blickte wieder in den Brief.

»Vor etlichen Jahren kaufte ein Fremder sich in der Stadt neben mir an, da mein bisheriger Nachbar, ein Eingeborener, fortgezogen war. Ich kümmerte mich um den neuen Nachbar nicht, denn was ging mich der Fremde an. Zufällig nur erfuhr ich seinen Namen und hörte, daß er ein richtiger Yankee sei! ... Das will etwas sagen in einem Lande, wo Jeder durch Erfahrung bald klug wird und stets seinen Vortheil im Auge hat. Er muß es ja, sonst wird er von Klügeren überflügelt, und wer zu nichts kommt, den sieht man in der neuen wie in der alten Welt verächtlich über die Achsel an.

»Einen richtigen Yankee hatte ich noch nicht gesehen, ich war also böse neugierig und paßte auf, daß ich ihn zu Gesicht bekäme. Das gelang denn auch, und der Kerl gefiel mir, obwohl ich glaubte, daß er von Natur ein Racker ist! ... Das Geldmachen versteht er wie – nichts Gutes, und es glückt ihm auch Alles ... Ich sah mir nun meinen neuen Nachbar an, der vielleicht einige Jahre jünger sein mag als ich, äußerlich aber aussieht, als stamme er von herumziehenden Tatern ab ... Seine Gesichtsfarbe spielt halb in's Grünliche, halb in's Gelbe oder Gelbbraune; dabei hat er einen Haarwuchs wie die Mohren, mit denen

er auf seinen Baumwollenpflanzungen viel zu thun haben soll. Genug, der Kerl ist zwar nicht häßlich, aber unangenehm, und er will es sein, weil er seine Macht kennt und es ihm Spaß macht, diese Jedem – freilich immer in verschiedener Weise – fühlen zu lassen ... Mit diesem Yankee bin ich nun in Compagnie getreten ... «

»Ach Du meine Güte!« rief Rahel wieder, und es ward ihr sehr weh zu Muthe. »Was muß man doch an seinen Kindern erleben, wenn man sie nicht mehr unter Augen haben kann! ... Läßt sich unser gutmüthiger Ludwig, der daheim kein Wasser betrübte, mit Tatern ein! ... Wenn's noch Joachim wäre! ... Dem sah so 'was schon eher ähnlich ... Und obendrein ist's ein schlechter Mensch!«

Tobias schwieg zu diesen Einwürfen feiner Frau und las weiter:

»Auf Anrathen dieses spitzköpfigen Yankees haben wir nun in Compagnie – Bruder Joachim und sein Freund Spät, der ihm das Leben verdankt, sind seit Kurzem auch dabei beschäftigt – einen Holzhandel etablirt, der verdammt einträglich ist ... Wie das zusammenhängt, kann ich Euch nicht weiter erklären, aber es ist ein Geschäft, von den man drüben bei Euch so gut wie nichts versteht ... Heedfull – so heißt der Yankee ... «

»Wie heißt er?«

»Heedfull!« wiederholte der Schulhalter.

»Nun, der Name paßt!« sagte Rahel. »Den Kopf¹ muß Einer wohl richtig voll allerhand Raupen haben, wenn er so unbegreifliche Dinge aufstellen kann ...«

»Heedfull leitet Alles, giebt uns Vorschriften, die wir nur auszuführen haben, und so wickelt sich Alles von selbst ab ... Einmal nur hab' ich ein paar Tage mit diesem Tausendsasa verkehrt, als er mich für sein Geschäft gewinnen wollte – was ihm auch geglückt ist – seitdem nie wieder ... Joachim und Spät kennen ihn gar nicht. Er ist immer auf Reisen, und nächstes Frühjahr will er auch Europa wieder besuchen ... Es ist dann gar nicht unmöglich, daß er auch zu Euch kommt ...«

»Gott soll mich bewahren!« rief Rahel aus und stand ganz aufgeregt auf. »Ich bin mit allen Menschen freundlich und gebe gern, was ich habe, einem solchen Yankee aber will ich nicht die Hand reichen ... Es könnte Blut daran kleben! ... Die armen Kinder, die armen Kinder! ... Wie fangen wir's denn an, Vater, daß wir sie aus der Gewalt dieses gefährlichen Menschen wieder befreien? ...«

»Es wird so schlimm nicht sein, wie Du fürchtest,« erwiderte Tobias, »auch haben wir keinen so langen Arm, um so weit Entfernten etwas nützen zu können ... Unsere Hilfe muß Gottvertrauen, unerschütterliches Gottvertrauen sein! ... Diese Hilfe wird uns nicht verlassen und auch nicht unsere Kinder! ... Bis hierher hat Ludwig

¹Im Volksdialekt heißt der Kopf an den Grenzen Sachsens und Schlesiens Heet.

geschrieben, nun kommt Joachim an die Reihe Der faßt sich aber kürzer, das macht, er ist eine hastige Natur und nimmt sich zu keiner Sache lange Zeit.«

Joachim's Worte lauteten:

»Geliebte Aeltern! Ich bin sammt Weib und Kind wohl- auf, auch sehr zufrieden mit meiner Lage, nur mit der Hitze kann ich mich nicht vertragen. Es mag Alles in Deutschland oder meinetwegen in ganz Europa, das ich recht von Herzen satt hatte, schlechter sein wie hier, die Witterung ist über'm großen Wasser ungleich besser!« Immer in einem Backofen sitzen müssen, wird doch langweilig und mehr als lästig, selbst wenn die Wölbung dieses Backofens aus Lazurglas gemacht und mit silbernen und goldenen Verzierungen gar prächtig ausgelegt ist ... Mir gehen die Haare aus in diesem Klima, und nächstens, glaub' ich, werden mir auch die Zähne wackelig werden ... Das wäre sehr dumm, denn ich werde noch manche harte Nuß aufknacken müssen, ehe ich erreiche, was ich mir vorgenommen habe ... So viel steht fest: sterben will ich hier nicht, wenn es mir nachgeht, aber als reicher und unabhängiger Mann will ich das Land verlassen, um, komme ich glücklich wieder zurück in die Heimath, gewissen Leuten, die vielleicht Lust haben könnten, mich chicaniren zu wollen, recht empfindlich den Daumen auf's Auge setzen zu können ... Was kostet Al- teneck nebst Anhängseln? Was die Herrschaft Rothstein oder beide Besitzungen zusammen? ... Diese Frage an die beiden schlechten Kerle richten zu können, die ich

mehr hasse wie den leibhaftigen Teufel und seine Großmutter, wenn sie nicht längst schon in der Hölle zu Asche verbrannt ist, wäre mir ein wahres Ergötzen! . . . Ehe ich jedoch so weit komme, vergeht wohl noch reichlich ein halbes Mandel Jahre, ich müßte mich denn auf den Menschenschacher legen, ein Geschäft, auf dem Gottes Fluch liegt, dem sich aber gewissenlose Schufte doch leider hingeben! . . . «

»Das ist ja entsetzlich!« schrie Rahel auf. »Das ist offenbare Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze! Nun Gott sei Dank, daß wir unseren Kindern wenigstens Religion beigebracht haben! . . . Durch Menschenhandel sich zu bereichern! Und solche Verworfenen wollen Christen sein!«

Tobias Helfer schüttelte ebenfalls den Kopf und sagte:

»Ja, Mutter, wir hier in unserem stillen Dorfe erfahren nicht, was in der Welt vorgeht und auf welche Weise manche Leute zu ihrem vielen Gelde kommen. Darum billige ich das Vorhaben Joachim's, sich mit ehrlichem Verdienst begnügen zu wollen und, ist's ihm geglückt, wieder an die Heimkehr zu denken . . . Er hat doch ein Herz für seine alte Heimath, und das freut mich. Es ist aber auch ganz natürlich, denn sein Weib ist auch ein deutsches Mutterkind, und Frauen hängen gewöhnlich mit größerer Liebe an ihrem Vaterlande als Mannsleute.«

Nach dieser Herzenergießung nahm er den Brief wieder auf und begann abermals zu lesen.

»Wie geht es dem Bleicher Moosdörfer? Trinkt er noch immer so gern sein Seidel Wein? Hat Schwester Andrea

dem schnurrbärtigen Grafen noch nicht auf gute Manier entschlüpfen können? ... Ach, liebe, brave Aeltern, um Andrea bangt mir oft recht sehr! ... Dem lieben Mädchen wäre ein braver Mann zu wünschen, damit sie für alle Zeit eine feste Stütze in ihm fände! ... Aber wo giebt es jetzt noch Männer, die ein Mädchen nur ihrer Tugend und ihrer Kenntnisse wegen freien? Selbst die blühendste Schönheit muß einen goldenen Schnürleib tragen, sonst kann sie ruhig in der Sonne verdorren oder im Schatten verbutten! ... Grüßt Andrea recht herzlich und sagt ihr, daß sie mein Tag- und Nachtgedanke sei ... Schreibe ich wieder, dann werde ich ihr den Beweis dafür in die Hände schieben. Und nun, lieben Aeltern, Gottes Segen auf Eure Herzen, auf Eure theuern, theuern Häupter! ... Ich werde doch erst ganz glücklich sein, wenn ich Euch wiedersehe!

Joachim.«

Tobias nahm die Brille ab und strich sich eine Thräne aus den Augen. Rahel sah nach dem Ofen und legte mit der Feuerzange die halb ausgebraunten Holzstücke zusammen und fachte, mit eigenem Munde aus Leibeskräften blasend, die schon halb erloschene Flamme von Neuem an.

»Joachim's Herz ist gut geblieben,« sprach der Schulhalter, die Brille auf der Nase wieder befestigend, »und das läßt mich hoffen. Er hält es drüben nicht so lange aus, wie sein Bruder ... Guter, ehrlicher Junge! ... Wie lieb und brav ist's von ihm, daß er auch an die Schwester

denkt! Ich rechne, er will für Andrea eine kleine Aussteuer zusammensparen . . . «

Rahel saß wieder auf ihrem Schemel neben Tobias und fragte, da es bereits zu dunkeln begann, ob sie den langen Brief nun auch vollends zu Ende lesen solle?

»Ach nein, laß mich nur!« entgegnete der Schulhalter. »Jetzt kommt Spät. Der macht Buchstaben, steil wie Rechenzinken und dick wie Zaunpfähle. Die kann ich noch bequem im Halbdüster lesen.«

Und Tobias las:

»Herzliche Grüße und tausend Dank, lieber Herr Schulhalter und Frau Schulhalterin! . . . Meine gute Else und ich sind hier recht zufrieden und würden gar keinen Wunsch haben, wäre das Vaterland, aus dem uns ein böser, rachsüchtiger Mann vertrieb, nicht so weit! . . . Das Vaterland entbehren zu müssen und nie mehr die lieben Gesichter erprobter Freunde sehen zu können, die man von Jugend auf kannte, ist doch hart! . . . Zum Glück geben mir die meisten Nächte einen Ersatz, wenn auch nur einen scheinbaren. Ich träume nämlich von der Heimath und von Allen, die mich lieb hatten . . . Auch das Haus, in dem ich wohnte und aus dessen Frieden mich Haß und Verleumdung schlechter Menschen hetzte, sehe ich häufig in meinen Träumen, und so führe ich ein Doppelleben, das halb der alten, halb der neuen Welt angehört . . . Für mich ist das ein Trost, aber Else meint, es greife mich sehr an, und ich werde schon alt aussehend . . . Das mag nun wohl sein, denn es kommt mir selbst so vor, Schuld daran aber haben wohl nicht die Träume, die mich eher

verjüngen müßten, da sie ja erquickender Himmelsthau für meine Seele sind ... Nein, das Klima ist's und die Lebensweise, die Jeder annehmen muß! ... Indeß, das macht mir wenig Kummer. Bleibe ich nur gesund, und will der Muth mir nicht sinken, so frage ich wenig nach meinem Aussehen! ...

»Ist der junge Herr so brav geblieben als er war, und wird er nicht bald die Herrschaft antreten auf Alteneck? ... Ich würde selbst einmal an ihn schreiben, wenn ich wüßte, daß es sich schickte; denn er hat viel für mich gethan, und um des braven Sohnes Willen verzeihe ich dem Vater seine Schlechtigkeiten! ... Ist es noch immer nicht ermittelt, wer Ober-Rense anzündete? ... In meinen Träumen sehe ich die ganze Hoferöthe bisweilen lichterloh brennen und die ganze Gegend taghell erleuchtet von den Flammen, ganz wie es in der Wirklichkeit war, und dabei kommen mir gar wunderliche Gedanken! ... Es ist sonderbar, daß ich früher nie von jener Brandnacht, die so großes Unglück über mich brachte, geträumt habe! ... Ich hätte dann im peinlichen Verhör wohl andere Aussagen gethan und die kurzsichtigen Herren auf die richtige Spur gebracht ... Mehr will ich aber nicht sagen, denn wer weiß, ob es Euch nicht Ungelegenheiten machen könnte?

»Studirt der lustige Herr Anton Wacker noch fleißig, und spricht er noch immer in so verteufelt runden Versen? ... Noch heute muß ich laut auflachen, wenn ich an meine Befreiung aus dem Stockhause denke ... Ich wünsche dem braven Herrn alles erdenkliche Gute und

daß ihm einmal eine recht liebe, hübsche junge Frau bescheert sein möge! ... Was wäre aus mir wohl geworden ohne Else? ... Darüber mag ich gar nicht nachdenken!

...

»Else läßt grüßen und danken! Unser Junge ist ein runder wilder Bengel, der Spanisch besser versteht als sein dickköpfiger Vater. Wenn ich die kleine Blitzkröte so mit den Händen haseliren sehe und höre, wie die kleine Zunge quingelirt, komme ich mir vor wie die hölzerne Figur, die ich an mein Schöpfrad stellte, und über die sich Baron von Alteneck so mächtig ärgerte. Gerade so ein fester, dickkantiger Holzkopf, wie die Figur ihn hatte, sitzt auf meinen Schultern, wenn die Zumuthung an mich gestellt wird, ich solle spanisch sprechen! Mir kommt das gar zu spanisch vor, und wenn ich etwas hier unerträglich widerwärtig finde, so ist's, daß die Leute kein Deutsch verstehen ... Von Herzen weg und in's Herz hinein kann man doch nur sprechen, wenn man Deutsch versteht! ...

»Nun ist aber das Papier zu Ende, und da muß ich meinen stumpfen Gänsekiel, den ich mir mit einem Schnitzer zurecht gestutzt habe, wohl bei Seite legen. Als Schönschreiber kann ich mich sehen lassen, nicht wahr, Herr Schulhalter? ... In schuldiger Achtung und dankbarer Ergebenheit

Caspar Spät.«

Tobias Helfer nahm die Brille ab und faltete den langen Brief wieder sauber zusammen. Dann reichte er ihn seiner Frau und sagte:

»So, nun schlieÙe ihn ein, damit er uns nicht verloren geht und kein Unberufener hineinsehen kann!«

Rahel stand auf und schloÙ das Schreiben in das uns schon bekannte kleine Stehpult, in welchem Helfer seine Werthsachen zu verbergen pflegte. Kaum war dies geschehen, so klopfte es an's Fenster, und als Tobias, welcher gesenkten Hauptes dasaÙ und über den Inhalt der gelesenen Briefe nachdachte, aufsah, blickte er in ein frisches, rundes, lachendes Gesicht, das ihm durch die trüben kleinen Fensterscheiben freundlich zunickte.

»Anton Wacker!« riefen Tobias und Rahel zu gleicher Zeit, denn sie erkannten den Sohn des Schulzen von der Einöd' Beide.

»Herein! Herein!« rief der Schulhalter und stand auf.
»Es war eben von Ihnen die Rede.«

Anton lieÙ sich nicht bitten. Ehe Tobias noch in die Hausflur treten konnte, stand der untersetzte junge Mann, einen gewaltigen Ziegenhainer in der Hand, ihm schon gegenüber, schüttelte ihm kräftig die Hand und sprach, sein freundliches Auge der rührigen Rahel zukehrend:

»Schaffende Mutter, ich trete beherzt in Dein gastliches Haus ein,
Weil ich nach harten Strapazen bedarf einer sorglichen Pflege!«

Und damit zog er sein eselgraues, vom Regen ganz durchnäßtes Staubhemd – eine damals allgemein übliche Tracht auf Reisen zu Fuß – aus, hing es über das um

den Ofen laufende Gestäng und stellte den Ziegenhainer in die Ecke neben das Gehäuse der alten Wanduhr. Dann schob er sich ungenirt einen Schemel an den wärmenden Ofen, auf den er sich niederließ, die Beine über einander schlug und die kalt gewordenen Hände so lange rieb, bis eine angenehme Wärme sie wieder durchrieselte.

2. EIN UNERWARTETER BESUCH.

Rahel verließ das Zimmer, um Licht aus der Küche zu holen, denn es war inzwischen vollkommen dunkel geworden. Tobias hing Anton Wacker's Mütze, die auf dem Tische liegen geblieben war, ebenfalls zum Trocknen auf, schüttelte dem unerwarteten Besuche nochmals recht herzlich die Hände, und sagte dann:

»Was verschafft uns die unverdiente Ehre, mein Herr Wacker . . . «

»Der Regen, lieber Tobias, nichts als dieser vermaledeite Regen!

Denn zum Geschlecht der Amphibien nicht, die Wasser wohl lieben, Mag und will ich mich zählen; weit besser gefällt mir ein Dasein, Das aus der stärkenden Quelle des Weines oder des Biers auch Geist und Körper zugleich bei nährender Zukost erquicket.«

»Nun, mein bester Herr Wacker,« fiel Tobias dem laut Declamirenden in die homerische Rede, »was Küche und Keller hergeben, wird Mutter Rahel Ihnen nicht vorenthalten. Aber wo kommen Sie her?«

»Zunächst von Schloß Alteneck, Vater Tobias, eigentlich aber von der Universität, wo mir der Kopf von vielem Denken und Studiren ganz dumm geworden war . . . Der Baron hat kürzlich an mich geschrieben.«

»Baron von Alteneck?«

»Das heißt, der junge, nicht der alte Baron . . . Horatio befindet sich auf der Rückreise, und weil ich mich unterwegs verspätet hatte – ich gehe nämlich die meisten Wege doppelt wie die Hunde, aber aus purer Wißbegierde – glaubte ich meinen Freund und Studiengenossen schon auf der Burg seiner Väter zu finden . . . Ich bin sehr begierig, ihn zu sprechen, denn ich habe ihm mancherlei Mittheilungen zu machen, die ihn viel beschäftigen werden . . . Wissen Sie schon, daß der Herr Baron seit Kurzem in Hamburg weilt?«

»Das Erste, was ich höre!« sprach Tobias und schnäuzte das Licht, mit welchem Rahel eben eingetreten war. »Was sagst Du dazu, Mutter?«

Rahel schwieg, richtete aber ihre sanften Augen fragend auf den studirten Herrn, dessen Gelehrsamkeit ihr großen Respect einflößte . . .

Anton Wacker rückte seinen Schemel näher an den Sitz des Schulhalters.

»Vater Tobias,« sprach er, »ich komme nicht zufällig zu Euch und war auch nicht bloß von ungefähr in Alteneck. Mich führt eine bestimmte Absicht hieher, die Absicht, Böses abzuwenden und Gutes zu stiften. Soll das aber gelingen, müssen ehrliche Leute mich unterstützen . . . Ihr,

Vater Tobias, seid so ein ehrlicher Mann ... Wollt Ihr?
...«

»Wie sollte ich nicht! Wenn ich nur kann ...«

»Horatio hat von seinem eigenen Vater die Mittheilung erhalten, daß Hubert, welcher für einen Anverwandten Barbara's galt, lebt, und daß sein Wiedererscheinen in Alteneck nicht zu den Unmöglichkeiten gehört ... Sie kennen diesen Hubert?«

Tobias Helfer bejahte nur durch eine sprechende Gesterde.

»Sie kennen auch Vater und Mutter?«

»So ist es! ... Und Horatio?«

»Meinem Freunde muß dieser dunkle Punkt in dem Leben seines Vaters gegenwärtig noch verborgen bleiben. Das ist aber nur möglich, wenn man Hubert verhindert, den Schauplatz seiner Jugend wieder zu betreten.«

»Ich glaube nicht, daß Hubert seinem Halbbruder gefährlich werden kann, wenn er nicht erfährt, wer sein Vater ist,« warf Tobias ein.

»Ich habe Grund zu glauben, daß ihm diese Kenntniß bereits geworden ist,« fuhr Anton Wacker fort. »Wie und durch wen, das kann uns vorerst gleichgiltig sein. Täusche ich mich aber nicht, so wird Hubert auch nicht ruhen, bis er dem Baron in die Augen schauen kann. Der Baron selbst mag dies fürchten, und daraus erklärt sich seine eilige Reise nach Hamburg.«

Tobias ward von diesen Mittheilungen sehr beunruhigt. Er drang mit Fragen in Anton, bis er diesem Alles,

was er von dem Schäfer Clemens noch vor Horatio's Reise erfuhr, entrissen hatte, und auch den Inhalt des Briefes kannte, welchen der junge Baron an seinen Freund Wacker schrieb.

»Horatio dringt auf die Entfernung der alten Barbara,« setzte Anton hinzu, »und dieses Verlangen ist leicht zu erklären. Wie aber läßt sich die Person aus dem Schlosse schaffen? . . . Man müßte sie zu einer Reise bewegen . . .«

Der Schulhalter ging stillschweigend mit sich zu Rathe. Rahel deckte den Tisch, mischte sich mit keinem Worte in das Gespräch, hörte aber sehr aufmerksam zu.

»Es giebt nur einen Weg, zu dem ich rathen kann,« sagte Tobias nach einer Weile und nöthigte Anton an den Tisch, wo Rahel ein frugales Abendbrod aufgesetzt hatte. Dieser Einladung folgte der junge Gelehrte mit Vergnügen, indem er, Messer und Gabel ergreifend, sagte:

»Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle!«

»Also *einen* Weg nur giebt es, Vater Tobias? . . . Bitte, zeigt ihn mir und zwar gleich, denn die Sache hat Eile . . . Binnen wenigen Tagen kann Horatio schon hier sein, und wenn Barbara dann ihre alten Nücken bekommt, so stehe ich nicht dafür, daß es zwischen ihr und meinem Freunde zu äußerst unangenehmen Erörterungen kommen kann . . . Aufgeregt hat ihn schon der Brief des Vaters, und auch sonst scheint er sich nicht in der heitersten Stimmung zu befinden . . . Seine schöne Cousine, die launenhafte Comtesse von Allgramm, mag dem galanten Herrn

Vetter den Kopf manchmal durch ihre Einfälle und Extravaganzen heiß genug gemacht haben! . . . Darum frisch heraus mit der Sprache, Vater Tobias! . . . Mutter Rahel, Brod und Eier sind von unübertrefflicher Güte!

Darum geschehe auch beiden ihr Recht zur Ehre
der Hausfrau

Denn seinen Freund nur ehret ein Gast, der tapfer
auch zulangt.«

Anton bewies dies durch die That und mit dem gesunden Appetit der Jugend, welche Freud' und Leid nicht dauernd verstimmen kann.

»Der Weg, den ich meine,« sprach Tobias, »führt durch die Feengruft. Clemens allein hat Gewalt über Barbara.«

Anton ließ Messer und Gabel sinken. Er gedachte seiner Unterredung mit dem alten Manne, als ihm Barbara ohne sein Zuthun mitgetheilt hatte, es lebe in weiter Ferne ein Sohn des Barons, den dieser nicht als legitimes Kind anerkennen wolle.

»Der Schäfer von der Heidenlehne!« sprach er und schlug sich mit der flachen Hand leicht vor den Kopf. »Wie konnte ich auch so dämelig sein und nicht selbst an diesen Mann denken! . . . Ja, Vater Tobias, das ist der einzige richtige Weg, den wir einzuschlagen haben und der uns auch zum Ziele führen wird. Der Seher Teiresias war nicht weiser als dieser Prophet im Schafspelze, der Macht hat über Weib und Kind, über Frau und Jungfrau, über Barone und Grafen!

Auf denn, Lehrer des Volks, umgürt' ohne Säumen die Lenden,
Hole herfür das elastische Rohr mit geschnittenem Griffe,
Und geleite mich Schwachen durch Regen und nächtliches Dunkel
Zu des gefeierten Priesters Altar, den er selber errichtet!«

»Wenn ich den Sinn Ihrer Worte nicht mißverstehe,« entgegnete lächelnd der Schulhalter, »so haben Sie die Absicht, den Schäfer in meiner Begleitung zu besuchen. Dazu möcht' ich jedoch nicht rathen, am wenigsten jetzt. Es wäre möglich, daß wir ihn weder in seiner ärmlichen Behausung noch in der Grotte unter den Riesensteinen träfen ... Clemens hat seine besonderen Liebhabereien und Gewohnheiten und ist eine ausgewetterte Natur, die nichts anficht. Auch benutzt er häufig die Nächte, um seine Kenntnisse zu vermehren und sich in den Besitz von Geheimnissen zu setzen, die anderen Leuten verborgen bleiben, denn er bedarf wenig Schlaf. Finden Sie aber, daß ich recht habe, so werde ich morgen selber zu dem Schäfer gehen und ihn bitten, daß er zu mir kommt. Das fällt Niemand auf, denn Clemens geht in alle Häuser, und mir selbst wäre es auch lieb, wenn ich ihm einmal ohne Zeugen ein paar Fragen vorlegen könnte.«

Anton wollte schon wieder in Versen antworten, ein Blick aber auf Rahel bewog ihn doch, die einfach verständliche Prosa vorzuziehen.

»Ihr seid der Aeltere, mithin auch der Verständigere,« sprach er. »Es erhebt sich nun aber eine andere Frage, die ich in Anbetracht der Verhältnisse aufwerfen muß. Wo rege ich mein von ambrosischen Locken umwalltes Haupt zur Ruhe nieder?«

»Dafür, denk' ich, wird Mutter Rahel wohl Rath schaffen, wenn Vorbereitungen dazu überhaupt nöthig sein sollten,« erwiderte Tobias. »Ich glaube, die Pritsche ist noch nicht abgeschlagen, auf welcher Joachim schlief, wenn er über Nacht bei uns blieb. Duenkissen kann ich Ihnen freilich nicht anbieten.«

Der Freund Horatio's war mit dieser Antwort sehr zufrieden und erkundigte sich, da der Name Joachim genannt wurde, sogleich nach diesem Sohne des alten Organisten, welcher ja bei der Befreiung Caspar Spät's aus dem Gefängnisse eine wichtige Rolle mitgespielt hatte.

Ein glückliches Lächeln überglänzte neu belebend die verfallenen Züge des Schulhalters.

»Wie sich doch Alles so passend zusammenfindet!« sprach er und ging zu dem alten Stehpulte, dem er die vor Kurzem erhaltenen Briefe entnahm. »Die Zeit, mein werther Herr Wacker, soll Ihnen nicht lang werden. Hier, lesen Sie! . . . Sie sind ja ein Freund und Vertrauter derer, die hier ihre Stimme vernehmen lassen . . . Vielleicht auch lernen Sie noch 'was dazu, denn alle Weisheit der Welt hat noch Keiner in sich aufgenommen . . . «

Er reichte Anton die Briefe aus Buenos-Ayres, setzte sich ihm gegenüber und erheiterte sich an dem lebhaften

Mienenspiel des jungen Gelehrten, der mit großer Aufmerksamkeit und inniger Theilnahme die uns bekannten Mittheilungen zu lesen begann. Plötzlich stutzte er, strich sich mit der Hand über die helle Stirn, blickte den Alten an und sah wieder in die beschriebenen Blätter.

»Stößt Ihnen etwas auf, das beunruhigen könnte?« fragte Tobias. Anton hörte nicht.

»Heedfull? Heedfull?« sprach er. »Das ist ja derselbe Name, der in Horatio's Briefe vorkommt! . . . Heedfull! . . .«

Nun horchte auch Tobias auf. Rahel setzte sich ebenfalls an den Tisch, legte die Arme darauf und blickte den Sohn des Einöd'-Schulzen mit fragenden Augen an.

»Hat der Name etwas Auffälliges?« fragte Tobias abermals, da Anton noch gar nicht Miene machte, eine Meinung zu äußern.

»Ich will nicht verhehlen, daß mich beunruhigt, was hier geschrieben steht,« erwiderte Anton Wacker. »Es müßte ganz sonderbar zugehen, wenn der Compagnon Eurer Söhne nicht derselbe Mann wäre, von dem Horatio schreibt! . . .«

»Der junge Herr Baron?« fiel Rahel ein.

»Mein Freund, Horatio von Alteneck. Comtesse von Allgramm kennt diesen Herrn, den rücksichtslosen Yankee, vor dessen Reichthum sich Alle beugen, und der ein eben so merkwürdiger als unliebenswürdiger Mensch sein muß . . .«

»Das ist kaum denkbar,« sprach Tobias. »Wie käme der Compagnon meiner Söhne, die – wie mir scheint – mehr

seine Diener und Werkzeuge als wirkliche Theilnehmer an seinem Geschäfte sind, zu so vornehmer Bekanntschaft?«

»Ueber das Wie, Vater Tobias, wollen wir nicht lange nachgrübeln,« versetzte Anton. »Es liegt gar nichts daran. Ist aber Master Heedfull, welcher in Ostende mit einem noch andern Amerikaner, der ein Chilene sein soll, und den die Comtesse Maximiliane von Allgramm kennen lernte, derselbe Mann, von dem Eure Söhne in diesem Briefe sprechen, dann wird es hohe Zeit, sie vor diesem versteckten Charakter zu warnen! . . . Reich, klug, unternehmend mag Master Heedfull sein, ein guter Mensch aber ist er schwerlich! Und das läßt mich für die Freunde fürchten, die nicht so gewitzigt sind wie die eingeborenen Amerikaner.«

Rahel seufzte und sagte halblaut vor sich hin:

»Ach, die armen Kinder! . . . Säßen sie doch hier unter uns! . . . Was nützen alle Schätze der Erde, wenn die Zufriedenheit nicht in unserem Herzen wohnt!«

»Na, Mutter,« fiel Tobias ein, »laß uns nicht klagen! . . . Mich dünkt, wir haben mehr Ursache, Gott zu danken, als zu jammern . . . Die Kinder sind gesund, und sie haben ihr gutes Fortkommen drüben gefunden . . . Freunde fehlen ihnen ebenfalls nicht, und wenn die Sonne auch nicht täglich gleich hell und warm auf sie herabscheint, na, was thut das! . . . In Geschäftsangelegenheiten sind diejenigen immer die besten, welche auch Anderen das Meiste zu verdienen geben . . . Das hat Ludwig, welcher

die Welt gründlicher kennt als Joachim, durch seinen längeren Aufenthalt in Amerika erfahren, und darum greift er zu, wo die Gelegenheit sich bietet . . . Und muß denn überhaupt ein Mensch gleich von Charakter schlecht und durch und durch verdorben sein, weil er in weltlichen Dingen die Meisten, die weniger scharfblickend sind, weit übersieht? . . . Nein, Mutter, ich denke besser von den Menschen, und gebe keinen eher verloren, bis Gott selber ihn von sich stößt! . . . Sei nicht bange um unsere Kinder! . . . Ludwig und Joachim sind beide Männer geworden und nicht ohne Trübsal durch's Leben gegangen! . . . Man wird sie betrügen, wenigstens übervortheilen können, nie aber gebe ich zu oder bange ich, daß sie sich durch Aussicht auf hohen Gewinn von Fremden zu Schlechtigkeiten werden verleiten lassen . . . «

Das waren Worte, die Rahel zu Herzen gingen und daher ihre Wirkung nicht verfehlten. Sie drückte Tobias die Hand und sagte:

»Ich bin schon ruhig geworden, Vater . . . Die Kinder stehen in Gottes Hand.«

Sie legte die Briefe, die Anton zurückgab, wieder in das Pult und nahm den Schlüssel an sich.

»Von diesem Heedfull muß ich mehr erfahren,« sagte der Freund Horatio's. »Schade, daß der vielwissende Schäfer uns nicht Auskunft über ihn geben kann! . . . Ich bin doch sehr gespannt zu erfahren, was Horatio, der so mancherlei von der Comtesse über ihn gehört haben muß, von ihm denkt . . . «

Tobias Helfer lenkte das Gespräch auf Anton's eigene Verhältnisse und auf die Pläne des jungen Mannes.

»Fest binden will ich mich noch nicht,« versetzte dieser. »Ich habe Zeit und kann noch ein paar Jahre warten. Diese gedenke ich am nützlichsten anzuwenden, wenn ich mir, was bisher unterbleiben mußte, die Welt ein wenig ansehe. Meinen Vater habe ich schon dafür gewonnen, und wenn Horatio sich nicht nächster Tage entweder in seine Cousine oder in irgend eine andere moderne Schönheit bis über die Ohren verliebt, so bedarf es wohl bloß eines Winkes von mir, um einen unterhaltenden Begleiter zu bebekommen. Schloß Alteneck fesselt meinen Freund nicht, so lange daselbst Alles beim Alten bleibt.«

Rahel nickte über der weiteren Unterhaltung, ihres Mannes mit Anton ein, und da auch dieser das Bedürfniß nach Ruhe fühlte, wünschte er dem alten braven Ehepaare gute Nacht, und streckte sich gemächlich auf die mit weißen Decken belegte Pritsche, wo er sehr bald fest einschlieff.

3. DER FUND ANDREA'S NOCH EINMAL.

Gegen Morgen war es hell und kalt geworden. Tobias stand seiner Gewohnheit gemäß früh auf, und ehe es noch recht lebendig im Dorfe ward, klopfte der alte Mann schon an das Häuschen des Schäfers am Fuße der Heidenlehne.

»Ich habe Euch erwartet, Helfer,« sprach Lotto-Clemens, als er dem frühen Besuche die Thür öffnete. »Flink bellte

so unruhig, aber nicht mürrisch, und im Traume sprach
Ihr zu mir . . . Nicht wahr, Ihr wollt meinen Rath hören?«

»So ist es, Clemens, aber nicht hier,« versetzte Tobias
. . . »Ich komme, Euch abzuholen . . . Hoffentlich störe
ich nicht?«

»Für Freunde und gute Menschen habe ich immer
Zeit,« sprach der Schäfer, ergriff seinen langen Stab und
pfiß dem Hunde. »Pass' auf, Flink, daß uns Keiner zu na-
he kommt! . . .«

Die beiden Alten schritten die gekrümmte Straße hin-
unter, und der Schulhalter theilte Clemens mit, daß der
junge Herr schon in den nächsten Tagen von seiner Reise
zurückkommen werde und nicht mit Barbara zusammen
zu treffen wünsche. Der Schäfer hörte aufmerksam zu,
sagte aber nichts.

»Ich werde erst mit Anton Wacker und später mit Bar-
bara sprechen,« versetzte er nach einer Weile. »Aus Al-
teneck vertreiben lasse ich die Frau nicht, das läuft wi-
der mein Gewissen, aber sie kann auf kurze Zeit ihren
Wohnort anderswohin verlegen . . . Auf Schloß Rothstein
stehen Zimmer genug leer.«

»Was fällt Euch ein, Clemens!« rief Tobias und stützte
sich auf seinen Rohrstock »Der Graf wäre im Stande . . .«

»Das arme Weib fortzujagen?« unterbrach ihn der
Schäfer. »Laßt das meine Sorgen sein, ehrlicher Helfer!
. . . Man soll Barbara kein Haar krümmen, bis ich die Er-
laubniß dazu gebe.«

Die Wohnung des Schulhalters war erreicht. Hell schi-
en die Herbstsonne in die mit frischem Sand bestreute

Stube, wo Rahel ihrem jungen Gaste schon die zweite Tasse Kaffee vorsetzte, obwohl dieser dagegen remonstrirte; denn hatte er am Abend vorher die kräftigen Speisen der wackern Frau sehr schmackhaft gefunden, so wollte ihm der Kaffee desto weniger munden. Frau Rahel aber nöthigte so lange, bis Anton ihr doch den Willen that. Er frohlockte innerlich, wie er die beiden Alten eintreten sah. In dem kleinen, nach hinten gelegenen Zimmer, wo der Webstuhl Helfer's stand, trug Anton Wacker dem Schäfer sein Anliegen vor. Clemens versprach, sich in's Mittel zu legen, wenn man ihm völlig freie Hand lasse. Anton ward stutzig.

»Sie mißtrauen mir,« sagte der Schäfer. »Dann will ich mich nicht aufdringen.«

Er wollte gehen.

»Nicht doch, Clemens!« rief der Sohn des Einöd-Schulzen. »So hört mich doch an ... Ihr wißt, Horatio von Alteneck ist mein Freund ... Er gleicht seinem Vater wenig ... «

»Der junge Herr Baron ist seiner Mutter ähnlich ... Schon deshalb nehme ich Theil an ihm ... «

»Ihr wollt ihm wirklich wohl, Clemens?«

»So lange er es verdient.«

»Dann könnt Ihr mir auch sagen, wohin Ihr Barbara zu führen beabsichtigt.«

»Von Dingen, die erst geschehen sollen, darf man nicht sprechen ... Mir glückt nur das, was ich geheim halte.«

»Ich bin aber fast so sehr dabei betheilt, wie mein Freund.«

»Um so mehr ist Geheimhaltung geboten.«

Anton schwieg, zufrieden aber mit der Unterredung war er nicht.

»Wann soll Barbara ihren Auszug halten und wie lange kann die Anwesenheit des jungen Herrn auf Alteneck dauern?« fragte der Schäfer. »Den alten Herrn Baron haben wir nicht zu scheuen, der hat sich festgebissen an einer Angel die ihn so bald nicht wieder loslassen wird.«

»Ihr sollt es erfahren, sobald ich mit Horatio gesprochen habe.«

»Dann ist's gut, und wir sind einig,« sprach Clemens. »Morgen Abend schon, wenn es gelingt, Quartier für die Arme zu machen, wird Barbara Schloß Alteneck verlassen.«

Anton Wacker und der Schäfer reichten sich die Hände.

»Ich gehe nach der Einöd', um die Aeltern auf ein paar Stunden wieder zu sehen,« sagte der junge Gelehrte. »Dort will ich an Horatio schreiben, damit er von mir noch Antwort erhält, ehe er Leitmeritz verläßt, wo er den Kanonikus Moosdörfer besuchen will.«

»Die Moosdörfer sind sehr ehrenwerthe Leute,« versetzte der Schäfer. »Ich habe sie immer gern gemocht; weil sie aber nicht sind wie die meisten Menschen, werden sie oft verkannt und falsch beurtheilt.«

Anton verabschiedete sich von seinen freundlichen Wirthen und schlug, ein lustiges Commerslied in den Bart brummend, den geradesten Weg nach dem Hofe seines Vaters ein. –

Tobias und Clemens sahen dem jungen Manne nach, bis er ihren Blicken entschwand. Dann ergriff der Schulhalter des alten Schäfers Hand und sagte mit so recht zutraulich herzlichem Tone:

»Clemens, Ihr könntet mir einen großen Gefallen thun!«

»Redet, Helfer! Mich zu bitten ist überflüssig.«

»Wie lange kennt Ihr den Grafen?«

»Achim von Rothstein?«

»Einen andern kann ich nicht meinen.«

»An die dreißig Jahre . . . «

»Ihr dientet unter ihm?«

»Als ich dem Regimente zugetheilt wurde, bei welchem Graf Rothstein stand, ward ich bald sein Untergebener. Er wünschte es selbst, weil ich sein Landsmann war.«

»Hm,« sagte Tobias und strich sich die dünnen Locken seines weißen Haares in den Nacken, »in den letzten Feldzügen, zumal in den russischen, ist es wohl sehr böse zugegangen?«

»Man thut gut, darüber zu schweigen, um nicht an einer ewig waltenden göttlichen Vorsehung zu zweifeln!«

»Ich verlange auch nicht, daß Ihr mir von jenen längst vergangenen und, Gott Lob, auch so ziemlich vergessenen Tagen erzählen sollt,« entgegnete Tobias und schloß das kleine Stehpult auf, auf das er sich stützte. »Mir kam nur der Gedanke, Ihr könntet, da Ihr ein Mann seid, der vieler Herren Länder gesehen und mit allerlei Volk verkehrt hat, vielleicht Aufschluß geben über die Bedeutung

von Papieren, die meine Tochter Andrea vor einiger Zeit im Zimmer seiner gräflichen Gnaden fand und die sie mir zeigte, weil sie dicht beschrieben sind.«

Des Schäfers Augen leuchteten.

»Papiere, sagt Ihr?« sprach er nachdenklich. »Beschriebene Papiere, die der Graf verloren hat? . . . Je nun, Helfer, begucken möchte ich mir die Dinger doch.«

Tobias hob den Deckel des Pultes und entnahm demselben ein kleines Paket.

»Ich kann die Schrift nicht lesen,« sprach er, »und auch die Sprache verstehe ich nicht . . . Euch geht es vielleicht nicht besser, da Ihr aber so lange Zeit der vertraute Diener des Grafen gewesen seid und er Euch, wie ich aus seinen eigenen Aeüßerungen weiß, viel zu verdanken hat, so kommt Euch wohl ein treues Gedächtniß mit zu Hilfe . . . Ich habe kein Interesse an diesen Papieren; ich möchte nur wissen, ob es klüger wäre, sie aufzuheben oder zu verbrennen? . . . «

So sprechend löste Tobias die Hülle und breitete die in Stücke von verschiedener Größe zerrissenen Papiere auf dem Tische aus.

»Das ist Russisch!« sprach der Schäfer und beugte sich über die Schriften. »Leider verstehe ich wenig von der Sprache, lesen aber kann ich Geschriebenes eben so gut wie Gedrucktes.«

Tobias bedeckte fast den ganzen Tisch mit dem Funde seiner Tochter, und Lotto-Clemens betrachtete jedes Blatt genau, wobei sein Auge immer feuriger aufleuchtete, seine Brust aber immer schwerer athmete . . . Endlich schob

er die Schriften wieder zusammen und legte die Hülle wieder darum.

»Es ist, wie ich gleich vermuthete,« sagte er, »denn die Handschrift kam mir bekannt vor, da wohl die Mehrzahl dieser alten Zettel durch meine Hand an den Grafen gelangten . . . Es sind die Briefe der Gräfin Eudoxia, die einem alten russischen Fürstengeschlecht angehörte . . . «

»Man sagt, der Graf habe eine vornehme Russin geliebt . . . sei mit ihr verlobt, ja sogar verheirathet gewesen! . . . Clemens, lügt das Gerücht, vor dem sich das Volk bekreuzt, oder spricht es die Wahrheit? . . . «

Der Schäfer legte seine harte, schwielige Hand auf die Briefe und sagte in einem Tone, welcher dem alten Schulhalter durch Mark und Bein ging:

»Diese Schriften, Tobias Helfer, sind mein, das heißt, ich werde dieselben in Verwahrung nehmen, bis ich sie derjenigen wieder übergeben kann, die sie niederschrieb . . . «

»Was sagt Ihr, Clemens!« rief der Organist erschüttert. »Die vornehme Russin, des Grafen ehemals verlobte Braut lebt noch?«

Der Schäfer neigte finster blickend sein greises Haupt.

»Sie lebt,« sprach er, »und ich hoffe, sie wird noch so lange leben, bis das Verbrechen gesühnt ist, das Graf Rothstein an diesem unglücklichen Weibe begangen hat . . . Diese Briefe sollen diese Sühne herbeiführen helfen! . . . Ich habe nicht geglaubt, daß sie noch vorhanden seien . . . Darum auch war der armen Gräfin nicht zu helfen! Ich wenigstens sah keinen Ausweg . . . «

»Steht Ihr denn heute noch mit dieser Russin in Verbindung?« fragte Tobias ganz betroffen. »Seit der Verheirathung des Grafen mit Isabella von Freising habt Ihr meines Wissens Hohen-Rothstein ja kaum auf Tage verlassen ...«

»Forscht nicht, Tobias Helfer, und bezwingt Eure Neugierde,« antwortete der Schäfer. »Ich darf nicht sprechen, bis ich gethan habe, was ich für Recht halte ... Ohne Absicht ward ich nicht Schäfer auf Hohen-Rothstein, und ohne Zweck setzte ich mich nicht fest in der Feengruft! ... Es geschah Alles nach einem wohl überdachten Plane, den ich Niemand verrathen durfte, wollte ich ihn zum Heile und zur Rettung vieler schwer Irrender glücklich durchführen ... Noch habe ich das Ziel nicht erreicht, aber ich sehe es in der Ferne wie einen glänzenden Stern aus finsternem Gewölk schimmern ... Diesen Stern wird mein Auge festhalten und ihn sich zum Führer erwählen, und wie auch kurzsichtige, stumpfsinnige oder böartige Menschen über mich urtheilen mögen, ich werde unbeirrt darauf zusteuern! ... Ich weiß es, Tobias Helfer, daß Einige mich wie ein unheimliches Wesen betrachten, Andere mich für einen Narren halten. Ich vergebe ihnen das; denn wollte ich diese Thörichten aufklären, so würde ich Niemand nützen. Zwei Menschen nur hasen und fürchten mich gleich stark, und würden es gern sehen, wenn der Tod mich dahin raffte, Graf Achim von Rothstein und Adam Baron von Alteneck! ... Ihretwegen aber wünsche ich gerade noch recht lange zu leben,

denn nur wenn der ewig gerechte Gott, der allgütige Vater guter und böser Menschen mir das Leben durch seine Gnade noch mehrere Jahre fristet, wird es mir gelingen, zum Guten zu wenden, was diese verblendeten Herren in ihres Herzens Eitelkeit und von wilden Leidenschaften beherrscht, Böses anstifteten, und, damit sie sich selbst erhalten möchten, es nun auch durchzuführen sich angelegen sein lassen! . . . Nicht Haß regelt mein Handeln, die ewige Liebe treibt mich zu Allem, was ich thue! . . . Und ich hoffe, Tobias Helfer, Gott, der in mein Herz sehen kann, wird Nachsicht haben auch mit mir, wenn ich mich vielleicht in den Mitteln vergeifen sollte.«

Clemens nahm das Paket mit den Brieffragmenten an sich. Tobias wollte ihn nicht hindern: Das von des Schäfers Lippen eben vernommene Bekenntniß imponirte ihm . . . Er würde Unrecht gethan haben, hätte er die Schriftstücke, die er weder lesen noch verstehen konnte, dem Schäfer vorenthalten wollen . . .

»Wohin geht Ihr?« fragte der Schulhalter, als Clemens seinen Stab ergriff und seinem Hunde winkte, der, seiner Gewohnheit nach, den Kopf zwischen beiden Vorderpfoten, Wache haltend vor der Thürschwelle lag.

»Erst bringe ich diesen Schatz in Sicherheit,« versetzte der Schäfer und legte die Hand auf die Seitentasche seines Schafpelzes, in der sich die Briefe der russischen Gräfin befanden. »Ist das besorgt und habe ich meine Knechte instruirt, dann gehe ich nach Alteneck, um ein paar Worte im Vertrauen mit Barbara zu wechseln . . . «

Er schüttelte dem Schulhalter die Hand und verließ, von den stillen Segenswünschen desselben begleitet, das Haus.

4. DER SCHÄFER UND BARBARA.

Am Tage der Abreise des Barons von Alteneck hatte Andrea ihren Einzug auf dem Schlosse gehalten. Sie fühlte sich daselbst bald heimisch und gefiel sich ungleich besser wie auf Rothstein. Die Hauseinrichtung war ansprechender, wenn man sie auch nicht gemüthlich nennen konnte. Es herrschte überall ein gewisser Comfort, der indeß nicht in Pracht ausartete. Mehr noch als diese häusliche Einrichtung sprach Andrea der gut erhaltene Park an, den man aus der breiten, doppeltreppigen Veranda ganz übersehen konnte, und in welchem die Tochter des Organisten nach Belieben sich umsehen oder zur Erholung herum spazieren durfte. Aufseher und tückische Späher, die Andrea auf Rothstein stets fürchtete, obwohl sie nicht vorhanden waren, belästigten sie in Alteneck nicht, denn diejenigen Diener, welche allenfalls die Rolle solcher Aufpasser zu spielen befähigt gewesen wären, begleiteten ihren Herrn. So war denn Andrea unerwartet aus einer Magd, die fast wie eine Gefangene lebte, eine Herrin geworden, der Niemand Vorschriften zu erteilen hatte, und die über ihre Zeit ganz nach eigenem Gutdünken verfügen durfte.

Barbara, die Frau mit dem goldenen Horn, kam Andrea freundlich entgegen. Die vor Gram und in Folge der

vielen Seelenleiden, die sie erdulden mußte, früh alt gewordene Frau fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, dessen schlanker Wuchs sie an ihre eigene Jugend erinnerte. Sie selbst durfte sich rühmen, einst schön gewesen zu sein, und worin vor langen Jahren ihr eigenes größtes Glück bestanden hatte, das gönnte sie, ohne Neid zu empfinden, dem jungen Nachwuchs.

Barbara wußte außerdem nichts Anderes, als daß Andrea ihr zur Hand gehen, von ihr Weisungen annehmen und die Beaufsichtigung und Instandhaltung des ganzen Schlosses mit ihr theilen solle. Das gab denn ein gutes Einvernehmen, und Schloß Alteneck hatte seit langer Zeit keine so ungestört friedlichen Tage gesehen.

Allerdings gab Andrea sich keine Blöße. Ward Barbara bisweilen gesprächig, so hörte sie ruhig zu, indem sie weder Einwürfe machte, noch durch Fragen sie zu neuen Mittheilungen aufstachelte. Aber auch Barbara blieb bis zu einem gewissen Grade zurückhaltend . . . Sie erzählte von dem Baron, verschwieg nicht seine Schwächen, und tadelte diese sogar bitter, wenn sie nicht gar schonungslos ein Verdammungsurtheil darüber aussprach. Ueber das Verhältniß, das sie selbst an den Baron und diesen wieder an sie knüpfte, beobachtete Barbara die discreteste Verschwiegenheit. Dagegen erzählte sie oft von Horatio's schöner, zarter und immer leidender Mutter, gab dem zukünftigen Erben das beste Zeugniß, und lobte ihn als einen freundlichen, gütigen Herrn, der gewiß dereinst ein recht mildes Regiment führen werde.

Andrea schwieg auch dazu; ihre Gesichtsfarbe mochte sich aber doch wohl einige Male bei dem Lobe des jungen Barons verändert haben, denn Barbara schloß ihre Rede mit der herb klingenden Bemerkung:

»Alles in Allem bleibt der junge Herr doch auch ein Baron und wird schwerlich aus der Art schlagen. Das sage ich nur, um Dich zu warnen, mein Kind! Tauben, die von eines armen Schulmeisters niedrigem Strohdache auf die Thurmzinne eines alten Schlosses fliegen, pflegen von Habichten zerrissen zu werden!«

Andrea verstand die Warnung Barbara's, dachte aber trotzdem an Niemand lieber als an Horatio, der sich von allen Männern, die sie kannte, bis jetzt am artigsten und zartesten gegen sie benommen hatte . . .

Sehr oft nahm Barbara, die ihr grämliches Wesen ganz abgelegt hatte, Andrea Helfer mit in die Eremitage, wo sie am liebsten weilte. Hier knüpfte sie auch gewöhnlich ihre Erzählungen an, die alle tief in die Vergangenheit zurückgriffen; denn geistig lebte die Beschließerin von Alteneck mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart.

Ein solcher Rückblick in vergangene Tage hatte Barbara eben veranlaßt, Andrea das solenne Begräbniß der Baronin zu schildern, als eins der dienenden Mädchen ihr die Meldung brachte, der Schäfer von der Heidenlehne sei im Schlosse erschienen und verlange mit ihr zu sprechen.

Das war ein Ereigniß; denn Lotto-Clemens hatte seit Jahren Schloß Alteneck mit keinem Fuße betreten. Es

war ja das Grab seines Glückes, seiner Hoffnungen geworden, und was bedurfte dieses Grab *seiner* Pflege, da es in Barbara eine so treue und stets wachsame Hüterin besaß? . . .

»Der Schäfer Clemens?« wiederholte Barbara und verließ an Andrea's Seite die Eremitage. »Es muß eine sehr wichtige Botschaft sein, die mir der alte Mann zu überbringen hat.

Unaufgefordert entfernte sich die Tochter des Schulhalters, um Barbara Zeit zu ungestörter Aussprache mit dem Schäfer zu lassen. Dieser erwartete die Beschließerin in der Veranda, unter welcher er auf und ab ging.

»Was bringst Du mir, Clemens?« redete Barbara den alten Mann an, der ihrer Treulosigkeit wegen sich selbst auf Lebenszeit zum Cölibat verurtheilt hatte . . . »Ist Hubert's Aufenthalt endlich bestimmt entdeckt, und werde ich den lang entbehrten Sohn wieder an mein Herz drücken? . . .«

Clemens sah die betrogene Mutter mit seinen strahlenden Augen eine Zeit lang an, als wolle er Alles lesen, was in ihrem Herzen geschrieben stand, und ihre geheimsten Gedanken und Wünsche erlauschen. Dann reichte er ihr seine Hand und sagte:

»Ich höre, daß es Dir jetzt ganz nach Wunsch geht, Bärbchen, und freue mich darüber . . . Mit Andrea kannst Du Dich gut vertragen, nicht wahr?«

»Andrea ist ein gutes und williges Mädchen, Clemens. Sie nimmt Lehre an, und will nicht klüger sein als ältere Leute.«

»Dann kannst Du ihr gewiß viel anvertrauen?«

»Alles! . . . Das geschieht auch schon seit Wochen; aber ich lasse es die junge Person nicht merken, damit sie nicht eingebildet wird.«

»Würdest Du Andrea wohl für einige Tage die Schlüssel allein übergeben?«

»Ist das nöthig?« fragte Barbara. »Verlangt es etwa der Baron? . . . Es sieht ihm ähnlich, denn er will mich gern los sein . . . Aber – setzte sie zweifelnd hinzu – dann hätte er sich doch wohl nicht an Dich gewandt? . . . «

»Siehst Du das ein, Bärbchen?« versetzte Clemens und lächelte sie freundlich und mit verschmitztem Augenblinken an. »Nein, diesmal ist der Baron unschuldig . . . Es ist mein Wunsch, daß Du einige Tage Andrea ganz allein hier wirthschaften läßt.«

»Dein Wunsch, Clemens?«

»Und zugleich meine Bitte, die Du mir nicht abschlagen wirst.«

Er legte seinen Arm um Barbara's Taille und ging, den schneeigen Kopf zu ihr niedergebeugt, mit ihr in der Veranda auf und nieder.

»Adam von Alteneck hat einen Freund, der auch sein Spießgeselle war bei den vielen Schlechtigkeiten, zu den ihn Hochmuth und heißes Blut in der Jugend wie im Mannesalter fortrissen,« begann der Schäfer. »Dieser Freund des Barons, Graf Achim von Rothstein, ist krank und bedarf weiblicher Pflege. Die Krankheit selbst hat nichts zu bedeuten, denn sie liegt mehr in der Einbildung . . . Er fühlt sich einsam in dem weitläufig gebauten

Schlosse, und da mag er Niemand um sich haben, weil er keinem Menschen traut . . . Ich vermuthe indeß, Seine gräfliche Gnaden stellen sich nur so an . . . Es reut den alten Herrn, daß er das hübsche Ding, die Andrea, sich aus dem Garn hat gehen lassen. Jetzt, denke ich mir, möcht' er sie gern wieder zurück haben, wär' es auch nur, um sie dreist angucken und nach Herzenslust durch Redensarten quälen zu können . . . Das soll ihm nun nicht gelingen; aber ich glaube, er giebt sich zufrieden und wird vielleicht auch mittheilsam, wenn er mit einer dritten Person über Andrea sprechen kann . . . Du bist doch auch keine Kostverächterin in Bezug auf Neuigkeiten; darum dachte ich an Dich und möchte Dich auf Rothstein für einige Tage einführen . . . Langweilen wirst Du Dich da selbst nicht, denn es giebt auf dem alten Grafenschlosse Mancherlei zu beobachten . . . «

Barbara hörte aufmerksam zu und blickte den Schäfer manchmal mit Augen an, in denen ein Gemisch von Neugierde und Schelmerei seltsam durch einander spielte. Clemens hatte den richtigen Ton angeschlagen, der tiefen Anklang in Barbara's Herzen fand.

»Ich war niemals auf Schloß Rothstein, aber ich habe viel davon erzählen hören,« sprach sie. »Die verstorbene Gräfin geht ja wohl um auf Treppen und in Sälen?«

»Davon kannst Du Dich ja selbst überzeugen, wenn Du eine kurze Zeit Schaffnerin auf Rothstein spielst.«

»Ist der Graf damit einverstanden?«

»Er wird Dir freundlich begegnen . . . «

Barbara wandte ihre Blicke dem Parke zu, über dessen Bäumen der Thurm von Schloß Rothstein sichtbar ward. Die weibliche Neugierde triumphirte.

»Ich will Deine Bitte erfüllen, Clemens,« sprach sie entschlossen, »nur bedinge ich mir aus, daß aus meinem freiwilligen Besuche auf dem Grafenschlosse kein gezwungener Aufenthalt werden darf! ... Du mußt mir das feierlich versprechen, Clemens! ... Wenn Adam von Alteneck während meiner Abwesenheit von seiner Reise zurückkehrte, wer weiß, was dann geschehen könnte! Denn er grübelt seit Jahren am meisten darüber nach, wie er mich verbannen und mir für immer den Mund schließen kann.«

»Verlasse Dich auf mich, Bärbchen, an meiner Hand sollst Du wieder als eigentliche Herrin in Alteneck einziehen!«

Das Wort des Schäfers beruhigte Barbara, Ihre nicht unbegründete Furcht, der Baron könne sie auf diese Weise für immer aus seiner Nähe entfernen wollen, war beseitigt.

»Weiß Andrea darum?« fragte sie den Schäfer, der sich zum Fortgehen rüstete.

»Du selbst magst es dem Mädchen sagen, daß es inzwischen Deine Stelle hier vertreten soll ... Ihr Vater oder ihre Mutter, die ich erst gestern deshalb sprach, sind einverstanden und sehen wohl auch einmal zum Rechten.«

»Wann soll ich Dich erwarten, Clemens?«

»Mir wäre es bequemer, Du holtest mich aus meinem Häuschen ab. Bis zehn Uhr Morgens kann ich mich frei machen.«

Barbara nickte dem Schäfer zu. Dieser sah noch einmal in die kalt gewordenen Augen der Jugendgeliebten und ging mit den Worten: »Ich werde es Dir gedenken, Bärbchen,« von ihr.

5. BEI KANONIKUS MOOSDÖRFER UND IM WEINHAUSE.

In Leitmeritz war Firmung. Diese feierliche Handlung, vor welcher ein Episkopal-Hochamt von dem Bischofe selbst celebrirt wurde, hatte aus der reich bevölkerten Umgegend viele Landleute, namentlich Obst- und Weinbauer, in die Kreisstadt geführt. Es wimmelte nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten in den ziemlich engen Straßen der alten Bischofsstadt von Menschen, Wagen und Pferden. Alle Gasthöfe und Weinhäuser waren überfüllt, und in mehr als einem stattlichen Hause gab es heute Gesellschaft und solennes Familiendiner. Denn die wohlhabenderen Aeltern der Gefirmten hatten sämtliche Mitglieder der Familie zu diesem Festtage eingeladen.

Auch die geistlichen Herren sahen heute Fremde in ihren Wohnungen und bewirtheten diese sehr freigebig. Am lebhaftesten ging es im Hause des Kanonikus Aloysius Moosdörfer zu, bei dem sich ohne directe Einladung eine Gesellschaft zusammenfand, die den geistlichen Herrn vielfach in Anspruch nahm.

Der Kanonikus war eine gesellige Natur. Er unterhielt sich gern mit Bekannten und Unbekannten, und erweiterte dadurch wesentlich seine Menschenkenntniß. Mit seinem Bruder, dem wohlhabenden Bleicher, hatte er die Eigenschaft gemein, die Welt äußerlich nie merken zu lassen, was ihn innerlich bewegte. Aloysius besaß das Talent, Kummer und Schmerz hinter einer lächelnden Miene zu verbergen, sogar noch in höherem Grade als sein weltlicher Bruder Donatus; man würde ihm aber Unrecht gethan haben, hätte man ihn dieser Begabung wegen der Verstellung oder Heuchelei zeihen wollen. Kanonikus Moosdörfer war nur ein Mensch von starker Willenskraft, wußte sich jederzeit selbst zu beherrschen und beherrschte dadurch auch Andere. Josephine, die immer leidende Schwägerin des Kanonikus, verweilte schon einige Tage in der Bischofsstadt, hatte aber Wohnung in einem Privathause genommen. Der Zweck ihres Kommens war nicht die Firmung, obwohl sie derselben mit großer Andacht beiwohnte, sie wünschte den Rath des welterfahrenen Schwagers in einer Angelegenheit zu hören, in welcher sie selbst zu keinem Entschlusse kommen konnte.

Dieser Angelegenheit gedachte nach aufgehobener Tafel Aloysius wieder, indem er seinen Bruder bei Seite nahm, während die übrigen Gäste durch ein lebhaftes Gespräch gefesselt wurden, das sich schon über Tisch angesponnen hatte und nun seine Erledigung finden sollte.

»Mein lieber Bruder,« begann der Kanonikus, »es betrübt mich sehr, daß meine Worte bisher so wirkungslos bei dem Manne geblieben sind. Manchmal mache ich mir Vorwürfe, daß ich auf Deinen Plan einging. Aber ich war im ersten Augenblicke, als Du ihn mir mittheiltest, so ganz davon ergriffen, daß ich nicht widerstehen konnte . . . Die Weichheit Deines eigenen Denkens steckte mich an, und darum unterstützte ich Dich . . . Du wolltest einen Unglücklichen nicht verderben, und für mich war es Sache des Amtes, Pflicht des geweihten Priesters, eine auf Irrwege gerathene Seele zu retten. Leider scheinen wir dennoch nicht das Rechte getroffen zu haben!«

»Der Unselige hat Dir aber die volle Wahrheit gesagt,« versetzte Donatus Moosdörfer. »Dein Bericht stimmt mit dem Bekenntnisse, das er mir ablegte, genau überein.«

»Ich weiß es, lieber Bruder, und eben darauf beruft sich der Alte. Er will von der weltlichen Justiz bestraft werden!«

Der Bleicher schüttelte den Kopf.

»Das sind Grillen, von denen man ihn befreien muß,« sagte er. »Ich werde selbst mit ihm reden, und ich denke, auch Josephine wird diesmal standhaft bleiben.«

»Sonst bist Du ohne Nachrichten geblieben?« fragte der Kanonikus. »Du folgtest doch meinen Weisungen?«

»In jeder Hinsicht, Aloysius! Aber der Weg nach den Colonien ist weit. Erkundigungen sollen auch eingezogen werden, und Fremde – Du weißt es – nehmen sich in solchen Dingen Zeit! . . . Die Unterstützung von Seiten der Diplomatie wird nicht sehr kräftig sein . . . Ich fasse

mich auch wohl in Geduld, aber meine arme Frau! ... Sie leidet unglaublich! ... «

»Ich werde noch einmal recht herzlich mit ihr reden,« sagte der Kanonikus. »Da sie ein christliches Gemüth besitzt und gottergeben ist, so wird sie sich auch in den Willen des Ewigen schicken ... Uebrigens hoffe ich, ein endliches Zusammentreffen mit Brühs trägt schließlich mehr zu ihrer Beruhigung bei, als meine besten Trostgründe. Freilich begreife ich auch ihre Furcht vor diesem Moment, den sie schon dreimal herbeikommen sah und vor dem sie doch jedesmal wieder zurückschreckte! ... Das Menschenherz ist eben ein eitel verzagtes, schwaches Ding!«

»Womit beschäftigt sich Brühs gegenwärtig?« warf Donatus ein.

»Er verrichtet allerhand häusliche Arbeiten und ist dabei eben so geschickt wie ausdauernd. Nur wird er nie heiter, spricht außer mir mit keinem Menschen, und scheint geistig zu leiden.«

»O, daß doch Nachricht käme!« rief Donatus Moosdörfer halblaut und seufzte dabei tief auf. »Hätte ich nur *einen* Fingerzeig, dem man nachgehen könnte! ... Vielleicht entdeckte ich dann auch die Spur unserer verlorenen Tochter Seraphine! ... «

»Von Seraphine weiß Brühs nichts,« sprach der Kanonikus sehr bestimmt. »Ich habe seine Gedanken wiederholt auch auf dieses Kind zu lenken gesucht, und immer dieselbe ruhig verneinende Antwort erhalten: nur

die Seele des gefundenen Knaben habe er auf dem Gewissen; ihn habe er aus niedrigstem Eigennutz verdorben, um ohne Sorgen leben zu können! . . . Aber brechen wir vorläufig ab! Unsere Gesellschaft dort im Erker wird ja merkwürdig laut. Laß uns hören, was die Comtesse mit so viel Feuer vertheidigt . . . «

Das Bruderpaar näherte sich der lebhaft sprechenden Gruppe im Erker. Im Nebenzimmer klirrten Tassen und silberne Löffel.

»Helfen Sie mir, hochwürdiger Herr!« rief Maximiliane von Allgramm, welche seit einigen Tagen mit ihrer Reisebegleitung in der Bischofsstadt weilte und ihre Bekanntschaft mit dem Kanonikus zu erneuern sich sogleich angelegen sein ließ. »Unsere jungen Herren werden immer ungalanter gegen die Damen. Sie begnügen sich nicht mehr, uns etwas mehr, als die gute Sitte erlaubt, zu vernachlässigen, sie lassen auch nicht einmal einen geistreichen Einfall gelten! Wenn sie noch verwundert aufhorchten; aber nein, sie schütteln nur die hochweisen Köpfe und sagen trocken: Unsinn!«

»Wie, meine Herren, das wagen Sie?« sprach der Kanonikus lächelnd und trat zwischen diese und die Comtesse. »Ich muß zunächst bemerken, daß ich überhaupt nicht statuire, es gäbe Unsinn. Was wir gemeinhin so nennen, das wird erst durch uns selbst dazu.«

»Bravo, Hochwürden, bravo!« rief Maximiliane von Allgramm und bot dem fein lächelnden geistlichen Herrn ihre Hand. »Lassen Sie diese ungalanten Rechthaber tüchtig ablaufen! . . . «

»Vermag ich es, geübte und gewandte Sophisten *ad absurdum* zu führen, so wird es meinerseits gern geschehen, Comtesse,« erwiderte der Kanonikus, »doch muß ich zuvor bitten, mich mit der verhandelten Streitfrage bekannt zu machen.«

»Das soll geschehen, und zwar mit denselben Worten, die ich meinen Gegnern gesagt habe,« sprach Maximiliane. »Ich stellte also den Satz auf: wer nur ernstlich wolle und Glauben habe, der vermöge wirklich zu prophezeien! ... Ueber dieses Wort nun fängt allen meinen Gegnern der Kopf an lichterloh zu brennen ... ›Prophezeien? ... Im neunzehnten Jahrhundert noch prophezeien!‹ ruft der Eine. ›Man würde sich nur lächerlich machen!‹ brummt der Andere, während der Dritte und Geistreichste im Paradeschritt den Schulfuchs ›Unsinn‹ in die Schranken reitet.«

Die drei Gegner der Comtesse verbeugten sich vor ihr wie auf Commando. Es waren Horatio, der Chilene und Georg Rauerz.

»Sie werden entschuldigen, meine Herren,« nahm der Kanonikus wieder das Wort, »wenn ich mit halber Wendung gegen Sie Front mache. Die Prophezeiung stirbt eben so wenig aus wie der Glaube. Ohne Zweifel knüpft auch Ihre liebenswürdige Gegnerin die aufgestellte Behauptung an einen bestimmten Vorfall, den kennen zu lernen mir von besonderem Interesse wäre.«

»Nun, da hört Ihr's, Ihr glaubensleeren Heiden mit christlichem Zuschnitt!« erwiderte Maximiliane von Allgramm. »Gott erhalte uns noch recht lange kluge und

verständige Priester, damit die Vernunft nicht mit der Tollheit eine Mesalliance eingeht, die lauter Wechselbälge auf die Welt bringt! ... Ja, Hochwürden, es ist, wie Sie vermuthen, und ich will Ihnen den Fall in aller Kürze vortragen.«

Maximiliane erzählte nun das Abenteuer mit der alten Bettlerin, die ihr zuerst auf der Riva de' Schiavoni begegnete, sie für den nächsten Morgen in die Sanct Markuskirche einlud, wo sie jedoch nicht erschien, und das spätere nochmalige Zusammentreffen mit ihr auf der Riestreppe des Dogenpalastes, nachdem Fürst Gudunow den Zettel mit den wunderbar klingenden Versen in der Maueröffnung gefunden hatte, welche unter der Republik einen der beiden Löwenrachen verdeckte. Auch die Verse, welche sich dem Gedächtniß Aller eingepägt hatten, citirte Maximiliane ...

»Sie kennen mich zur Genüge, Hochwürden,« fuhr die Comtesse fort, »um zu wissen, daß ich das Leben gern von der lustigen Seite erfasse und vor Heiligen mich nicht durch unnöthige Fußfälle demüthige ... Ich bin ein loses Weltkind, dabei aber, glaub' ich, nicht schlechter als die bleichwangigen und tiefäugigen Kopfhänger, welche regelmäßig mit strengster Pünktlichkeit ihre Bitt- und Bußfahrten halten und die Litanei mit dem Kyrie ausschließlich für Poesie erklären ... Nun, Sie verstehen mich, Hochwürden! ... Ich scherzte also in gewohnter Weise über die poetische Warnung und über das Traumgesicht

des Herrn Rauerz, im Stillen aber dachte ich ganz ernsthaft darüber nach und beschäftigte mich fast ausschließlich damit . . . Da begegnet mir, als ich, nur von meiner Jungfer begleitet, eines Morgens einen Ausgang mache, die Alte abermals. Ich erschrak wirklich, denn sie stand plötzlich vor mir, als sei sie aus der Erde aufgetaucht . . . Wahrscheinlich blickte ich sie mißtrauisch und ein wenig finster an, und mochte wohl Miene machen, ihr aus dem Wege zu gehen. Das Weib aber hielt mich fest und sprach ungefähr Folgendes zu mir: ›Schöne Dame, ich verlasse heute diese Stadt, denn ich muß wandern, weit, weit wandern. Es ruft mich eine Stimme, die ich nicht kenne, und ich sehe den Kopf eines Mannes, den ich früher niemals sah, der mir aber immer zunickt! . . . Wohin die Stimme mich ruft, weiß ich nicht, Dich aber, schöne Dame, werde ich einst wiedersehen, und dann hat die Stunde geschlagen, die wir Beide nicht unvorbereitet begrüßen dürfen! . . . Lebe wohl, schöne Dame! Hüte Dich vor böser Tücke allüberall, wo die Sonne scheint und wo der Mensch im Genuß der Erdenlust straucheln kann! . . . Ich selbst bin gestrauchelt und gefallen; wenn ich aber den Kopf des Mannes umfassen kann, den ich so oft sehe, und wenn die Stimme, die ich so oft höre, vergebend in mein Ohr dringt, dann hoffe ich wieder aufgerichtet zu werden vor Gott und den Menschen!« – So sprechend, grüßte mich das Weib noch einmal, küßte mein Gewand und stieg schnellen Schrittes die Stufen zur Rialtobrücke hinauf, an deren Fuße diese Scene sich zutrug, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird.«

»Gut vorgetragen, Cousine, ich muß Dich loben!« sprach Horatio. »Wenn man's so hört, kann man Dich wirklich für eine angehende Heilige halten ... Meinen Sie, Hochwürden, daß die Uebermüthige – denn ich kenne Cousine Allgramm – ein Wort von dem Allem glaubt? ... Sie hat heute nur die Marotte, Alle gläubig machen zu wollen, weil die kirchlichen Ceremonien ihr so gut gefallen haben.«

Der Kanonikus lächelte und sagte:

»Die Begegnung muß interessant gewesen sein, bis jetzt aber ist das prophetische Wort der alten Bettlerin wohl noch nicht eingetroffen?«

»Mich dünkt, es wird eintreffen,« versetzte Maximiliane, »denn ich glaube das Weib in der Kirche gesehen zu haben!«

»In unserer Kirche?« fragte der Kanonikus.

»Unter dem Orgelchor,« fuhr die Comtesse fort. »Es war dieselbe Gestalt, derselbe Kopf! ... Ihre Augen ruhten lange auf mir. Das Weib verließ die Kirche noch vor Beendigung der Ceremonien ... «

»Kann man das nun prophetische Weisheit nennen?« fiel der Chilene ein, der eine Reise durch Deutschland in so guter und unterhaltender Gesellschaft vorgezogen und sich jetzt entschlossen hatte, über Hamburg nach Valparaiso zurückzukehren. »Wir Alle bestreiten dies, während die Comtesse hartnäckig behauptet, der Anfang der Prophezeiung sei bereits eingetroffen, mithin werde und müsse sich dieselbe auch ihrem ganzen Umfange nach erfüllen.«

»Meine Herren,« versetzte der Kanonikus, »hier Recht zu sprechen, könnte gefährlich werden. Wer es wollte, müßte ein Auge besitzen, das selbst in die Zukunft zu blicken vermöchte. So begnadigt bin ich nicht, und deshalb enthalte ich mich eines Urtheils. Das aber ist gewiß: es geschieht fast immer, was der Mensch ernstlich will, wie er ja auch im Leben gewöhnlich annähernd erreicht, wonach er ohne Rast und Ruhe strebt . . . Und so kann es immerhin möglich sein, daß das Wort der Alten in dem empfänglichen Herzen der Comtesse zu seiner Zeit in Blüthe schießt und Früchte trägt! . . . Hoffentlich sind es solche, die meiner jungen Freundin wohlgefallen und nicht bitter schmecken! . . .«

Er lüftete sein kleines, schwarzes Seidenkappchen, womit er den bereits kahl werdenden Kopf bedeckte, reichte Maximiliane den Arm und führte sie in's Nebenzimmer, wo der Kaffeetisch servirt war . . .

Donatus Moosdörfer zog seine Uhr.

»Bist Du pressirt?« fragte Aloysius.

»Es wartet meiner noch ein Geschäft, lieber Bruder, das ich gern vor Abend abschließen möchte,« versetzte der Bleicher. »Wahrscheinlich werde ich schon vermißt.«

»Beschäftigte Leute darf man nicht aufhalten,« sagte der Kanonikus, »denn jedes Geschäft ist eine Mission.«

»Wir sehen uns doch wieder, Herr Moosdörfer?« fragte Maximiliane von Allgramm, im Sopha Platz nehmend und den Teller mit feinem Backwerk an ihren geistlichen Gastfreund zurückgebend.

»Mit gnädigster Comtesse gütigster Erlaubniß treten wir die Reise in die Heimath zusammen an,« entgegnete der Bleicher. »Josephine wird sehr glücklich sein, wenn sie die Ehre haben könnte, gnädige Comtesse unter ihrem Dache beherbergen zu können . . . «

»Das wollen wir uns überlegen, Herr Moosdörfer! Also auf Wiedersehen!«

Sie winkte dem Bleicher graziös mit der Hand und wandte sich dann sogleich mit einer Frage an den Kanonikus, deren Beantwortung überlegt sein wollte.

»Begleiten Sie mich, Herr Rauerz!« sprach Moosdörfer zu dem Agenten. »Ich habe ein paar Fragen unter vier Augen an Sie zu richten, und das läßt sich am besten im Hinterzimmer einer gemüthlichen Weinstube an kleinem runden Tische thun . . . Ich bin halt bekannt hier seit zwanzig Jahren, und weiß, wo man ein gutes Seidel Podskalsky einschenkt.«

Rauerz empfahl sich den Freunden und verließ mit dem Bleicher die Amtswohnung des Kanonikus.

»Treten Sie hier ein,« sagte Moosdörfer, auf ein großes Haus zeigend, das heute, wie alle öffentlichen Locale, stark besucht war. »In einer Viertelstunde ist mein Geschäft abgethan. Ich habe nur einige Male meinen Namen zu unterschreiben.«

Der Bleicher hielt Wort. Georg Rauerz hatte sich noch nicht recht orientirt, als der weich lächelnde Mann, von dem wohlbeleibten Wirthe als alter Bekannter freundlich begrüßt, in das Hauptgastzimmer trat und auf seinen jungen Freund zusteuerte.

»Schließen Sie Ihr Verließ auf, Herr Tandler,« sagte Donatus Moosdörfer, »und bringen Sie uns zwei Seidel Vorjährigen vom besten!«

»Sehr gern,« erwiderte Tandler, ein kleines, gemüthliches Zimmer öffnend, das nur Raum für höchstens fünf Personen hatte. »Ganz hell aber ist das Gewächs noch nicht, und wird's nun auch schwerlich werden.«

»Thut nichts, Herr Tandler, um so süßer und kräftiger schmeckt der Wein. Ich habe mein Lebtag nicht gehört, daß guter Podskalsky durchsichtig sein müsse wie Rubin-glas.«

Der Wirth beeilte sich, seine neuen Gäste zu bedienen, und er bediente sie gut. Moosdörfer probirte mit Kennermiene das ihm wohlbekanntes Getränk und fand es superb. Auch Rauerz wußte, das etwas trübe Aussehen des dunkelrothen, stark duftenden Weines ausgenommen, an dessen Geschmacke nichts zu tadeln.

»Nehmen Sie an, dies Verließ, wie der spaßige Tandler das Stübel nennt, sei ein Beichtstuhl, und ich der Priester,« hob Moosdörfer an, langsam, aber oft aus dem vor ihm stehenden Glase schlürfend, »und erleichtern Sie jetzt Ihr Herz! Es belauscht uns hier Niemand, ich aber seh's Ihnen an, daß Sie etwas drückt . . . Was ist dieser neuspanische Don für eine Creatur? . . . Das vornehme Frauenzimmer, die quecksilberne Comtesse, scheint ihn recht munter an der Leine zu führen, und der edle Don stellt sich gut genug dabei an . . . Thue ich Ihnen Unrecht, Herr Rauerz, wenn ich Sie für eifersüchtig halte?«

Georg ward verlegen. Er hatte dem Bleicher keinen so scharfen Blick zugetraut. Da er sich nun aber doch verrathen sah, gestand er seine Schwachheit ein, fügte aber sogleich hinzu, er denke nicht daran, die Neigung der Comtesse, die allen Männern den Kopf verdrehe, zu gewinnen, da er sich ja sagen müsse, daß er, selbst wenn er sich die ausgelassene Schöne erobere, an ihrer Seite schon ihrer unberechenbaren Launen und Extravaganzen wegen doch niemals dauernd glücklich werden könne. Der Chilene jedoch solle sie auch nicht haben, das sei beschlossene Sache, und deshalb habe er es auch vorgezogen, die Herrschaften, denen er in Venedig gute Dienste geleistet, unterwegs nicht zu verlassen.

»So gefallen Sie mir, Herr Rauerz,« sprach Moosdörfer und stieß mit dem Agenten des Hauses Schmalbacher und Compagnie an. »Resolvirt muß der Mann zu jeder Zeit sein, dann wird er nicht übermüthig im Glück, und das Unglück, rennt es ihn an, kriegt ihn nicht unter die Füße! . . . Ich darf mir schon ein Wort erlauben, denn ich habe eine gute Reihe Jahre an dieser Zieche genäht und werde noch immer nicht abgelöst . . . Was ist denn das für ein Prinz, dessen die Comtesse so häufig gedenkt, wenn sie dem chilenischen Nabob das Blut in die grünlichen Wangen treiben will?«

»Ach, Master Heedfull!« versetzte Georg. »Ich habe das Glück, diesen Mann nicht zu kennen, und bin auch nicht begierig, jemals seine Bekanntschaft zu machen . . . Nach Allem, was ich von ihm erzählen hörte, muß es

ein Mensch von Geist und ein eisenharter Charakter sein, Herz nur dürfte man bei ihm vergeblich suchen . . . «

»Er treibt Handel, und stammt aus dem Norden Amerikas?«

»So hörte ich.«

»Und doch lebt er eigentlich im Süden? . . . Bei oder in Buenos-Ayres?«

»Fällt Ihnen das auf, Herr Moosdörfer?«

»Es interessirt mich, weil in jenen Gegenden Menschen leben, an denen ich Antheil nehme, deren alte Aeltern ich kenne, und die zum Theil durch meine Vermittelung dort drüben ein neues Vaterland gefunden haben . . . Heedfull? . . . Den Taufnamen kennen Sie nicht?«

Rauerz verneinte.

»Ich will mir den Namen doch notiren,« fuhr Moosdörfer fort. »Wenn Tobias Helfer wieder an seine Kinder schreibt, kann er die Frage: ob ihnen ein Master Heedfull bekannt sei, mit einfließen lassen . . . Der Mann treibt Handel mit Fellen und Häuten?«

»Mit Häuten gewiß,« sagte Georg Rauerz, »vermuthlich auch mit kostbaren Hölzern.«

»Ganz wie meine lieben Bekannten und deren Compagnon,« fuhr der Bleicher fort, klingelte mit den Gläsern und bestellte noch zwei Seidel Podskalsky. »Bringen Sie uns ein paar frische Butterhörnel mit, Herr Tandler,« fügte er hinzu; »der Wein schmeckt noch einmal so gut,

wenn man etwas dabei knupfern kann ... Na, Herr Rauerz, was ist Ihnen denn? ... Sie machen ja halt ein Gesicht, als wollten Sie gleich in Ohnmacht fallen! ... Kommen *recta* aus dem Süden, haben cyprische und siciliani-sche Weine getrunken, und lassen sich von einem ungehobelten Böhmaken werfen? ... «

»Es ist nicht der Wein, Herr Moosdörfer,« versetzte Georg, »mich erschreckte Ihre letzte Bemerkung ... «

»Nicht möglich! ... Was hab' ich denn so Entsetzliches herausgelassen?«

»Nichts weiter, als daß Ihre Freunde in Buenos-Ayres in Häuten und werthvollen Hölzern Geschäfte machen.«

»Ist's etwa nicht erlaubt?« fragte Moosdörfer mit äußerst schlauem Lächeln. »Ich denke, Waare ist Waare, und was guten Absatz findet und wonach am meisten Nachfrage ist, damit zu handeln ist jedes klugen Kaufmanns Pflicht ... Sollte Ihnen das in diesem Geschäft entgangen sein?«

»Keineswegs, Herr Moosdörfer. Es giebt jedoch auch Handelsartikel, die ein ehrlicher Kaufmann nicht führen darf, will er sich nicht gegen Gott und Menschen versündigen ... Der Mensch ist keine Waare und sollte es nie werden, und Seelenverkäufer sind keine Kaufleute, sondern fluch- und todeswürdige Verbrecher! ... «

Die Hand Moosdörfer's zitterte, als er das seine weiße Taschentuch hervorholte und damit über seine hochgewölbte Stirn fuhr.

»Seelenverkäufer!« sprach er. »Nein, das sind keine Menschen, das sind Teufel oder doch Gesellen des Satan! ... Seelenverkäufer! ... Gott wolle Jeden bewahren, daß er diesen schrecklichen Menschen nicht in die Hände fällt und daß die Gesetze diesem furchtbarsten aller Verbrechen bald ganz den Garaus machen! ...«

Er gedachte seines ihm verloren gegangenen Sohnes, und die skelettartige Gestalt des alten Brühs bäumte sich vor ihm auf wie ein Gespenst.

»Der Mann, von dem sie wissen wollten, wer und was er sei, wird allgemein für einen geheimen Slavenhändler gehalten,« fuhr Georg Rauerz fort. »Master Heedfull ist frühzeitig reich geworden, hat jung eine werthvolle Baumwollenplantage in Lousiana erworben und als deren Besitzer den Werth der schwarzen Menschen, der Niggers, wie die Amerikaner sagen, kennen gelernt. Ein enges Gewissen soll der Mann nicht haben, und so liegt die Vermuthung nahe und hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Master Heedfull den Menschenhandel des Erwerbes wegen betreibt und damit Reichthümer auf Reichthümer häuft.«

Moosdörfer beunruhigte diese Mittheilung. Er selbst war, obwohl er im geschäftlichen Verkehr Gewinn und Vortheil nicht gering anschlug und beide sich nicht gern entgehen ließ, ein gewissenhafter Mann, der sich schlechter Mittel zur Erreichung selbst eines guten Zweckes niemals bedient haben würde. Darum ängstigte

ihn schon der Gedanke, die Söhne des arglosen, gottergebenen Helfer, die Brüder der lieblichen Andrea, die ohne sein etwas gewagtes Eingreifen, das sogar ein falsches Licht auf seinen eigenen Charakter werfen konnte, sich diesen angeschlossen haben würde, könnten in ihrer Unerfahrenheit von schlechten, aber klugen Menschen zu verbrecherischen Unternehmungen benutzt werden. Glaubhaft erschien dem Bleicher diese Annahme freilich nicht, die Möglichkeit derselben aber ließ sich auch nicht bestreiten. Und der Mensch, auch der beste, hat schwache Augenblicke, in denen er der Versuchung unterliegen kann.

»Wir sprechen später wohl noch einmal über diesen Mann, dessen Name mir jetzt nicht mehr entfallen kann,« sagte Moosdörfer und schlürfte den Rest des Weines. »Ungewarnt kann ich die Freunde drüben doch nicht lassen. Wann gedenken Sie mich zu besuchen, Herr Rauerz?«

»Sobald der Chef meines Hauses mir neue Instructionen ertheilt hat,« entgegnete dieser. »Baron von Alteneck, der mich wie einen Freund behandelt, würde mir zürnen, wollte ich an dem alten Stammhause seines Geschlechtes vorübergehen, und die schöne Comtesse darf ich mir ebenfalls nicht muthwillig zur Feindin machen. Alteneck und Bork liegen ja wohl nur wenige Stunden von einander entfernt?«

»Die Schlösser Alteneck, Rothstein und Bork bilden fast ein gleichschenkeliges Dreieck,« sagte Moosdörfer

und stand auf. »Die Felder und Wälder der drei Herrschaften grenzen an einander, und von Alteneck nach Schloß Bork braucht ein guter Fußgänger nicht ganz drei Stunden.«

Vor dem Weinhäuse verabschiedete sich Rauerz von dem Bleicher.

»Es wäre möglich, daß ich zu reisen genöthigt bin, ehe wir uns morgen wiedersehen,« sprach er. »Finde ich Briefe vor in meinem Logis – und ich erwarte deren – so reise ich noch des Nachts mit Extrapost ab. In diesem Falle treffe ich Sie in Ihrer Heimath. Empfehlen Sie mich dem Herrn Kanonikus und seiner Gesellschaft! Ich nehme brieflich von ihm Abschied, falls mir zu meinem persönlichen Abschiedsbesuche bei dem liebenswürdigen Herrn keine Zeit übrig bleiben sollte.«

»Ein braver Mensch,« sagte Moosdörfer zu sich selbst, als er allein nach der Wohnung seines geistlichen Bruders ging. »Er verdiente glücklich zu werden! ... Aber ach, wer wird je glücklich in diesem wechsellvollen Leben, und wer bleibt es dauernd, wenn er es jemals wirklich war? ... Keiner! Keiner!«

Das letzte Wort sprach der Bleicher laut, auf wie ein Spottvogel antwortete das Echo erst schreiend, dann immer leiser: »Keiner! Keiner! Keiner! ... «

6. BRÜHS VOR JOSEPHINE.

Auf Anrathen des Försters Thomas Joseph, dem auch Schmalbacher beipflichtete, hatte Donatus Moosdörfer den lebensmüden Brühs, in dem er den Verführer seines

einzigem Sohnes erblicken mußte, nach Leitmeritz transportirt. Er war so aufgereggt, so erbittert gegen den hinfälligen Alten, der ja nur zu sterben oder bestraft zu werden wünschte, daß er sich selbst nicht zutraute, das Rechte zu wählen. Das konnte einem unbetheiligten Dritten leichter werden, und ein besserer Rathgeber als der Bruder Kanonikus lebte dem Bleicher nirgends.

Brühs hatte weder eine Meinung noch einen Willen; er ließ Alles mit sich geschehen. Schon am nächsten Tage hielt der Wagen des Försters vor der Wohnung des Kanonikus, Brühs ward in einem sichern Zimmer zu ebener Erde untergebracht, und Moosdörfer hatte mit seinem gelehrten geistlichen Bruder eine lange Unterredung.

Seitdem lebte Brühs im Hause des Kanonikus. Der alte Mann dachte nicht an Flucht; er wollte bestraft, gerichtet sein, und entschlug sich dieser Gedanken erst nach mehrmaligen Unterredungen mit dem Kanonikus, dem er auch ausführlich beichtete.

»Sie müssen noch sehr lange zu leben wünschen,« sagte der wohlmeinende geistliche Herr, als er des alten Mannes Inneres vollkommen ergründet zu haben glaubte. »Nicht Strafe und Tod sühnen Ihre Fehler und Vergehungen – Bitte, Gebet und Arbeit werden Sie frei machen und Ihnen die verloren gegangene Ruhe Ihrer Seele wiedergeben . . . Helfen Sie den jungen Mann, dem Sie die Pfade des Unrechts und der Sünde wandeln lehrten, suchen, bis das Asyl, das er gefunden hat, entdeckt ist, und bitten Sie Gott, daß er ihm gnädig sein und ihn erretten möge, wie er Sie errettet hat!«

Solche Worte von dem Munde eines milden Priesters blieben nicht ohne Eindruck. – Brühs fand sich nach und nach in seine neue Lage und verfiel nur bisweilen in seine frühere verzweifelte Stimmung, wo ihm dann das Leben eine Last war und er sich den Tod wünschte. Lange indeß dauerten solche Stimmungen nicht, besonders wenn der Kanonikus den Alten tröstete. Nur daß er auf Erden keine Strafe für seine Vergehungen leiden sollte, wollte ihm nicht recht einleuchten und machte ihn zeitweise ganz schwermüthig.

Es war am Tage nach der Firmung, als Brühs zu dem Kanonikus beordert wurde. Der alte Mann glaubte den Abgesandten des geistlichen Herrn mißverstanden zu haben und fragte deshalb:

»Zu dem hochwürdigen Herrn Kanonikus?«

»Allerdings und zwar gleich! Eine Dame wünscht Euch zu sprechen! . . . «

Brühs mußte doch einige Zeit verstreichen lassen, ehe er dem Rufe zu folgen vermochte. Nur eine sehr wichtige Angelegenheit konnte denselben veranlaßt haben. Endlich hatte er sich gefaßt und trat in das Studirzimmer des geistlichen Herrn. Dieser ging, aus einer holländischen langen Thonpfeife ausgezeichnet feinen Kanaster rauchend, auf und nieder. Als er Brühs' ansichtig ward, blieb er vor ihm stehen.

»Erinnern Sie sich noch aller der Thatsachen, deren Sie in Ihrer Generalbeichte gedachten?« fragte der Kanonikus und blies dem steifen Alten Wolken bläulichen Rauches in die verwitterten Züge.

»Ich glaube, Hochwürden.«

»Dann wiederholen Sie dieselben der Dame gegenüber, zu der ich Sie jetzt führen werde.«

»Kennt mich die Dame?«

»Ihr seid einander Beide unbekannt.«

»Und einer Unbekannten soll ich meine Missethaten gestehen? . . . «

»Nehmen Sie an, es sei das die Strafe, welche Ihnen das weltliche Gericht für dieselben zuerkannt habe. Ich werde zugegen bleiben, um Sie zu ermuthigen und um Zeuge zu sein, daß Sie auch nirgends von der Wahrheit abweichen. Die Wahrheit wird die Dame veranlassen, sich Ihnen zu entdecken . . . «

Gewöhnt, den Kanonikus für sich denken zu lassen und ihm blindlings zu gehorchen, machte Brühs keine Einwendung. Er sah starr vor sich nieder und ordnete seine Gedanken. Seit wie lange hatte er keiner Dame mehr gegenüber gestanden, und seit wie vielen Jahren hatte mit ihm, dem ruhelosen Landstreicher, ein weibliches Wesen von Bildung nicht mehr gesprochen! . . . Sein Herz klopfte laut, als der Kanonikus die Pfeife wegstellte, den Hausrock mit der Sutane vertauschte und zu Brühs sagte:

»Kommen Sie!«

Aloysius Moosdörfer durchschritt einen langen Corridor, klopfte an eine breite Thür und öffnete diese rasch, die Hand seines Begleiters erfassend, damit dieser nicht etwa zurückbleiben möge.

Das Zimmer hatte fast das Aussehen einer Raths- oder Gerichtsstube. Einen grünen ovalen Tisch umgaben verschiedene Stühle mit hohen, steifen Lehnen. Am oberen Ende des Tisches in einem etwas breiteren Sessel lehnte eine sehr blasse, in Trauer gekleidete Frauengestalt. Sie hatte offenbar geweint, denn ihre Augenlider waren leicht geröthet. Die weißen, wachsartigen Hände hielt sie über einem Taschentuche gefaltet im Schooße. Sie bewegte sich nicht, nur Mund und Hände zuckten, als sie den Kanonikus und dessen Begleiter erblickte.

»Das ist der Mann, dessen Lebensgeschichte Sie zu hören wünschen,« sprach der Geistliche und führte Brühs an das untere Ende des Tisches. Er selbst nahm zwischen dem Alten und der blassen, stets traurig blickenden Dame Platz, in der wir Josephine Moosdörfer erkennen.

»Erzählen Sie, Brühs!« befahl der Kanonikus. »Erzählen Sie genau der Wahrheit gemäß und verschweigen Sie nichts! Es wird Ihnen Niemand in's Wort fallen.«

Brühs gehorchte. Das auf ihm ruhende Auge des geistlichen Herrn schien große Gewalt über ihn zu haben. Wir kennen bereits die Geschichte des Unglücklichen und brauchen also nichts zu wiederholen . . . Josephine hörte mit halbgeschlossenen Augen anscheinend theilnahmlos zu. Erst als Brühs der Wetternacht gedachte und der klagenden Kinderstimme in der tiefen, vom angeschwollenen Wildwasser durchströmten Waldschlucht, zuckte sie zusammen und preßte das Taschentuch vor ihre Augen.

Brühs machte unwillkürlich eine Pause. Sein Herz sagte ihm, wer die Frau sei, die vor ihm saß, der er ein Bekenntniß seiner Vergehungen, seiner Frevel gegen Gott und Menschen ablegen müsse . . .

»Weiter!« drängte der Kanonikus. »Nur die Wahrheit kann Sie retten, denn die Wahrheit bringt auch das Verborgenste an's Licht! . . .«

Brühs fuhr in seiner Erzählung fort. Er sprach so bewegt, so ganz aus seiner tief ergriffenen Seele heraus, daß Josephine ihren Sohn immer tiefer sinken und endlich auf die abschüssige Bahn des Verbrechens abbiegen sah . . . Das Wort ›gepreßt‹ welches dem Munde des erschütterten Erzählers entfloß, der sich damit selbst das Urtheil sprach, entrang ihr einen bangen Schmerzensschrei.«

»Es ist mein Sohn! Es ist mein Gotthold!« rief sie schluchzend aus und beugte ihr Haupt nieder auf den Tisch.

»Und Sie werden ihn wiederfinden, liebe, treue Dulderin!« sprach der Kanonikus.

»Und er lebt? Mein Sohn lebt?« rief Josephine und richtete sich wieder auf.

»Wir haben Anzeichen, daß er lebt,« sagte der Kanonikus. »Diese Versicherung muß Ihnen genügen! . . . Bruder Donatus thut in diesem Augenblicke schon Schritte, um den Fußstapfen zu folgen, die uns den Weg zu dem Asyl des Verschollenen – wir hoffen in nicht gar langer Zeit – deutlich werden erkennen lassen . . .«

»Wo ist Donatus?« fragte Josephine und trocknete ihre Thränen.

Brühs war auf seine Kniee gesunken und betete halblaut für den von ihm Verführten und für die Mutter, die ihn gebar. Dies Gebet des alten Mannes rührte ihr Herz, und vergebend bot sie ihm die Hand, indem sie sagte:

»Ihr habt mich beleidigt, aber ich vergebe Euch gern, damit auch mir vergeben werden möge! ... Nun ich weiß, daß mein Sohn nicht zu Schaden kommen und untergehen mußte unter Verbrechern, ist meine Seele voll Hoffnung ...«

Auf ihre Hand fielen die Thränen des gerührten Brühs, der eine Centnerlast von seinem Herzen genommen fühlte. Da ward die Thür geöffnet, und Donatus Moosdörfer trat zögernden Schrittes ein.

»Ist es geschehen?« fragte er, ängstliche Blicke auf seine Frau werfend, die eben ihre Hand auf den kalten Scheitel des immer noch knieenden Brühs legte ...

»Es ist vorüber!« sprach Josephine und sank mit ausgebreiteten Armen an die Brust des bewegten Gatten. »Fort! Fort, nach Hause! Laß uns den Spuren unserer verlorenen Kinder nachgehen!«

7. DER SCHÄFER BEI GRAF ROTHSTEIN.

Als der Schäfer Schloß Alteneck verließ, war er noch unschlüssig, welcher Vorwand ihm am dienlichsten sein könne, um Barbara bei dem Grafen einzuführen. Daß sich ein solcher leicht finden lasse, wußte er, nicht jeder

aber war ihm recht. Am liebsten hätte Clemens es gesehen, wenn Graf Rothstein selbst den Wunsch geäußert, die Schaffnerin seines Freundes bei sich zu sehen. Eine Zusammenkunft dieser beiden Persönlichkeiten, durch gegenseitiges Interesse eingeleitet, konnte sich je nach Umständen auf sehr verschiedene Weise verwerthen lassen. Barbara haßte den Baron, seit sie zu der Ueberzeugung gekommen war, er habe ihren Sohn, der sich allerdings von jeher als eine schwer zu leitende, unbändige Natur gab, nur deshalb in die Welt geschickt, damit er an seiner eigenen Unbändigkeit zu Grunde gehe. Konnte nun Graf Rothstein von Barbara Nutzen haben für sich selbst, so war es immerhin möglich, daß er mit ihr sich zu gemeinsamem Handeln, selbst auf Kosten des Freundes gegen diesen verband.

Clemens entwarf einen Plan nach dem andern, kam aber nicht zum Ziele. Immer entdeckte er etwas, das ihm bedenklich schien. So erreichte er sein Häuschen und überließ sich nochmals seinen Gedanken. Da ward sein Inneres plötzlich wie von einem Blitz erleuchtet. Glänzenden Auges erhob er sich von seinem Sitz und schloß die Truhe hinter dem Ofen auf, in welcher er seine Kostbarkeiten, d. h. diejenigen Sachen, die er dafür hielt, bewahrte.

»Das führt zum Ziele! . . . Das wird ihn in große Aufregung versetzen! . . .« rief er. »Ein besserer Gebrauch läßt sich von diesen Papierstreifen gar nicht machen!«

Er öffnete das Paket, das ihm Tobias Helfer Tags zuvor eingehändigt hatte, suchte in den verschiedenen Papieren und wählte eins der größten aus, das besonders deutliche Schriftzüge zeigte. Mit diesem Talisman in der Tasche ging er unverweilt über die Heidenlehne, wo er die Heerden mit raschem Blick inspicierte, nach Rothstein ...

Der Graf war kurz vor seinem Eintreffen mit seinem Büchsenspanner von der Jagd heimgekehrt und bei guter Laune. Der grämliche Cerberus in seiner Zelle, sonst immer schwierig, wenn der Schäfer mit dem gnädigen Herrn sprechen wollte, machte heute keine Einwendungen. Er meldete Clemens, der ihm auf dem Fuße folgte, sogleich dem Kammerdiener des Grafen, der sich ebenfalls willig zeigte. Clemens ward vorgelassen.

»Nun, alter Graukopf,« redete Graf Rothstein den Schäfer an, indem er ihm vertraulich an seinen langen Haarlocken zupfte, was er nur in sehr guter Stimmung zu thun pflegte, »was führt Dich wieder einmal in's Schloß? ... Du machst Dich sehr rar und thust überhaupt, als ob Du Dich gar nicht mehr um Deinen Herrn zu kümmern brauchtest ... Wie steht's in Alteneck? ... Weiß man dort auch nichts vom Baron? ... Ich werde doch morgen oder übermorgen persönlich mich auf Alteneck nach ihm erkundigen müssen ...«

Lotto-Clemens triumphirte; es ging Alles nach Wunsch.

»Gräfliche Gnaden wollen entschuldigen, daß ich Sie nicht jeder Kleinigkeit wegen überlaufe,« erwiderte er.

»Ich weiß, daß Sie mir in gewissen Dingen volles Vertrauen schenken.«

»Hm, ja!« sprach Graf Rothstein, klappte die Absätze seiner Jagdstiefeln ein paarmal zusammen und strich sich die langen Enden seines Schnurrbartes, der wieder tief schwarz gefärbt war. »Da führt Dich also ein wichtiges Vorkommniß her ... Nun, immerhin, laß hören! ... Mich ficht heute so leicht nichts an, denn ich habe einen glücklichen Tag.«

»Ich komme von Alteneck,« sagte der Schäfer und ließ seine scharfen Augen, denen der Graf ungerne begegnete, geheimnißvoll auf ihm ruhen. »Zu berichten habe ich zwar nichts – denn das Frauenzimmer auf dem Schlosse hat vollauf mit sich selbst zu thun – etwas zu überbringen aber habe ich, das gräfliche Gnaden wahrscheinlich verloren haben und das wieder zu erhalten Sie sich gewiß freuen werden ... «

»Ich ... etwas verloren?« versetzte Graf Rothstein und zog sich den Schnurrbart weit unter das Kinn herab. »Und in Alteneck? ... Das ist kaum denkbar ... Ich war sehr lange nicht mehr bei meinem Freunde, und seit ich dort war, vermisse ich nichts ... «

»Dann bitte ich um Entschuldigung, gräfliche Gnaden! ... Habe mich demnach geirrt ... «

Clemens grüßte militärisch, richtete sich in ganzer Größe auf und wollte sich entfernen.

»Halt!« rief der Graf gebieterisch. »Ehe ich Dich gehen lasse, wirst Du mir Mittheilung machen von meinem angeblichen Verluste! . . . Sage, was es ist, und ich weiß, ob die Sache mir zugehört oder nicht! . . .«

Der Schäfer blieb stehen, blickte den Grafen wiederum so scharf an, daß dieser die Augen niederschlug, und sagte:

»Eine Sache von Werth ist es nicht, denn Briefe haben nur Werth für den, an den sie gerichtet sind . . .«

»Briefe?« fiel Graf Rothstein ein, und seine finsternen Augen begannen zu glitzern.

»Ich habe das Papier bei mir, gräfliche Gnaden, und meine die Schreiberin recht gut gekannt zu haben . . . Darum eben . . .«

Der Graf erblaßte, wankte und konnte sich nur an seinem Schreibtische aufrecht erhalten.

»Gieb!« lallte er leise, »gieb!«

Clemens überreichte ihm das ausgewählte Brieffragment schweigend und mit einer gewissen steifen Feierlichkeit.

Graf Achim von Rothstein warf einen halb erloschenen Blick darauf und zerknitterte es zähneknirschend.

»Teufel!« murmelte er dumpf vor sich hin und blickte den Schäfer, der keine Miene verzog und fast traurig aussah, giftig an, »wie kommst Du zu diesem Fetzen? . . .«

»Auf Alteneck fand ich ihn . . . im Zimmer der Beschließerin . . .«

Der Graf fuhr wild empor.

»Das hat die Dirne gethan!« rief er grimmig und zerpfückte das Brieffragment in zahllose Stücke. »Durch sie allein kann diese ewig vermaledeite Schrift nach Alteneck gekommen sein! . . .«

»Gräfliche Gnaden sahen diese Schriftzüge ehemals gern,« bemerkte der Schäfer. »Und was uns einst lieb war, das soll man später nicht verfluchen . . . Man kann damit gar leicht alles Glück und allen Segen aus dem eigenen Hause fluchen! . . .«

Der Graf überhörte des alten Schäfers Bemerkung, da er augenblicklich nur von einem einzigen peinlichen Gedanken beherrscht ward.

»Von Barbara erhieltst Du das . . . widerwärtige Papier?« fragte er, dem Schäfer wieder näher tretend.

»Das habe ich nicht gesagt, gräfliche Gnaden,« erwiderte Clemens, »ich fand es nur auf ihrem Zimmer . . .«

Graf Rothstein schritt an ihm vorüber und streckte den Arm nach dem Glockenzuge aus. Clemens hielt ihn zurück.

»Was beschließen gräfliche Gnaden zu thun?« fragte er mit freundlich unterwürfigem Tone.

»Nach Alteneck will ich reiten, auf der Stelle, um die nichtswürdige alte Person zur Rede zu setzen, und Du sollst mich begleiten!«

»Dazu möchte ich nicht rathen . . . Gräfliche Gnaden sind aufgeregt, und Barbara ist eine geschwätzig Person.«

»Hast recht, Alter, hast wahrhaftig recht! . . . Aber wie komm' ich hinter die Schelmereien dieser hinterlistigen

Dirne? ... Just weil sie fortwährend spionirte, und kein Schloß, kein Riegel, kein Winkel im ganzen Schlosse vor ihrer Neugierde Ruhe hatte, vertrug ich mich mit dem duckmäuserigen Schelm von Vater und suchte mich ihrer auf gute Manier zu entledigen ... «

Lotto-Clemens war sehr zufrieden mit dem Grafen, wie mit sich selbst. Er wußte, daß sein Gebieter aufrichtig die Wahrheit sagte, und etwas Anderes beabsichtigte er nicht ...

»Man könnte die Schaffnerin auf Alteneck ja hieher citiren,« sagte er: Zeit hat sie im Ueberfluß, und wenn es in Form einer Einladung geschähe, so fühlte sie sich wohl gar noch geehrt.«

»Möglich, Clemens, möglich! Aber wo knüpft man da an? Einem geschwätzigen und dabei vielleicht auch boshaften Weibe gegenüber kann ich mich doch nicht compromittiren? ... «

»Gewiß nicht, gräfliche Gnaden! ... Wollten Sie mir freie Hand lassen, so getraue ich mir das Stück durchzuführen.«

»Du meinst? ... So laß hören! ... «

»Gräfliche Gnaden sind unwohl und wünschen im Interesse des Herrn Barons eine Frage an die langjährige Verwalterin des Schlosses Alteneck zu richten, die in Abwesenheit des Herrn Barons nur diese allein beantworten kann.«

»In der That, das geht, alter Graukopf! ... Und Du selbst willst mein Bote sein?«

»Gräfliche Gnaden haben zu befehlen, ich zu gehorchen.«

»Die Sache hat aber Eile, Clemens!«

»Ich entledige mich meines Auftrages noch heute, und morgen – gräfliche Gnaden haben nur die Stunde zu bestimmen – führe ich persönlich die Frau mit dem goldenen Horn in's Schloß!«

»Du hast Vollmacht, für mich zu handeln, wie es Dir gut dünkt, Clemens,« erwiderte der Graf; »und theilt Barbara mir recht viel Interessantes mit, so werde ich erkenntlich sein. Wenn sie aber eigensinnig und hartnäckig ist, was dann?«

»Jeder Hinweis auf die Vergangenheit wird sie gesprächig machen,« sagte der Schäfer. »Nur dürfen gräfliche Gnaden nicht dringend werden, sondern müssen ihr zwei, drei bis vier Tage Zeit lassen . . . «

»Wenn es durchaus nöthig ist, nun warum nicht? . . . In Ermangelung besserer Unterhaltung kann auch eine alte Plaudertasche amüsant werden . . . Sieh' also zu, daß Barbara morgen Mittag auf Schloß Rothstein zum ersten Male speist . . . Später werde ich sie zu mir rufen lassen und, damit sie ihre weiblichen Tugenden zur Geltung bringen kann, sehr leidend sein . . . So denke ich, alter Graukopf, sind alle Rollen zu einer Farce mit ernsthaftem Hintergrunde vortrefflich vertheilt, und es erübrigt nur noch, daß Jeder die seinige auch möglichst gut durchführt! . . . «

Lotto-Clemens war der nämlichen Ansicht. Er rieb sich lachend die Hände, als er die breite Schloßstreppe hinunterstieg und zufrieden in seinen Bart murmelte:

»Diesmal bist Du der Gefoppte, Graf Achim von Rothstein, und während Du eine dritte Person zu foppen glaubst, sollst Du in das Netz laufen, das ich hinter derselben aufstellen werde! Es ist hohe Zeit, daß wir Abrechnung halten über die Vergangenheit, damit wir die Zukunft nicht verlieren! . . . «

Der alte Schäfer war selten mit sich selbst so zufrieden gewesen wie nach dieser Unterredung mit einem Manne, den er wohl manchmal bedauern, niemals aber achten konnte. Alteneck brauchte er nicht zu besuchen, denn dort war längst Alles geordnet. Seine nächste Thätigkeit galt anderen Vorbereitungen, die indeß reiflich überlegt sein wollten, um auch die Folgen, die sich daran knüpfen mußten, im Voraus mit möglichst großer Sicherheit vorausbestimmen zu können. Damit ihn Niemand in seinem Denken und Berechnen stören möge, blieb er bis in die Nacht in der von aller Welt gemiedenen Grotte unter der gefürchteten Feengruft. Am andern Morgen stand er schon frühzeitig wieder unter seiner Heerde am Fuße der Heidenlehne, und eine Stunde nach Zwölf betrat er in seiner gewöhnlichen Alltagstracht an Barbara's Seite den Schloßhof von Rothstein.

8. EINE NACHT AUF SCHLOSS ROTHSTEIN.

Ein Tag war vergangen, die Nacht zog herauf, eine Nacht, still, sternenklar und friedlich, wie sie in größerer Pracht und Herrlichkeit selbst nicht auf Eden herabgeblickt haben kann.

Graf von Rothstein und Barbara hatten eine lange Unterredung mit einander gehabt und waren unbefriedigt aus einander gegangen. Jeder hatte sich geirrt, Jeder sah sich enttäuscht, und in den Herzen Beider nistete sich stiller Groll ein.

»Was hat der Mann mir Fragen vorzulegen, die ich nicht beantworten kann?« sprach Barbara zu sich selbst, als der Kammerdiener ihr als Wohnung die Zimmer anwies, die früher Andrea bewohnt hatte. »Was weiß ich von Briefen, die ihm von unbekannter Hand entwendet worden sein sollen? Fremde Sprachen kenne ich nicht, und was fremde Leute in solchen Sprachen auf's Papier kritzeln, geht mich nichts an. Ich fürchte, des Herrn Grafen Krankheit, der aussieht wie der leibhaftige, alt und hinfällig gewordene Gottseibeius, steckt in seinem Kopfe und hat große Familienähnlichkeit mit den Visionen meines treulosen Adam . . . «

Barbara besah und befühlte die Mobilien, die ihren Beifall zu haben schienen, wenn sie auch sehr oft mißbilligend den Kopf über deren arge und ihrer Ansicht nach ganz unverantwortliche Vernachlässigung schüttelte. Was sie dabei dachte, sprach sie nicht aus, aber sie

dachte viel und zog aus ihren Gedanken allerhand Folgerungen, die den Grafen, hätte er sie gekannt, wahrscheinlich über die von ihm mißachtete Frau ein ganz anderes Urtheil würden haben fällen lassen. Barbara ließ keinen ihr erreichbaren Gegenstand unberührt und ununtersucht. Selbst an die Wände, mit Tapeten überzogen, hinter denen es manchmal raschelte und die alsdann in eine zitternde Bewegung geriethen, legte sie ihr Ohr und lauschte lange mit angehaltenem Athem . . . Sie wunderte sich nicht über dieses Geräusch, denn sie kannte es von Alteneck her, wo manche Zimmer ganz ähnlich decorirt waren. Auf Rothstein aber interessirte Barbara Alles, Bekanntes wie Unbekanntes, denn Andrea war ein junges Mädchen, das zwar wie alle junge Mädchen ihre kleinen Geheimnisse hatte, über die sie mit Niemand sprach, dagegen aber von dem, was Jedermann sich erzählte, auch offen mit Barbara sich auszusprechen keinen Anstand nahm. Ueber das, was das Volk, insbesondere die Unterthanen des Grafen vom Schloße Rothstein fabelten, war daher die Jugendgeliebte Adam's von Alteneck sehr genau unterrichtet. Wie emsig sie aber auch suchte und Alles visitirte, am ersten Abend stieß ihr nichts Verdächtiges auf, und auch die Nacht verging ohne jegliche Störung. –

Graf Achim von Rothstein zweifelte keinen Augenblick, daß die neugierige Tochter des alten Organisten, die ihr feines Näschen überall hinsteckte, die Entführerin der Brieffragmente sei, die er während ihrer Anwesenheit zerrissen und in den Papierkorb geworfen hatte, damit

er für immer von ihnen befreit werde und nicht immer von Neuem bei ihrem Anblicke an Zeiten und Vorgänge erinnert werde, die er vergessen wollte ... Er mußte sich jetzt sagen, daß ihn die Leidenschaft, der Zorn oder Unmuth unvorsichtig gemacht hatten, als er das Zerstörungswerk begann, ohne es zu vollenden. Die Leidenschaft ist nie klug, nie vorsichtig, und darum rennt sie so oft mit offenen Augen geradeswegs in's Unglück ... Nicht zerreißen, vernichten mußte er die Briefe, die er nie betrachten konnte, ohne daß ein kalter Todesschauer seine Gebeine durchrieselte ... Nun war es zu spät, um Vergessenes nachzuholen ... Die Papiere, welche ihm zahllose Lebensstunden verbittert und ihm fast in jede Freude Gift geträufelt hatten, waren verschwunden! ... Wer aber besaß sie? ...

Diese Frage verscheuchte den Schlaf vom Lager des Grafen und erfüllte sein Herz, das er mit dem Zerreißen einer alten, von ihm längst verächtlich behandelten Correspondenz für immer hatte beruhigen wollen, von Neuem mit banger Furcht ... Und doch mußte er schweigen, um eine böse Saat nicht üppig aufschießen zu lassen ...

»Andrea hat sich die Briefe angeeignet,« sagte er zu sich, als Barbara von ihm ging und auch seine geschicktesten Fragen der alten, eigensinnigen Person, deren große Augen so listig und doch kalt auf ihm ruhten, und die sich bald blos zerstreut, bald halbtäub stellte, keine einzige zufriedenstellende Antwort entlockt hatten. »Ich habe kein Recht, der neugierigen Dirne deshalb Vorwürfe zu machen oder sie zu Verantwortung zu ziehen, denn was

ein Papierkorb enthält, ist Gemeingut für Alle. Welchen Zweck aber verfolgte dabei die Arglistige? ... «

Das war die Frage, welche den Grafen immer von Neuem beunruhigte, und auf die er vergebens eine Antwort suchte. Eins nur tröstete ihn in seiner Betroffenheit, die fremde Sprache und die fremden Schriftzeichen ... Wer in dieser Gegend war des Russischen mächtig, und wo hätte sich wohl ein sprachgewandter Mann gefunden, der russische Schrift zu lesen im Stande gewesen wäre? ...

Mißbrauch also konnte die neugierige Andrea, wäre sie auch im Besitz sämtlicher Brieffragmente gewesen, was nicht der Fall war, mit ihrem halb zerstörten Raube nicht treiben ... Baron Alteneck – Graf Rothstein wußte das sehr genau – verstand kein Russisch; auf das ungebildete Volk sah er mit Verachtung herab; der alte Helfer war ein bibelfester Mann, aber kein Schriftgelehrter, und Horatio ...

»Dieser Mensch allein ist gefährlich!« unterbrach der Graf seinen Gedankengang. »Er besitzt Sprachkenntnisse, ist wißbegierig, theilt die Marotte vieler verschrobenen Köpfe von heute, daß die Aristokratie, in deren Händen der große Grundbesitz liegt, um die urtheilslose Masse geistig eben so sicher zu beherrschen, wie sie materiell ihr gebietet, auch in den Wissenschaften, in der Gelehrsamkeit gleichen Schritt mit dem Bürger halten müsse, der nur lernt und arbeitet, um sich später sein Brod kümmerlich durch sein entsetzliches Wissen verdienen

zu können; und er hat Verbindungen durch seine eigene Familie, die allenfalls auch bis nach Rußland hinein greifen könnten, wenn es sich um Wichtiges handelt ... Vor Horatio also und seinen nächsten Freunden muß ich zunächst auf meiner Hut sein! ... Er ist mein entschiedenster Widersacher von Charakteranlage und Lebensanschauung, wie er der geborene Widersacher seines eigenen Vaters ist! ... «

Gar kein Gewicht legte der Graf der Mitwissenschaft des Schäfers bei. Clemens war für ihn ein gefährlicher Mann, der ihm viel schaden, ihn aber, seiner niedrigen Lebensstellung wegen, die ihn stets in Abhängigkeit erhielt, doch nicht verderben konnte. Auch glaubte er den Charakter dieses wunderlichen Menschen durch langjährige Beobachtung genau studirt zu haben, um wissen zu können, wo Befehlen und Gehorchen einander die Stange hielten. Das eigenthümliche Gemisch von berechnender Schlaueit, von angeborener Herzensgüte und von Geheimnißthuerei, die sich selbst belügt, um über Andere Gewalt zu bekommen, flößte dem Grafen bisweilen auch eine Art Scheu vor dem Schäfer ein, wirkliche Furcht aber hatte er doch nicht vor dem an sich ganz machtlosen Manne ... Er wußte genau, wie er mit Clemens stand, den er oft hart anfuhr, von dem er sich aber auch die bittersten Dinge sagen ließ, ohne ihn von sich zu weisen ... Der Schäfer hatte eine Art, Drohungen als Waffe gegen den Grafen zu brauchen, die ihm dieser nicht entwinden konnte, weil ein dunkles Verhängniß des alten Schäfers Waffe feite. Diesem Verhängniß

zu entgehen, hätte Graf Rothstein in das tiefe Dunkel einer Vergangenheit hinabsteigen müssen, an die er ungern dachte, und darum schwieg er und gab immer nach, so oft Clemens den Arm erhob und drohend rief: Ich hebe den Schleier und erwecke Todte zum Leben! . . .

Entfernte sich der drohende Alte wieder, dann lachte Graf Rothstein über sich selbst und sagte spöttisch:

»Thor, der ich bin! . . . So oft der dreiste Narr in seinem Schafspelze von Geistern und Todten redet, die er citiren will, bin ich furchtsam wie ein Kind, und doch weiß ich, daß er nicht mehr weiß wie ich selbst! . . . Aber freilich, mich allein trifft die Schuld, und er, der Knecht, hat ein reines Gewissen! . . .«

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich Graf Achim von Rothstein die halbe Nacht, da Barbara hartnäckig behauptete, sie wisse nichts von Briefen und Papieren, habe dergleichen auch nie bei Andrea gesehen und mithin auch das Fragment nicht von ihr erhalten. Behaupte das der Schäfer, so sage er die Unwahrheit . . .

Zu weit gehen wollte und durfte der Graf nicht. Er brach deshalb die Unterredung mit Barbara ab, entließ sie freundlich, konnte aber die Bemerkung nicht unterdrücken, sie möge sich nicht in ihrer Ruhe stören lassen, wenn sie vielleicht des Nachts gehen oder stöhnen höre. Urheber solcher Störung sei er selbst, da er oft von asthmatischen Leiden heimgesucht werde, die ihn dann zwingen, des Nachts so lange umherzuwandern, bis Erleichterung einträte . . . Seien die Anfälle heftig, so käme es wohl auch vor, daß er laut schreie . . .

Der Graf sagte das halb scherzhaft und nur so obenhin; Barbara aber ging kein Wort seiner Rede verloren, und als ihr Blick den seinen traf, wußte sie, daß er wenigstens nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte . . .

Der nächste Morgen kam, und eine zweite Unterredung des Grafen mit Barbara hatte kein besseres Resultat. Die Beschließerin von Alteneck wurde sogar kurz, spitzig, zuletzt herausfordernd, und es fehlte wenig, so hätte sie dem hochgeborenen Freunde ihres Gebieters derbe Wahrheiten in's Gesicht gesagt . . . Sie fühlte die Wichtigkeit ihrer Stellung, ohne deren Veranlassung zu kennen, und wußte jetzt, daß sie etwas wagen könne. Entweder hatte man den Schäfer getäuscht, oder der Schäfer hinterging sie in einer ihr unbekanntem Absicht!

. . .

Diese Ueberzeugung machte Barbara noch wachsamer.

»Ich bleibe jetzt auf Rothstein, bis ich hinter die Schliche des Grafen komme!« rief sie sich zu, und hätte der Graf ihr anzeigen lassen, er bedürfe ihrer fernerhin nicht mehr, so würde sie doch nicht gegangen sein.

Lotto-Clemens ließ nichts von sich hören, auch aus Schloß Alteneck erreichte Barbara keine Nachricht . . . Der Graf blieb unsichtbar für sie mit Ausnahme derjenigen Stunden, in denen er von ihr unterhalten sein wollte, was er »geistige Pflege« nannte.

»Curiose Einfälle haben doch alle große Herren,« dachte die Jugendgeliebte des Barons, und begann nun zu erzählen, da der Graf die Brieffrage unerörtert ließ; von ihrem Verhältniß zu dem Baron aber schwieg sie, da sie

annahm, der Baron habe gerade dieses vor seinem Freunde geheim gehalten . . .

Vier Tage schon weilte Barbara auf Rothstein, und noch konnte sie nicht behaupten, daß sie irgend etwas Bedeutsames erlebt habe. Den Grafen mochten mancherlei Uebel peinigen, wirklich krank war er nicht, und weiblicher Pflege bedurfte er gar nicht. Darüber hatte sie des Grafen vertrauter Kammerdiener schon am ersten Tage aufgeklärt. Sie war demnach eine überflüssige Person im Schlosse, die, wie Barbara jetzt annahm, nur ausgehört werden sollte – wahrscheinlich zum Nachtheil Anderer, vielleicht gar der lieblichen Andrea wegen, und dazu wollte sich die Beschließerin nicht gebrauchen lassen. Aber wie es anfangen, um das Schloß, wohin der Graf sie ja hatte einladen lassen, wieder mit Anstand verlassen zu können? . . . Barbara dachte an Clemens, denn schickte der Graf sie nicht aus eigenem Antriebe fort, so konnte doch nur der Schäfer helfen . . .

Am fünften Tage ihrer Anwesenheit ließ der Graf Barbara anzeigen, er sei zu beschäftigt und könne sie heute nicht sprechen; damit sie aber keine Langeweile habe, werde ihr der Kammerdiener die unbewohnten Gemächer des Schlosses, auch den Ahnensaal des Hauses Rothstein öffnen, in denen sie beliebig umherwandern dürfe . . .

Das war eine Nachricht, die Barbara gern hörte, denn gerade von diesen Räumen hatte Andrea ihr viel erzählt, und mehr als einmal wollte sie den Grafen bitten, ihr dieselben doch zeigen zu lassen . . .

Im Schlosse war es heute, weil der Graf angeblich arbeitete, noch stiller wie sonst, und Barbara konnte daher ihrer Neigung sich recht ungestört hingeben. Sie spionierte in allen Zimmern, probirte an allen Thüren, ob nicht die eine oder andere vielleicht sich öffnen lasse; zu ihrem Leidwesen aber waren sie alle verschlossen . . .

Der Ahnensaal, ein düsterer und nicht sehr großer Raum, würde mehr Anziehungskraft für Barbara gehabt haben, wären die Personen, deren Portraits hier neben einander hingen, ihr nicht völlig fremd gewesen. Nur das Brustbild Achim's und mehr noch das seiner verstorbenen Gemahlin zogen sie an. Der Graf trug die Uniform des Regiments, bei dem er gestanden hatte, als die große Armee den verhängnißvollen Feldzug nach Rußland antrat . . . Er mußte damals ein schöner, imponirender Mann gewesen sein, der an Frauen unbemerkt nicht vorübergehen konnte . . . Auch das Bild seiner früh verstorbenen Gattin hatte viel Liebliches und Gewinnendes, nur waren die Züge dieser unglücklichen Frau zu weich, wenn der Maler des Grafen dessen Charakter auf dem Bilde richtig getroffen hatte. Eine so weiche, zarte Frau mußte unter den versengenden Blicken dieses leidenschaftlich glühenden Auges schnell verwelken . . .

Barbara schüttelte, wie sie zu thun pflegte, wenn sie etwas nicht billigen konnte, den Kopf und sagte:

»Wie Schwestern, gerade wie Schwestern!«

Damit verließ sie den Ahnensaal und suchte ihr Zimmer wieder auf; mit ihren Gedanken und den Augen ihres Geistes aber stand sie noch immer vor den beiden

Portraits, die doch einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatten.

»Gerade wie Schwestern!« sprach sie noch einmal, und wollte damit sagen, die Gräfin von Rothstein habe in ihren Zügen mit der Mutter Horatio's so große Aehnlichkeit, als sei sie eine Schwester der verewigten Baronin gewesen . . .

Den Kopf mit der wunderlich geformten goldbrocatenen Mütze auf die Hand gestützt, saß Barbara lange an dem kleinen Tische, den Andrea gewöhnlich mit Handarbeit bedeckt hatte. Vor ihr stand eine Astrallampe mit grünem Schirm, die genug Licht im Zimmer verbreitete, um es so ziemlich hell erscheinen zu lassen. Ein größerer Tisch mitten im Zimmer war gedeckt und enthielt ein lockend aussehendes Abendbrod. Selbst Wein hatte der aufmerksame Graf für die Schaffnerin seines abwesenden Freundes aufsetzen lassen, wahrscheinlich weil er der Meinung war, sie möge an ein Glas Rebensaft in Folge der Lebensgewohnheiten ihres Gebieters gewöhnt sein . . .

Barbara ließ die Speisen unberührt. Sie blieb regungslos sitzen und sah stier auf den Lampenschirm. Nichts als die Augen bewegten sich an ihr; das faltige, hageres Gesicht zuckte eben so wenig wie die Hand, die lang ausgestreckt auf dem kleinen, mit braunem Wachstuch überzogenen Tische lag.

Was trieb Barbara? . . . Träumte sie, oder schweiften ihre Gedanken in die Ferne? . . . Versetzte sie sich noch einmal zurück in jene glücklichen Tage der Jugend, wo

sie an Adam von Alteneck's Seite geschwärmt hatte; wo sie an seine Schwüre mit klopfendem Herzen und voll seliger Hoffnungen hörte; wo sie diesen Schwüren glaubte, seine Liebkosungen feurig erwiderte und sich schon als gebietende, von Allen mit Ehrfurcht behandelte Schloßfrau auf Alteneck schalten und walten sah? . . . Oder grübelte sie über die Wandelbarkeit alles Irdischen, über die Launen des Glückes und die Unzuverlässigkeit menschlicher Versprechungen nach, von denen sie selbst so grausam getäuscht, so kalt und herzlos hintergangen worden war? . . .

»Mein und sein Sohn!« sprach sie endlich halblaut und erhob den Kopf von dem untergestützten Arm. Das hohe, gebogene Ende ihrer Haube glitzerte wie Feuer im Schein der Lampe. »Er lebt, es ist gewiß; werd' ich ihn aber auch wiedersehen, und wird Adam ihm sein Erbtheil geben? . . .«

Sie stand auf, faßte die Hände zusammen und ging etwas gesenkten Hauptes mehrmals rund um den mit Speisen besetzten Tisch, dem sie keinerlei Aufmerksamkeit schenkte.

»Clemens hat mir versprochen,« fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, »sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen zu wollen, bis Hubert von dem Baron vor aller Welt anerkannt worden ist! . . . Das sei er mir schuldig, weil er mich noch immer liebe und mich nie verlassen werde – versicherte er mir noch vor Kurzem, – und er werde mir Wort halten, wie er dem Grafen ein unermüdlicher Mahner zu sein und zu bleiben unter freiem Himmel aus den

klingenden Schneefeldern Rußlands feierlich sich selbst gelobt habe! ...«

Barbara hob den Kopf bei den letzten Worten, und ihr Blick fiel auf den gedeckten Tisch.

»Der Graf muß so böse gewesen sein, wie er schön war, und in Rußland sind Thaten in seinem Namen oder auf sein Geheiß verübt worden, die noch heute das Licht des Tages zu scheuen haben,« fuhr sie fort, und ein garstiges Lächeln glitt über die gealterten Züge. »Clemens weiß darum, und deshalb muß der stolze Graf ihm gehorchen ...«

Sie nickte heftig mit dem Kopfe, so daß das stumpfe Ende der goldbrocatenen Haube sich wie ein lebendiges Wesen bewegte. »Und das ist gut,« fuhr sie fort, »sehr gut! ... Wer um die Schlechtigkeiten Vornehmer weiß, und doch von ihnen abhängt, dem ist ein Schwert von der Vorsehung selbst in die Hand gelegt worden, damit er sich und Andere damit gegen Willkür und Ungerechtigkeit vertheidige, und wenn es geschehen muß, es niederschmettern lasse auf die Häupter der Schuldigen! ... Umgürtet mit solchem Schwert, das immer ein Geschenk vom Himmel und eine köstliche Gabe Gottes ist, lehrt man die hochmüthigsten Schelme zu Kreuze kriechen ...«

Die Beschließerin von Alteneck schenkte sich ein Glas Wein ein, blinzelte mit den Augen und leerte es zur Hälfte.

»Auf Dein Wohl, ehrlicher Clemens, und auf daß Dir Alles gelinge, was Du thust an Guten und Bösen, an Unschuldigen und Schuldigen!«

Barbara trank den Rest des Weines aus und stellte das Glas wieder auf den Tisch . . . Außerhalb des Schlosses ließ sich ein Geräusch hören, als verursache das Wehen des Windes über ein Rohrfeld schrilles Tönen und Pfeifen. Das mußte indeß Ohrentäuschung sein, denn die Luft war klar, und so still, daß sich kein Blatt bewegte . . .

Barbara trat ihren Rundgang um den Tisch wieder an, dessen Speisen augenblicklich keinen Reiz für sie hatten, und überließ sich abermals ihren Gedanken. Vierbis fünfmal mochte sie den Tisch langsam umkreist haben, da hörte sie deutlich lachen . . .

Sofort blieb sie stehen, nicht erschrocken, sondern mit Anstrengung aller Sinne lauschend . . . Ein Zug lächelnder Freude spielte um Mund und Augen und verlieh der Alten ein merkwürdig durchgeistigtes Aussehen.

»Mit dem Seufzen und Stöhnen eines Asthmatischen hat dieser Ton wenig Aehnlichkeit,« sprach sie und riß die Augen mit dem kalten Blicke weit auf. »Wenn das der Geist des Schlosses von Rothstein wäre, dessen Schatten Andrea ein einziges Mal gesehen zu haben behauptet, könnte ich ja vielleicht Glück haben und auch ein Zipfelchen seines Schleiers oder schleppenden Gewandes zu Gesicht bekommen . . . Nur vorsichtig, Bärbchen, vorsichtig, damit man Dich nicht wieder anführt! . . . «

Sie griff nach der Flasche und schenkte sich ein zweites Glas Wein ein.

»Höre mich, Geist dieses Schlosses,« sprach sie mit hohler Stimme und unirdischem Funkeln ihrer kalten Augen, »und stehe mir Rede, wenn Du Ruhe haben willst im Grabe! ... Ich bin erbötig, Geheimniß gegen Geheimniß auszutauschen! ...«

Die Worte der Alten klangen wie eine Zauber- oder Beschwörungsformel ... Sie leerte das Glas bis auf den Grund und trat, die Arme über der Brust gekreuzt, an's Fenster, durch dessen helle Scheiben der funkelnde Sternenhimmel einer kalten, klaren Herbstnacht hereinsah ... Der genossene Wein hatte den für gewöhnlich schlaffen Zügen Barbara's mehr Spannung, ihrem ganzen Wesen mehr Elasticität gegeben ... Sie sah intelligent und weit jünger wie sonst aus ... Den gestirnten Himmel offenen Auges betrachtend, blieb sie ruhig stehen und lauschte ... Nach wenigen Minuten schon hörte sie abermals deutlich lachen ... Die Stimme klang weich und rein und schien aus der vollen Brust eines Menschen zu kommen, der sich lebhaft über etwas freut, oder der, mit einem Andern scherzend, in Lachen ausbricht ...

Mit raschem Griff erfaßte Barbara die Lampe, hob sie auf, stellte sie aber sogleich wieder hin.

»Nein,« sagte sie, »das geht nicht! ... Licht würde mich verrathen! ...«

Andrea ging aus Furcht nie ohne Licht über Corridore und Treppen; darum konnte sie nie etwas entdecken ... Geister und Solche, die es gern werden wollen, lieben die

Dunkelheit! . . . »Ich bin ja vorsichtig, ich finde mich wohl zurecht . . .«

Sie kehrte der Lampe den Rücken, umschritt den Tisch und öffnete behutsam die Thür . . . Es lachte zum dritten Male, aber gedämpfter, als käme der Ton aus umschlossenen Räumen; auch klang er jetzt nicht mehr heiter, sondern spöttisch, ja sogar höhnisch . . .

Im Schlosse blieb Alles still. Die große Dielenuhr auf dem Hauptcorridor schlug Zehn. Barbara trat aus ihrem Zimmer und lehnte die Thür nur an, damit sie an dem feinen Lichtschimmer, welcher durch den Spalt auf Fußboden und Wand des Corridors fiel, dieselbe unter den vielen ganz gleich geformten Thüren leicht wiederfinde.

Zunächst wandte sich die Beschließerin von Alteneck dem Theile des Schlosses zu, welcher unbewohnt war und dessen einzelne Gemächer sie während des Tages mit größter Aufmerksamkeit betrachtet, auch in ihrer neugierigen Weise untersucht hatte . . . Sie that dies nur, weil sie meinte, der zuletzt vernommene Ton sei aus dieser Richtung gekommen. Daß er sich nochmals werde hören lassen, glaubte und erwartete sie fest . . .

Ohne Lärm oder nur Geräusch zu machen, langte Barbara am Ende des langen Corridors an. Hier führte links eine Treppe in das Untergeschoß, die aber nie benutzt wurde. Eine verschlossene Gitterthür verhinderte deren Betreten vom Corridor.

Barbara rastete, legte ihr Gesicht an das Gitter und sah in das finstere Treppenhaus hinunter, in dem man

nichts erkennen konnte ... Kein Laut ließ sich vernehmen außer dem regelmäßigen monotonen Perpendikelschlag der Dielenuhr. In dem Augenblicke erst, wo Barbara wieder umkehren wollte, hörte sie das nämliche dumpfe Lachen und zwar in großer Nähe ... Sie meinte, der Lacher müsse dicht hinter ihr stehen, obwohl hier die feste, dicke Steinmauer des Corridors zum Gewölbe emporstieg.

»Aber dort der Seitengang führt nach dem unbewohnten Schloßflügel,« sprach Barbara, schritt zurück und bog in diesen ein. Vor der großen Flügelthür stand sie still und legte die Hand auf's Schloß ... Ein Druck und die Thür gab nach ... Der Kammerdiener des Grafen hatte die ausschließlich ihrer Unterhaltung wegen geöffnete Zimmerreihe zu schließen vergessen! ...

Furchtlos setzte Barbara den Fuß über die Schwelle ... Sie stand ja auf bekanntem Boden, was konnte ihr da Großes zustoßen? ...

In den Zimmern herrschte jene feine Dämmerung, die nicht mehr volle Nacht genannt werden kann, und in der man sieht, ohne irgend einen Gegenstand in seinen Umrissen und seiner wahren Gestalt nach zu erkennen. Diese Dämmerung rührte von dem Glanz der Sterne her, welche durch die hohen Fenster hereinschimmerten ...

Wieder war es still im Schlosse und außerhalb desselben ... Das Knistern hinter den Tapeten, das herabfallender Kalk verursachen konnte, beachtete Barbara nicht ...

Sie glitt schleifenden Schrittes über das Parket und machte dadurch etwas Geräusch, um in das nächste Gemach zu gelangen, hinter welchem der Ahnensaal lag . . .

Das geschah, die Thür wich zurück, von den Wänden herab, in graue Dämmerung gehüllt, sahen die Ahnenbilder des Grafen von Rothstein auf Barbara . . .

Nun erst fröstelte die Schaffnerin, und ein Gefühl der Unbehaglichkeit, das sie indeß schnell überwand, wollte sich in ihr festsetzen.

»Was da!« rief sie sich in Gedanken zu. »Bilder sind Bilder, und ich will mir die schöne Gräfin noch einmal ansehen . . .«

Entschlossen schritt sie den Saal entlang. Nur einige Schritte noch war sie von der Wand entfernt, welche die Bilder Graf Achim's und dessen Gattin schmückten, da lachte es so laut, daß Barbara entsetzt zusammenfuhr und mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte . . . Ihr Schreck währte aber nur wenige Secunden. Dem Lachen folgte ein anderes Geräusch, das Aehnlichkeit mit dem Rascheln auf glatten Dielen sich reibenden Papiers hatte . . . Barbara ließ die Hände sinken, und links von ihr unter den ältesten Ahnenbildern wich das Getäsel zurück, die ganze Wand sammt den Bildern bewegte sich, und von schneeigen Gewändern umflossen, im Haar einen Kopfputz, wie Barbara noch keinen in ihrem Leben gesehen hatte, trat eine hohe Frauengestalt hervor, erhob beide Hände, als wolle sie beten, verbeugte sich dann wie vor einer Person, der sie Ehrfurcht schuldig sei, und

schritt gerade auf die Bilder zu, die auch Barbara nochmals besichtigen wollte ... Um an Ort und Stelle zu gelangen, mußte sie an Barbara vorübergehen ... Dies zu vereiteln, bedurfte es nur eines beherzten Entschlusses der Letzteren, und diesen Entschluß faßte die Schließerin von Alteneck.

»Halt!« rief sie mit fester Stimme und streckte den Arm aus. »Steh' mir Rede! ... Wer bist Du? ...«

Die Fremde war offenbar überrascht, doch schien sie von der unvermutheten Anrede weder erschreckt zu werden, noch vor der Person sich zu fürchten, die sie an sie richtete ... Ein recht herzlich klingendes Lachen, das aber doch etwas Unheimliches hatte, war die nächste Antwort.

»Wer bist Du und was suchst Du hier?« wiederholte Barbara, da sie sah, daß sie es mit einem leibhaften Menschen und noch dazu mit einer Frau zu thun hatte.

Auf diese Frage blickte die Fremde mitleidig lächelnd auf die Beschließerin, nahm ihr sehr langes, wie Barbara jetzt erst gewahrte, aus schwerem weißen Seidenstoff bestehendes Gewand etwas auf und sprach, auf das Portrait des Grafen Achim von Rothstein deutend:

»Willst Du den größten Lügner und den schönsten Mann kennen lernen, den Europa geboren hat, so sieh' das Bild dort an! Ich kann es nicht aus meinem Herzen, nicht aus meinem Gedächtniß reißen, und doch hat er mich elend gemacht für immer! ... O, wehe dem Frevler, der mir Alles geraubt hat! ... Der mir Freund, Vaterland, Friede und Freude vergiftete, und von mir ging, als

ihn fror und meine Kräfte erlahmten! . . . Und Fluch auch über mich, daß ich Ehre und Eid vergaß, und darum zur Strafe ein Leben führen muß ohne Freude, ohne Glanz, ohne Glück, ohne Ehre, ein Leben wie die Unterirdischen, vor denen sich die Kinder fürchten und das dumme Volk, das nichts weiß und nichts lernen kann, weil es der Freiheit entbehrt! . . . «

Und nun warf sich das schlanke Weib, dessen Züge Barbara im grauen, flirrenden Sternenschein der Herbstnacht nicht deutlich erkennen konnte, weshalb sie auch über Jugend oder Alter der Frau kein Urtheil zu fällen vermochte, unfern der beiden Portraits auf den parkettirten Fußboden, und brach abwechselnd in herzbrechendes Jammern und Klagen, dann wieder in ein so durchdringendes Lachen aus, daß aus dem bebenden Glas der Fenster die Töne fortzitterten und das Klagen und Weinen auch im bewohnten Flügel des Schlosses vernommen werden mußte.

Barbara fühlte tiefes Mitleid mit der unglücklichen Frau, die sie ihrer reichen Kleidung wegen für eine vornehme Dame hielt und als solche fortan zu behandeln sich entschloß. Ihre Neugierde war gereizt, und sie hoffte schneller zum Ziele zu kommen, wenn sie als Dienerin aufträte und ihrer ersten barschen Anrede wegen die Fremde um Verzeihung bitte. Nur das Versunkensein der unbekanntes Nachtwandlerin in ihren Schmerz hielt sie noch davon zurück . . .

Inzwischen hatten die Bewohner des Schlosses die ihnen nicht mehr auffällige Störung der nächtlichen Ruhe

wirklich gehört, ohne sich daran zu stoßen. Man wußte ja, daß sich diese Töne häufig vernehmen ließen, bald längere bald kürzere Zeit ... Sie gehörten eben mit zu Schloß Rothstein, und wurden vom Schloßgesinde, das weiter nichts darunter zu leiden hatte, der Rothstein'sche Spuk genannt ...

Nicht so gleichgiltig war dem Grafen die so oft wiederkehrende nächtliche Störung. Er wußte nur zu gut, daß dies Wimmern eines gebrochenen Herzens, dies schallende Gelächter der Verzweiflung ihm galt; allein die Entstehung desselben konnte er sich nicht erklären.

Graf Achim von Rothstein war von jeher ein rücksichtsloser Mann gewesen, dem der eigene Vortheil, der freieste Genuß des Lebens im weitesten Sinne des Wortes über Alles ging. Ausgeprägter Egoismus war der Grundzug seines Charakters. Egoismus aber verhärtet das Herz, weil er die Liebe ausschließt. Wohl verlangte er von Anderen geliebt, wenigstens zärtlich umschmeichelt zu werden, Gegenliebe aber konnte er nicht gewähren, ohne sich selbst untreu zu werden.

Gemäß dieser Grundsätze hatte der Graf gelebt, die blutigen Kriege der Kaiserzeit mitgekämpft; und durch die Greuel des Krieges noch mehr verhärtet, war er als halbinvalider Mann auf seine Herrschaft zurückgekehrt ...

Ein zufriedenes Herz brachte Graf Rothstein aus seinen Feldzügen nicht mit. Er hatte zu viel Trauriges mit erlebt, und seine Hand war nicht fleckenrein. Der Fluch des Principis, nach dem er das Leben genossen, heftete

sich an seine Fersen und verließ ihn auch nicht im Schlosse seiner Väter . . . Dieser Fluch nahm nach einiger Zeit Klang und Farbe an, und wie sehr der Graf sich auch bemühte, nicht darauf zu achten, eine unsichtbare, höhere Macht zwang ihn dazu. Sein Gewissen schlief nicht so fest, daß der nächtliche Mahner es nicht durch sein Geräuscher oder seine klagenden Weherufe aufgeweckt hätte

. . .

Er hatte seinen Kammerdiener eben entlassen und betrachtete sich, den silbernen Armleuchter bis zur Schulter emporhebend, noch einmal im Spiegel, was er mehr aus Gewohnheit als aus Eitelkeit that, als sich die fatale Stimme, die eine ganze Reihe von Nächten geschwiegen hatte, wieder hören ließ. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust; er stellte den Armleuchter mit den drei brennenden Wachskerzen auf das Marmorgetäfel des Nachttisches, strich sich stirnrunzelnd den fahlgrauen Schnurrbart und murmelte durch die Zähne:

»Da ist es wieder! . . . Wenn nun die Alte mit meinen Ohren hören könnte! . . . Aber das ist unmöglich! . . . Unmöglich! . . .«

Er schlang die Schnüre des warmen Nachtrockes fester um seine Hüften und setzte sich in den weichen Armstuhl zu Häupten des Bettes, dessen Gardinen der Kammerdiener zurückgeschlagen hatte. Trüben Gedanken nachhängend, mochte er wohl fünf Minuten so gesessen haben, als das merkwürdig laute Lachen, das er so vernehmlich noch nie gehört hatte, und das jetzt ganz so klang, als

käme es aus der Brust eines lebenden Menschen, ihn auf-fahren machte ... Er fuhr sich mit der Hand durch das dünne Büschel Haar, das oberhalb der Stirn der stark um sich greifenden Glatze noch eine Grenze setzte, und riß die tief liegenden Augen weit auf ...

Dem Lachen folgte jetzt ein nicht weniger lautes Klagen und Jammern ...

»Kann das Einbildung sein?« fragte sich Graf Rothstein ganz verwirrt und begann, unbewußt die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder zu gehen. »Es ist derselbe Klang, den ich hinter mir verhallen hörte, als ich die von Kosaken umstellte Scheune verließ, einen der bärtigen Männer niederschoß, mich in den Sattel des freigewordenen Thieres schwang und, als würde ich von Geistern verfolgt, über die knirrschende Schneewüste davonsprengte ...«

Wieder scholl das Lachen durch die gewölbten Hallen und Gänge des Schlosses, und bleiches Entsetzen packte den Grafen ... Seiner selbst kaum mächtig, riß er den Hirschfänger von der Wand und entblößte den scharfgeschliffenen Stahl ... Es war dieselbe Waffe, die er vor einigen Jahren auf die Brust des alten Schäfers gezückt hatte ... Der Name dieses Mannes fiel ihm auch jetzt wieder ein, sowie das Wort, das er ihm in jenem Augenblicke zurief ...

»Er ist ein Narr, der meine Schwächen kennt,« murmelte er und ließ die Klinge im Kerzenschein funkeln ... Aber es lachte wieder und lauter, und eine andere Stimme schrie jetzt entsetzt dazwischen! ... Der Graf riß die

Thür auf ... In der Rechten den entblößten Stahl, in der Linken den Armleuchter, taumelte er hinaus auf den Corridor ... Das Klagen und Lachen hörte nicht auf ... Graf Rothstein erkannte die Stimme Barbara's.

»Fort! fort, und ging's in die Hölle!« rief er sich zu, und sein Gang ward zum Lauf ... Er stürzte den Corridor hinunter, daß die Kerzen im Luftzuge zu kleinen gaukelnden Flämmchen zusammenschrumpften, immer dem Klange der Stimme folgend, die seine Seele gleich dem Todtenrichter zur Rechenschaft forderte ... So erreichte er halb bewußtlos, mit stierem Auge, das spärliche graue Haar wirr um die hohe schmale Stirn und die fahlen Wangen hängend, die Thür des Ahnensaales, als Barbara eben in die Worte ausbrach:

»Barmherziger Gott! ... In wilder Winternacht, der Willkür rachsüchtiger Feinde preisgegeben! Wehe, wehe dem Treulosen! ...«

Da ward der Saal hell, und das Licht der Kerzen fiel auf die Bilder der Herren von Rothstein ... Der Graf stand, selbst ein Bild, aber ein Bild des Entsetzens, auf der Schwelle! ... Der Anblick der hohen Frau im weißen Seidenkleide und mit dem seltsamen Kopfputze, dessen reicher Edelsteinschmuck im Licht der Kerzen farbig erglühete, raubten ihm die Sprache ... Nur das eine Wort: »Eudoxia! Eudoxia!« entriß sich ein paarmal wie ein Ruf um Erbarmen seinem Munde ... Dann vergingen ihm die Sinne ... Armleuchter und Waffe entglitten seinen Händen, er selbst stürzte bewußtlos zu Boden ...

Von dem vielen Rufen war die Dienerschaft doch aufmerksam und neugierig geworden . . . Sie hörte den Grafen das Schlafgemach verlassen, sie gewahrte den fliegenden Lichtschein im Corridor.

»Es muß die Alte sein, die so entsetzlich kreischt,« sprach der Kammerdiener, der jetzt seiner Vergeßlichkeit eingedenk wurde und sich schon auf eine harte Strafrede seines Gebieters gefaßt machte. »Laßt uns sehen, was das Weib treibt! . . .«

Vor dem Ahnensaale angekommen, fanden sie Barbara neben dem Grafen knien . . . Er hatte sich im Falle die Stirn verletzt und blutete . . . Barbara war eifrig bemüht, das Blut zu stillen, wobei sie nicht vergaß, dem Ohnmächtigen die Schläfe zu reiben, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen . . . Die hohe, bleiche Frau, deren trauriges Schicksal Barbara aus deren eigenem Munde vernommen hatte, war spurlos verschwunden . . . Der Ruf ›Eudoxia‹ und der Mann, der diesen Namen nannte, hatten sie lautlos aus dem Saale verscheucht . . .

ZWEITE ABTHEILUNG: DIE SCHNITTER.

ERSTES BUCH.

1. EIN VORSCHLAG DER LIEBE.

Frau Hebe Medenspang erwartete Besuch. Sie saß, mit einer Stickerei beschäftigt, am Fenster und beobachtete durch den Spion die auf der Straße Vorübergehenden. Die sehr gelassene Dame, gewöhnt an ein höchst bequemes Leben, in welchem fast jeder Tag gleichmäßig ruhig verlief, war selten neugierig, heute aber ging sie ein wenig aus sich heraus, denn das Billet, welches ihr den Besuch ankündigte, hatte sie überrascht. Es stand darin, man wünsche ihren Rath, ihren Beistand, ihre thätige Hilfe, und man sei überzeugt, daß Frau Medenspang den edlen Zweck, den es gelte, auf alle Weise kräftig werde mit fördern helfen.

Ein derartiges Anliegen war an Hebe noch niemals gestellt worden. Ihr stilles, zurückhaltendes Wesen und ihr ganzes Auftreten Anderen gegenüber mochte nicht den Eindruck machen, als komme sie einer Bitte auf halbem Wege entgegen. Hebe war immer nur eine musterhafte Hausfrau, keine Gesellschaftsdame gewesen. Sie paßte gerade dieser Eigenschaften wegen vortrefflich zu Herrn Johann Matthias Medenspang, der das Leben wie ein Geschäft betrieb und es nach dem Perpendikelschlag der Uhr regelte. Wenn er nicht um die einmal gewohnte Zeit auf dem Comptoirbock saß, nicht pünktlich die Zeitungen erhielt, die er seit Jahren einzusehen pflegte, oder

die Einfuhrliste auf seinem Pulte vorfand, konnte ihm der ganze Tag verdorben werden. Außer in gewissen kaufmännischen Kreisen verkehrte er in keinem neuen Cirkel, und hielt sich auch fern von mancherlei Associationen, wie sie seit einigen Jahren immer mehr aufkamen und ziemlich viel von sich reden machten.

»Pünktlich auf die Minute!« sprach Hebe, ihr klares, ruhiges Gesicht der Stutzuhr auf dem Secretär zuwendend. »Das gefällt mir; da werden wir uns vertragen . . . Aber die kleine Frau ist auch Lehrerin gewesen und weiß also den Werth der Zeit zu schätzen! . . . «

Sie verließ ihren Sitz am Fenster, als eben eine Equipage vorfuhr . . . Gelassen ging sie zum Sopha, um darauf Platz zu nehmen, wobei sie das unter dem Tische ruhende Katzen-Vierblatt in seiner Ruhe störte. Molly machte deshalb einen sehr krummen Rücken, peitschte sich die Flanken mit dem schön gefleckten Schweife und schlug ihre scharfen Krallen in das Holz des schon sehr übel von ihr zugerichteten Tischbeines . . .

Leichten, fast schwebenden Schrittes trat eine schlanke, junge Dame ein, in deren Zügen sich Güte und Wohlwollen spiegelten. Sie war einfach, aber in sofern doch reich gekleidet, als die Stoffe aller Kleidungsstücke sehr werthvoll waren.

Beide Hände Frau Hebe entgegenstreckend, sprach sie:

»Nicht wahr, Madame Medenspang, Sie zeigen mir nicht die Thür? . . . Sie sind ja eine so liebe, stille sanfte Frau, sie müssen also auch Andere gern lieb, still und

sanft werden sehen ... Und dann haben Sie Zeit, viel Zeit, bilde ich mir ein, und die will ich für mich und meine Zwecke benutzen ... «

Frau Hebe nöthigte die junge Frau – Theodora Kranzberg – auf's Sopha und lächelte ihr so freundlich zu, daß in diesem Lächeln schon eine halbe Zusage lag.

»Ich weiß Ihr Vertrauen zu würdigen, Madame Kranzberg,« erwiderte Hebe, »aber ich habe wirklich keine Ahnung, auf welche Weise Sie meinen Ueberfluß an Zeit, wie Sie voraussetzen, für sich oder für Ihre Zwecke nutzbar zu machen gedenken ... «

»Die niedlichen Thiere kratzen doch nicht?« warf Theodora etwas schüchtern ein und zog ihren Fuß zurück, nach welchem die graue Tigerkatze eben ihre Pfote ausstreckte ... »Es sind wunderbar schöne Thiere! ... «

»Nicht wahr?« entgegnete Hebe sichtlich erfreut. »Und dabei sind sie fromm und sanft wie Turteltauben! ... So, liebe Madame Kranzberg! ... Krauen Sie die Molly hinter den Ohren und streicheln ihr den Rücken, dann beginnt sie gleich ganz musikalisch zu schnurren ... «

Theodora wünschte sich Frau Hebe's Gunst und Wohlwollen zu erwerben. Sie faßte sich also ein Herz und schmeichelte dem Thiere, obwohl sie von Natur eine Aversion vor Katzen hatte. Molly begann denn auch wirklich zu schnurren, wenn auch nicht sehr melodisch, und ihre drei Gefährtinnen stimmten bald in das Concert mit.

»Ist's nicht wundervoll gemüthlich?« sagte Frau Hebe und sah ganz glücklich aus. »Wenn meine artigen, lieben Thierchen so zufrieden schnurren, plaudert sich's noch

einmal so angenehm ... Fangen wir denn an, meine liebe Madame Kranzberg ... Ich gestehe, daß ich ganz neugierig auf Ihre Eröffnungen bin ... «

»Man wird uns doch nicht stören? ... «

»Die nächsten zwei Stunden gehören uns ausschließlich ... «

Theodora Kranzberg rückte Frau Hebe näher und legte ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch ...

»Zunächst müssen Sie unsere Gesellschaft oder Verbrüderung kennen lernen,« begann sie, »damit Sie sehen, daß unser Kreis ein guter ist, der, wenn er nur ernstlich will, auch etwas wirklich Gutes zu Stande bringen kann.«

Sie entfaltete den Bogen und reichte ihn Hebe, welche die darauf verzeichneten Namen aufmerksam durchlas ...

»Das sind allerdings lauter Ehrenleute,« sprach Madame Medenspang. »Was aber wollen diese vielen Damen nun anfangen? ... «

»Unsere Absicht ist, eine Rettungsanstalt zu gründen ... «

»Für verwahrloste Kinder?« fiel Frau Hebe ein. »Sie verzeihen, meine liebe Madame Kranzberg, wenn ich gleich rund heraus erkläre, daß ich dazu meine Hand nicht bieten kann! ... Ueber solche Rettungsanstalten gehen die Ansichten vieler wackerer Leute sehr auseinander, und ich bin außerdem gar nicht die Frau dazu, die aus dem Retten ein Geschäft oder einen Lebensberuf machen könnte ... «

»Verständigen wir uns und stoßen wir uns nicht an Worte!« versetzte Theodora. »Wir haben weder die Absicht, etwas bereits Vorhandenes nachzuahmen, noch aus dem Retten – wie Sie meinen – ein Geschäft zu machen ... Es giebt – das werden Sie nicht bestreiten – viel unverschuldetes Unglück und sehr viel Elend in der Welt ... Zahllose sind darin, wenn auch nicht immer geistig, doch gewiß leiblich verkommen oder auch ganz untergegangen ... Man hört wohl manchmal davon sprechen, bisweilen wohl auch einen Namen nennen, wenn es gerade vorkommt, daß ein Bekannter, dem es einst besser ging, unter die Unglücklichen gerieth; die in der Regel namenlos verschwinden ... Vor gar nicht langer Zeit ist mir ein solcher Mensch, der noch dazu Geist und Talent besitzt, gezeigt worden, und – denken Sie – dieser arme, bedauernswerthe Mann ist mir nahe verwandt!

»Ihnen verwandt? ... Nicht möglich!«

In Theodora's Augen glänzte eine Thräne.

»Ich kenne den armen, halbverlorenen Mann natürlich nicht,« fuhr sie fort, »denn ich habe ja weder Familie noch Verwandte. Kranzberg hat ihn mir von Ferne gezeigt und mir dabei mit wenigen Worten ein Bild von dem Leben und Falle des Unglücklichen entworfen, den er längst unter den Todten suchen zu müssen glaubte ... Es ist leider ein leiblicher Neffe meines Mannes! ... «

»Doch nicht etwa Enno Norrburg?« rief Frau Hebe.

»Sie kennen den Aermsten?«

»Ich habe ihn nie gesehen, aber viel, sehr viel von ihm gehört! ... Mein Schwager ... «

Theodora legte ihre Hand auf Frau Hebe's Mund.

»Decken wir das Vergangene mit dem Mantel der Liebe zu!« fuhr sie fort. »Der Anblick des wüst aussehenden Mannes, dessen Erscheinung auch auf Kranzberg einen tiefen Eindruck machte, den er Tage lang nicht verwinden konnte, erschütterte mich. Ich konnte ihn nicht mehr los werden . . . Tag und Nacht sah ich die verkümmerte Gestalt mit dem dünnen, grauen, verworrenen Haar und den hohlen Augen! . . . Es ließ mir keine Ruhe! . . . Immer auf's Neue mußte ich mir die Frage verlegen: Kann denn gar nichts gethan werden, um solche Unglückliche der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben, ohne daß man den Staat damit behelligt? . . . Auch der beste Mensch, auch die edelste Natur kann, ja muß sinken, wenn die schwere Knochenhand des Elends sich dauernd auf Haupt und Schultern legt! . . . Ich sprach mit Kranzberg und theilte ihm meine Gedanken mit . . . Es ist noch so viel zu thun, um der Noth unserer Mitmenschen ein Ende zu machen, und es läßt sich meines Bedünkens viel Gutes wirken, ohne daß man gerade die Religion mit hineinzieht . . . Sie wissen, Madame Medenspang, Kranzberg hat einen starken Trieb, ein unwiderstehliches Bedürfniß, Alles mit der Religion in Verbindung zu bringen . . . Ich achte das und weiß es zu würdigen, überall jedoch wird man damit doch nicht durchdringen . . . Es kann Fälle geben, wo denjenigen, welche unserer Hilfe bedürftig sind, nur dadurch nahe zu kommen ist, daß man des bloßen Wortes Religion nicht einmal Erwähnung thut . . .

»Haben Sie nicht schon Aehnliches erfahren, Madame Medenspang? ...«

Frau Hebe freute sich des lebhaften Interesses der jungen Theodora, der sie im Allgemeinen beipflichtete. Daß Theodora sogleich hervorhob, es sei nicht Absicht der Damen, in deren Auftrage sie handelte, ein Rettungshaus zu gründen, in welchem man jedem darin Aufgenommenen sogleich mit Bibel und Katechismus, mit Gesang und Betübungen zu Leibe gehe, hatte ihren Beifall. Herr Johann Christian, obwohl ein guter Christ, mochte nichts wissen von der Ostentation, mit welcher Kranzberg sein Christenthum zur Schau trug; er würde deshalb schwerlich seine Einwilligung gegeben haben, daß Hebe sich mit ihrem Namen öffentlich bei einem Unternehmen betheilige, das, wenn auch nur scheinbar, einen frömmelnden Anstrich habe.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung,« erwiderte Hebe, »nur vermag ich noch immer nicht zu errathen, was Sie beabsichtigen?«

»Nichts Anderes, als Hilfe den Bedürftigen und wömmöglich Rettung denen zu bringen, die sonst wohl verloren gehen könnten,« sagte Theodora mit Wärme. »Es drängt mich dazu, als wäre es meine Lebensaufgabe! ... Und darf ich mich darüber wundern? ... Bin ich nicht selbst eine durch Wohlwollen und Liebe Gerettete? ... Ist es mir nicht nahe gelegt, jetzt, wo ich die Mittel dazu besitze, Anderen zu Theil werden lassen, was die Barmherzigkeit eines Einzelnen an mir gethan hat? ... Ja, beste Madame Medenspang, ich will, ich muß retten, was

verloren gegangen ist, und Sie sollen mir dabei beistehen! ...«

Sie ergriff Hebe's Hand und drückte sie schwesterlich liebevoll.

»Es muß und wird uns gelingen, wenn wir nur ernstlich wollen und fest zusammenhalten! ...« fuhr sie fort. »Wir aber, die wir über unsere Zeit frei verfügen können, wir müssen es unsere nächste und wichtigste Aufgabe sein lassen, die Nothleidenden, Hilflosen und Elenden in ihren verborgenen Schlupfwinkeln aufzusuchen! ...«

»Sollte sich das für uns schicken?« warf Hebe etwas bedenklich ein.

»Fürchten Sie nichts, liebe, sanfte Freundin!« unterbrach sie die aufgeregte Theodora »Ich habe Alles reiflich überlegt und auch schon mit Kranzberg darüber gesprochen ... Sie und ich, wir sind zu diesem Geschäft – so zu sagen – wie geschaffen ... Sie sind sanft, immer ruhig und deshalb stets vorsichtig, ich besitze jugendliche Dreistigkeit und bin nicht leicht bange zu machen ... Außerdem weiß ich schon ungefähr, wo wir suchen müssen, um zu finden, da ich durch meinen Mann einige der Herren kenne, welche als Sendboten der inneren Mission in die Wohnungen der Armuth dringen, um das Evangelium solchen zu predigen, bei denen es unter dem Druck des Lebens mehr und mehr in Vergessenheit gekommen ist ...«

Frau Hebe lächelte, konnte sich aber doch nicht enthalten, den Kopf ein wenig zu schütteln.

»Der Gedanke ist gut und schön, ich gebe es zu,« sprach sie, »die Realisirung desselben aber, fürchte ich, wird kaum durchführbar sein ... Sollen wir in die Bettlerherbergen und andere verrufene Spelunken eindringen, wir, schwache, wehrlose Frauen? ...«

»Das wird nicht nöthig sein,« entgegnete Theodora ... »Was uns nicht zugemuthet werden kann, weil es uns nicht ziemt, das werden uns gern jene Sendboten der Mission und, wo diese nicht ausreichen, einige zuverlässige weltliche Freunde abnehmen ... Ihr eigener Herr Schwager z. B. ist ein gefälliger Mann, welcher Damen, die in Verlegenheit sind, eine billige Bitte gewiß nicht abschlägt ... Mit dem unglücklichen, so tief gesunkenen Neffen meines Mannes war er ja lange vertraut. Man müßte die Gelegenheit ermitteln, Beide mit einander zusammen zu führen! ... Herr Johann Christian Medenspang schätzte die seltenen Gaben Enno Norrburg's sehr hoch, und hat ohne Zweifel tief beklagt, daß dem jungen Manne, so lange er im Glücke lebte, nicht zu helfen war! ... Wie Norrburg gegenwärtig zu leben gezwungen sein dürfte, möchte ich glauben, daß er die Hand eines Freundes nicht leichtsinnig von sich stoßen wird.«

Hebe ward nachdenklich, zu einem festen Entschlusse kam sie aber noch nicht. Die Scheu, ihren Namen öffentlich mit an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, das zwar, wie ihr einleuchtete, verdienstlich war und einen durchaus edlen Zweck hatte, das aber eben so sicher verschieden beurtheilt werden würde, ließ sich bei einer Dame, die nur ihren häuslichen Pflichten lebte, nicht so

leicht überwinden. Die Erwähnung gerade ihres Schwagers, der ohnehin mit Hebe stets in kleinem Kriege lebte, machte sie noch ängstlicher.

»Ich muß wirklich um Bedenkzeit bitten, liebe Madame Kranzberg,« sprach sie, die Namen auf der vor ihr liegenden Liste noch einmal überlesend. »Ihr Plan spricht mich außerordentlich an, er liegt aber noch nicht fertig vor mir ... Unterstützen werde ich Sie, meine Gute, schon des ehrenden Vertrauens wegen, das Sie mir entgegenbringen, wenn nicht durch eingreifende, persönliche Hilfe, ganz gewiß durch Zeichnung einer anständigen Summe ... Daran wird mich auch Mynheer Medenspang nicht hindern, denn er ist gern mildthätig und geizt auch nicht, wo er giebt. Nur das Unterschreiben erlassen Sie mir vorläufig! ...«

»Können Sie mich so fortschicken?« entgegnete Theodora und sah Frau Hebe mit ihren bewältigenden Augen so bittend an, daß an Widerstreben kaum zu denken war. »Der Name eben ist es, auf den wir den größten Werth legen, Geld geben auch solche, die kein Herz für unsere Sache haben; denn sehr Vielen erlaubt es schon die Eitelkeit nicht, sich auszuschließen ... Ein Name dagegen fällt ungleich schwerer in's Gewicht und ist unter Umständen sogar unersetzbar ... Bitte, bitte, lassen Sie mich Ihren lieben Namen, der seinen so guten Klang in den Häusern der Vornehmsten wie bei dem soliden Mittelstande hat, anstreichen! ... Ich trage nun einmal die feste Ueberzeugung in mir, daß er unserem Unternehmen Glück und Segen bringt ... Selbst Auswärtige werden

sich dann sicherlich daran beteiligen, denn die Firma Gebrüder Medenspang ist bekannt im Binnenlande und jenseit des Oceans! . . . «

Frau Hebe lächelte, sei's nun über Theodora's warme Sprache, sei's über die Wichtigkeit, die sie ihrer Person und dem Namen, den sie trug, beilegte . . . Sie reichte der jungen Frau ihre Hand, ergriff einen Silberstift und unterstrich eigenhändig ihren Namen auf dem vor ihr liegenden Verzeichniß.

»Mynheer Medenspang wird mir wohl Verzeihung angedeihen lassen, wenn ich zum ersten Male etwas thue, das vielleicht nicht nach seinem Sinne ist,« sprach sie. »Hier, meine beste Madame Kranzberg, habe ich mich Ihnen verschrieben! Sie dürfen jetzt auf mich rechnen. Geben Sie dem Kinde nur bald einen Namen und lassen Sie uns dann zusammentreten zu einer Generalversammlung, damit wir uns über den Entwurf der Statuten und was sonst dazu gehört, einigen! . . . Mit meinem Schwager werde ich ebenfalls sprechen und mich an seinen Spott nicht kehren . . . Zu bereden ist er am Ende doch! . . . Nur weiß ich nicht, ob wir besser thun, von Enno Norrburg zu schweigen . . . So viel ich mich erinnern kann, waren die Herren in mehr als einer Hinsicht sehr eng mit einander liirt, und nach Herrn Norrburg's gezwungener Auswanderung ist dessen Name von meinem Schwager nie wieder genannt worden . . . Es könnte ja sein, daß Heinrich Medenspang den gewesenen Jugendfreund nicht mehr kennen will . . . Daß derselbe wieder aus seiner Verbannung zurückgekehrt ist, muß ihm

verborgen geblieben sein, sonst würde wenigstens mein Mann davon wissen . . . «

Theodora ließ Frau Hebe vollkommen freie Hand. Sie war überglücklich, die stille, aber feste Frau für ihren Plan gewonnen zu haben, und versprach sich sehr viel von deren Ausdauer.

»Bald sollen Sie Ausführlicheres hören,« sprach sie, die brave Frau umarmend und küssend. »Sie verzeihen, wenn ich Ihnen vielleicht zudringlich erschienen bin! . . . Ohne Zähigkeit und Ausdauer wird aber nichts gefördert, weil es zu viele Laue giebt! . . . Ich habe noch manchen schweren Gang zu machen; aber ich bin entschlossen, mich durch Nichts abschrecken zu lassen . . . Meine Rettungsanstalt soll zu Stande kommen, und meine ganze geistige und körperliche Kraft soll ihr gewidmet sein . . . Und wenn ich dann nach Jahren dem Einen oder Andern begegne, welcher unserem Unternehmen den Wiedereintritt in's Leben mehr oder weniger zu danken hat, dann werde ich leichteren Herzens zurückblicken in das Dunkel meiner eigenen Jugend, und vergessen, daß ich weder Vater noch Mutter gekannt habe und ein verlassenes Kind ohne Namen war! . . . «

Die Equipage Theodora's hielt schon einige Zeit vor dem Hause. Die Frauen drückten sich nochmals vertraulich die Hände und trennten sich dann. Am Fenster stehend warf Frau Hebe der aus dem Wagenschlage grüßenden jungen Frau mit freundlichem Kopfnicken noch eine Kußhand zu.

2. ZURÜCKBLICKE.

Heinrich Medenspang konnte den nächtlichen Besuch im Tanzsalon auf dem Hamburger Berge lange nicht vergessen. Das Wiedersehen Enno's, mit dem er so manchen glücklichen Tag verlebt, und den er als gefeierten Löwen, der jede Gesellschaft durch sein bloßes Eintreten schon elektrisirte, gekannt hatte, war ihm so ganz unerwartet gekommen, daß es ihn beunruhigte. Das war derselbe Mann, welcher in der Epoche seines Glanzes und Glückes bei keiner musikalischen Soirée entbehrt werden konnte! . . . Sein eminentes Talent als Geigenspieler hatte Kenner und Nichtkenner eben so entzückt, wie sein kaustischer Witz von Jedermann gefürchtet war! . . . Enno Norrburg fand unter dem schönen Geschlecht noch sehr warme Vertheidiger, als der kalte Verstand der solidesten Geschäftsmänner ihn schon lange aufgegeben hatte! . . . Glanz, Freude an jeglichem Lebensgenusse, selbst gewisse, sich häufig wiederholende Ausschweifungen hätte man dem mehr als wohlhabenden Manne wohl verziehen, als sich aber zur Verschwendung auch noch die Unthätigkeit gesellte und die Unordnung bei ihm zur Regel ward, gab man ihn verloren. Begabte Naturen durch sich selbst zu Grunde gehen zu sehen, ist ein trauriger Anblick für Alle, die solchen Naturen befreundet oder verwandt sind . . . Daß man den letzten Sturz derselben,

den eigentlichen Untergang, nicht mit eigenen Augen sehen mag; ist entschuldbar, wenn sich auch eine Schwäche des Charakters, ja selbst ein gewisser feiger Egoismus darin kund giebt. Die nächsten Verwandten Enno's beschlossen des immer tiefer sinkenden Mannes Entfernung, als an Besserung desselben nicht mehr zu denken war ... Sein Oheim Kranzberg betrieb diese Entfernung des ganz aus der Art geschlagenen Neffen besonders eifrig, denn er litt am meisten darunter. Den Spott der Uebermüthigen, die den als streng religiös bekannten Mann mit den Ausschweifungen des Neffen neckten und damit oft recht empfindlich sein wohlwollendes Herz verwundeten, hätte er wohl ertragen; daß er aber die traurige Erfahrung machen mußte, wie sogar nicht sein Beispiel auf Enno wirkte, wie seine Bitten und wahrhaft väterlichen Ermahnungen leichtsinnig in den Wind geschlagen wurden, kränkte den wackern Mann zu tief. War es im Himmel beschlossen, daß sein nächster Anverwandter ihm und der ganzen angesehenen Familie Schande machen solle, so wollte er wenigstens nicht Zeuge dieser Schande sein ... Schleunige Entfernung allein konnte hier nützen ... Jenseit des Oceans, in einer Welt, die Raum hat für die seltsamsten Charaktere, konnte sich Enno immer noch sammeln und zur Erkenntniß seiner Thorheiten kommen. Ward er aber ein Anderer, so erschlossen sich dem Gebesserten auch gern wieder die Thüren seiner Freunde und Verwandten in der alten Heimath. –

Diese Hoffnung Kranzberg's, mit der sich der brave Mann manchmal trug, sollte freilich nicht in Erfüllung gehen. Enno Norrburg war in der neuen Welt nicht besser, er war nur starrsinniger und selbstsüchtiger geworden . . . Der Undank derer, denen er in verschwenderischer Laune und weil er Zerstreuung suchte, Gutes gethan hatte, verhärtete sein Herz, verdüsterte sein Gemüth . . . Er gerieth in Noth durch die Schlechtigkeit eines Fremden, dessen er sich mit der Aufopferung eines gutmüthigen Samariters angenommen hatte. Lebenserfahrungen so trüber Art können eine bereits auf abschüssigem Pfade wandernde Persönlichkeit weder aufrichten noch bessern . . . Enno grübelte nach, wie er sich rächen könne. Als er jedoch zu der Ueberzeugung kam, daß ihm dies auch keinen Vortheil bringen werde, dachte er nur an Heimkehr. Wir wissen, welcher Mittel sich Norrburg bediente, um die Rückkehr in's Vaterland zu ermöglichen.

Schon auf dem Rückwege zur Stadt nahm Heinrich Medenspang seinem Führer und Begleiter Reimer Claußen das Versprechen ab, seinem Bruder von dem gehaltenen Rendezvous mit Norrburg keine Silbe zu verrathen. Es genirte ihn, daß dieser geniale Verschwender wieder in einer Stadt mit ihm lebte . . . Wer konnte wissen, ob er nicht eines Tages sich des Jugendfreundes erinnerte und ihn aufsuchte? . . . Das würde ohne Eclat nicht abgegangen sein, und einen solchen zu vermeiden, war der jüngere Medenspang dem unbescholtenen Rufe seines Hauses schuldig . . .

Reimer Claußen war kein Schwätzer und gab daher ohne Bedenken die Zusage unverbrüchlichen Schweigens. Das allein genügte aber nicht, Enno Norrburg für Heinrich selbst unschädlich zu machen. Dazu bedurfte es einer heimlichen Ueberwachung des Zimmtprinzen, die mit einem Stück Geld allerdings anzuordnen war ... Heinrich Medenspang traf in großer Heimlichkeit seine Vorkehrungen und durfte mit sich selbst zufrieden sein. Enno erhielt durch ihn hinreichende Unterstützung an Geld, um nach der ihm zur Gewohnheit gewordenen Art vergnügt leben zu können. Reichten aber die Mittel zu solchem Leben aus, so brauchte Heinrich den heimlich Zurückgekehrten nicht zu fürchten ...

Der Plan glückte ... Norrburg ward nirgends gesehen. Er blieb in dem Kreise, in welchen sein wildes Leben ihn verwiesen hatte, und in der guten Gesellschaft gab es nicht Einen, der jemals seines Namens gedachte ... Die Gesellschaft hatte den Ausgearteten beherzt zu den Todten geworfen und ohne alles Geräusch beerdigt ... Für sie war der einst so gefeierte Zimmtprinz längst schon verwest ...

Aber die Mittheilungen des verlorenen und nun verachteten Verschwenders durften in Heinrich's Brust nicht begraben bleiben. Von diesen mußte zunächst Johann Matthias Kunde erhalten, damit man beschließen konnte, was weiter geschehen sollte ... Heinrich Medenspang hätte lieber geschwiegen, denn ihm war an dem Aufdecken alter Geschichten, die ihm selbst nicht eben zur

Ehre gereichten, gar wenig gelegen; weil aber ein alter, zuverlässiger Geschäftsfreund, dem das Haus Medenspang Verpflichtungen schuldig war, wiederholt darauf gedrungen, dem Verbleiben Hubert's nachzuforschen, mußte das persönliche Interesse dem größeren des Geschäfts nachstehen. Johann Matthias fragte absichtlich nicht, wie sein Bruder zu der Kenntniß dessen gekommen sei, was dieser ihm erzählte. Er begnügte sich mit Auszeichnung des Ermittelten, um darüber wieder an seine Correspondenten zu berichten. »Ich habe nicht die Absicht, in dieser Angelegenheit mehr als das zu thun, was die Pflicht des Geschäftsmannes verlangt,« sagte Johann Matthias zu Heinrich. »Wegweiser wollen wir gern sein, so weit das eigene Gesicht trägt, den Führer persönlich abzugeben, fühle wenigstens ich mich nicht berufen . . . Nach dem, was Du erfahren hast, läßt sich, wenn auch geraume Zeit dazu erforderlich sein wird, auf dieser Fährte schon weiter suchen. Das haben dann die Herren, die es angeht, selbst zu besorgen.

Heinrich hütete sich wohl, dem Bruder Einwürfe zu machen. Was ging ihm ein Mensch an, mit dem er ein paar Nächte lustig verlebt hatte, an den ihn aber sonst nichts fesselte? . . . Er war ganz zufrieden, daß sein Bruder selbst an Moosdörfer schreiben wollte; er fragte nicht einmal, ob auch der Baron von Alteneck Nachricht haben solle und wer den Bericht an diesen Mitbetheiligten abzufassen habe . . .

Am meisten interessirte Johann Matthias Medenspang die Notiz seines Bruders, daß Hubert, war auf die erhaltenen Aussagen überhaupt Gewicht zu legen, mit den Gebrüdern Helfer bekannt sein mußte. Er zog aber diese Nachricht sehr stark in Zweifel, denn sie kam ihm höchst unwahrscheinlich vor ... Es lagen doch schon ein paar Jahre zwischen der Anknüpfung dieser Bekanntschaft und der Gegenwart, und doch war in den Briefen der Söhne des Organisten von Hohen-Rothstein, wie der ältere Medenspang schon am Tage nach der nächtlichen Expedition seines Bruders in Folge eingezogener Erkundigungen in Erfahrung brachte, von Hubert niemals die Rede gewesen.

Ohne die in bald längeren bald kürzeren Zeiträumen wiederkehrenden Klagen in Moosdörfer's Geschäftsbriefen, die im Grunde weiter nichts enthielten, als daß Hubert's Aufenthalt immer noch nicht ermittelt sei, wäre die Sache im Hause Medenspang gewiß in Vergessenheit gerathen. Der Bleicher aber nannte den Namen Hubert fast in jedem Briefe und zwang damit auch die Brüder, immer von Neuem wieder Nachfrage zu halten. Zuletzt erhielt sogar Reimer Claußen, welcher als Capitän die Brigg Farewell der Gebrüder Medenspang nach Buenos-Ayres führen sollte, den ganz bestimmten Auftrag, die Söhne des Organisten Helfer aufzusuchen und nicht eher zu ruhen, bis endlich das Dunkel gelichtet sei und man wisse, ob man es in der so lange ventilirten Frage mit vagen Aussagen gewissenloser Menschen, mit einer leicht möglichen Personenverwechslung oder mit Thatsachen zu

thun habe . . . War Hubert, wie Enno Norrburg behauptete, in enge Geschäftsverbindung mit dem älteren Helfer getreten, so konnte derselbe aus überwiegend triftigen Gründen wohl bewogen worden sein, einen andern Namen anzunehmen; es lag aber schwerlich eine gleich wichtige Veranlassung vor, seine wahre Abkunft vor Jedermann und noch dazu für immer geheim zu halten.

Ein Brief Reimer Claußen's an seine Rheder brachte zwar noch keine volle Gewißheit, machte aber auf Johann Matthias Medenspang einen Eindruck, welcher den streng rechtlichen Mann, bei dem jedes Geschäft *rein* sein mußte, beängstigte. Es kam nämlich in dem Schreiben des derben Capitäns, auf dessen Worte sich Kirchen bauen ließen, der seltsam klingende Passus vor: »Die Helfer mit ihrem Anhang machen auf alle Weise, auch auf unsaubere wie mich dünkt, Geld, und halten dabei manchmal dem guten Gewissen die Gurgel zu, daß es nicht mucksen kann, Alles auf Ordre des großen Master Heedfull oder Hubert, – denn ich will mich selber fressen, wenn in dem Negerbaron aus Louisiana, der sich nur wie ein Geist zuweilen auf den Pampas sehen läßt, nicht die so lange gesuchte unnütze Creatur sich versteckt! . . . Zu weiteren Erforschungen langt bei mir das Zeug nicht. Ich bin zu geradezu; dem Geschäft aber kann nur ein Feiner vorstehen . . . Die Helfer sind indeß deutsche Michel geblieben trotz aller Teufeleien, in die man sie verwickelt hat, und waschen sie sich erst wieder einmal mit klarem

Bergwasser ihrer Heimath, so werden sie auch hoffentlich rein dastehen von jeder groben Fehl wie neugeborene Kinder.«

Der Inhalt dieses Berichts konnte dem Baron Adam von Alteneck nicht verschwiegen werden, wenn man auch noch keinen Namen nannte. Wir kennen den Eindruck dieser beunruhigenden Nachricht auf den Baron, die ihn schließlich veranlaßte, selbst nach Hamburg zu reisen.

Wenige Tage vor Theodora's Besuch bei Hebe war der Besitzer von Alteneck in einem der renommirtesten Hôtels abgestiegen. Unterwegs schon hatte er sich der Grillen mehr und mehr entschlagen, die ihn so unbehaglich umschwirrten. Wozu auch sollte er sich grämen und ängstigen? ... War Hubert, dessen Gegenwart ihn peinigte, so lange Barbara am Leben blieb, und dessen Heranwachsen er fürchten mußte, in der neuen Welt zu bedeutendem Vermögen gekommen, so konnte er sich rühmen, dem jungen Manne den Weg zum Glück gezeigt zu haben, und wünschte dann Barbara den lang entbehrten Sohn wiederzusehen, so würde der Baron sich nicht geweigert haben, die alte Schaffnerin auf seine Kosten dem reich und mächtig gewordenen Sohne nachzuschicken.

Das Leben und Treiben der großen Handelsstadt gefiel dem Baron. Es bot ihm Zerstreungen und Genüsse, wie er sie liebte und wie er sie sich in dem einsamen Alteneck doch nur zum Theil verschaffen konnte. Auf dem alten Schlosse fehlte die Abwechslung, die Frische neuer Genüsse und die Gesellschaft. Das Alles fand den Baron

jetzt ungesucht, und er benutzte die ihm sich darbietende Gelegenheit, um sich recht satt zu schweigen . . .

Ganz zuletzt erst, als er wieder an die Abreise denken mußte, suchte er das Haus auf, an dessen Chef er vor so langen Jahren den Sohn Barbara's empfohlen hatte. Der Nachfolger desselben war zwar freundlich und zuvorkommend, behandelte aber die Angelegenheit, die ganz außerhalb seiner Sphäre lag, so geschäftsmäßig kühl, daß der Baron immer mehr in seiner Ansicht bestärkt wurde, Hubert werde ungerufen nicht wieder nach Europa zurückkommen und schwerlich jemals nach dem Orte fragen, wo er bis zu seiner Abreise in sehr fühlbarer Abhängigkeit gelebt hatte. Was der Mann ihm sonst noch mittheilte, ließ den Baron annehmen, Hubert müsse ein speculativer Kaufmann geworden sein, der nichts höher achte, als den Gelderwerb . . .

Zu den Gebrüdern Medenspang fühlte sich Adam von Alteneck nicht hingezogen, weil er das freundschaftliche Verhältniß Moosdörfer's zu diesem Hause kannte. Er ließ es sich nur im Vorüberfahren zeigen, warf einen gelangweilten Blick auf das alte, hochgiebelige Gebäude und pries sich glücklich, daß er nicht so gebunden sei, wie diese wortkargen Geschäftsleute, die Jahr aus Jahr ein in halbdunkeln Zimmern über langweiligen Briefen sitzen oder unaussprechbare Zahlen schreiben müssen. –

So hatte denn der Baron ohne alle Mühe seinen Zweck erreicht. Er erfuhr an der Quelle, aus welcher – freilich auf indirectem Wege – seine bisherigen Nachrichten über Hubert geflossen waren, daß wenigstens kein

Grund vorliege, sich des jungen Mannes wegen Sorge zu machen ... Es stand jetzt bei ihm, wieder mit dem so lange Zeit Verschollenen in Verbindung zu treten, und er hätte sich vielleicht der bloßen Neugierde wegen zu solchem Schritte entschlossen, wäre für den stolzen Baron nicht der Name Helfer ein Stein des Anstoßes gewesen. An die Adresse der ausgewanderten Söhne des Schulhalters und Organisten von Hohen-Rothstein mußte nämlich jedes Schreiben gerichtet werden, das den stets umherreisenden Hubert erreichen sollte.

Dazu konnte Adam von Alteneck sich nicht entschließen.

»Das mag Barbara thun oder durch Andere thun lassen,« sprach er, als er den Postwagen bestieg, der ihn der Heimath wieder zuführen sollte. »Ich kann beruhigt zurückkehren und brauche mich nicht mehr vor Gespenstern zu fürchten ... Barbara aber soll ihren Willen haben, wenn sie vernünftig ist! ... Sie soll die Freude einer Mutter genießen, nur nicht da, wo es meiner Reputation schaden könnte ... Einladen zu mir werde ich den reich gewordenen Bengel nicht; wer ihn sehen, ihn umarmen und herzen will, kann zu ihm gehen ... Diese Alternative werde ich Barbara stellen und sie damit hoffentlich für immer aus Alteneck vertreiben ...«

Einige Tage nach des Barons Abreise legte die Brigg ›Farewell‹ in dem Hafen an, und Capitän Reimer Claußen betrat nach einjähriger Abwesenheit, begierig zu erfahren, wie es daheim stehe, heiter und lebensfroh wieder den Boden seiner Vaterstadt.

3. HEINRICH MEDENSPANG UND KRANZBERG

»Narrenspossen!« rief Heinrich Medenspang und warf die Zeitung unwillig bei Seite, in welcher er alle Anzeigen mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen hatte. »Als ob wir nicht schon Ueberfluß an dergleichen Waare hätten!«

»Was giebt es denn Neues?« fragte Johann Matthias von seinem Pult herüber, ohne aufzublicken.

»Man bettelt für ein neues Stift! ... Ich kenne aber Einen, der seine Taschen zugeknöpft hält ... «

Johann Matthias nahm das Zeitungsblatt an sich.

»Wo steht der Aufruf?« fragte er gelassen.

»Ein Aufruf ist es nicht,« versetzte Heinrich.

»Die Herren Leisetreter und Kopfhänger schicken immer erst einen Fühler aus, um die Stimmung zu sondiren ... Ist ihnen diese nicht günstig, so warten sie, denn diese Couleur hat Zeit und läßt sich durch nichts verblüffen ... «

Johann Matthias legte das Blatt schon wieder fort.

»Die Sache ist mir nicht unbekannt,« sagte er. »Mich wundert es, daß Du noch gar nichts davon weißt ... Oder verstellst Du Dich blos? ... «

»Mensch! ... Bruder!« rief Heinrich mit komischer Heftigkeit. »Ich verstehe Spaß – das weißt Du – das aber macht mich absolut wild oder rackerig, wie Moosdörfer sich in seinem letzten Briefe auszudrücken beliebt ... Ich separire mich, wenn Du zu den Frommen übertrittst! ... «

»Ich denke, lieber Bruder, Du bleibst bei denen, die immer auf unserer Seite standen,« entgegnete Johann Matthias, »nämlich – bei den Gerechten ... Der Gedanke, ein Asyl für Mühselige und Beladene zu gründen, muß den Beifall aller Vernünftigen – und das sind die Gerechten – haben! ... Ein Stift möchte ich eine solche Wohlthätigkeitsanstalt nicht nennen, es wird mehr ein Invalidenhaus vorstellen ... Hat Hebe nicht mit Dir gesprochen? ...«

»Deine Frau, Matthias? ... Mit mir? ... Ueber Mühseligkeit und Beladensein? ... Nein, Bruder! ... Ist nicht, kann nicht sein und wird nicht sein! ... Beladen war ich wohl früher manchmal, mühselig aber nie. Ich liebe beide Worte nicht und mag noch weniger deren Bedeutung kennen lernen ...«

»Das weiß Keiner vorher,« sagte der ältere Medenspang. »Ich möchte Dich indeß bitten, mit Hebe über diese Sache zu sprechen, denn sie gehört zu denen, welche sich lebhaft dafür interessiren ...«

»Und Du billigst das? ...«

»Ich mag es gern, wenn sich gescheidte Frauen von öffentlichen und gemeinnützigen Unternehmungen nicht ganz zurückziehen,« fuhr Johann Matthias fort. »Hebe hat Ueberfluß an Zeit, und Gutes zu thun, braucht Niemand sich zu scheuen ... Aus ihrem eigenen Munde weiß ich, daß sie sehr stark auf Deine Unterstützung rechnet ... Du bist auch der rechte Mann dafür und kannst eigentlich gar nicht entbehrt werden ...«

Heinrich glitt von seinem Schreibbock und zog den Comptoirrock aus.«

»Willst Du ausgehen?« fragte der Bruder. »Ich erwarte Reimer Claußen . . . «

»Unterhalte den Mann, so lange Du willst, und laß Dir von ihm Geschichten erzählen, bis Du halb taub wirst, ich meines Theils muß Luft schlucken, sonst rührt mich der Schlag! . . . Ein Asyl für Mühselige und Beladene, und unter den Gründern dieser kostbaren Anstalt figurirt die Firma Gebrüder Medenspang! . . . Das ist vor Hamburgs Untergang! . . . «

Heinrich verließ das Comptoir in sichtlicher Aufregung. Johann Matthias sah dem Forteilenden lächelnd nach.

»Diesmal soll mein Herr Bruder Frau Hebe den Pantoffel küssen,« murmelte er leise in sich hinein. »Die Frauenzimmer handeln nach einem ganz richtigen Instinct, und da man alles Confessionelle bei Seite läßt, kann ich den Gedanken nur billigen . . . «

Er vertiefte sich wieder in seine Arbeit, während Heinrich in eiligem Geschäftsschritt den Jungfernstieg erreichte und hier in den Alsterpavillon trat, um seinen Aerger in einem Glase Madeira zu ertränken, wozu er mit vortrefflichem Appetit einige warme Fleischpasteten verzehrte. Er hatte noch nicht lange gesessen, vor sich ein Unterhaltungsblatt, das sehr sinnreiche Räthsel als Lückenbüßer enthielt, wenn das Manuscript nicht ausreichte oder der Censor in übler Laune zu häufig von seinem gedankenmörderischen Rothstift Gebrauch gemacht

hatte, als er sich angetickt fühlte ... Ein blasses, sanftes, glatt rasirtes Gesicht, das noch farbloser erschien, als es von Natur war, weil ein sehr breites, feines, weißes Halstuch den Hals des blassen Mannes bis an's Kinn bedeckte, sah auf den jüngeren Medenspang herab ... Es war der Makler August Kranzberg, ein Mann, den Heinrich gewiß nicht aufsuchte, wenn nicht etwa Geschäfte ihn dazu nöthigten.

»Wünschen Sie etwas?« lautete seine ziemlich barsche Frage, indem er mit dem Stock des Zeitungsblattes sein Weinglas umstieß.

»Ich freue mich nur und wollte Ihnen das mündlich sagen, Herr Medenspang, da ich Sie zufällig hier treffe,« versetzte Kranzberg und sah merkwürdig glücklich aus. »Es ist immer so in der Welt und wird, Gott sei Dank, wohl auch ewiglich so bleiben, was zusammengehört, kommt doch zusammen ...«

»Das wäre der Teufel!« rief Heinrich Medenspang und stellte sich kerzengerade vor den Makler hin. »Wenn wir Beide zusammengehören, dann fließt die Elbe in die Alster! ...«

Kranzberg behielt seine lächelnde Miene bei.

»Kann Alles geschehen, und ist auch schon geschehen,« sprach er. »Anno 1825 während der großen Sturmfluth habe ich dieses Phänomen mit eigenen Augen angesehen ... Sie werden sich doch nicht zurückziehen? ...«

»Herr – ich weiß nicht, was Sie wollen! ...«

»Dann ist es meine Pflicht, mich deutlicher zu erklären
...«

Heinrich zog seine Uhr.

»Es ist Elf schon vorüber,« sagte er pressirt, »mein Bruder wird auf mich warten ...«

»Sie sollen keine Secunde Ihrer kostbaren Zeit verlieren,« fiel Kranzberg wieder ein. »Ich habe am Hafen zu thun und werde Sie begleiten ...«

»Daß Dir die Erzengel das Posaunenblasen lehrten!« dachte Heinrich Medenspang und faßte sich ein Herz, »Was der alte Bursche wohl in petto hat? ...«

Sie traten in's Freie und schlugen die Richtung nach dem Altenwall ein.

»Fünzigtausend Mark Banco sind bereits gezeichnet,« begann Kranzberg und entnahm seiner Briefftasche ein Papier, das er Heinrich Medenspang aufnöthigte. »Geben Sie diese Abschrift Ihrer verehrten Frau Schwägerin ... Ohne ihren Namen hätten wir nicht die Hälfte gemacht! ...«

»Aber Herr Kranzberg, ich verstehe von dem Allen keine Silbe!« sprach der jüngere Medenspang, der vor Aerger bald blaß, bald roth ward, denn er ahnte, um was es sich handele und was den frommen Kranzberg in so rosig-e Stimmung versetzte. »Geschäftsangelegenheiten überläßt meine Schwägerin, eben weil sie eine kluge und verständig Frau ist, meinem Bruder und mir ...«

»Ist nur zu billigen, nur zu billigen, mein werther Herr Medenspang,« entgegnete Kranzberg. »Was aber der klangvolle Name einer allgemein hochgeachteten Dame

vermag, muß Madame Medenspang sogleich erfahren . . . Nach der Börse können wir hoffentlich frank und frei mit unserem Plane hervortreten . . . Es ist ein Unternehmen, an dem Gott seine Freude haben muß, und alle Betheiligten danken Ihnen von Herzen für Ihre segensreiche Mitwirkung . . . «

»Aber, Sapperment, Herr Kranzberg, ich bin nicht betheiligt bei diesem Schwindel, den ich nicht kenne, und ich habe zur Stunde auch noch nicht die Absicht, jemals einen Finger dafür krumm zu machen! . . . «

Kranzberg ließ sich nicht stören. Er lächelte womöglich noch freundlicher und glücklicher, drückte seinem Begleiter das Papier mit Gewalt in die Hand und sagte:

»Kommt doch in Ordnung, mein werther Herr Medenspang, und ist, glaube ich, schon in Ordnung! . . . Sie können und werden ein gutes Werk nicht stören . . . Das würde ja den Frieden eines glücklichen Hauses vernichten und ein edles Frauenherz tief betrüben! . . . Dazu ist kein Medenspang fähig . . . «

Der Kaufmann blieb stehen, um doch einen Blick in das Papier zu werfen. Dieser fiel auf Namen, die ihn stutzig machten. Alle Häuser ersten Ranges hatten einen Beitrag für das zu gründende ›Asyl für Mühselige und Beladene‹ gezeichnet, und sein eigener Bruder Johann Matthias figurirte darunter mit zweihundert Mark Banco! . . .

Nach dieser Einsichtnahme konnte Heinrich Medenspang nicht mehr verächtlich von einem Unternehmen sprechen, das ihm persönlich mißfiel. Er achtete den Verstand und die kaufmännische Einsicht seines Bruders zu

hoch, um sie spöttisch zu bekritteln, und da Johann Matthias für das neu zu gründende Asyl, das, wie schon die Zeitungen andeuteten, ein Rettungshaus für geistig und sittlich Gesunkene sein sollte, in welchem ächter Samaritersinn als milder Lehrer und Freund die Rolle eines väterlichen Erziehers übernahm, seinen eigenen Namen mit in die Wagschale geworfen hatte, durfte und konnte er, als der jüngere Mitinhaber der Firma, eine vollendete Thatsache nicht vornehm ignoriren. Seinen Aerger über das ohne sein Wissen Geschehene vermochte er aber doch nicht zu verbergen.

»Ich begreife meinen Bruder nicht,« sagte er und steckte das Papier ein. »Die Reue wird nicht ausbleiben ... Wer in Dornen greift, sticht sich! ...«

»Mein werther Herr Medenspang,« versetzte Kranzberg, »Sie erlauben mir zu bemerken, daß eine ungerichtfertigte Abneigung gegen gewisse Leute, z. B. auch gegen mich, Ihre bessere Einsicht betrügt ...«

»Das nehmen Sie an, mein Herr! ...«

»Nein, Herr Medenspang, das weiß ich, denn Sie haben diese Abneigung gegen mich und meine Freunde oft genug ausgesprochen ... Nicht aufbrausen, lieber Freund, sondern gelassen zuhören! ... Ich trage nicht nach, weil das unchristlich, überhaupt unrecht oder einfach schlecht wäre ... ›Thut wohl denen, die Euch hasen! ...‹ Aber Sie werden anders über uns urtheilen, wenn Sie uns erst wirklich kennen lernen! Und dazu soll dieses Asyl, zu dem Sie den Grundstein mit legen werden, Ihnen Gelegenheit geben! ...«

»Sie vergessen ganz, daß ich ein selbstständiger Mann bin, der von seinem Bruder nicht abhängt, und als solcher lasse ich mich von Niemand selbst nicht für den Himmel pressen! . . . Ich bekenne mich zu dem Katechismus des alten Fritz! . . .«

»Ihr Glaube wird von Niemand angetastet werden,« entgegnete Kranzberg, »auch fällt es weder mir noch sonst Jemand ein, Sie pressen zu wollen. Unsere Gesellschaft, zu der so viele edle Frauen gehören, meint nur, Sie seien ihr ganz besonders unentbehrlich . . .«

»Nun, das wird ja ganz lustig!« sprach Heinrich Medenspang lächelnd. »Wie komme ich denn eigentlich zu der Ehre, von Euch Herren, die Ihr die gläubige Schaafherde der Frommen weidet, für eine so überaus wichtige Person gehalten zu werden?«

»Weil Sie ein intelligenter Mann sind, welcher Welt und Menschen kennt! . . . Auf Ihre Stimme werden Viele von denen hören, die über uns lachen und uns verspotten! . . .«

»Sieh, sieh, wie klug Ihr Heiligen doch seid!« rief der Kaufmann und hob gegen den Makler drohend den Finger. »Ein Schafsfell wollt Ihr mir umhängen und den bisigen Wolf unter die Raubthiere schicken, damit er Propaganda für Eure Secte mache? Wenn ich Euch nun im Stiche ließe und gegen Euch operirte, was dann? . . .«

»Ein Mensch, welcher das Vertrauen Anderer absichtlich mißbraucht, muß sehr tief gesunken sein! . . . Und ein so moralisch verwilderter Mensch würde nur Rettung und Heilung in unserem Asyle finden! . . .«

Heinrich ging nachdenklich neben Kranzberg her. Sie kreuzten die Straße und betraten den Rödingsmarkt.

»Bei alledem weiß ich doch nicht, wie Ihr mich verwenden wollt,« hob er nach einer Weile wieder an. »Ich passe nicht zu Euch, denn ich bin eben ein böser Bube und ein spottsüchtiger Weltmensch, dem das Augenverdrehen niederträchtig zu Gesichte steht – weil es ja doch nur eine geborgte Maske ist, in der ich mich selbst und Andere belügen würde . . . Darin kann ich unmöglich ein Verdienst erblicken . . . «

Sie hatten den Kanal erreicht, aus dem verschiedene Torfewer und eine Anzahl mit Töpfer- und Glaswaaren schwerbeladene Schuten lagen. Zwischen diesen schaukelte eine Jolle mit zwei an ihren Riemen hängenden Rudern. Am Brett unter dem kleinen Steuer war der Name ›Farewell‹ in goldener Schrift zu lesen.

Unter dem ersten Krahn blieb Kranzberg stehen und faßte die Kette der Winde.

»Nicht wahr, Herr Medenspang,« sprach er – und das Auge des nicht mehr jungen Mannes erglänzte in feuchtem Schimmer und ruhte dabei so merkwürdig fragend auf dem lebenslustigen Kaufmanne, – Sie haben vor längeren Jahren den Zimmtprinzen gekannt? . . . Nun erschrecken Sie nur nicht! . . . Ich erwähne dieses Unglücklichen nicht, um Sie zur Rede zu setzen . . . «

»Sie kannten ihn besser als ich,« erwiderte Heinrich Medenspang und biß sich die Lippe. »Das Beispiel eines von Gott erleuchteten Mannes hat, scheint es, keinen guten Einfluß auf ihn gehabt . . . «

Kranzberg ließ den gegen sich gerichteten Stachel in Heinrich's Antwort unbeachtet.

»Wissen Sie, daß der Arme noch lebt?« fragte er auf's Neue. »Das Leben im Getümmel der Welt hat ihn nicht gebessert ... Aber gerade weil er nicht unterging, obwohl er sich offenbar selbst verließ, möchte ich glauben, daß er noch gerettet werden soll! ...«

»Durch Ihre Samariteranstalt?«

»Vielleicht! ... Daran dürfen wir jedoch augenblicklich noch nicht denken ... Mich dünkt zunächst, es müßte doch interessant sein, einen Mann, der ehemals so geachtet, so gefeiert und angestaunt da stand, in seinem Elende wiederzusehen und ihn über sich und die Welt sprechen zu hören ...«

»Ich finde diesen Wunsch bei seinem nächsten Verwandten sehr natürlich.«

»Nicht auch bei denen, welche ihm als treue Lebensgenossen noch weit näher standen? ...«

»Wir würden uns weder kennen noch verstehen, Herr Kranzberg! Jedenfalls müßte ein solches Wiedersehen nur bittere Gefühle in dem Herzen dessen erwecken, der Schiffbruch an den verborgenen Klippen des Lebens litt, während der Andere, Glücklichere immer mit gutem Winde und mit vollen Segeln fuhr und nicht einmal Havarie machte! ...«

»Hat Ihr Zusammentreffen mit meinem armen Neffen diesen Eindruck auf Sie gemacht? ...«

»Herr Kranzberg!«

Die Hand des Maklers legte sich fest auf die Schulter des Kaufmanns.

»Es wäre edler von Ihnen gewesen und auch humaner, mein lieber Herr Medenspang,« fuhr er fort, »wenn Sie, wenn auch nur durch eine anonyme Anzeige, mich hätten wissen lassen, daß Enno aus Amerika wieder zurückgekehrt ist ... Noch einmal fortgeschickt hätte ich ihn nicht, aber, verlassen würde ich ihn auch nicht haben ... Jetzt wird es schwer sein, zu ihm zu dringen, denn er haßt mich und verbirgt mir absichtlich sein Versteck ... Aus seinen Andeutungen aber konnte ich abnehmen, daß es Ihnen bekannt ist.«

Heinrich Medenspang blickte betroffen zu Boden. Es war ihm höchst fatal, daß er sich just dem so oft verspotteten Kopfhänger gegenüber, wofür ihm der Makler galt, blamirt hatte.

»Ich bin fest entschlossen, meinen Neffen aufsuchen zu lassen,« fügte Kranzberg hinzu, »und sollte ich die Polizei zu Hilfe rufen! ...«

Mit der Polizei hatte Heinrich nicht gern zu thun. Er bot Kranzberg die Hand und sagte:

»Enno Norrburg soll eine Unterredung mit Ihnen haben, wenn Sie es wünschen!«

»Dazu dürfte die Zeit noch nicht gekommen sein. Nöthig ist nur, daß er den Kreisen entrückt wird, in denen er seinem Aeußern nach sich gegenwärtig und, wie ich fürchte, schon seit geraumer Zeit aufhalten muß! ...«

»Gegen Mangel war er geschützt – durch mich ...«

»Ich ahnte so etwas und freue mich, Sie bereits Samariterdienste, wenn auch mit Handschuhen an den Händen und mit verbundenen Augen, thun zu sehen. Haben Sie noch Gewalt über meinen Neffen? . . . Meine Frau würde übergücklich sein, wenn Sie etwas für ihn thun könnten. Sie leidet schwer, seit sie weiß, daß ein mir angehörendes Glied, der einzige Sohn meiner verstorbenen Schwester, mit Strolchen aller Art, vielleicht sogar mit Verbrechern verkehrt und, hält der gnädige Gott nicht schützend seine Hand über den Gesunkenen, selbst dem Verbrechen anheimfallen kann . . . «

Heinrich Medenspang fühlte sich beschämt. Schon Theodora's wegen, von welcher Alle mit großer Achtung sprachen, und die in der Stille eine außerordentliche Thätigkeit im Wohlthun entwickelte, mußte er auf den Wunsch Kranzberg's eingehen.

»Was ich vermag, soll geschehen,« sprach er, »nur müssen Sie mir einige Tage Zeit lassen, denn ich kann nicht angeben, wo ich den verlebten Zimmtprinzen finde, und ob ich nicht genöthigt bin, vorsichtig das Terrain zu sondiren, ehe ich es zu betreten wagen darf. Auf dem Wege, welchen meine Unterstützungen an Geld nehmen, ist Enno Norrburg schwerlich beizukommen.«

»Sie schließen sich also unserer Gesellschaft an?« fragte Kranzberg . . .

»Wenn die ersten Damen der Stadt dieselbe soulagiren, würde es ja ungalant sein, wollten die Herren sich zurückziehen.«

Kranzberg schüttelte dem Kaufmann die Hand.

»Empfehlen Sie mich angelegentlich Ihrem Herrn Bruder, und vergessen Sie nicht, sich von Ihrer Frau Schwägerin auseinander setzen zu lassen, welche Aufgabe sich das Asyl für Mühselige und Beladene stellt . . . In engen Grenzen gedenken wir uns nicht zu bewegen; wir haben die Absicht, ein humanes Ziel gleichsam nach kaufmännischen Principien zu betreiben und es nicht auf einen einzigen Ort zu beschränken . . . Es giebt überall Dürstende zu erquicken, Hungernde zu speisen, Frierende zu bekleiden, und wohin wir suchend das Auge wenden, da begegnen wir Armen und Kranken, die wohl zu retten sind, wenn sich ihrer nur die rechten Wohlthäter und Aerzte erbarmen . . .«

»Dieser Mensch hat eine merkwürdige Art, denen zu begegnen, die ihn zu vermeiden suchen,« sprach Heinrich Medenspang zu sich selbst, als Kranzberg von ihm ging. »Sein ganzes Wesen sagt mir nicht zu, seine Lebensanschauung erscheint mir lächerlich, oft sogar abgeschmackt, und doch thue ich ihm, wenn er so väterlich sanft spricht und sein Auge so mild und bittend auf mir ruht, den Willen! . . . Sollte doch eine apostolische Ader in ihm schlagen? Es gäbe jedenfalls eine kleine Revolte an der Börse, wenn es Kranzberg gelänge, mich zu seinen Ansichten zu bekehren! . . . Einen Gefallen aus Humanität und als gutmüthiger Mensch, der Anderen nicht gern einen Spaß verdirbt, kann ich ihm wohl thun, ohne daß ich schon morgen die Mienen und das ganze Gebahren eines Menschen an mir bemerken werde, der im Begriff steht, nach der Westküste Afrikas sich einzuschiffen, um

den schwarzen Heiden als salbungsvoller Missionär das Evangelium zu predigen . . . Ich hab' es, wie der Faust des großen Heiden Goethe:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.«

4. IM COMPTOIR DER KAUFLEUTE.

Capitän Reimer Claußen war schon seit einer halben Stunde mit Johann Matthias Medenspang in ein sehr ernstes Gespräch vertieft. Man brach dasselbe nicht ab, als Heinrich jetzt in's Comptoir trat und den Platz an seinem Pulte wieder aufsuchte. Ein derber Händedruck des rauhen Seemanns, der während seiner letzten Reise noch brauner geworden war, begrüßte den Kaufmann.

Johann Matthias ging in dem schmalen, aber tiefen Zimmer, in welchem die Brüder allein arbeiteten, die Hände auf den Rücken gelegt, auf und nieder.

»Wenn man nun offen Beschwerde führte,« sagte er und blieb vor dem Capitän stehen, »sollte das nicht helfen?«

»Helfen?« erwiderte Reimer Claußen und spuckte verächtlich aus. »Was vermag denn solch ein deutscher Consul! . . . Es ist für diese Herren drüben allerwärts nur auszuhalten, wenn man sie so wenig wie möglich molestirt . . . Ja, wenn wir Deutschen den Canaillen die Zähne weisen könnten! . . . Aber wir haben ja nicht einmal Schlüsselbüchsen, um zum Vergnügen zu knallen, viel weniger

Kanonen zum wirklichen Schießen, daß Gott erbarm'!
...«

»Ist 'was passirt?« fragte Heinrich und legte das Papier, welches ihm Kranzberg gegeben hatte, auf das Pult seines Schwagers.

»Nichts Ungewöhnliches, Herr, und auch nichts, über das wir uns zu verwundern brauchen,« fuhr Reimer Claußen fort, »es ist nur, daß man sich ausspricht, weil es einem ehrlichen Seemann, der sein Fach versteht, doch manchmal crepirt, daß er nicht so auftrumpfen kann, wie viel unbedeutendere Leuten. Und so hat man bei dem Menschschinden und dem gottverdammten Seelenschacher immer nur das müssige Zusehen! ... Das Herz kehrt sich Einem im Leibe um, aber thun kann man doch nichts ... Und mit Bibel und Katechismus jagt man diese Sorte hart gesottener Halunken nicht zum Teufel, dem sie auf Erden schon mit Haut und Haar angehören!
...«

»Es ist, wie ich schon seit einiger Zeit vermuthet habe und aus mancherlei Anzeichen vermuthen mußte, Bruder!« nahm Johann Matthias das Wort. »Viele, ja die Mehrzahl unserer armen, unwissenden, schutzlosen Landsleute, denen gewissenlose Agenten vorspiegeln, jenseit des Weltmeeres öffneten sich Jedem, der nur hinübergehen wolle, die Pforten des irdischen Paradieses, rennen dem bittersten Elende, dem gewissen Tode oder der grausamsten Slaverei in den offenen Rachen! ... Was die Aermsten dulden müssen, davon freilich schweigt die Geschichte! ... Der Elende hat nicht

den Muth, zu klagen, und der Geknechtete schweigt aus Scham oder Stumpfsinn . . . Aber himmelschreiende Sünde ist es, daß solche Dinge geschehen, und noch dazu straflos geschehen können! . . . «

Heinrich Medenspang glaubte, sein Bruder sehe zu schwarz. Er entgegnete deshalb, daß man in dieser Beziehung stets Klage geführt habe, daß aber lebenserfahrene Männer, welche lange Jahre in der neuen Welt gelebt hätten und mit den dortigen Verhältnissen sehr genau vertraut seien, ihm persönlich die Versicherung gegeben, man übertreibe stark. Unrechtmäßigkeiten kämen allerdings häufig vor, wie überall, schlimmer aber als anderswo sei es auch drüben Nicht, und wer ein wenig aufpasse und nicht Jedem Vertrauen schenke, dem brauche weder für seine persönliche Freiheit noch für sein Fortkommen bange zu sein. Verdient werde unter allen Umständen in der neuen Welt mehr wie in der alten, nur dürfe man freilich nicht auf den Kopf gefallen und auch nicht gar zu engherzig sein.

»Nicht gar zu engherzig!« erwiderte der ältere Medenspang, den Ausdruck seines Bruders aufgreifend. »Daraus erklärt sich Alles, was der Capitän mir so eben mitgetheilt hat; daraus erklärt sich auch die Verbindung der beiden Brüder mit dem geheimnißvollen Ueberall und Nirgends, den wir auf Ordre suchen sollen, den wir allen Anzeichen nach wirklich gefunden haben und der uns doch immer

wieder entschlüpft! ... Ich bin der Meinung, daß wir unsere Schuldigkeit gethan haben, noch einmal an den Baron Bericht erstatten lassen, zu weiteren Nachforschungen uns aber nicht mehr bereit erklären ... Kaufleute sind keine Polizei-Officianten! ...«

Heinrich errieth sogleich, daß von dem so eifrig gesuchten Hubert die Rede sei, und mußte dabei an Enno Norrburg und das eben gepflogene Gespräch mit Kranzberg denken. Mit den Brüdern konnte Johann Matthias nur die Söhne des Organisten Helfer in Hohen-Rothstein meinen, von denen der jüngere mit so warmen Empfehlungen des Bleichers Moosdörfer zu ihnen gekommen war ... Daß auch diese Brüder die Engherzigkeit der alten Welt in Entschlüssen und Handlungen, die ihm persönlich von jeher ein Dorn im Auge gewesen war, abgelegt haben sollten, interessirte ihn mehr als Alles ... Reimer Claußen mußte Näheres darüber wissen und seinem Bruder bereits Einzelheiten mitgetheilt haben, welche dessen streng rechtlichem Sinne nicht gefallen haben mochten.

»Die Helfer also helfen sich fort auf amerikanische Manier?« fragte er mit sarkastischem Lächeln den Capitän, den er nie als einen Mann von engherzigen Ansichten gekannt hatte. »Mich dünkt, das müßte man an ihnen loben; denn nur wer die Usancen eines Platzes oder eines ganzen Volkes kennt und sie klug zu benutzen weiß, kann es zu etwas bringen ... Man ist selbst noch nicht gefräßig, wenn man mit den Wölfen heult, um von ihnen nicht als fremder Eindringling aufgefressen zu werden

... Gedeiht der Holzhandel mehr oder das Geschäft mit Häuten? ...«

»Meines Wissens befinden sich die genannten Herren wohl und machen brillante Geschäfte,« versetzte in kühlem Tone Reimer Claußen, indem er Heinrich einen schielenden Blick zuwarf, dem ein rasches, verschmitztes Blinzeln folgte. »Gesprochen habe ich sie nicht, denn das Geschäft läßt ihnen wenig Zeit, und die schwarze Seele dieses Geschäfts versteht die arbeitslustigen Brüder tüchtig in Athem zu halten ...«

»Sind sie denn nicht selbstständig?« fragte Heinrich, während Johann Matthias kopfschüttelnd seinen Gang fortsetzte.

»In Bezug auf den Verdienst scheinen sie es zu sein,« versetzte der Capitän, »wenigstens hörte ich, daß ihr Vermögen sich schnell mehre, was auch den unruhigen Joachim Helfer schon wieder an die Rückkehr nach Europa denken lassen soll; was aber das Speculiren anbelangt, so ist darin alleiniger Herr und Meister der unheimliche Mann, der sich in Buenos-Ayres Master Heedfull, in Louisiana als Pflanzer Hubertus und an den Küsten Afrikas wieder anders nennt ...«

»Gerade herausgesagt, Bruder,« fiel Johann Matthias dem Capitän in's Wort und blieb, den Arm auf sein Pult gestützt, stehen, »dieser unternehmende, aber gewissenlose Mensch, in dem sich höchst wahrscheinlich der Schlingel versteckt, welcher von seinen nächsten Verwandten, wie ich vermuthe, seiner schlechten Neigungen wegen und weil er sich nicht leiten lassen mochte,

über's Meer geschickt wurde, scheint ein Slavenhändler schlimmster Art zu sein ... Ganze Schiffsladungen unglücklicher Neger läßt er durch seine ihm blindlings gehorchenden Creaturen nach den Südstaaten Amerikas einführen ... Damit man ihm aber den abscheulichen Handel mit Menschen nicht legen kann, befrachtet er seine Schiffe nur halb mit lebendigem verkäuflichem Gut, das eine Ladung kostbarer Hölzer verbirgt, die in Buenos-Ayres gelöscht und hier gegen Häute vertauscht werden ... An diesem letzteren Handel sind die Gebrüder Helfer betheilig, den ersteren betreibt der Pseudo-Yankee auf eigenes Risiko ... Ich aber sage, es ist himmelschreiend, daß solche Schändlichkeiten geduldet oder geflissentlich nicht bemerkt werden, weil es an Mitteln fehlt, sie zu unterdrücken und die eigentlichen Urheber derselben zur Verantwortung zu ziehen! ... «

Heinrich Medenspang sah Reimer Claußen so ungläubig an, als wolle er ihn fragen: »Ist's wirklich so arg? ... Machen die Weißen, mögen sie nun amerikanischer oder europäischer Abstammung sein, ein lucratives Geschäft mit dem Handel ihrer Heimath gewaltsam entrissener Menschen?«

Der Capitän aber bewegte zustimmend sein Haupt und sagte:

»Es gehen Dinge vor, über die einem ehrlichen Deutschen die Haut schaudert! ... Aber die Strafe wird nicht ausbleiben, sollte sie die Schuldigen auch spät erst erreichen! ... «

Johann Matthias Medenspang gewahrte das auf seinem Pulte liegende Papier und entfaltete es schnell. Seine finster gewordenen Züge erheiterten sich.

»Was seh' ich!« rief er erfreut aus. »Du hast Kranzberg gesprochen? ...«

»Man muß ja, wenn man nicht über ihn fallen will! ...«

»Und wie bist Du jetzt gesonnen?«

»So fromm, daß ich ein Osterlamm vorstellen könnte ...«

»Bist doch nicht ärgerlich, daß ich unterzeichnete, ohne Dich vorher zu fragen? ... Bisweilen muß man für sich allein handeln! ... Du hast dasselbe Princip ...«

»Ich werde Unterricht bei meiner sanftmüthigen Schwägerin nehmen, damit ich wohl präparirt in Eure von Humanität überfließende Gesellschaft eintreten kann,« entgegnete Heinrich. »Dem klaren Vortrage Frau Hebe's wird es wohl auch gelingen, mich tiefer einzuweihen in Eure Pläne ... Kranzberg hat zwar sehr schön gesprochen und so eindringlich, daß ich einige Male ein recht unbehagliches Prickeln und Jucken empfand; dem Fluge seiner erhabenen Gedanken aber, die himmelhoch und sternweit gingen, vermochte ich in meiner bleiernen Menschlichkeitsschwere nicht immer zu folgen.«

Reimer Claußen sah bald den einen, bald den andern Bruder an.

»Ihr dürft Euch ebenfalls nicht ausschließen, Capitän,« sprach Johann Matthias Medenspang, als er die verlegene Miene des Seemanns gewahrte. »In nächster oder

übernächster Woche schon wird die neue Gesellschaft sich constituiren können ... Es ist nichts, was die Oefentlichkeit zu scheuen braucht ... Der Wille, der uns Alle zusammengeführt hat, ist gut, der Plan ein edler, der Zweck, ist er auch nur annähernd zu erreichen, muß in weiten Kreisen Segen stiften. Es gilt nämlich die Gründung einer Anstalt, in welcher unentgeltlich Menschen aller Klassen ohne Unterschied der Nationalität oder des Glaubens Hilfe, Unterstützung, Rettung finden sollen, wenn sie an der allgemeinen Barmherzigkeit der Welt verzweifeln ... Solcher Zweifel führt gewöhnlich die Einen zum Verbrechen, die Anderen zum Selbstmorde, denn wer an der Welt verzweifelt, hat in sich selbst keinen Halt mehr, und wem dieser Halt, dieser Stecken und Stab, den jedem Säuglinge sein himmlischer Schutzgeist in die Wiege legt, fehlt, in dem erlischt auch der Glaube an Gott! ... Es kann nicht fehlen, Capitän Claußen, daß wir ziemlich viel werden zu thun bekommen. Wir bedürfen also ruhiger Arbeiter und williger Seelen ... Der Armen, Gedrückten, die verzweifeln wollen, der Eine aus diesem, der Andere aus jenem Grunde, laufen gar viele umher, und ich müßte mich schlecht auf Euer Geschäft verstehen, Capitän, wenn Euch nicht auch schon zu Wasser wie zu Lande Creaturen aufgestoßen wären, denen wohl durch das Eingreifen einer Gesellschaft, nicht aber durch das Bemühen eines Einzelnen hätte geholfen werden können. Jeder Einzelne ist ein Knecht der Zeit, die ihn nie frei giebt; eine Gesellschaft dagegen mit gleichem Streben und von demselben guten Willen beseelt, vermag

frei über ihre Zeit, mithin auch über ihre Kräfte zu verfügen.«

»Das soll wohl sein, Herr Medenspang,« versetzte Reimer Claußen. »An herabgekommenem Volk fehlt es nirgends, es wird aber ein sauer Stück Arbeit sein, diesem Volke nur beizukommen . . . So leicht zugänglich, wie Sie zu glauben scheinen, ist diese Sorte Menschen nicht.«

»Gleichviel, Capitän, es muß versucht werden,« sagte Johann Matthias, »und da wir den Willen haben, uns in unserem Streben nicht wankend machen zu lassen, so werden wir auch etwas erreichen. Alle Parteien gehen in dieser Angelegenheit mit einander Hand in Hand, weil es eine so allgemein menschliche ist. Wir haben Christen, Juden, Sectirer aller Farben und meines Erachtens auch nicht wenig halbe Heiden in unserer Gesellschaft, und wir vertragen uns doch! . . . Das läßt mich Gutes hoffen. Das Beste aber ist, daß die Weiber dafür ganz begeistert sind, – wie denn auch die Idee zu dem ganzen Unternehmen in einem hübschen, klugen Frauenkopfe ausgeheckt wurde . . . Kennen Sie den Makler Kranzberg? . . .«

»Wie sollte ich nicht, Herr Medenspang! . . . Schon sein breites weißes Halstuch, in das er sich mit halbem Gesicht verstecken könnte, wenn's verlangt würde, macht ihn unter Hunderten kenntlich . . . Er gilt für einen sehr frommen Mann . . .«

»Und ich sage Euch, Capitän, daß er es auch wirklich ist! . . . Kann mich selbst nicht dafür ausgeben, denn mir mangelt die innere Erweckung; wo sie mir aber in Wahrheit begegnet, da respectire ich sie auch . . . Und das ist

bei Kranzberg der Fall ... Von seinem verwilderten Nefen habt Ihr in früheren Jahren gewiß auch gehört? ... «

Der Capitän nickte und wechselte mit Heinrich Medenspang rasche Blicke.

»Dieser Mensch ist wieder hier, aber in einem schrecklichen Zustande, der seinen braven Onkel in große Angst versetzt zu haben scheint. Da kam nun des Letzteren junge Frau, ein Weibchen, das nicht leben kann, ohne an Bildung und Erziehung aller derer zu denken, die ihr begegnen, auf den Einfall, etwas für die Rettung solcher durch eigene oder fremde Schuld verwildeter Menschen zu thun ... Die Weiber waren bald für den Plan der gescheidten und wohlwollenden Frau gewonnen, und als diese in Schaaren, gleich einer Legion bittender Engel, auf uns anrückten, gaben wir uns allesammt ohne Widerstreben gefangen ... «

Um Heinrich's Lippen spielte ein satyrisches Lächeln.

»Zu verwundern ist's nicht, Capitän,« sagte dieser, »daß wir uns bei dem Unternehmen betheiligen. Es schlägt stark in die Geschäftsbranche der Firma Gebrüder Medenspang, die sich von jeher mit zarten, leicht zerbrechlichen Gegenständen befaßte ... Will schon, was der Welt erhalten werden soll, gar behutsam angegriffen und behandelt werden, wie vielmehr zarte Aufmerksamkeit wird man dem zu erweisen haben, das auf Erden für den Himmel präparirt werden soll! ... Ihr seht, Capitän, wir sind die rechten Leute dazu und für das Geschäft wie auserlesen! ... «

»Mein Bruder bleibt ewig ein Spötter,« fiel Johann Matthias ein, »indeß ist er nicht so schlimm, als er sich giebt ... Er hat manche gute Seite, die er selbst nicht kennt, und die wollen wir ihn herauskehren lehren, damit er Gutes thut, wenn er es auch selbst nicht wissen sollte.«

»Ganz recht, Herr Medenspang,« versetzte Reimer Claußen und warf abermals einen Blick des Einverständnisses auf Heinrich, in dessen Zügen sich ein stereotypes Lächeln eingenistet hatte. »Doch vergessen wir über dem Wohlthun und der Sorge für die Leidenden unter unseren Mitmenschen nicht das Geschäft! Wann habe ich die Ehre, die Herren am Bord zu sehen?«

»Mich entschuldigt, Capitän,« fiel Heinrich ein, während dessen älterer Bruder den Wandkalender zu Rathe zog, um Reimer Claußen die ihm passendste Stunde bezeichnen zu können. »Was Matthias sieht, brauche ich nicht zu begucken, und was er thut, ist wohlgethan! ... Ich nehme später sowohl seinen als Euren Bericht entgegen. Versteht Ihr mich? ... «

»Vollkommen, Herr Medenspang,« sagte der Capitän, drückte beiden Brüdern derb die Hand und bestieg seine auf dem Fleeth schaukelnde Jolle, um sich zurück an Bord der Brigg Farewell zu rudern ...

5. NACH DER SITZUNG.

Ueber vier Stunden hatte die Sitzung gedauert. Die Berathung war lebhaft gewesen und nicht immer waren nur zustimmende Aeüßerungen gefallen. Endlich aber

hatte man sich geeinigt, und als man die Sitzung aufhob, herrschte unter sämtlichen Comitémitgliedern eine ganz friedliche Stimmung.

Heinrich Medenspang als ein Mann, welcher besonders leicht mit der Feder umzugehen wußte, hatte das Protokoll geführt. Die ganze Gesellschaft schlug ihn einstimmig dazu vor: die Meisten, weil sie des lebhaften Kaufmanns vorzügliche Befähigung zu dem Amte eines Secretärs wirklich anerkannten, Andere, weil sie ihn dadurch von der Debatte, die voraussichtlich eine sehr lebhaft werden mußte, möglichst auszuschließen gedachten. Diese Vorsichtigen, deren Corpsführer Makler Kranzberg war, fürchteten nicht sowohl des jüngeren Medenspang Vorschläge, als dessen sarkastische Bemerkungen, die leicht die so nöthige Eintracht hätten stören können. Denn schon beim Eintritt in den Sitzungssaal hatte der Kaufmann wie ein Satyr gelacht, und besonders diejenigen Herren vom Comité, die in dem Rufe einer sehr rigoristischen Lebensanschauung standen, fast beleidigend höflich begrüßt.

»Das hat aber Mühe und Schweiß gekostet!« sprach er zu Capitän Reimer Claußen, der ihm schräg gegenüber saß und dem er während der Verhandlungen durch sein entsetzliches Gesichterschneiden oft ein Lächeln abgenöthigt hatte. »Wenn bei Verwendung solch' edlen Kittes nicht ein Bau zu Stande kommt, der Jahrhunderte überdauert, gehe ich unter die Ungläubigen und werde deren Oberpriester . . . Wie himmlisch sanft und rührend hat Kranzberg gesprochen! . . . Ein Missionär bei den

Neu-Seeländern oder in Patagonien oder unter den Zulu-Kaffern kann nicht herzbrechender und überzeugender reden! ... Ich bin nahe daran, den Mann anzubeten! ... Geht's Ihnen nicht ebenso, Herr Boll? ... «

»Bedanke mich,« entgegnete dieser und setzte seine stark abgegriffene Schirmmütze verwegen schief auf das widerspenstige, borstenartige Haar, indem er mit verächtlichen Blick auf den Stuhl blickte, welchen Kranzberg eben verlassen hatte, »ich habe mein Lebtag noch nichts angebetet ... Solch' Duckmäuser kann mich gestohlen werden ... Die Hände falten, die Augen verdrehen, mit den Lippen pappeln – Unsinn! ... Gebt solchen Creaturen eine richtige Holzsäge in die Hand und laßt sie täglich vierzehn Stunden tüchtig arbeiten, damit sie die Menschheit nützlich werden, da sollen sie mit das Kopfhängen wohl ein Ende machen! ... «

Er schlug mit der geballten Faust auf den Sitzungstisch, daß die Streusandbüchse sich um ihre eigene Achse drehte.

»Gott sei Ihnen gnädig, Boll!« versetzte Heinrich Medenspang und griff nach der Büchse. »Wie mögen Sie nur nach einer Sitzung, in der so viel frisch gefälltes Humanitätsholz zersägt, zerhackt und auf alle erdenkliche Weise verarbeitet wurde, so bissig über einen der sanftmüthigsten Menschen herfallen! ... Sie sind ja noch schlimmer als der staarblindeste Heide! ... «

»Schnack!« warf Boll ein und knöpfte sich zwei Knöpfe seines Rockes zu – der dritte wollte nicht mehr halten –

denn der von Gemüth sehr unruhige, in seinen Aeüßerungen rücksichtslose und in seinen Ausdrücken bisweilen grobe Holzhändler hatte ihn sich während der Verhandlung aus Verdruß über Ansichten, die er mit anhören mußte, abgedreht. »Was kümmert mir die Confession. Mein Glaube heißt: Arbeite, iß, gieb Anderen auch Brod, und brauch's Maul, wenn Dich irgend ein großer oder kleiner Cujon Unrecht thun will! . . .«

Heinrich Medenspang hatte das Protokoll und was es sonst noch an Papieren aufzubewahren gab, in einen Schrank geschlossen und nahm den Schlüssel an sich. Die Comitémitglieder hatten sich bis auf wenige, die jetzt ebenfalls das Local verließen, alle entfernt.

»Heute aber sind Sie doch von Niemand beleidigt worden, Herr Boll,« wandte sich der Kaufmann abermals an den Holzhändler, der, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, vor Medenspang auf und ab patrouillirte. »Nicht einmal einen Ordnungsruf ertheilte Ihnen der Präsident, als Sie bei einer geistreichen Rede des kleinen Kohlenhändlers Lippel sich selbst mit einem halblauten ›Schafskopf‹ den Mund schlossen . . .«

»Sie sind ein . . .«

»Bumm!« donnerte es in den finstern Abend hinein, daß die Scheiben zitterten.

»Daß Dich die Pestilenz brüht!« unterbrach sich Boll und schob die Mütze von der Seite mehr nach hinten, daß vor dem Schirme ein Büschel seiner widerspenstigen Haare steif in die Höhe fuhr. »Hochwasser? . . . Wäre mich sehr fatal! . . .«

»Bumm!« krachte es wieder, und nach wenigen Secunden zum dritten Male.

»Richtig!« sprach Boll und nestelte den halbabgedrehten Knopf doch noch fest in dem ausgeweiteten Knopfloche. »Bitte mir zu excusiren, aber Geschäft geht vor Freundschaft! Guten Abend! . . . Uebrigens haben Sie mir mit und ohne Hobelspähne! . . . Was gemacht werden kann, wird gemacht, und wenn sich auch zum Ueberfluß noch das ganze halskrausige Leichenbittercorps dermang legte! . . . Boll ist grob, aber Wort hält er . . . Guten Abend! . . .«

Er stolperte aus dem Sitzungssaale und warf krachend die Thür hinter sich zu.

»Ich hätte im Leben nicht geglaubt, daß sich dieser Hitzkopf durch meinen Bruder würde persuadiren lassen, dieser aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Gesellschaft sich anzuschließen,« sprach Heinrich Medenspang zu Reimer Claußen, der allein noch zurückgeblieben war. »Mein Bruder hat da ein Meisterstück gemacht! . . . Nun wir den Mann aber für die Sache gewonnen haben, wird er sie auch kräftig fördern helfen, denn Boll ist, wie er selbst sagt, höllischen vor dem Bildungs- und Aufklärungsgeschäft.«

Es fiel abermals ein Kanonenschuß, dem nach kurzer Pause ein zweiter und dritter folgte.

»Wir können leicht vierzehn bis fünfzehn Fuß Wasser bekommen,« sagte Reimer Claußen und knöpfte sich seinen bequemen dunkelblauen Düffelrock bis an den Hals zu. »Es hat fast den ganzen Tag hart aus Westen geweht.

Vermuthlich ist der Wind nördlich gelaufen und treibt nun das Wasser mit Macht in die Elbe ... Wenn es nur kein Unglück vor der Mündung gegeben hat! ... Der Telegraph auf dem Baumhause spielte schon ununterbrochen, als ich über den Baumwall ging, um Sie zur Sitzung abzuholen.«

»Wollt Ihr nicht heute Abend unser Gast sein, Capitän?« fragte Heinrich Medenspang und griff, nun Alles geordnet war, nach seinem Cylinder ... »Ihr seid herzlich gern gesehen, und ich glaube, Schwägerin Hebe hat Euch 'was vorzusetzen, das Ihr nicht verachtet ... Das Getränk dazu beordere ich.«

»Thut mir aufrichtig leid, Herr Medenspang, aber bin's wirklich nicht im Stande! ... «

»Auch nicht, wenn's kalter Mehlbeutel, nach Eurem eigenen Recept gebacken, wäre?«

»Auch dann nicht, werther Herr Medenspang! ... Der erste Steuermann ist krank und der zweite ein Leichtfuß ... Die Brigg könnte Schaden leiden, wenn ich nicht zum Rechten sähe! ... «

»Sollt Ihr, Capitän, und müßt Ihr! ... Ist ja Eure Pflicht ... Wenn Ihr aber Alles in Ordnung findet? ... «

»Würde gar zu spät werden ... Da knallen sie schon wieder! ... Eine gute Stunde läuft die Fluth noch auf, vielleicht sogar noch länger, wenn der Wind steif Nordwest bleibt ... «

»Träfe man Euch wohl im Baumhause, Capitän?« fragte Heinrich Medenspang und hing sich fest an Reimer

Claußen's Arm. »Es ist ungewiß, ob ich's allein mit Bruder und Schwägerin zwischen den vier schnurrenden Katern aushalte. Ich fühle nämlich das Bedürfniß, ungebunden fidel zu sein, und das glückt mir, glaub' ich, besser in Eurer Gesellschaft, als wenn ich mich von Schwägerin Hebe den ganzen Abend examiniren lasse. Mehr als *eine* Cigarre erlaubt die strenge Dame dabei auch nicht, weil narkotische Düfte der untadeligen Reinheit ihrer Haube nachtheilig sind, und das ist ein Verlangen, dem sich in Momenten froher Aufregung selbst das Musterbild eines galanten Junggesellen nicht ohne heimlichen Groll fügen kann.«

Reimer Claußen mußte lachen.

»Wenn Sie wünschen, daß wir uns daselbst treffen wollen,« erwiderte er zögernd, »will ich mich einzurichten suchen ...«

»Ihr thut es ungern, Capitän! ... Seid Ihr vielleicht schon versagt? ...«

»Nun ja, Herr Medenspang ...«

»Gut! Stören will ich nicht ... Werde also die Sammetpfötchen herauskehren und meiner Frau Schwägerin zeigen, daß ich der sanftmüthigste, liebenswürdigste Ehemann sein würde, wenn sich nur eine gleich vortrefflich

geartete weibliche Persönlichkeit finden wollte, die meine ausgezeichneten hausväterlichen Eigenschaften wahrhaft zu würdigen verstünde . . . Es ist sonderbar, ich mache kein Glück bei dem schönen Geschlecht, sonst müßten sich gerade die reichsten und tugendhaftesten Mädchen um mich reißen! . . . Meine Feinde haben es wahrhaftig nie daran fehlen lassen, mich pikant durchsichtig zu coloriren! . . . Aber sagt, Capitän, wohin wollt Ihr Euch denn bis gegen Mitternacht verkriechen?«

»Wenn es Ihnen nicht zu weit ist, und wenn Sie Zeit haben, stören Sie durchaus nicht,« sagte Reimer Claußen. »Ich bin eingeladen und zwar von – einem Namenlosen . . .«

»Mann, Capitän, Held zu Wasser und zu Lande, Ihr müßt Bedeckung haben!« rief Heinrich Medenspang mit Pathos. »Zu weit, sagt Ihr? . . . Was kann zu weit sein für einen Geist, welcher der Urquelle alles wahren Vergnügens, das heißt des Lebens, wie es die Welt für des Geistes sterbliche Hülle genießbar präparirt, nachzuspüren nicht müde wird? . . . Nur das Nächste ist mir zu weit, das Weite liegt mir oft noch viel zu nahe. Also? . . .«

»Mein unbekannter Freund hat mich zwischen Neun und Zehn in den Schiffspavillon bestellt . . .«

»Das ist bedenklich, Capitän! . . . Da *muß* ich mit Euch gehen! . . . Verlaßt Euch darauf, ich entere diesen alten Schiffsrumpf noch vor Euch! . . . Ahnt Ihr aber nicht, wer Euer namenloser Freund sein kann? . . .«

»Eben weil ich dies nicht ahne, ich auch die Handschrift nicht kenne, die ich in meiner Wohnung vorfand,

bin ich neugierig geworden. Auf einen Scherz ist es jedenfalls abgesehen . . . «

»Und er soll lustig werden, alter Knabe!« sprach Heinrich Medenspang und ließ den Arm Reimer Claußen's los. »Es ist eine Nacht, ähnlich jener, in der wir zusammen den Besuch bei der einst schön gewesenen Laura machten . . . Wie es der gutherzigen Dame wohl geht? . . . Habt Ihr nicht durch's Fenster einmal mit ihr geliebäugelt? . . . «

»Sie vergessen, Herr Medenspang, daß ich den Curs, den ich steuern soll, mir immer vorschreiben lasse,« entgegnete heiter der Capitän.

»Schlau, wie ein indianischer Pfadfinder!« sagte Heinrich. »Aber es hat nichts auf sich, wir harmoniren doch . . . Da liegt der Feenpalast stillen häuslichen Glücks« – fuhr er fort; auf das alte hohe Giebelhaus hinter den Linden deutend; in deren Wipfeln der Sturm heulte – »ich betrete ihn nur, um mich durch einen kurzen Blick an seinem Glanze, seinem Frieden zu erlaben und zu stärken, denn genießen kann der männliche Geist, der da wirken will, nimmermehr eines friedlichen Hauses erschlaffendes Stilleben! . . . Wißt Ihr, wie der begeisterte Dichter sagt:

Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen! . . .

Soll ich dem Dichter, vor dem sich ganz Deutschland beugt, nicht folgen? ... Ich muß, ich muß, und kostete es mein Leben! ...«

Er läutete lachend die Hausglocke und fand seinen Bruder und Hebe bereits am Theetische, seiner wartend.

Frau Hebe rückte einen Armsessel an den Tisch und warf dem Schwager einen schalkhaften Blick zu. Johann Matthias las, ohne aufzusehen, Briefe.

»Es liegt wohl sehr viel Arbeit auf Ihnen, lieber Schwager?« fragte Hebe, indem sie ihm eine Tasse Thee reichte. »Sie verschmähen doch bei dem heutigen bösen Wetter nicht einen Tropfen meines Labetrunkes, den ich Ihren vielgepriesenen Elixiren stets vorziehe? ...«

»Von der zarten Hand einer Göttin gereicht, verwandelt sich jeglicher Trank in Nektar,« erwiderte Heinrich, nippte von dem sehr starken, ächt russischen Caravanenthe und schielte nach seinem Bruder, dessen Stirn sich immer mehr in Falten legte.

»Unerquickliche Nachrichten?« fragte er, ein Zuckerbrod eintauchend. »Doch nicht schlimmer Art? ...«

Johann Matthias legte den Brief auf den Tisch und sagte:

»Das nicht, lieber Bruder, ich lasse mich nur von einem natürlichen, menschlichen Gefühle fortreißen. Unser langjähriger Correspondent und Geschäftsfreund, Herr Donatus Moosdörfer, hat doch recht viel Trübes zu erdulden ... Der Mann kann mich in tiefster Seele dauern, denn bei all' seinem Reichthum sind ihm die wirklich frohen Stunden höchst spärlich zugezählt ... Was ihm

neuerdings zugestoßen ist, kann wohl auch den stärksten Mann erschüttern. Einen Sohn als Kind verlieren und ihn nach zwanzig Jahren geistig wiederfinden, ohne ihn doch körperlich umarmen zu können, ist grausam hart! . . . Du mußt es selbst lesen, um Zusammenhang in die Sache zu bringen und das Geschehene auch wirklich verstehen zu können!«

Er reichte seinem Bruder den Brief über den Tisch und lehnte sich nachdenklich zurück in die Sophaecke. Heinrich las mit Aufmerksamkeit und ward von dem Inhalte des Schreibens nicht weniger als sein Bruder ergriffen.

»In der That, das ist entsetzlich!« sprach er. »Zwei Kinder an einem Tage!«. . . «

»Zwei?« fiel Frau Hebe ein.

»Einen Sohn und eine Tochter,« sagte Johann Matthias »Für immer spurlos verschwunden! . . . «

»Was aber veranlaßt Herrn Moosdörfer, Dir jetzt erst von diesem betrübenden Ereigniß Mittheilung zu machen?« fragte Hebe.

»Die Veranlassung ist in seinem Schreiben angedeutet,« versetzte Johann Matthias. »Unser Correspondent lebt der Hoffnung, wenigstens Eins seiner Kinder wieder zu finden. Zu diesem Behufe reisen zwei junge Männer, denen Moosdörfer volles Vertrauen schenken muß, in seinem Auftrage nach England. Einige Tage sollen sie bei uns verweilen, wahrscheinlich, um noch Erkundigungen einzuziehen . . . Ich hoffe, die Herren werden sich schon

morgen bei uns persönlich einfinden. Der Brief Moosdörfer's hat sie uns nur anmelden sollen ... Wie heißen sie doch? ... «

Heinrich sah in den vor ihm liegenden Brief und sagte:

»Georg Rauerz und Anton Wacker ... Wer brachte diesen Brief?«

»Ein Lohndiener,« sagte Frau Hebe. »Ihr waret kaum fortgegangen in die Comitésitzung, als ich ihn eintreten sah. Es war der lustige Hobelmayer aus Tyrol, der bei allen Fremden als Führer so beliebt und darum auch so ungemein gesucht ist ... Ich möchte wetten, daß er schon diese Nacht mit den jungen Herren überall herum schwärmt, wo es etwas Nichtalltägliches zu hören oder zu sehen giebt ... Er sah wenigstens ganz so pffiffig aus, als trage er sich mit zehnerlei Schalksstreichen ... «

»Und dabei blicken Sie mich so bedenklich oder – soll ich sagen – mitleidig an, verehrte Frau Schwägerin?« fiel Heinrich Medenspang ein und schlürfte den Rest seines Thee's. »Ich werde die Herren nicht verführen, wenn ich sie auch eben so wenig abhalten möchte, genießend sich mit des Lebens Reizen und Gefahren bekannt zu machen ... Erfahrung, beste Frau Schwägerin, bildet, man kann aber nichts erfahren, wenn man seine werthe Person nicht zuweilen exponirt. Ich habe das stets maßvoll gethan, und stehe in Begriff, es heute Abend bis etwa um die zwölfte Stunde wiederum zu thun.«

»Du willst noch ausgehen?« fragte der Bruder und nahm das Schreiben Moosdörfer's wieder an sich. »In diesem Sturmwetter?«

»Vom Wetter habe ich mich niemals abhängig gemacht,« entgegnete Heinrich. »Reimer Claußen bat mich, ein paar Abendstunden mit ihm gemüthlich zu verplaudern ... Ohnehin habe ich ihm noch manche Frage vorzulegen, auf deren Beantwortung ich einigermaßen gespannt bin ... Und Du weißt, lieber Bruder, es plaudert sich nie angenehmer, als wenn es draußen recht wettet.«

Johann Matthias hütete sich wohl, den Bruder durch Vorstellungen und Zureden seinem Entschlusse untreu machen zu wollen. Er kannte Heinrich's Charakter und wußte, daß dies nichts helfen würde.

»Wenn Du durch eine Zusage gebunden bist,« versetzte er, »so will ich Dich nicht aufhalten. Grüße den Capitän und sage ihm, daß er unsere heute eigentlich erst wirklich in's Leben gerufene Rettungsanstalt mit allen Kräften unterstützen soll.«

»Daran will ich es nicht fehlen lassen,« entgegnete Heinrich, »denn seit Schwägerin Hebe mich in's Gebet genommen und eindringlicher als ein Pastor mir in's Gewissen geredet hat, bin ich innerlich ein ganz anderer Mensch geworden, und fühle bereits, wie der Missionär sich in mir entpuppen will ... Eine Weile dauern wird das nun freilich noch, denn ehe ich mich zum richtigen Heidenbekehrer qualificire, muß ich mich erst neunmal häuten. Das Gute sitzt nämlich bei mir so recht im Mittelpunkt, wie bei der Zwiebel, und es kann nur unter Schmerzen und heftigem Thränenerguß hervorbrechen ... «

»Sie sind und bleiben ein unverbesserlicher Spötter, Herr Schwager,« sprach Frau Hebe und reichte ihm den Hut. »Machen Sie, daß Sie zu Ihren Freunden kommen! . . . Morgen, wenn Sie wieder einmal ordentlich ausgerast haben, sind Sie hoffentlich umgänglicher, und die jungen Herren, deren Besuch wir erwarten, haben dann nichts von Ihnen zu fürchten.«

»Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben, geehrte Frau Schwägerin, und bitte Sie, schließen Sie meine arme Seele in Ihr Nachtgebet mit ein! . . .

Heinrich Medenspang küßte Hebe die Hand, nickte dem Bruder vertraulich zu und warf sich in die nächste Droschke, indem er dem Führer derselben zurief:

»Nach St. Pauli zum Schiffspavillon!«

6. IM SCHIFFSPAVILLON.

Es wehte noch ziemlich stark, der eigentliche Sturm aber war vorüber, und das Hochwasser hatte keine so bedenkliche Höhe erreicht, daß sie gefährlich werden konnte.

In raschem Trabe fuhr die Droschke ihrem Ziele entgegen. Es mochte ein Geringes über neun Uhr sein, als Heinrich Medenspang vor dem Thorwege des Schiffspavillons ausstieg. Es war dies ein Vergnügungsort, welcher zur Zeit unserer Erzählung eine große Anziehungskraft besaß, weshalb auch Fremde ihn häufig besuchten. Schon daß der Rumpf eines ausgedienten Schiffes zur Einrichtung einer Restauration benutzt worden war, reizte Viele zum Besuch. Nebenbei bot der Strom, dessen

Strand der Schiffskiel des Pavillons berührte, mit seinem Schiffsgewühl und die weite Aussicht auf die gegenüber liegenden Elbinseln einen stets von Neuem fesselnden Blick. Weite Aussichten auf belebte Wasserflächen unterhalten immer und haben für jeden Denkenden etwas berückend Anregendes. An den Wimpel jedes vorübersegelnden Schiffes knüpfen sich Gedanken bald ernster, bald heiterer Art. Es sind kleine Welten, die an uns vorüberschwimmen, und welchem Schicksal gehen sie entgegen? ... Auch nicht Einer von denen, welche in dem engen Raum dieser stromabwärts ziehenden Schiffe leben, weiß, was die nächste Stunde oder der nächste Tag ihm bringen wird ... Sie ähneln jenen geschweiften Sternen, die anscheinend ziellos durch den Weltenraum rollen, eine Zeit lang gesehen und beobachtet werden und dann in der Tiefe des Alls verschwinden ...

Am Tage, wenn der warme Sonnenschein auf den Wellen des Stromes lag und zahllose Segler aneinander vorüberjagen, war der Aufenthalt im Schiffspavillon sehr unterhaltend, interessant aber wurde der Verkehr in demselben erst bei Eintritt der Dunkelheit. Dann füllte sich der Raum des alten Schiffes, das manches Unwetter auf stürmischer See erlebt haben mag, mit einer sehr gemischten Gesellschaft, die indeß jeder anständige Mann, ohne Anstoß zu nehmen, betreten durfte ... Es ging daselbst ebenso zu, wie in jeder belebten Restauration, wo die Gäste mehr von den Vorzügen guter Getränke als von der Trefflichkeit der Küche angelockt werden ...

Heinrich Medenspang kannte zufällig den Schiffspavillon nicht. Er machte sich darüber beinahe Vorwürfe, denn er that sich etwas darauf zu Gute, allerwärts gewesen zu sein und daher überall hin auch einen zuverlässigen und genau unterrichteten Cicerone abgeben zu können . . . Wie arg hätte er sich nun blamirt, wenn morgen oder übermorgen die beiden fremden Herren, welche Moosdörfer als Briefträger benutzt hatte, das Verlangen an ihn stellten, sie nach dem Schiffspavillon zu begleiten, von dem sie schon im Binnenlande Wunderdinge erzählen gehört! . . .

»Man darf nicht ruhen und rasten, sonst geht man sogleich rückwärts,« sprach der lebenslustige Kaufmann, als er den Kutscher bezahlt hatte und dem Eingange des Pavillons zuschritt, vor dem das unruhig flackernde Licht einer trüben Laterne brannte. »Wie dumm, daß der Mensch alt wird und gewissen Freuden nach und nach abstirbt! . . . Es bleibt zuletzt nichts übrig, als eine Speculationsheirath, die nicht gar zu feste Banden anlegt! . . . Man ist dann auf Ordre solid und kann sich, wird es unbequem, Anspruch machenden Fremden gegenüber stets excusiren . . . Als lediger Mann kann man in der Gestalt eines stellvertretenden Geleitsmannes, ohne anzustoßen, nicht gut weder einen trübseligen noch lustigen Lohndiener engagiren . . .«

Der Pavillon war nicht gefüllt, obwohl eine Menge Zechender an den vorhandenen Tischen saßen. Tonangebend waren die Seeleute, was Heinrich Medenspang auf den ersten Blick gewahrte, die Unterhaltung aber hielt

sich in den Grenzen des Schicklichen. Nur etwas überlaut gelacht ward bisweilen, wobei man die vollen Porter- oder Aegläser so hart an einander stieß, daß gelegentlich wohl das eine oder andere zerbrach. Dergleichen aber kommt fast allabendlich auch in jeder Universitätsstadt vor, wenn bemooste und unbemooste Häupter der Last und Hitze der Hörsäle und der verräucherten Studirstuben glücklich entronnen sind . . .

Heinrich, dessen Blick auf keine ihm bekannte Persönlichkeit fiel, ging die Tische entlang, um am erhöhten Ende des Pavillons einen Platz sich auszusuchen, der ihm den Ueberblick des ganzen Raumes so ziemlich sicherte. Es bedurfte keiner sehr lebhaften Einbildungskraft, um sich in das Innere eines auf den Fluthen schwimmenden Schiffes versetzt zu wähen. Denn draußen heulte der Wind, pfiß in dem Takelwerk nahe vor Anker liegender Fahrzeuge und rüttelte an den Planken des morschen Rumpfes, der manchmal wie ein lebendiges Wesen zitterte und seufzte. Dazwischen hörte man das Rauschen der hochgehenden Elbe und das dumpfe Gemurmel gegen den Strand rollender Wogen.

Unmittelbar nach dem Kaufmann stürmte eine sehr laute Gesellschaft junger Seeleute, unter denen sich einige Ausländer befanden, herein, rückte unter Lachen und Lärmen ein paar Tische zusammen und ließ sich daran nieder. Der herbeigerufene Kellner erhielt von diesen neuen ungestümen Gästen so viele Aufträge auf einmal, daß er ganz verwirrt wurde und sich weder zu rathen

noch zu helfen wußte, bis ein zweiter dienender Geist ihm zu Hilfe kam.

Während dies vorging, traten abermals Mehrere in den Pavillon, unter denen sogleich ein junger Mann dem Kaufmanne durch den eigenthümlichen Schnitt seines Rockes in die Augen fiel. Dieser hatte nämlich gar keinen Kragen, schloß fest um den Hals und war bis oben hinauf zugeknöpft. In der Hand hielt der Träger desselben einen gelb und schwarz gefleckten Stock ohne Zwinge, dessen dickes Ende nach unten gekehrt war. Er stieß, die Tische entlang gehend, kräftig damit auf den dröhnende Boden des Pavillons, musterte mit vieler Aufmerksamkeit die geschwärzten Wände und die Decke und blieb endlich etwa acht Schritte von dem Tische entfernt, an welchem Heinrich Medenspang Porter und Ale gemischt (*half and half*) trank, stehen, legte die freie Linke auf den Arm seines ganz nach der herrschenden Mode elegant gekleideten Begleiters, stützte sich fest auf seinen derben Stock, setzte den linken Fuß ein wenig vor und sprach mit feierlichem Pathos und so laut, daß Jeder seine Rede durch den ganzen Raum verstehen konnte:

»Nenne mir, Weiser, den Mann, der mit donnergewaltigen Schlägen

Zimmerte dieses Gebäu, daß es furcht die grünliche Meerfluth!

Zwanzig der Luken wohl zähl' ich darin, gar zierlich gefuget,

Klein und viereck geformt, als sollten gigantische

Arme

Regen darin mit Kraft die wuchtigen eschenen
Ruder.

Wahrlich, wär' ich ein Gott und göttliche Kraft
mir beschieden,

Möcht ich wohl schwelgen allhier bei bauchigem
Kruge ein Lustrum!«

Nach dieser poetischen Expectoration, die von sämtlichen Anwesenden wohl nur den Kaufmann Medenspang ergötzte, da Heinrich für alles Originelle schwärmte, ließ Anton Wacker seinen Ziegenhainer ein paarmal schwer auf den nächsten Tisch fallen und rief:

»Wohl aufmerkender Sohn des Merkur, Markör
oder Kellner,

Schaffe geflügelten Fußes herbei, was das Herz
uns erfreuet!

Austern, gebrochen frisch von der Bank, und perlenden Rheinwein,

Viel, nicht wenig, denn ich und mein Freund, wir
lieben das Volle.«

Der Kellner grinste und machte einen Diener über den andern, denn er hielt den jungen Mann, der immer gleich laut und pathetisch sprach, bereits für ein wenig ange-trunken.

Inzwischen nahm Anton Wacker mit seinem Begleiter Platz, legte seinen Stock hinter sich, fixirte den unfern sitzenden Medenspang, der lächelnd zu ihm herüber schielte, und sagte in gewöhnlicher Prosa:

»Ein prächtiges Kneiplocal, auf Cerevis! . . . Geschmack hat dieser Mentor, das muß ihm der Neid lassen, aber lügen kann er wie Münchhausen! . . . Wo ist er denn geblieben? . . .«

»Ein Dritter rief ihn an, als wir eben eintraten,« versetzte Georg Rauerz . . . »Dem Ansehen nach mußst' es ein Seemann sein! Er überholte uns kurz vor dem Pavillon . . .«

»Ah, da kommt er schon!« sprach Anton Wacker. »Nun soll er aber ordentlich loslegen, und ist's thunlich, hab' ich Lust, ihn tüchtig einzuseifen! . . . Ein lachendes Kameel, das zu viele Flüssigkeiten in sich hineingeschüttet hat, ist immer höchst ergötzlich! . . .«

»Ich möchte nicht dazu rathen,« fiel Rauerz ein. »Unser Geleitsmann ist nicht allein. Der Seemann hat sich ihm angeschlossen, und was in dem für ein Geist steckt, kann man nicht wissen . . .«

Heinrich Medenspang ward jetzt des Capitäns ansichtig, der im leisem Gespräche mit dem lustigen Lohndiener den Pavillon heraufschritt. Das ebenfalls leise geführte Gespräch der beiden jungen Männer hatte der Kaufmann nicht verstanden.

Hobelmayer war eine sogenannte ehrliche Haut, immer heiter, stets bereit, Schnurren zu erzählen, trotz seiner Treuherzigkeit aber stark auf seinen Vorthail bedacht. Ein großer Schatz von Sprachkenntnissen, die er sich auf weiten Reisen als Kammerdiener bei hohen Herrschaften schon in jungen Jahren gesammelt hatte, kam

ihm nebst der Leichtigkeit, mit den verschiedensten Menschen gewandt zu verkehren, bei der Geschäftsthätigkeit, die er sich später erwählte, als er des Dienens und Reisens überdrüssig geworden war, sehr zu statten. Hobelmayer sprach eine Menge Sprachen, darunter auch Arabisch und Türkisch, mit großer Geläufigkeit, wenn auch weder fein noch richtig. Sein Deutsch war wenig besser, denn er blieb seinem heimischen Dialekt und oft auch der heimathlichen Construction, wenn er sich gehen ließ, sehr treu.

»Grüß' Gott, Herr Medenspang!« rief er, als er den Kaufmann gewahrte, und streckte ihm ungenirt die Hand entgegen. »Und da sind ja die Brüderle! 'sTrifft sich halt prächtig, und braucht's keiner langen und steifen Complimentirungen. Von den beiden sauberen Herren ist mir das Schreiben übergeben worden, das ich aus Ihrem Comptoir abgeliefert hab' ... Herr Wacker, absolvirter Student, aber mit noch a Stückle Unverstandsbummel am Kleidrock, hat's faustdick hinter den Ohren, trinkt lieber Rheinwein als Rothspohn, und spricht, wie die meisten Ueberstudirten, in unverständlichen, schreckhaft gelehrten Versen ... Und hier Herr Georg Rauerz, Agent des weltberühmten Handelshauses in zerbrechlichen Waaren, Schmalbacher und Comp. ... Herr Heinrich Medenspang, Mitinhaber der Firma Gebrüder Medenspang ... Verdirbt keinen Spaß, lacht mehr als er weint, und

treibt jeden Frühling neue Lebenskeime . . . Unverwüstliche Natur, Brüderle, dabei weder Kopfhänger noch Geizhals, und treu wie Gold! . . . Capitaler Mensch von Kopf zu Fuß! . . . «

Das war nun allerdings eine Art des Vorstellens, die auf diejenigen, denen sie galt, nicht wirkungslos bleiben konnte. Der gute Humor des muntern Tyrolers schweißte die beiden jungen Männer gleichsam zusammen mit dem um mindestens drei Jahrzehnte älteren Kaufmann, der denn auch beiden die Hände schüttelte und seinen Sessel an ihren Tisch rückte.

»Und mich vergessen Sie ganz, Hobelmayer,« fiel Reimer Claußen ein, »und sind doch einzig und allein schuld, daß Sie zwei so nette Burschen wie die Herren Medenspang und mich in diesem alten Kasten vorfinden?«

»Wer Schaden macht, muß Schaden bessern,« versetzte Hobelmayer und stellte sich hinter den Seemann, indem er diesen bis an den Tisch vordrängte. »Herr Capitän Reimer Claußen, Brüderle, wohlbefahrener Seemann, passirte schon sechsmal die Linie und hat den rechten Menschen doch noch immer nicht angezogen, obwohl er ganz neuerdings ein Compagniegeschäft mit afrikanischen Heidenbekehrern und hiesigen Menschenrettern zu machen im Begriff steht . . . Ißt leidenschaftlich Tabak, verschmährt aber alle Süßigkeiten, weshalb er bis auf diese Stunde noch nicht weiß, wie Mädchenlippen schmecken . . . «

»Sie sollten gestrippt werden, alter Verführer!« sagte Reimer Claußen und reichte den jungen Männern seine breiten hornartigen Hände über den Tisch. »Lockt mich der Hanswurst durch verstellte Handschrift bei Nacht, Nebel und Sturm in diese entlegene Falle, und weil ich meine, es liege etwas besonders Wichtiges vor, gehe ich auch richtig in die Schlinge und singe obenein noch Andere dazu auf.«

»Reut's den Herrn Capitän, daß er gekommen ist?« warf Hobelmayer ein. »Mich dünkt, die Gesellschaft ist nicht schlecht, und wenn wir uns Alle geben wollen, wie wir von Natur beschaffen sind, gehen wir sicher und gewiß vergnügt aus einander ... Wenn das g'schieht, laß ich Ihna noch ein apartes G'richt auftragen,« fügte er leise hinzu und blickte dabei Reimer Claußen vielsagend an.

»Im Ernst?« fragte dieser.

»Im vollem Ernst!« betheuerte Hobelmayer »Ich wußte Ihnen nicht anders beizukommen, und jedes schwere Ding muß eine Handhabe haben, soll man's aufheben und forttragen ... «

Der Capitän wendete sich wieder zu Medenspang, der sich bereits in ein lebhaftes Gespräch mit Georg Rauerz und Anton Wacker vertieft hatte ... Das offene, zutraulich entgegenkommende Wesen des Kaufmanns sprach insbesondere den letzteren sehr an.

»Auch ohne die Vermittelung dieses verrufenen Fremdenführers würden wir uns kennen gelernt haben,« sprach Heinrich Medenspang. »Wie hätte es auch anders

sein können! . . . Die merkwürdige Gewandtheit, mit welcher Sie dem Eindrucke in poetischer Sprache Worte liehen, den dieser Raum auf Sie machte, mußte mich Ihnen näher bringen. Ich liebe die lebhaften, offenen Naturen, und sehe es nicht ungern, wenn die Jugend bisweilen über die Stränge schlägt . . . Fröhliche, gesunde Kraft will austoben, nur Schwächlinge oder Unbegabte leben immer nach der Schnur und langweilen damit sich und Andere . . . Ich bin Kaufmann mit Leib und Seele, war aber stets ein kreuzfideles Haus und habe unzählige dumme Streiche gemacht, ohne deshalb schlecht zu werden . . . Um Vergebung, Herr Wacker, sind Sie Jurist oder Philosoph? . . . Mediciner oder Theolog können Sie nicht sein . . . «

»Könnte nicht sein Theologe, nicht sein der Gewaltigen einer,
Die über Leben und Tod allmächtig gebieten auf Erden?
Was denn, Jünger Merkur's, verböte mir, Pulse zu fühlen,
Oder Bedrängte zu trösten und Buße zu pred'gen den Sündern?«

Anton Wacker hätte sich die Neigung des Kaufmannes nicht schneller und sicherer als durch diese rasch improvisirten Verse erringen können. Das war ein Mensch ganz

nach Medenspang's Sinne, und deshalb beschloß Heinrich auch, sich die Gelegenheit, mit dem jungen, fröhlichen Manne in ein näheres und wo möglich recht freundschaftliches Verhältniß zu treten, nicht entgehen zu lassen. Er wollte gewissermaßen an Wacker und, wenn es thunlich sei, auch an dessen Begleiter wieder gut machen, was er in jüngeren Jahren und bei noch ungeläuterten Lebensansichten an dem schwer zu lenkenden Hubert verbrochen hatte.

»In Ihrem Auge lese ich, daß Sie kein Blut sehen und selbst aus Barmherzigkeit nicht hart oder streng gegen irgend wen sein können,« erwiderte der Kaufmann, »und Ihre beredte Lippe würde ein Gebet, das Sie nur mit halbem Herzen sprächen, nicht halb so frisch erscheinen lassen, als wenn Sie lachenden Muthes Verse hervorsprudeln ...«

Der Kellner hatte mittlerweile Austern und Rheinwein, und zwar, wie Anton Wacker begehrte, Beides in hinreichender Menge aufgetragen. Anton schenkte ein und stieß mit dem aufgeweckten Kaufmanne an.

»Der gerechte Himmel erhalte Ihnen noch lange Ihren Scharfblick,« sprach er. »Ist Ihr Tastsinn im geschäftlichen Verkehr eben so sicher, wie Sie Menschen richtig zu beurtheilen verstehen, so muß Ihr Haus noch große und höchst glanzvolle Tage sehen ...«

Heinrich Medenspang stieß zuerst mit Anton, sodann mit Georg Rauerz und den Uebrigen an.

»Sie entschuldigen, Herr Rauerz,« sprach er dann zu diesem. »Als Geschäftsmann sind Sie mir kein Fremder,

wogegen Herr Wacker, als Gelehrter, von mir, dem Kaufmanne, verlangen darf, daß ich seine Meinung zuerst höre ... Unser langjähriger Correspondent, Donatus Moosdörfer, spricht mit großer Anerkennung von Ihnen, und hat, wie sein Brief andeutet, Sie mit einer ehrenvollen Mission betraut. Mögen Sie Glück haben und möge Ihre Sendung zur Zufriedenheit Ihres Auftraggebers ausfallen! ... «

Rauerz dankte auf's freundlichste, ließ aber die Anspielung auf den Inhalt des Briefes unbeachtet, um nicht in Gegenwart Fremder einen Gegenstand berühren zu müssen, an dessen Erledigung sich das Wohl und Wehe einer Familie knüpfte, die er hochachten mußte. Er lenkte deshalb das Gespräch auf allgemein interessante Gegenstände, stellte Fragen an Medenspang, welche diesen als intelligenten Kaufmann nöthigten, näher darauf einzugehen, und brachte so eine Unterhaltung in Gang, an welcher sich Jeder betheiligen konnte.

Darüber verging die Zeit nur zu schnell. Anton ward, je lebhafter man sprach, desto aufgeräumter, und schaltete häufig eine in Verse gekleidete Frage oder Antwort ein, die nur zur Steigerung der allgemeinen Lust beitrug. Erst als die fröhliche Gesellschaft gewahrte, daß sie die einzigen Gäste noch im Pavillon seien, befragte man die Uhr und wunderte sich, daß Mitternacht schon längst vorüber war ... Man brach auf, um, da es inzwischen in der Natur ruhiger geworden war, in Gemeinschaft nach Hause zu gehen.

Reimer Claußen blieb alsbald einige Schritte hinter den Uebrigen zurück. Zu ihm gesellte sich der lustige Hobelmayer.

»Jetzt heraus mit der Sprache!« raunte der Capitän dem Fremdenführer zu. »Die Zeit ist günstig, es achtet Niemand auf uns . . . Was giebt es Wichtiges, das ich wissen muß? . . .«

»Es hat sich ein Fremder, ein Amerikaner, brieflich bei uns angemeldet, der sich Heedfull nennt . . .«

Reimer Claußen blieb stehen.

»Wann geschah das?« fragte er.

»Der Brief kam früh am Morgen an . . . Drei Zimmer sollen für den Herrn in Bereitschaft gesetzt werden, und schon von morgen an für ihn parat sein, wenn er vielleicht auch erst viel später eintreffen sollte . . .«

»Von welchem Orte und aus welchem Lande ist der Brief datirt? . . .

»Aus London . . . Der Schreiber desselben kommt aber direct aus Buenos-Ayres, wie er selbst bemerkt, und führt drei Diener mit sich . . .«

»Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, Herr Hobelmayer,« sagte Capitän Claußen. »Schweigen Sie gegen Jedermann, auch gegen die Herren Medenspang, machen Sie mir aber sofort nach Eintreffen des Fremden Anzeige davon! . . . Sie sprechen ja ziemlich gut Spanisch? . . .«

»Wie ein geborener Castilianer, wenn auch nicht ganz so geläufig . . .«

»Geht Master Heedfull daran ein, sich spanisch mit Ihnen zu unterhalten, so reden Sie nur in dieser Sprache mit ihm! Versuchen Sie überhaupt, sich sogleich an ihn zu drängen, und halten Sie jeden Andern, der ihm in ähnlicher Weise dienen könnte, möglichst fern! ... Machen Sie ihn durch munteres, unbefangenes Wesen vertraulich und fügen Sie sich allen seinen Ansichten, seinen Behauptungen, seinen Wünschen! ... Holen Sie ihn dabei aus und erstatten Sie mir über Alles genau Bericht! ...«

»Ich werde klug und thätig sein, und außerdem geschmeidig und flink wie ein Wiesel, Herr Capitän,« sagte der schlaue Lohndiener. »Morgen Abend weiß ich auch Bescheid, weshalb ein Agent in Glaswaaren mit einem Gelehrten in Compagnie auf Reisen geht, der vor jedem alten Hause, vor jedem Krahne, in jeder Twiete und an jedem Fleethe stehen bleibt, um sein Erstaunen, seine Zufriedenheit oder sein Mißfallen in ungereimte Verse zu bringen ... Macht es dieser wunderliche Heilige morgen wieder so arg wie heute beim ersten Ausgange, so kriegen wir ein ganzes Rudel unnützer Jungen und Butjes hinter uns her, daß wir uns am Ende noch, um nur mit heiler Haut davon zu kommen, in Schutzarrest begeben müssen ... Und nun gute Nacht, Capitän! ... Hier trennen sich unsere Wege, wenn Sie nicht etwa vorziehen, Ihre enge Cabine beim Baas mit einem weichen Matratzenbette zu vertauschen ...«

»Ich bleibe in meiner Cabine, damit ich mich nicht verwöhne ... Gute Nacht, meine Herren! ...«

Alle schieden mit einem kräftigen Handschlage von dem Seemanne. Heinrich Medenspang begleitete die jungen Fremden bis an ihr Hôtel, wo er ihnen noch einmal die Zusage abnahm, daß sie am nächsten Mittag auf der Börse mit ihm zusammentreffen wollten.

7. BEIM DINER. EIN GROBER GESELL.

Frau Theodora Kranzberg saß lesend am Fenster und blickte ab und zu auf die lebhafte Straße hinaus. Sie war sehr elegant gekleidet und hatte, was sie nur bei seltenen Gelegenheiten that, den sehr werthvollen Schmuck angelegt, mit welchem Kranzberg sie an ihrem Hochzeitstage überraschte, den sie aber nur trug, wenn dieser es wünschte.

Die Börse dauerte etwas länger wie gewöhnlich, und Theodora's Gatte blieb ungewöhnlich lange aus. Endlich kam er, wie es schien, noch in Geschäfte vertieft.

»Es ist spät, lieber Mann,« redete Theodora ihn an, »man wird wohl schon auf uns warten.«

»Wenn auch, es hat nichts auf sich,« entgegnete Kranzberg. »Ich mußte mich doch genau informiren. Es kam mir unwahrscheinlich vor . . . «

Theodora richtete einen fragenden Blick auf den Gatten.

»Denke Dir,« fuhr dieser fort, »das Grundstück ist nun zum zweiten Male in andere Hände übergegangen . . . «

»Welches Grundstück, lieber Mann? . . . «

»Von dem ich Dir oft erzählt habe, und auf dem kein Segen ruht . . . «

»Das ehemals Norrburg gehörte und der Schauplatz der ausgelassensten Vergnügungen war? ...«

»Eben dieses, mein Herz! ... Der Mann, welcher es an Zahlungsstatt von meinem verschwenderischen Neffen damals annahm und wesentlich mit beitrug zu Enno's bürgerlichem Ruin, wird schon in den nächsten Tagen Insolvenz erklären müssen, wenn seine Hauptgläubiger nicht sehr mild mit ihm verfahren ... Es wäre möglich, daß die Veräußerung des sehr werthvollen Grundstückes seinen Sturz noch einige Zeit hinhielte, verhindert kann er schwerlich werden.«

»In wessen Besitz ist das Grundstück denn übergegangen?« fragte Theodora, indem sie sich den pelzverbrämten Sammetmantel von der Jungfer umhängen ließ.

»Das eben ist das Sonderbare, ich möchte sagen, das Schicksalsvolle dabei,« erwiderte Kranzberg und zog die Handschuhe an, einen flüchtigen Blick in den großen Wandspiegel werfend, um zu sehen, ob auch sein Halstuch recht sitze. »Eine Gesellschaft, die reiche Mittel besitzt, hat es gekauft und will es abbrechen lassen ...«

»Das große, weite Haus mit den hohen, geräumigen Zimmern? ... Wie schade! ... Wenn man das hätte ahnen können! ...«

»Es freut mich, geliebtes Herz, daß unsere Gedanken sich begegnen,« fiel Kranzberg Theodora in's Wort und reichte ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. »Es wäre ein Platz gewesen, um unser Asyl darauf zu bauen ... Das hat nun aber nicht sein sollen, und darum wollen wir auch nicht weiter daran denken. Die Gesellschaft,

welche das Norrburg'sche Erbe nunmehr an sich gebracht hat, verfolgt ähnliche Zwecke wie wir, will also entschieden das Gute. Sie beabsichtigt eine Capelle daselbst zu bauen . . . «

Theodora stieg in den Wagen, und Kranzberg folgte ihr.

»Wenn Dein Neffe davon hört!« sprach sie. »Sollte eine solche Nachricht gar keinen Eindruck auf ihn machen? . . . «

»Ich zweifele,« sagte Kranzberg. »Früh wird er es auch nicht erfahren, denn in den Kreisen, in welchen der Unglückliche jetzt ausschließlich verkehrt, spricht man schwerlich von solchen Dingen . . . Es ist schrecklich, daß es so ist! . . . Die unselige Person, die ihn zu dem machte, was er schließlich wurde, die sein geniales Geigenspiel eben so sehr bezauberte, wie ihn der schönen Leichtfertigen wundervolle, nur ganz unausgebildete Stimme; diese selbe Person ist jetzt, wie ich bestimmt weiß, Enno's Ernährerin! . . . «

»Hier in der Stadt? . . . Könnte man nicht mit ihr sprechen? . . . «

»Frage nicht, Theodora, ich müßte doch stumm bleiben!« fiel Kranzberg ein. »Für mich wie für Alle, die sich nicht selbst entwürdigen wollen, sind diese beiden Menschen gegenwärtig unerreichbar; verloren geben will ich sie aber trotz alledem nicht . . . «

Der Wagen hielt, ein Lohndiener öffnete den Schlag, und Kranzberg führte seine junge Frau in das mit dicken Teppichen belegte Haus der Gebrüder Medenspang, wo

heute zu Ehren der beiden jungen Männer, die im Auftrage Moosdörfer's nach England unterwegs waren, ein Diner gegeben wurde, zu welchem nur wenige der Familie besonders nahestehende Freunde geladen waren. Kranzberg konnte seiner religiösen Richtung wegen, welcher beide Brüder eher ab- als zugeneigt waren, nicht eigentlich für einen Freund des Hauses gelten, Hebe aber hatte durch häufigen Verkehr mit Theodora diese so lieb gewonnen, daß beide Frauen sich trotz der verschiedenen Jahre wie Schwestern an einander schlossen und kaum noch das geringste Geheimniß vor einander hatten.

»Sie wollen zu vornehm sein, liebe, beste Freundin!« sprach Frau Hebe, Theodora mit Herzlichkeit begrüßend. »Mynheer Johann Matthias ward wirklich schon unruhig . . .«

»Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu melden, die unsere unartige Verspätung in milderem Lichte wird erscheinen lassen,« versetzte Theodora. »Nach Tische sollen Sie Alles erfahren! . . . Freuen Sie sich, liebe Hebe, der Bazar kommt auch zu Stande, und ich bin überzeugt, daß er pompös ausfallen wird! . . . Dann können die Männer doch nicht behaupten, daß sie allein das Asyl erbauen . . . Durch unserer Hände Arbeit wollen wir eine ganz erkleckliche Summe zum Baufonds mit beisteuern . . .«

Theodora war mit Rauerz und Wacker schon ein paar mal flüchtig zusammengetroffen und hatte wenige Worte mit ihnen gewechselt. Es bedurfte mithin keiner gegenseitigen Vorstellung. Man begrüßte sich höflich, worauf die jungen Männer wieder auf Heinrich Medenspang

hörten, der eine lustige Geschichte erzählte, an denen er stets Vorrath hatte.

Die Gesellschaft war klein und bestand außer den beiden Brüdern und Hebe nur noch aus den jungen Fremden, dem Kranzbergischen Ehepaar und einem alten steifen Herrn, der von seinem Vermögen lebte, zu Lebzeiten des Vaters der Gebrüder Medenspang aber Theil an dem Geschäft gehabt hatte und auch jetzt noch ein nicht unbedeutendes Capital in demselben arbeiten ließ. Klugjohann – so hieß der Rentier – war also gewissermaßen noch immer stiller Compagnon, obwohl er dies selbst nicht zugeben wollte.

Für Anton Wacker war dieser alte, steife, hagere Herr, der ganz altfränkisch, aber fein gekleidet ging, eine Figur, die seine Lachlust reizte. Allerdings besaß er genug Lebensart und Tact, um dieser Lust nicht nachzugeben, schwer aber fiel es ihm doch, mit jeder Glosse zurückzuhalten. Er hätte den alten Herrn gar zu gern schon als Gruß einige seiner schwülstigsten Hexameter an den Kopf geworfen, nur um zu sehen, welche Miene er machen, ob er ihn verächtlich anblicken oder, hingerissen von der Macht des Wortes, sich voll Achtung vor ihm verbeugen werde.

Klugjohann kam Anton Wacker so merkwürdig vor, daß er ihn für das Original aller Originale erklärte und ihn demnach behandelte. Da er unmöglich Scherz mit dem alten Herrn treiben könnte, so begegnete er ihm mit einer Devotion, welche ihres Eindrucks auf den Rentier

nicht verfehlte. Klugjohann hob den dicken, rothbäckigen Kopf, dessen Glatze eine glatt anliegende, zu stark in's Blauschwarze spielende Perrücke unsichtbar machte, aus den steifen riesigen Vatermördern wie eine Schildkröte aus ihrem Hornpanzer hervor, bewegte nur die Augen, zupfte die ebenfalls sehr langen steifen Manschetten über die breiten Hände bis an die Fingergelenke, setzte wie die ägyptischen Statuen einen seiner plumpen Füße geradlinig vor den andern und sagte:

»Auf welcher Hochschule haben Sie Mores gehört? ... Sie sind ein liebenswürdiger junger Mann.«

Anton Wacker gab in einer Weise Antwort, welche seine Actien bei dem alten Herrn noch mehr steigen machte.

»Ich bedauere,« fuhr dieser fort, »daß Sie uns so bald wieder verlassen wollen. Würde mir sonst die Ehre gegeben haben, Sie einen Blick in mein Fach thun zu lassen ...«

»Gott schütze mich vor solcher Ehre!« dachte Anton, hörte aber mit solcher Aufmerksamkeit auf Klugjohann, als läse ihm dieser ein Collegium über die Kunst, innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Nabob zu werden.«

»Es ist ein schönes, ein solides und ein erhebendes Fach, in dem ich seit dreißig Jahren arbeite,« fuhr der alte Herr fort, »aber es gehört Philosophie dazu, um groß darin zu werden ... Ich bin es geworden!«

Er sah mit Ueberlegenheit seitwärts, so gut die Steifheit seiner Vatermörder dies zuließ, und fragte:

»Sind Sie auch Philosoph?«

»Ein Stück davon,« versetzte Anton und biß sich auf die Lippen.

»Das genügt nicht, junger Mann,« sprach der alte Rentier wieder. »Nur im Ganzen bringt man es zu etwas, das Stückweise hält nur auf. Sie kennen doch mein Fach?«

»Habe nicht die Ehre . . . «

Klugjohann hob den Kopf mit der blauschwarzen Perücke noch weiter aus den Vatermördern und zog den vorgeschobenen Fuß ein.

»Es ist das Geldfach,« sprach er, »das einzige Fach, das es eigentlich giebt! Denn warum? . . . Habe ich Geld, so habe ich Macht, und habe ich Macht, so vermag ich Alles! . . . Ich bin Herrscher, ich bin liebenswürdig, ich bin unwiderstehlich! . . . Nicht wahr, Sie begreifen das und Sie sehen mir das an? . . . «

»Vollkommen,« sprach Anton Wacker und riß in größter Eile sein Taschentuch aus dem Frack, um es vor den Mund zu halten, damit er in einem erkünstelten Husten seiner Lachlust Herr werde . . . Zum Glück trat in diesem Augenblick Frau Hebe zu dem Rentier und legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Sie sind heute mein Tischnachbar, lieber Freund,« sprach sie, den steifen Herrn schalkhaft anlächelnd. »Ich werde Sie mit einem exquisiten Nachtmahl überraschen . . . Sie, Herr Wacker, finden Ihren Platz neben Madame Kranzberg . . . Es ist Ihre eigene Schuld, daß Ihnen Herr Rauerz bei meiner Freundin den Rang abgelaufen hat . . . «

Anton Wacker grämte sich darüber nicht. Der Meister im Geldfach hatte ihn zu gut unterhalten, und wenn er bei Tische in einem Gespräche mit der jungen eleganten Frau, die ihm allerdings sehr gefiel, nur halb so viel Vergnügen fand, konnte er den Tag als einen höchst genußreichen bezeichnen.

Zu Wacker's großer Freude wurden seine Erwartungen noch weit übertroffen. Die Gespräche seiner schönen Nachbarin kennzeichneten sie als eine Dame von Geist und Herz. Der Glanz, in dem sie lebte, hatte für sie nur geringen Werth und machte sie weder glücklich noch eingebildet ... Die Theorie, welche er noch eben von dem steifen Rentier sich hatte vortragen lassen, fand in Theodora's Seele gewiß keinen Anklang ... Diese Frau wollte nur wohlthun, nur helfen, nur beglücken ... Besaß sie durch das Vermögen ihres Gatten dazu die Mittel, so erblickte sie darin nur eine Aufforderung von der Vorsehung, diese so anzuwenden, daß der Fluch, welcher so oft am Golde klebt, sich dadurch in Segen verwandle.

Georg Rauerz hatte schon vor Anfang des Diners kurze Zeit mit Theodora zu sprechen Gelegenheit gefunden und war von dieser nicht aus Neugierde, sondern ganz beiläufig nach dem Zweck ihrer Reise gefragt worden. Einem fremden Manne gegenüber hätte Rauerz vielleicht hinter einer glaubwürdigen Ausrede den wahren Zweck verheimlicht; diese junge, so vertrauensvoll zu ihm aufblickende Frau aber, deren fein geschnittenes Gesicht ihn an mehr als ein Madonnenantlitz erinnerte, konnte er

unmöglich belügen. Er gab daher, wenn auch in reservierter Weise, das Wesentliche ihres Reisezweckes Preis. Dabei erschreckte ihn fast die plötzliche Verwandlung in Theodora's Aussehen. Sie erblaßte auffallend, und in den großen sternenhellen Augen zeigten sich Thränen.

»Da haben Sie eine schwere Aufgabe übernommen,« sprach sie, als eben Anton Wacker an ihre Seite trat. »Ich fürchte, Sie werden wenig Freude davon haben und nach vergeblichen Kreuz- und Querzügen durch England unverrichteter Sache, vielleicht sogar noch verwirrter, zu uns zurückkehren . . . «

»Das wäre allerdings sehr traurig,« entgegnete Rauerz, »ganz so hoffnungslos bin ich jedoch nicht . . . Wir haben gute Instructionen erhalten, und diese werden sich hoffentlich auch als zuverlässige Wegweiser benutzen lassen.«

»Es ist doch derselbe junge Mann, von dem ich früher schon sprechen hörte,« warf Theodora ein, indem sie ihren zweiten Nachbar mit graziöser Kopfbewegung begrüßte. »Irre ich nicht, so nannte man ihn Hubert . . . Mein Mann muß den jungen Menschen gekannt haben . . . «

»Nicht doch,« fiel hier Anton Wacker ein, da Georg Rauerz mit der Antwort zurückhielt. »Das Signalement unseres verlorenen oder richtiger verlaufenen Bleicher-sonnes lautet ganz anders . . . «

»Verlaufen?« fragte Theodora und sah Anton groß und fragend an. »Ach, liebe Herren, Verlaufene finden sich

nie wieder nach Hause! ... Glauben Sie meinem Worte, aber lassen Sie uns dies traurige Thema nicht weiter durchsprechen! ... Es stimmt mich immer trübe, und wir sind, glaub' ich, hier doch zusammengekommen, damit wir uns angenehm und erheiternd unterhalten! ... Erzählen Sie mir lieber von Ihren Aeltern, Ihren Geschwistern, Ihren Verwandten und Freunden, und in welchen Verhältnissen sie leben ... Ich bin nämlich sehr unwissend, weil ich vor meiner Verheirathung arm war und die Welt gar nicht kenne, ausgenommen das, was ich aus Büchern und aus Erzählungen solcher, die von weiten Reisen zurückkommen, bisweilen von ihr gehört habe ... «

Dieses Ansinnen brachte Rauerz mehr als Anton Wacker in Verlegenheit, und doch konnte es nicht ganz unbeachtet bleiben. Der junge Gelehrte legte sich denn auch sogleich in's Mittel, denn er sprach gern von seinen Jugendjahren, hob mit Selbstgefühl hervor, daß er der Sohn eines einfachen Bauers sei, daß er aber von Niemand abhängen und auf der Universität sich mehr als einen Freund gewonnen habe.

»Mein Intimus jedoch ist ein Baron,« schloß er lachenden Mundes seine Mittheilung, »und das ist eigentlich der Humor davon, gnädige Frau ... Baron Horatio von Alteneck ist mein Alter ego, wie ich der seinige bin! ... Ein vortrefflicher Mensch, gnädige Frau, nicht hochmüthig und nicht eingebildet, augenblicklich aber in schweren Fesseln schmachtend ... «

Er blickte Theodora so schalkhaft an, daß auch diese lächelte. Die Brüder Medenspang hatten den Namen Alteneck vernommen, was den Aelteren zu der Frage veranlaßte:

»Gewiß ein naher Verwandter des Barons gleichen Namens, der uns seit einiger Zeit mit schwer zu erledigenden Aufträgen beehrt?«

»Dessen einziger Sohn,« erwiderte Anton Wacker, indem er sich direct an den Kaufmann wandte. »Ich hatte das Vergnügen, zugleich mit ihm die Universität zu beziehen, und da wir im Lernen ungefähr gleichen Schritt hielten, nur mit dem Unterschiede, daß ich mehr für das Alte, Horatio für das Neue und werdende schwärmte, so gaben wir ein gutes Gespann ab . . . Erst neuerdings mußten wir uns trennen; Horatio von mir, weil er in Italien sich in der schweren Kunst, einen dienenden Cavalier zu geriren, gründlich ausbilden wollte, und ich von Horatio, um mich würdig vorzubereiten auf die schwere Zeit der Noth, wo man das Brod, das man ißt, auch selbst kneten und backen soll. Leider hat es den Anschein, als sollte ich, ehe ich es darin zu einer erfreulichen, das heißt den sterblichen Theil des Menschen nährenden Fertigkeit gebracht haben werde, mich daran gewöhnen müssen, einige Zeit schmale Bissen zu essen . . . Aber ich bin im Ganzen eine zufriedene Seele, füge mich leicht in Alles, lasse mich nur sehr ausnahmsweise aus der Fassung bringen, und das ist wieder der Humor davon . . .«

Klugjohann bewegte seinen zwischen den steil aufragenden Vaternördern eingezwängten Kopf ein wenig,

schielte den muntern Anton herablassend an, hob sein Glas und sagte:

»Viel Verstand und eine sehr gesunde Philosophie! . . . Wandeln Sie weiter auf diesem Wege! . . . Ich erlaube mir, Ihre Gesundheit zu trinken . . . Als Schüler in meinem Fache getraute ich mir unter verständiger Anleitung einen Meister aus Ihnen zu machen! . . .«

Anton bedankte sich durch eine sehr gemessene Verbeugung und leerte sein Glas auf die welterobernde kaufmännische Intelligenz des Fachmannes, was diesen zu einer gewagten Wendung des mächtigen Hauptes zu Frau Hebe veranlaßte, um derselben sein glücklich lächelndes Antlitz zu zeigen.

»Da Sie so vertraut mit dem Sohne des Barons von Alteneck sind,« ergriff Johann Matthias Medenspang abermals das Wort, »kennen Sie gewiß eine Familie Helfer, die in der Gegend um Alteneck ansässig sein muß.«

»Ich schmeichle mir, diese Familie ziemlich genau zu kennen,« versetzte Anton Wacker. »Der *Pater familias*, will sagen das Haupt dieser illustren Familie, hat den Grundstein alles Wissens in mir gelegt, indem er mir das ABC beibrachte. Zum Dank dafür habe ich ihm und seinen Kindern mit aufrichtigem Vergnügen manchen kleinen Dienst erwiesen.«

»Sie kennen also die Kinder dieses Mannes?« warf Heinrich Medenspang ein.

»Nicht alle,« lautete Anton's Antwort. »Mit Hilfe des jüngeren Helfer, der indeß beträchtlich älter ist als ich, habe ich einmal einen recht tollen, aber dabei doch recht

verdienstlichen Streich ausgeführt, der auch vortrefflich glückte. Es ist indeß besser, nicht weiter davon zu sprechen. Und vor des alten ehrlichen Helfers sehr liebenswürdiger Tochter könnte ich huldigend mein Knie beugen, wenn Frau Rahel, dieser Tochter höchst würdige Mutter, solche zwecklose Verehrung und Anbetung gestattete . . . «

»Ich trinke auf das Wohl der braven Familie Helfer!« sprach Heinrich Medenspang und erhob sein Glas. »Auch wir leisteten derselben kleine Dienste und finden hoffentlich auch ferner noch häufig Gelegenheit dazu! . . . «

Alle stießen mit Heinrich an, während Johann Matthias hinzufügte: »Mögen seine Söhne in Südamerika, wohin sie auswanderten, das Glück finden, das ihnen die Heimath hartnäckig verweigerte! . . . «

»Sind es Leute, die ihr Fach verstehen, so kann es ihnen nimmer fehlen,« bemerkte der steife Rentier und trank würdevoll sein Glas aus. »Nur Dummen geht es drüben schlecht; wer Verstand hat und rechnen kann, stirbt reich oder kommt bei guter Zeit als gemachter Mann wieder zurück . . . «

Anton Wacker hielt es nicht für nöthig, diesen weisen Ausspruch des zufriedenen Meisters im Geldfache durch eine eingestreute Gegenbemerkung zu illustriren. Er widmete seine Aufmerksamkeit wieder Frau Theodora Kranzberg, indem er sagte:

»Fräulein Andrea Helfer würde, glaube ich, Ihnen gefallen, gnädige Frau. Sie ist ein gebildetes, kluges und

dabei höchst anspruchloses junges Mädchen, das mit seltener Anmuth eine noch seltenere Hingabe für Andere verbindet . . . Ich kenne kein zweites Mädchen, das in so jungen Jahren so viel Selbstbeherrschung und so großen Aufopferungsmuth besitzt . . . Leider ist sie gegenwärtig nicht am rechten Orte, und es dürfte auch wohl noch einige Zeit vergehen, ehe es gelingen wird, ihre Fesseln zu lösen . . . Meine Hoffnung in dieser Beziehung habe ich vorzugsweise auf meinen Intimus gesetzt . . . «

»Auf den jungen Baron?« fragte Theodora.

»So ist es, gnädige Frau,« fuhr Anton Wacker fort. »Horatio ist nicht mehr mein Freund als der Andrea's. Wie ich hat er für die Brüder dieses lieben Mädchens, um bildlich zu sprechen, tapfer eine Lanze gebrochen und für diese Edelthat gewissermaßen bis heute büßen müssen . . . Das kann aber nicht mehr lange dauern, denn mein Freund ist mündig und hängt von den Launen seines Vaters nicht unbedingt mehr ab.«

Theodora interessirte sich bereits für Andrea, deren Vorzügen der lebhaft junge Gelehrte so unparteiisch Gerechtigkeit widerfahren ließ. Oder war es eine innige Liebesneigung, die Anton so beredt machte? . . . Sie wollte sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, noch mehr von Andrea zu erfahren.

»Wie kommt es denn, daß ein Mädchen von gediegener Bildung und feinen Sitten, wie Sie selbst sagen, in so drückender Abhängigkeit von Anderen gehalten wird?« fragte sie ihren gesprächig gewordenen Tischnachbar,

der für den schweigsamen Rauerz mit das Wort führen mußte.«

»Das, gnädige Frau, hängt zusammen mit Zuständen, die sich eigentlich längst schon überlebt haben und dennoch nicht ganz beseitigt sind,« entgegnete Anton. »Es giebt, Gott Lob, in Deutschland schon seit langer Zeit keine Leibeigenen mehr, allein alte Rechte haben in manchen Provinzen unseres nur sehr langsam vorwärts schreitenden Vaterlandes einen Zustand geschaffen zwischen hoch- oder hochwohlgeborenen Herren und simplen, titellosen Menschen, die schlechthin Unterthanen heißen, welcher den Letzteren die Segnungen der Freiheit nur in homöopathischen Dosen, in der Gestalt geschmackloser Streukügelchen verabreicht. Solche Untertanen ihrer Herrschaft müssen dieser dienen, und es hängt oft ganz von der Launenhaftigkeit derselben ab, ob dieser Dienst einen drückenden Charakter annimmt oder nicht ... Die Familie Helfer ist dem Grafen Achim von Rothstein unterthan und war bei diesem nie beliebt, weil sie aus lauter intelligenten und strebenden Mitgliedern besteht ... Das gab Anlaß zu mancherlei Reibungen, denen sich nach vielen Mühen und Kämpfen die Söhne des alten Schulhalters und Organisten durch Auswanderung zu entziehen wußten ... Die Tochter Andrea, um viele Jahre jünger, ihrer sorgfältigen Erziehung wegen aber auf Schloß Rothstein nicht gut verwendbar, konnte nicht

sofort zur Ableistung ihrer Dienste herangezogen werden, was vielleicht von dem regierenden Grafen überhaupt nicht beabsichtigt war. Erst ein Zwischenfall führte Andrea, welche bis dahin im Hause Moosdörfer's als Gesellschafterin der sehr leidenden Frau des reichbegüterten Bleichers gelebt hatte, in's Schloß des Grafen, wo sie bis Ende Sommer dieses Jahres blieb ... Jetzt lebt das Mädchen wahrscheinlich bei ihren Eltern, denn Graf von Rothstein ist in Folge eines noch nicht aufgeklärten Ereignisses, über welches nur Gerüchte im Volke umlaufen, sehr schwer, man glaubt sogar lebensgefährlich erkrankt. Es steht demnach zu hoffen, daß Fräulein Helfer ihre Fesseln, die sie bisher von dem Grafen sehr, abhängig machten, bald und für immer wird abstreifen können ...«

Theodora hatte ihrem Tischnachbar mit großem Interesse zugehört. Stets bereit zu helfen, wenn sie es vermochte, hätte sie auch dem jungen Mädchen, das sie durch Wacker's Schilderung sogleich lieb gewann, ebenfalls gern ihre Hand gereicht.

»Läßt sich denn gar nichts für das liebe Kind thun?« fragte sie. »Andrea's eigene Brüder aber die sind ja in Amerika und gewiß längst verheirathet ...«

»Joachim, der jüngere Bruder,« fiel hier Anton ein, »vergißt die Schwester gewiß nicht. Er kennt die mißliche Lage Andrea's und den Charakter des Grafen, der sich wenigstens durch edelmüthige Züge nicht auszeichnet ... Aber Joachim verließ ohne Mittel sein Vaterland,

und er muß sich doch erst selbst raffen, ehe er an die Unterstützung Anderer, wäre es auch die leibliche Schwester, wird denken können . . . «

»Schade, daß Sie sobald abreisen wollen, Herr Wacker! . . . «

»Ich will nicht, ich muß, gnädige Frau . . . Ich schreibe aber zuvor noch an meinen Freund, Horatio . . . «

»Nein, das geht doch nicht,« sagte Theodora, den jungen Gelehrten recht niedergeschlagen anblickend. »Das muß man der Zeit überlassen.. Wie ist der menschliche Wille doch immer von tausend Zufälligkeiten abhängig und dadurch so oft ganz entsetzlich gebunden! . . . Sie äußerten vorhin etwas Aehnliches, Herr Rauerz,« wandte sich die junge Frau zu Georg, der bei Theodora's Bemerkung halblaut seufzte. »Gewiß haben Sie oft schon die Erfahrung gemacht, daß man gerade das, was man am heißesten wünscht, was man mit aller Energie zu erreichen sucht, entweder nie oder nur annähernd erreicht!«

»Ohne Zweifel, Madame,« versetzte Rauerz. »Es sind dies ja die Täuschungen des Lebens, denen wir uns immer auf's Neue hingeben, und durch welche häufig unser Lebensmuth auf eine gar zu harte Probe gestellt wird . . . Und doch giebt es Menschen, die dreist behaupten und es als eine Art Lehrsatz hinstellen, was man recht ernstlich wolle, das könne man auch! . . . «

»Selbiger Meinung bin ich ebenfalls,« fiel Klugjohann ein, mit wahrhaft majestätischem Auge zu Rauerz hinüberblickend. »Im Geldfache kann man immer, was man will! Und das ist maßgebend in allen Fällen.«

»Ausgenommen, mein würdiger und hochehrwürdiger werthgeschätzter Freund,« warf Heinrich Medenspang dazwischen, »wenn man kein Geld hat! . . . In diesem Falle soll das Geldfach ein höchst fatales sein . . . «

»Sie belieben zu scherzen,« erwiderte der Rentier mit sehr echauffirter Gesichtsfarbe, denn aufgezogen mochte er von Niemand, am wenigsten von Jemand werden, der aus reinem Uebermuth sich selbst oft Blößen gab. »Man ist Kaufmann, man ist stets vorsichtig, man sieht auf seinen Vortheil, und mithin hat man immer Geld! Knappheit im Geldfache kommt nur bei schlechten Rechnern, bei leichtsinnigen Verschwendern und bei solchen vor, die zuerst an Andere, zuletzt an sich denken . . . «

Klugjohann war offenbar verletzt. Heinrich Medenspang hielt sich die Serviette vor den Mund, hüstelte und schnitt dabei ein malitiöses Gesicht . . . Er wußte, daß der in seinen Ansichten sich für unfehlbar haltende frühere Mitinhaber der Firma Gebrüder Medenspang mit seiner Bemerkung Kranzberg ärgern wollte, dessen Wohlthätigkeit er nicht leiden konnte, weil dem reichen Rentier dabei regelmäßig mit zur Ader gelassen wurde, und doch amüsirte ihn der Denkkettel, den der Meister im Geldfache dem frommen Makler und seiner jungen, im Wohlthun fast zur Verschwendung hinneigenden Frau anhing . . . Hebe dagegen, die wohl ein heiteres Gespräch und auch einen muntern Scherz liebte, jede scharfe oder verletzende Aeußerung aber überall und insbesondere bei Tische ganz unpassend fand, rückte den Stuhl und gab damit das Zeichen zum Aufheben der Tafel.

Heinrich faßte die Hände seiner beiden jungen Gäste und zog sie mit sich an eins der hohen Fenster.

»Was meinen Sie, wollen und können Sie den letzten Abend in meiner Gesellschaft zubringen?« fragte er. »Ich weiß einen stillen, gemüthlichen Ort ganz in der Nähe Ihres Hôtels, wo man sich ungenirt unterhalten und auch Geschichten erzählen kann, die Fachmänner ungern hören. Ist's Ihnen also genehm, so stehe ich nach neun Uhr zu Diensten ... Wir wollen nicht schwelgen und auch nicht verschwenden, aber wir wollen fein leben und als Gentlemen von einander Abschied nehmen.«

Beide sagten zu, machten aber die Bedingung, daß man sich vor Mitternacht trennen wolle, damit sie am andern Morgen, dem Tage ihrer Abreise, bei Zeiten wieder munter seien.

Auf der Straße ließ sich in einiger Entfernung ein auffälliges Lärmen hören, das bald wie Lachen gemischt mit Pfeifen, bald wie grelles Jauchzen klang. Der Spectakel kam jetzt näher.

»Was ist denn das?« sprach Heinrich und blickte auf die Straße hinaus. Auch sein Bruder Johann Matthias mit dem steifhalsigen Rentier trat an ein anderes Fenster. Die Frauen saßen vertraulich plaudernd im Sopha.

Ein Blockwagen, mit einer Menge großer Koffer und Körbe beladen, fuhr, begleitet von einem ganzen Rudel müssiger Jungen, langsam die Straße herauf. Derselbe würde jedenfalls ganz unbeachtet geblieben sein, wären nicht zwei schlanke junge Schwarze mit wolligem

Haar und hochrothen dicken Lippen, die Köpfe mit ungewöhnlich breitkrämpigen sogenannten Pflanzerrhüten aus Strohgeflecht bedeckt, nebenher gegangen. So oft die mitlaufende Jungenschaar schrie oder jauchzte, grinsten die beiden Neger und wiesen dabei ihre blendend weißen Zähne, und wenn einer der Koffer oder Körbe auf dem Blockwagen sich von der schüttelnden Bewegung auf dem schlechten Pflaster rührte, hoben sie drohend gegen denselben ihre Zeigefinger, als wollten sie ihn beruhigen, und grinsten ebenfalls.

»Ein lustiger Aufzug,« sprach Heinrich Medenspang und holte seine goldene Lorgnette hervor, von der er selten Gebrauch machte. »Wem das Gepäck wohl gehören mag? ... Gott bewahre, sechzehn einzelne Collis! ... Und darunter verschiedene, die gewiß ein paar Centner wiegen! ... Das muß ja wenigstens ein König aus Mohrenland oder ein ostindischer Fürst sein! ... Denn diese Sorte Gewalthaber giebt viel auf das Massenhafte und schleppt gewöhnlich auf Reisen die Hälfte seiner Pretiosen mit sich herum ... Ich gratulire dem Hôtelbesitzer, bei dem sich dieser ausländische Millionär für einige Zeit auf den Löffel giebt ... Es fällt dabei für Wechsler und Rentiers möglicherweise auch noch ein kleiner Verdienst ab. Denn diese Goldprinzen geben sich mit langweiligem Zählen von Geld nicht ab, sie führen die edlen Metalle in Stücken mit sich und lassen sie wiegen ... Wenn dann das Zünglein an der Wage ein klein wenig überschlägt, so thut das weiter nichts ... De farbigen oder swarten Keerls hebbt ja den Kram! ...«

Der Zug war vorüber und verlor sich am Graskeller. Weder Anton Wacker noch Georg Rauerz fanden etwas Besonderes daran; sie wunderten sich vielmehr, daß in einer großen Seehandelsstadt ein paar durch die Straßen wandelnde Neger, auch wenn ihre Kleidung eine auffallende war, so viele Menschen um sich sammeln konnten. Hätten sie freilich der Ausschiffung der vorübertransportierten Gegenstände beigewohnt, und wären sie Zeuge der Scene gewesen, die sich dabei zutrug, so würden sie sich dem Troß der Neugierigen, welche den Blockwagen und dessen schwarze Wächter begleiteten, ebenfalls mit angeschlossen haben.

Das war nun nicht geschehen. Einen Nachgeschmack davon aber sollten die Abgesandten Moosdörfer's doch erhalten, als sie von dem Diner bei Medenspang in ihr Hôtel zurückkehrten. Hier schien eine kleine Revolution stattgefunden zu haben; wenigstens riefen und befahlen fast alle Dienende, jeder auf eigene Hand, ohne daß etwas damit erreicht wurde, und dabei hörte das Reißen an den Klingeln, das Schimpfen und Toben auf dem Corridor der Bel-Etage nicht auf. Und seltsamer Weise beschwerte sich Niemand über diesen auffallenden Spectakel, sondern Alles lief und sprang und schien, – brachte man die Unruhe und den entsetzlichen Lärm nicht mit in Anschlag, – ausgelassen vergnügt zu sein . . .

»Begreifen Sie jetzt?« sagte Anton zu Rauerz und zeigte auf einen schwarzen Menschen, der eben ohne Hut wie ein dunkler Schatten an ihnen vorüberhuschte. »Der

ausländische Fürst oder Prinz hat hier sein Absteigequartier genommen und scheint auch bereits die Regierung im Hause angetreten zu haben. Denn schon tobt er umher wie der Rufer im Streit Diomedes. Haben wir Glück, so bekommen wir wohl vor unserer Abreise das fremde Unthier noch flüchtig zu sehen.«

Keiner der Kellner bekümmerte sich um die ihnen schon bekannten Gäste, die von Anfang an geringe Ansprüche gemacht hatten, und den beiden jungen Männern war es angenehm, nicht durch allzu große Dienstfertigkeit belästigt zu werden. Sie packten ihre Koffer, die von sehr mäßigem Umfange waren, und rüsteten Alles zur Abreise für den nächsten Tag. Darüber ward es auch nach und nach wieder ruhig im Hôtel; der sehr unzufriedene oder zornige Fremdling mochte sich müde getobt haben, oder alle seine Wünsche waren befriedigt. Weder von ihm noch von seinen Schwarzen war etwas zu sehen, als bald nach neun Uhr Heinrich Medenspang die jungen Fremden zu einem Souper, wie er es liebte, abholte . . .

Kaum war es Tag geworden, so begann der Lärm in der ersten Etage ganz in derselben Weise wie am Abend vorher. Man hörte ungestüm klingeln, sehr laut rufen, mit harten Gegenständen werfen, Geschirre zerbrechen und andere Laute, die sich schwer definiren ließen. Das dauerte wieder geraume Zeit und setzte abermals das ganze Dienstpersonal des Hôtels in Bewegung.

Die Freunde bestellten, als es ruhiger ward, ein Gabelfrühstück. Als dies für sie im Speisesaale zu ebener Erde aufgetragen war, erblickten sie einen Herrn, der

reich, dabei aber genial salop gekleidet war. Er saß, mit dem Rücken an einen der Tische gelehnt, las in einer riesengroßen Zeitung und streckte beide Beine steil an der Wand in die Höhe, daß seine sehr weiten Beinkleider bis über die Kniee herabfielen und ein Paar hagere Waden entblößten, die buntseidene Strümpfe von grellen Farben bekleideten. Der Fremde trug feine Schuhe von Glanzleder, an jeder Hand einen Brillantring, und sein offenbar gefärbtes und stark parfümirtes, dem Anscheine nach von Natur krauses Haar war von der Hand eines Friseurs geordnet.

»Ein Yankee, ich wette!« flüsterte Georg Rauerz seinem Gefährten zu. »Kein Mensch auf der ganzen Welt, mag er vorstellen, was er will, zeigt sich so völlig rücksichtslos gegen Andere und beharrt dabei auf seinen einmal angenommenen Gewohnheiten.«

Anton wollte sich durch Hervorsprudeln einiger Hexameter Luft machen, hielt aber damit zurück, als er das Profil des Fremden zu Gesicht bekam, der seinen Oberkörper in eine andere Lage brachte und dabei die Beine an der Wand niederschurren ließ.

»Der Kerl muß mit dem Teufel fricassirte Armesünderseelen gefressen haben!« raunte er Georg zu. »Solch' kein Gesicht sah ich in meinem Leben! ... Das vibriert und changirt ja in allen Farben wie der Buckel eines Chamäleons! ... Wer mag der Kerl wohl sein? ... «

Sie begannen ihr Frühstück zu verzehren ... Der Fremde las ruhig seine Zeitung und nahm gar keine Notiz von ihnen ... Ein Kellner lief eilig ab und zu, servierte

den Freunden schräg gegenüber einen Tisch, stellte wohl ein Dutzend verschiedene Teller darauf, entkorkte eine Ale- und eine Porterflasche und trug dann ein sehr lecker aussehendes Frühstück auf ... Unter vielen Bücklingen näherte er sich dem Fremden, d. h. er umschlich ihn, als wolle er ihn beschnüffeln, bis dieser sein kaltes, herzloses Auge auf ihn richtete.

»*All right?*« fragte der Fremde mit unangenehmer Fistelstimme.

»*Yes, Mylord!* ... «

»*Damnd!*« versetzte der Fremde, stand auf, dehnte sich, steckte die Hände in die Taschen seiner weiten Beinkleider, von denen das eine noch die farbig bestrumpfte Wade sehen ließ, und gähnte den Frühstückenden gerade in's Gesicht.

»*Unthier!*« murmelte Anton Wacker in sich hinein. Georg Rauerz hatte mit unüberwindlichem Lachkitzel zu kämpfen ... Die Flegelhaftigkeit des Fremden begann auch ihn zu amüsiren.

»*Ruft meine Créatures!*« befahl der Unhöfliche dem Kellner und nahm Platz am Tische ... Der Kellner flog und schellte. Nach wenigen Secunden traten ein Kammerdiener in feinstem schwarzen Anzuge mit einem blasen, melancholischen Gesicht und die beiden Neger ein, welche neben dem mit Koffern beladenen Blockwagen hergegangen waren.

»*Der Prinz aus Mohrenland!*« wisperte Anton. »*Verlegene oder unächte Waare, wie es scheint, und stark ramponirt!* ... «

Der Kammerdiener, welcher eine auffallende Gewandtheit entwickelte und entschieden ein Mann, von den feinsten Manieren war, schenkte seinem Gebieter Ale und Porter ein und reichte ihm die vorhandenen Speisen . . . Die beiden Schwarzen standen zu beiden Seiten des Speisenden, zwei Schritt rückwärts vom Stuhl . . . Der Kellner hatte sich in's Nebenzimmer zurückgezogen und schielte um die Ecke.

Der Fremde langte zu und aß mit gutem Appetit. Auch am Trinken ließ er es nicht fehlen. Kaum aber hatte er das, was er sich von der einen Speise selbst vorlegte, genossen, so warf er den Teller hinter sich, daß er auf dem Parket zerbrach. Die Scherben sammelte der eine Schwarze behend auf, und der andere trug sie aus dem Saale. Diese Scene wiederholte sich so oft, bis sämtliches Tafelgeschirr zertrümmert war, worauf der Fremde den Rest des gemischten Getränkes schlürfte, dem Kammerdiener die Serviette in's Gesicht warf und den zu nahe gekommenen Neger mit dem Fuße gegen das Schienbein stieß.

»Ausfahren!« befahl er. »Gottvoller Wagen, gottvolle Pferde! . . .«

Die Schwarzen stürzten wie besessen aus der Thür, der stille, melancholische Kammerdiener faltete die ihm zugeworfene Serviette zusammen und stellte sich, ohne ein Wort zu äußern, vor den Gebieter.

»Rauchen!« schnarrte dieser. »Cigarren von den gottvollsten! . . .«

Der Lohndiener Hobelmayer trat ein. »Meine Herren, Sie haben keine Minute mehr zu verlieren, wenn Sie noch rechtzeitig an Bord kommen wollen,« redete der lustige Tyroler die Freunde an. »Besorgt ist halt Alles, und wenn S' sonst noch 'was schaffen, dürfen S' nur sagen! ... Ich spring' wie ein Geißbock! ... «

»Viele Grüße an die Herren Medenspang!« sprach Anton. »Sie sollen bald von uns hören ... «

Der Fremde kehrte sich um und sah den Fortgehenden kalten Auges unverwandt nach.

»Wie nennt sich dieses menschliche Ungeheuer?« fragte Anton den Lohndiener. »In der Akenschen Menagerie müßte sich dieser schnarrende Pavian vorzüglich ausnehmen, besonders wenn man ihn tüchtig neckte ... «

»Master Heedfull, zu dienen,« erwiderte Hobelmayer und schloß den Wagenschlag. »Aechter Yankee! ... Sehr vornehm, sehr reich, sehr geachtet und darum sehr grob! ... Wünsche den Herren glückliche Reise! ... «

Die Pferde setzten sich in raschen Trab, um die Eiligen auf dem nächsten Wege an den Hafen zu befördern.

ZWEITES BUCH.

1. AUF SCHLOSS ALTENECK.

Auch der Winter hat seine Reize und seine Zauber, denn er bereitet uns Genüsse, die selbst der herrlichste Sommertag nicht zu bieten vermag. Zu solchen Genüssen gehört eine Fahrt in offenem Schlitten durch bergige Gegenden, und besonders durch frisch beschneite Nadelholzwaldungen bei hellem Sonnenschein. Nicht bloß die mit hohem, blendend weißem Schnee bedeckte Erde funkelt dann in dem tausendfältig sich brechenden Strahlenglanze der Farben des Prisma, auch die dunkeln, mit Schnee beladenen, tief herabhängenden Aeste der Fichten und Tannen glitzern und leuchten dann in jede Secunde wechselndem, das Auge ergötzendem Brillantfeuer der Strahlenbrechung.

Diesen Genuß hatte Moosdörfer und sein Geschäftsfreund Schmalbacher, welche in einem zweispännigen Schlitten, dessen Zügel der Förster Joseph Thomas führte, einen mehrstündigen Weg durch hoch beschneite Forste nach Schloß Alteneck fuhren.

Es war gegen Ende des Januar, und der erst spät eingetretene Winter schien an Kälte und Schneefall das bisher Versäumte redlich nachholen zu wollen. Geschäftsangelegenheiten dringender Art, die schon seit einiger Zeit den vorsichtigen Bleicher beunruhigten, machten die kalte Fahrt nöthig. Moosdörfer hätte dieselbe vielleicht noch einige Zeit und wenigstens so lange verschoben, bis mildere Witterung eingetreten wäre; die plötzliche Ankunft

Schmalbacher's aber, den der Förster aus dem versteckt gelegenen Waldhause begleitete, und die Nachrichten, welche Schmalbacher dem Geschäftsfreunde mittheilte, ließen den Bleicher schnell einen Entschluß fassen.

»*Son pronto in momento*,« wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt,« sprach er, sogleich bereit, die sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, um in unterhaltender Gesellschaft ein Geschäft, das ihn oft schon gedrückt hatte, abmachen zu können. »Zwei Fliegen mit einer Klappe, vielleicht auch drei! ... Ist ganz, wie ich's liebe! ... Und nach zwei oder drei Tagen sind wir wieder zurück ... «

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang hielt der Schlitten mit des Försters beiden Walachen, die reiche Schellenbehänge trugen, vor der bretterbedachten Treppe des alten Hauses, das Moosdörfer noch immer bewohnte, und an das schon seit vielen Jahren kein Maurer eine Hand zum Aufputzen der äußeren, vom Kalkwurf halb entblößten Wände gelegt hatte. Der Tag war hell, die Luft aber sehr kalt, obwohl völlige Windstille herrschte. Schmalbacher und Moosdörfer hüllten sich in ihre Wildschuren, und auch der Förster warf einen weiten Pelz über seinen grünen Jagdrock und versenkte die Füße in Stiefeln mit Seehundsfellüberzug, um gegen den Luftzug auf seinem gar zu offenen Sitze geschützt zu sein.

»Sie gingen eben von mir, als der Graf eintrat – müssen sich noch erinnern –« sagte Moosdörfer zu Schmalbacher und schlug die Klappen seiner Fuchsmütze über die Ohren. »Trank zwei oder drei Seidel Wein mit ihm

und ließ mich auf das Geschäft ein, weil es gute Zinsen zu tragen versprach . . . Wäre aber doch klüger gewesen, wenn ich mich nicht hätte verführen lassen . . . War Eitelkeit, purer Hochmuth, sündhafte persönliche Ueberhebung, lieber Freund! Kitzelte mich, einen so vornehmen und eigenwilligen Herrn in die Gewalt meiner schwachen Hände zu bekommen und ihn von mir abhängig zu machen . . . Nun bin ich für diese schlechte Regung meiner Gedanken, deren ich mich schon lange schäme, bestraft! . . .«

»Noch haben Sie keine Verluste gehabt,« erwiderte Schmalbacher, »eine Verzögerung der Zinszahlung ist unter bewandten Umständen erklärlich. Die Schuldverschreibungen haben Sie ja in der Tasche.«

»Hab' ich, und deshalb bin ich auch im Allgemeinen ruhig . . . Ich kann nur das Geld nicht weiter arbeiten lassen, und wir könnten es jetzt gerade so gut anlegen . . . Nur mit großen Capitalien läßt sich noch 'was machen, und das wird schlimmer werden, je länger wir leben! . . . Aber man muß sich in Geduld fassen und sehen, was sich thun läßt . . . Daß der Baron sich dazwischen steckt, macht mir neue Sorgen . . . Steht selbst hoch eingeschrieben in meinen Büchern! . . .«

»Würde mich gar nicht quälen,« entgegnete Schmalbacher. »Gut sind sie Beide, und der junge Herr von Alteneck – ich höre, er steht sich nicht besonders mit seinem Vater – ein einziges Mal nur habe ich ihn gesehen, als er noch Student war, soll ein sehr rechtschaffener junger Mann sein . . .«

»Ist er auch, Freund! Hat ja *humaniora* studirt, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt . . . Was aber nützt mir die Bravheit des Sohnes, so lange der weniger brave Vater die Herrschaft führt? . . . Seit vorigem Spätherbst schon wohnt er nicht mehr auf Alteneck . . .«

Joseph Thomas wandte sich um und fragte, ob der Weg durch den Forst, dem man sich näherte, der bessere sei, denn die Landstraße berührte den Wald nur auf einer kurzen Strecke.

»Besser nicht; aber bedeutend näher,« versetzte Moosdörfer, worauf der Forstmann in den Wald einbog . . .

»Was ist dem Grafen denn eigentlich zugestoßen?« fragte Schmalbacher seinen Schlitten-Nachbar.

»Nichts Besonderes, so viel ich weiß,« entgegnete Moosdörfer. »Gesund ist er schon seit Jahren nicht, obwohl er sich gern das Ansehen eines kräftigen Mannes gab, der es mit Jedem aufnehmen könne. In der Jugend mag er etwas zu rasch gelebt haben, und das rächt sich in späteren Jahren. Außerdem steckt ihm wohl auch mit der Feldzug von Anno Zwölf in den Gliedern, auf den er überhaupt nicht gut zu sprechen war. Er hatte es ungern, wenn Jemand jener Zeit gedachte, was ich am deutlichsten merken konnte, als ich das Geschäft mit ihm abschloß. Damals mußte nämlich davon gesprochen werden, weil ich die Einsicht wichtiger Papiere, auch einiger Schuldverschreibungen, und den Heirathscontract mit der verstorbenen Gräfin verlangte und darauf bestand.«

»Isabella, geborene Gräfin von Freysing – ich erinnere mich,« fiel der Förster wieder ein. »Es gab bald Streit, und die Kammerjungfer der Gräfin, ein fixes Mädel, kam Knall und Fall aus dem Schlosse und ward zurück in ihre Heimath geschickt . . . «

»Davon ist mir eben so wenig bekannt wie von des Grafen Leben und Familienverhältnissen überhaupt,« fuhr Moosdörfer fort. »Persönlich traf ich erst mit ihm zusammen, als der Graf mich suchte . . . Genug, der Mann ist innerlich morsch, hat sich aber tapfer gehalten, und erst vorigen Herbst brach er zusammen. Ein Nervenschlag, der ihm lange Zeit die Besinnung raubte und ihn auf ein sehr schweres Krankenlager warf, so daß er oft förmlich gerast haben soll, brachte ihn dem Tode nahe . . . Die kleine Helfer, die Andrea – Sie haben das liebe Mädchen oft bei mir gesehen – berichtete darüber ausführlich an meine Frau . . . Na, ich schwieg, denn was kann man thun, wenn ein Mensch knapp seine Besinnung hat? . . . Und das Odium der Unbarmherzigkeit, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt, mochte ich nicht auf mich laden . . . Habe also Geduld geübt, nicht einmal direct Nachfrage gehalten, und komme dafür jetzt wahrscheinlich in großen Nachtheil . . . «

»Was schreibt Ihnen der Baron?« fragte Schmalbacher. »Er gilt doch für des Grafen besten Freund . . . «

»Nichts schreibt er, was mich beruhigen, nichts, was mich ängstigen könnte . . . Es wäre ihm seinet-, wie des Grafen wegen lieb, wenn ich ihn auf einen Tag einmal –

es ist gar keine Zeit bestimmt – besuchen wollte ... Die Gicht fesselt ihn an's Haus.«

»Vielleicht können Sie dann auch noch mit dem Grafen conferiren,« bemerkte Schmalbacher.

Der Bleicher schüttelte ungläubig den Kopf.

»Glaub' es nicht,« sagte er, »und wünsche es auch nicht ... Kranke Leute sind ärgerlich, reizbar, und verlangen, daß man sie schonen soll; will ich aber meinen eigenen Vortheil wahren, so muß ich als ehrlicher Geschäftsmann eine offene Sprache führen ... Nein, ich vermuthe, der Herr Graf wird mir durch den Baron einen Vergleich anbieten oder doch Vorschläge zu einem solchen machen lassen, und das ist's eigentlich, was mich ängstigt. – ... Doch lassen wir das! ... Ich könnte Vieles verschmerzen, erhielt ich gute Nachrichten von unseren Londoner Correspondenten ... Es ist mir auffällig, daß Herr Rauerz in seinem geschäftlichen Briefe an Sie auch keine Silbe davon erwähnt ... Statt dessen schickt er ein dickes Paket für den alten Helfer und verlangt, daß es diesem persönlich übergeben werden soll! ... Was kann das bedeuten? ... «

»Ich denke, es enthält Briefe der Kinder des Organisten

... «

»Und von dem Sohne des Schulzen Wacker liegt ein Schreiben bei an den Schäfer?«

»So ist es,« versetzte Schmalbacher, »und wahrscheinlich stehen große Geheimnisse darin, oder der studirte junge Herr legt dem verschmitzten alten Weisen gereimte Fragen vor, damit er sie ungereimt beantwortet. Daß er

mit dem Schäfer mehrmals verkehrte, und daß auch unser Agent den wunderlichen Mann ein paarmal gesprochen hat, ehe sie zusammen abreisten, ist gewiß.«

»Kann's auch begreifen, Freund,« entgegnete Moosdörfer. »Herr Anton Wacker hält große Stücke auf den praktischen Verstand des Schäfers wie auf dessen geheime Kenntnisse, und die Jugend bleibt immer neugierig . . . Was lag näher, als daß auch Rauerz, der auf Alteneck nicht verweilen mochte, weil die schöne Gräfin von Allgramm ihm gar zu schonungslos mitspielte, seine freie Zeit lieber auf dem Schulzenhofe oder in der Hütte des Schäfers verbrachte? . . .«

»Wenn uns Zeit genug übrig bleibt,« fiel Joseph Thomas ein, »lasse ich mich diesem Allwissenden auch vorstellen. Halb und halb gehören wir zusammen, denn Förster und Schäfer sind nach dem Aberglauben des großen Haufens Leute, die mehr können, als Brod essen . . . Wer weiß also, ob wir nicht gegenseitig von einander profitieren, wenn ich ihm sage, daß ich den ächten Kugelsegen nie gelernt habe, und der Schäfer mir dagegen vertraulich zuflüstert, er wisse nicht mehr als Andere und glaube gar nichts, die Leute aber bauten Häuser auf sein Nichtwissen, und weil sie glaubten, würde Alles, was er sage, für sie ein Evangelium . . .«

Der Wald lichtete sich, am Horizont der flimmernden Winterlandschaft tauchten die Thürme von Alteneck und Rothstein auf, und schon nach einer halben Stunde lenkte Joseph Thomas sein dampfendes Zweigespann in den Schloßhof des ersteren.

Latte, der Leibdiener des Barons, welcher diesen auch auf der Reise begleitet hatte und überhaupt das volle Vertrauen seines Herrn besaß, führte die Fremden in das gewöhnliche Empfangszimmer, das wir schon kennen. Es hatte sich nichts darin verändert, nur war die Einrichtung getroffen worden, daß die anstoßende Veranda mit geheizt werden konnte, was die Annehmlichkeit des Aufenthaltes im Salon bedeutend erhöhte. Auf dieser Veranda ging Barbara, in einen pelzverbrämten Spenser gehüllt, ihre altgewohnte Haube tragend, langsam auf und nieder ... Sie mußte ganz in ihre Gedanken vertieft sein, denn sie blickte weder links noch rechts und gewahrte daher auch nicht die im Salon weilenden Herren.

Es verging eine geraume Zeit, ehe Latte mit der Meldung zurückkam, der Baron sei bereit, Herrn Donatus Moosdörfer zu empfangen. Schmalbacher und den Förster ersuchte der heute ungewöhnlich geschmeidige Bediente, sie möchten einstweilen bei dem Herrn Amtschreiber eintreten, welcher Auftrag habe, den Herrn Baron zu vertreten. Dies geschah, und auch das Fortgehen der Fremden blieb von Barbara unbeachtet. –

Adam von Alteneck saß in einem Rollstuhle, der dicht an's Fenster geschoben war. Große Pelzschuhe umhüllten seine Füße, denn der Baron ward schon seit Wochen arg vom Podagra geplagt, das bei der scharfen Kälte sehr hartnäckig auftrat.

»Es freut mich, daß Sie endlich kommen, Herr Moosdörfer,« redete er den Bleicher an, und reichte ihm sehr

gnädig die Hand. »Ich habe Sie schon seit einigen Tagen erwartet, kann mir aber wohl denken, daß Sie durch Ihre Geschäfte sehr gebunden sind ... Nun, es thut nichts, Herr Moosdörfer; was Sie wissen müssen, erfahren Sie heute auch noch zeitig genug ... Darf ich bitten, zu schellen? ... Ein Glas Domdechanei wird Ihnen nach der kalten Partie im offenen Schlitten gut thun ... Wein hat mir der Arzt zwar verboten, aber was kümmern mich die pedantischen Pillendreher! ... Ich bleibe dem alten Grundsatz aller Altenecks treu: Trinkt Euern Wein und leidet Eure Pein! ... Nicht wahr, ein sehr vernünftiger Grundsatz, bei dem man unter mancherlei Schmerzen doch alt werden kann? ...«

Moosdörfer hatte den Befehl des Barons schon vollzogen, der alsbald Latte wieder herbeiführte, damit dieser die Weisungen seines Gebieters entgegennehme und prompt vollziehe ... Ein bereits mit zwei Couverts belegter Tisch, ein leckeres Gabelfrühstück enthaltend, ward von zwei anderen Dienern hereingebracht. Später erschienen Latte wieder mit dem befohlenen Weine, entkorkte die vielversprechende Flasche und füllte die aufgestellten mattgelben Gläser.

»Vortreffliches Gewächs!« sprach der Bleicher, den Wein probirend. »Auf baldige Genesung, Herr Baron!«

Adam von Alteneck dankte, nippte, schlürfte dann und trank zuletzt, denn er verstand im Genießen von Speise und Trank, war nur Appetit vorhanden, niemals Maß zu

halten. Moosdörfer fiel die ungewöhnlich heitere Stimmung des gichtischen alten Herrn auf, den er kaum je so in sich zufrieden gesehen hatte.

»Mein armer, guter Freund!« begann der Baron, nachdem er ein Stück kaltes Geflügel verzehrt und ein zweites Glas des starken, duftenden Weines getrunken hatte. »Was halten Sie eigentlich von dem fatalen Krankheitsanfälle des Grafen? ...«

»Leider habe ich Genaueres darüber nicht erfahren, Herr Baron,« entgegnete der Bleicher. »Schlaganfälle hinterlassen gewöhnlich eine große Schwäche, und schlagartig ist das Malheur doch wohl gewesen, das den Grafen so plötzlich überkommen ist ...«

Die ohnehin schon ziemlich rothe Nase Adam's von Alteneck ward noch röther, während sein Gesicht sich schmerzlich verzog, denn er hatte mit dem kranken Fuße unvorsichtig das eine Tischbein berührt.

»Einbildungen, sinnlose Einbildungen, nichts weiter!« versetzte er mit einer gewissen ärgerlichen Heftigkeit. »Dickes Blut, weiter nichts! ... Trinkt zu wenig und sitzt zuviel! ... Sollte reisen, weit reisen! ... Ein Mann, der sein halbes Leben im Sattel, unter den heftigsten körperlichen Strapazen und großen geistigen Aufregungen zugebracht hat, kann bei einer so einsiedlerischen Lebensweise, wie der Graf sie führt, unmöglich gesund bleiben! ... Läßt sich aber von Niemand rathen und muß nun dafür büßen! ... Thut mir sehr leid, mein lieber Herr

Moosdörfer, daß der Graf Sie noch immer nicht persönlich empfangen kann ... Seine fixen Ideen ... seine Gesichte ... Sie könnten sich erschrecken! ... Eben deshalb habe ich das Geschäftliche in die Hand genommen, und wenn Sie sich später in die Amtsstube bemühen wollen, werden Sie Alles in bester Ordnung finden.«

Moosdörfer ward um Vieles leichter, denn die lange Ungewißheit hatte ihn in den letzten Wochen manchmal doch sehr gepeinigt. Er dankte dem Baron für seine Vermittelung und fragte dann, ob gräfliche Gnaden denn auch sorgsame und aufmerksame Pfleger hätten.

»In Tagen der Krankheit lernt man erst die unschätzbare Geduld und Ausdauer der weiblichen Natur kennen,« fügte er hinzu. »Gräfliche Gnaden sind zu früh Wittwer geworden! ...«

Das Gesicht des Barons verzog sich zu einem recht widerwärtigen Lächeln.

»Gar zu große weibliche Anhänglichkeit kann doch auch lästig werden,« entgegnete er und steckte die Nase wieder in's Glas. »Mein armer Freund hat das in früheren Jahren zur Genüge erfahren, und eben darum konnte er sich später nie dauernd mit Weibern vertragen ... Aber Frauen haben auch ihre Mucken, und die liebevollsten, zärtlichsten oft die allerschlimmsten, besonders wenn sie die Eifersucht quält! ... So eine recht grundehrliche, aber nie zu beschwichtigende eifersüchtige Frauenseele ist im Stande, noch auf dem Sterbebette, beim allerletzten Athemzuge sich selbst das Gelübde abzunehmen,

den Mann, an dessen Treue sie zweifelte, auch nach ihrem Tode noch mit eifersüchtigen Gedanken zu verfolgen und sich durch eine so sündhafte Anhänglichkeit an das irdisch Vergängliche um die eigene Grabesruhe zu bringen! ...«

Moosdörfer ward durch diese Aeußerung des Barons an den Festabend auf Schloß Rothstein erinnert, an welchem Andrea ihm die Mittheilung machte, es gehe wirklich im Schlosse um, doch glaube sie nicht an Geister ... Wie aber war mit dieser Mittheilung das eben vernommene Wort Alteneck's in Einklang zu bringen? ... Wollte ihn dieser vielleicht nur auf die Probe stellen? ... Da er schwieg, fuhr der Baron fort:

»Ich sehe es Ihnen an, lieber Herr Moosdörfer, daß Sie mir nicht recht trauen, dennoch aber habe ich Ihnen nur die Wahrheit gesagt ... Der kranke Graf, mein armer Freund, bildet sich ein, seine verstorbene Frau sei auferstanden und gehe leibhaftig im Schlosse spazieren! ... Es ist das Starrheit, Wahnsinn, wenn Sie wollen – und doch bleibt der unglückliche Mann dabei! ... Er behauptet, die Gräfin gesehen zu haben, ja sogar Worte will er mit ihr gewechselt haben! ... Diese fixe Idee, ein Product seines zerrütteten Nervensystems, ihm auszureden, wird Mühe genug kosten, geschehen aber muß es ... Bin ich nur erst wieder ganz Herr meiner rebellisch gewordenen Unterthanen, so werde ich nicht ermangeln, den schweifenden Geist auf Rothstein wieder zu bannen, und ich hoffe, es wird mir gelingen ...«

Moosdörfer schwieg auch zu dieser Auslassung ... Ihm fuhren eine Menge Gedanken durch den Kopf, die er indeß vor dem Baron geheim hielt. Das Nächste und Wichtigste, was ihn nach Alteneck geführt hatte, das Geschäft, war ja so gut wie erledigt. Es bedurfte nur noch einer Unterredung mit dem Amtsschreiber, welcher nach des Barons nochmaliger Versicherung Alles ordnen könne. Der Bleicher wünschte möglichst schnell zum Ziele zu kommen. Er benutzte dazu den Moment, wo Adam von Alteneck die letzten Tropfen Wein aus der geleerten Flasche in sein Glas träufelte, und wo er an dem Zucken seiner Lippe sah, daß der stets schwelgerisch lebende Mann trotz der schmerzenden Stiche, die oft seinen ganzen Körper erbeben machten, Lust hatte, noch eine zweite Flasche zu bestellen.

»Herr Baron,« sprach er und schob seinen Stuhl zurück, »der Herr Graf bedarf Ihrer, und als Freund sind Sie verpflichtet, ihm in seiner Trübsal beizustehen ... Damit Sie das können, dürften Sie bei Ihrem eigenen leidenden Zustande Ursache haben, zunächst an Ihr eigenes Wohl zu denken ... Wollen deshalb gnädigst entschuldigen, wenn ich mit Dero Erlaubniß und mit dem aufrichtigen Wunsche für Ihr ferneres Wohl meinen Abtritt nehme.«

Aufhalten konnte Adam von Alteneck den behenden Geschäftsmann nicht, obwohl er ihm sehr böse war, daß dessen schneller Aufbruch ihn um den Genuß noch einiger Gläser Wein brachte. Bei guter Gesundheit würde er sich wenig daraus gemacht haben, da er eben so gern allein wie in Gesellschaft trank. Jetzt aber durch die

Gicht in seinen Rollstuhl gebannt, war ihm die Weigerung Moosdörfer's fatal. Indeß er mußte sich fügen, was er denn auch mit den Worten that:

»Ehrenschild weiß Bescheid! ... Er kann Ihnen über Alles genaue Auskunft geben ... Leben Sie wohl und entschuldigen Sie die Verzögerung ... Kranke Menschen sind eben nur halbe Menschen! ...«

Moosdörfer zog nach dem Wunsche des Barons nochmals die Schelle, um Latte herbei zu rufen, und wandte sich darauf der Wohnung des Amtsschreibers zu, die sich auf der entgegengesetzten Seite des Salons im Erdgeschoße befand. Eben als er die Thür öffnen wollte, traten ihm Schmalbacher und der Förster aus dieser entgegen, indem der Amtsschreiber zu ihnen sagte:

»In der Veranda am Ausschau bei der östlichen Treppe sehen Sie die Spitzen der beiden höchsten Steine ... Es ist nicht der Mühe werth, in die Höhle zu kriechen. Den Mann, der sie erst durch seine alten Thongeschirre und seine Prophezeiungen zu einem gewissermaßen remarkablen Orte gemacht hat, treffen Sie in jetziger Jahreszeit immer zu Hause ... Lassen Sie sich nicht, wie so Viele schon gethan haben, von ihm bethören! ... Ich halte den Alten halb für einen Pinsel, halb für einen Schelm, der sich vortrefflich auf seinen Vortheil versteht! ...«

Die Begleiter Moosdörfer's verabschiedeten sich von dem Amtsschreiber auf Schloß Alteneck, während dieser den ihm wohl bekannten Bleicher sehr artig in sein Zimmer nöthigte.

2. EIN GESPRÄCH DES BLEICHERS MIT DEM AMTSSCHREIBER.

Ehrenschild war ein gewissenhafter Jurist und pünktlicher Geschäftsmann. Sein Aeußeres hatte wenig Ansprechendes, und auch seine Unterhaltung konnte nur dann Interesse erwecken, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, die in sein Fach schlugen.

Mit dem Baron stand sich Ehrenschild gut, weil der vornehme Herr, den alle Geschäfte langweilten, seinem fleißigen Beamten Alles überließ. Hätte Adam von Alteneck auch im Verwaltungsfache mehr den Herrn herausgekehrt, so würde der Friede zwischen Baron und Amtsschreiber wahrscheinlich von keiner langen Dauer gewesen sein. Das Vertrauen, welches der Baron dem arbeits-eifrigen Ehrenschild schenkte, hielt indeß diesen nicht ab, sehr harte Urtheile sowohl über seinen Gebieter wie über dessen Nachbar und Freund, den Grafen von Rothstein, zu fällen.

Um das Geschäftliche schnell in Ordnung zu bringen, legte Ehrenschild dem Bleicher die Abrechnungen vor und fügte in einem Bündel Werthpapiere die rückständig gebliebenen Zinsen hinzu. Moosdörfer prüfte die Zahlen, sah die Papiere ein, fand beides richtig und unterzeichnete die ebenfalls schon ausgefertigten Quittungen. Während dessen hatte der Amtsschreiber in einem Actenfas-cikel geblättert, das er jetzt weglegte, als der Bleicher die Feder ausspritzte.

»Es thut mir leid, Herr Moosdörfer,« nahm er das Wort, die Quittungen in ein bereit gehaltenes Portefeuille schiebend, »daß sich die Sache so lange hingezogen hat, und daß ich Ihnen trotzdem statt baaren Geldes, das Sie fordern können, auch jetzt noch nur Papiere, freilich sehr gute Papiere, geben kann . . . Bei diesen Herren Beamter sein, ist ein saures Stück Brod, denn man hat es fast immer nur mit eigensinnigem trotzigem Hohlköpfen, oder gar mit Narren zu thun . . . Ich sage Ihnen, ein saures und ein verdammt hartes Stück Brod! . . . Wenn ich zu befehlen hätte, ließe ich Seine hochgräfliche Gnaden auf Rothstein *brevi manu* in's Irrenhaus stecken! . . .«

»Wirklich, Herr Amtsschreiber, so schlimm ist's?« fragte Moosdörfer. »So hat man ernstlich für des Herrn Grafen Verstand zu fürchten? . . .«

»Arzt bin ich nicht,« versetzte Ehrenschild; »wie ich als vernünftiger und scharf denkender Jurist aber den Fall beurtheilen muß, ist der Graf complet verrückt! . . . Die Frage freilich, wer an seiner Verrücktheit schuld ist, ob eine oder mehrere lebende Personen, ob sein eigenes arg anbrüchiges Gewissen, ob eine sogenannte Erscheinung, oder ob ganz allein unsere ehrsame Schloßdame Barbara, das gründlich zu ermitteln könnte ich wohl eine Reihe von Nächten meine Ruhe opfern . . . Aber das giebt mein hinkender hochsinniger Gebieter nicht zu! . . .«

Dem Bleicher fiel in dieser Auslassung, welche Ehrenschild in verdrießlich trockenem Tone hinwarf, nichts auf, als dies für ihn überraschende Hinweisung auf Barbara. Diese allein faßte er auch auf, indem er erwiderte:

»Wie könnte Barbara, die ja kein Wasser betrübt, an dem geistigen Leiden des Grafen Rothstein schuld sein, Herr Amtsschreiber? ...«

»Spaßen Sie sachte!« entgegnete dieser. »Ich bin mit Leib und Seele Criminalist, und führe hier nur Buch und Rechnung über guten oder schlechten Haushalt des Herrn Baron, wobei ich dessen eigene dumme und schlechte Streiche durch große Tintenkleckse zu verdecken suche, weil ich gut dafür bezahlt werde und ich nicht zur Belohnung dafür, daß ich 'was Rechtes lernte, vierzig Andere aber vor mir berücksichtigt sein wollten, weil sie älter waren als ich, Hunger leiden mochte. Als Criminalist nun habe ich einen scharfen Blick und eine feine Nase, und ich merke es sehr bald einem auf allen Seiten ramponirten Menschenleibe, dessen Laternengläser in der Stirn nicht vom Leben ganz blind geworden sind, an, ob dies Seele mehr zu Gott dem Herrn, als zu dessen Widerspiel gebetet hat! ... Im Vertrauen aber, Herr Moosdörfer, vom Gottesdienst weiß das Volk hier auf Alteneck wie drüben in Rothstein sehr wenig! ... Die ganze vornehme Sippschaft lief immer gar eifrig in die kleine Capelle neben der Kirche, um sich an der Parodie zu erlustiren, die man darin aufführte! ... Das ist hier Sitte gewesen und in Rothstein von jeher, und die Schleicherin Barbara hat's ihren vornehmen Gönnern in allen Dingen redlich nachgethan ... Meine Passion ist sie deshalb nicht; aber ich muß sie streicheln, damit sie die Krallen immer einzieht, was indeß nicht länger dauern soll, als ich es nöthig habe.«

Ehrenschild sagte das Alles mit einer trockenen Ver-
bissenheit, die ihm nicht bloß von ungefähr angefliegen
sein konnte. Moosdörfer schüttelte den Kopf, betrachtete
ab und zu die an Zahlungsstatt erhaltenen Werthpapiere
und sprach:

»Ich verstehe Sie noch immer nicht, Herr Amtsschrei-
ber! ... Barbara und Graf Rothstein! ... Da würde am
Ende gar der Herr Baron jaloux, wie mein Bruder, der
Kanonikus, sagt.«

Er lächelte dabei den Amtsschreiber schelmisch von
der Seite an und zwinkerte mit den Augen.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Moosdörfer,« er-
widerte Ehrenschild und legte das Actenbündel auf sein
Arbeitspult, »allein ich bin kein Todtengräber und auch
kein Schakal ... Was geschehen ist vor meiner Zeit und
worüber längst Gras gewachsen, kümmert mich nicht.
Auch bin ich nicht Amtsschreiber auf Alteneck gewor-
den, um gegen den Baron, der immer mein Herr bleibt,
zu conspiriren ... Ich soll darauf achten, daß dem Ba-
ron von Niemand Unrecht geschieht, und wo es gesche-
hen ist, da soll ich einschreiten und Gebrauch machen
von meiner Amtsgewalt ... Nun, ich habe mir im Dienst
weder Lässigkeit noch Leichtfertigkeit vorzuwerfen, und
doch sind, durch mich veranlaßt, arge Mißgriffe vorge-
kommen! ... Bald hätte ich ohne wirkliches Verschul-
den von meiner Seite vor einigen Jahren einen völlig un-
schuldigen, braven Menschen, einen geschickten Arbeiter
und liebevollen Familienvater an den Galgen gebracht!
... Sie müssen sich der Geschichte noch erinnern, denn

sie machte damals viel Aufsehen ... Der Baron raste im Schlosse herum, als wäre er der leibhaftige Gottseibeiuns, und sein Freund, der schnauzbärtige Graf mit seinen drei silbernen Fingern, half ihm dabei ... Just in jenen Tagen konnte ich merken, daß auch in Barbara ein Drache sitze, der ab und zu seine bestäubten Fledermausflügel wie im Traume bewegt! Den jungen Herrn aber lernte ich damals schätzen und verehren, und wenn ich das seinen Vater auch nicht merken lassen durfte, im Stillen habe ich an den Erben von Alteneck gedacht und nehme stets seine Partei ... Daß er nicht hier, sondern auf Schloß Bork bei seiner Tante lebt, ist auch mein Werk! ... Hier kann er erst einziehen, wenn volle Klarheit in die Verhältnisse gekommen ist ... Es soll Meister Spät in Amerika, hör' ich, recht gut gehen ... «

»So hörte auch ich,« sagte Moosdörfer; »aber Barbara und der Graf? ... «

»Herr, Sie sind neugierig wie ein Backfisch!« fuhr der Amtsschreiber den Bleicher an. »Barbara weiß um die Veranlassung der Geistesstörung des Grafen, denn sie lebte auf Rothstein, als er den Schlaganfall bekam ... Der alte Schäfer von der Heidenlehne hatte sie dahin geschickt, wie ich fest überzeugt bin, zu einem ganz bestimmten Zwecke, der mir leider bis heute noch nicht klar geworden ist. Ueberhaupt glaube ich, der weißhaarige Narr, der freilich nicht auf den Kopf gefallen ist, weiß mehr als wir Alle, die wir uns doch für sehr klug halten, und wenn's ihm gerade paßt, so conspirirt die Bestie auch! Mit Barbara wenigstens steckt er unter einer

Decke, denn seit Graf Rothstein nicht mehr zurechnungsfähig ist, verkehrt sie oft mit dem Schäfer, und ist gleichzeitig stumm geworden wie das Grab . . . «

»Ich werde Gelegenheit haben, den Schäfer zu sprechen,« entgegnete Moosdörfer. »Ganz unbekannt bin ich ihm ohnehin nicht; da könnte man vielleicht auf den Busch klopfen . . . «

»Klopfen Sie lieber noch nicht,« versetzte Ehrenschild. »Man verliert bei nutzlosen Versuchen wie bei unüberlegten Fragen nur Zeit und schadet wohl auch seiner Reputation . . . Aus den Augen lasse ich den Alten so wenig wie die stumm gewordene Barbara, und ich denke, eines schönen Tages stehen Beide in den Acten! . . . «

Der Amtsschreiber sah aus wie ein Nußknacker, als diese bedeutungsvolle Aeüßerung ihm entschlüpfte.

»In den Acten?« wiederholte Moosdörfer und blickte den Juristen erschrocken an. »Clemens ist keiner schlechten Handlung fähig! . . . «

Ehrenschild wies ihm die Zähne, lachte höhnisch und schlug mit der flachen Hand auf das Actenbündel.

»Ich traue Niemand,« sprach er, »wenn ich auch nicht so weit gehe, Jeden so lange für einen Schuft zu halten, bis er seine Ehrlichkeit bewiesen hat! . . . Der Brand von Ober-Rense ist noch nicht aufgeklärt, ich aber bin mit meiner juristischen Ehre dabei engagirt seit der Flucht des unschuldigen Caspar Spät! . . . Hier in diesen Acten steht Alles verzeichnet, was ich seitdem in der Sache ermitteln konnte, und ich habe Spuren entdeckt, die sowohl nach des Schäfers Versteck in der Feengruft wie

nach einer gewissen Eremitage hindeuten! ... Schon um meinem juristischen Gewissen Genüge zu thun und weil ich mit Leib und Seele Criminalist bin, werde ich diese Spuren nicht mehr aus den Augen verlieren!«

»Und Sie werden abermals Unschuldige verfolgen! ...«

»Herr, wer spricht von verfolgen!« fuhr der eifrige Amtsschreiber auf. »Wird ein Individuum verfolgt, das man still beobachtet? ... Jemand überwachen heißt ihn schützen; die Justiz greift erst dann fest zu, wenn verfängliche Indicien vorliegen ... Nur solche Indicien, nicht die Gerechtigkeit oder mein Wohlgefallen an der Criminalistik brachten den unvorsichtigen, hitzigen und vorlauten Tischler hinter Schloß und Riegel und bis an den Fuß des Schaffottes!«

Er blätterte in dem Actenbündel und entnahm demselben ein Stück Papier, das auffallend nach Pulver roch und nach gewöhnlichem Feuerschwamm. Dasselbe war, wie man deutlich sehen konnte, zusammengerollt gewesen, so daß es eine Röhre gebildet hatte, und rund herum angebrannt.

Dies Papier zeigte Ehrenschild mit triumphirender Miene dem Bleicher.

»Das ist mein Ankläger!« sprach er hohl und feierlich. »In dieser Rolle lag das Zündkraut, welches den Hof in Brand steckte! ... Ich fand das Papier schon in der Brandnacht in der Hecke unmittelbar hinter der Scheuer, in welcher das Feuer zum Ausbruche kam. Der Luftzug mochte es dahin verweht haben ...«

»Und das soll jetzt, nach so langer Zeit, Beweiskraft haben und Sie auf die Spur des Brandstifters leiten?« versetzte Moosdörfer, einen sehr gleichgiltigen Blick auf das verräucherte und angebrannte Stück Papier werfend. »Warum haben Sie denn nicht gleich anfangs oder nach der Verhaftung Spät's Werth darauf gelegt?«

»Weil das Papier damals noch keinen Werth hatte,« entgegnete mit überlegener Verschmitztheit der klug combinirende Amtsschreiber. »Solchen Werth hat es erst vor Kurzem erhalten! . . . Belieben Sie es doch einmal genau anzusehen! . . .«

Moosdörfer kam dieser Aufforderung nach.

»Finden Sie nichts daran oder darauf, was bemerkenswerth ist?« fragte Ehrenschild und kehrte das Papier nochmals vor den Augen des Bleichers um.

»Nichts weiter, als daß es beschrieben ist . . .«

»Sieh', sieh'! Also daß es beschrieben ist, fällt Ihnen doch auch auf! . . . Und wie ist es beschrieben?«

Der Bleicher sah das Papier noch einmal, und diesmal mit größerer Neugierde an.

»Mit einer Schrift, die ich nicht kenne,« sagte er . . .

»Genau so geht es mir,« fuhr Ehrenschild fort und legte das Papier wieder zu den Acten. »Auch ich habe solche Buchstaben früher nicht gesehen; allein ich weiß jetzt, in welcher Sprache man sich solcher Schriftzeichen bedient.«

Er trat ganz nahe an Moosdörfer und fuhr flüsternd fort:

»Ein Papier mit ähnlichen Charakteren und zwar von derselben Hand beschrieben, fand ich in der Eremitage, deren Thür Barbara zu verschließen vergessen hatte, als sie von hier nach Schloß Rothstein ging, und ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, daß der Schäfer Clemens im Besitz solchen Papiere ganz allein ist . . . Die Schrift ist russisch, und Clemens war in Rußland! . . . «

»Graf Rothstein ebenfalls, Herr Amtsschreiber!«

»Eben das steigert meinen Verdacht gegen Barbara und den Schäfer . . . Sie wissen Beide um den Brand, und kennen Beide die Veranlassung zu des Grafen unheilbarem Seelenleiden! . . . Als Freund der Criminalistik werde ich mir die größte Mühe geben, Zusammenhang und Licht in dies dunkle Geheimniß zu bringen . . . «

Moosdörfer erschienen die Conjecturen des Amtsschreibers ziemlich gewagt und wenig stichhaltig, doch sah er ein, daß der gemachte Fund und die späteren Beobachtungen in der Hand eines scharfsinnigen Juristen zu Waffen werden konnten, die sich gegen Barbara und Clemens kehren ließen; für hinreichend, ihre Mitwissenschaft um den Brand von Ober-Rense zu beweisen, hielt er sie nicht.

»Das ist allerdings sonderbar,« sprach er und traf Anstalt, den Amtsschreiber zu verlassen, »hoffentlich aber hat der neckische Zufall die Hand dabei im Spiele . . . Sie werden sich doch nicht übereilen? . . . «

»In keiner Weise!« sagte Ehrenschild, wieder in einen feierlichen Ton fallend. »Ich höre, ich sehe, ich forsche

und combinire, aber ich handle nicht eher, bis die Schwere der Thatsachen mich dazu drängt! . . . «

»Das ist ehrenwerth, Herr Amtsschreiber,« entgegnete Moosdörfer. »Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich dem Herrn Baron und nehmen Sie sich meiner Angelegenheit gewissenhaft an! . . . Haben Sie irgend etwas an Tobias Helfer zu bestellen?«

»Nur GrüÙe an dessen bescheidene, sittige Tochter,« erwiderte Ehrenschild mit freundlichem Lächeln. »Es war ein angenehmes Leben auf Alteneck, als sie, ähnlich einer schönen Fee, über Corridore und Treppen schwebte.«

Er schüttelte dem Bleicher freundschaftlich die Hand und begleitete ihn bis zur Thür.

»Russisch!« flüsterte er ihm hier noch einmal leise in's Ohr. »Vergessen Sie das nicht, und wenn Sie irgendwo etwas hören oder sehen, das mir dienen könnte, so rechne ich auf Ihre Freundschaft! Ich war und bin stets discret.«

Moosdörfer machte schweigend eine verbindliche Verbeugung und ging nach dem uns schon bekannten Gartensalon, wo er wußte, daß seine Begleiter auf ihn warteten.

3. IM HAUSE DES ORGANISTEN.

Schmalbacher und Joseph Thomas saßen noch bei Tische und verzehrten den Rest des Frühstückes, das man für sie aufgetragen hatte. Es ließ nichts zu wünschen übrig, denn aus Küche und Keller verstanden sich der Baron und alle seine Diener. Von der Veranda aus hatten sie

die Felsspitzen der Feengruft gesehen und waren bei dieser Gelegenheit auch Barbara begegnet, die noch immer langsamen Schrittes in der mit Glasfenstern versehenen Halle auf und nieder ging. Da sie weder Gruß noch Anrede der Fremden erwiderte, überhaupt sie gar nicht beachtete, so hielten die Gefährten Moosdörfer's die einsame Frau für stumm und taub. Diese Annahme hätte unangenehme Folgen haben oder ihnen doch Verlegenheiten bereiten können, wäre Barbara geblieben; denn Schmalbacher kam alsbald wieder auf Rauerz zu sprechen und auf die Aufträge, welche in dem Briefe des jungen Agenten für ihn enthalten waren. Daran knüpfte sich ganz von selbst wieder eine Erwähnung sowohl des Schäfers wie des Organisten, die Beide besucht werden sollten. Glücklicherweise aber entfernte sich schon nach wenigen Augenblicken Barbara und watete zu nicht geringem Erstaunen der beiden Männer durch den Schnee, welcher die breiten Wege des Parks beinahe fußhoch bedeckte.

»Ist das Weib die Sibylle von Alteneck?« fragte Joseph Thomas den Bleicher, als dieser in den Salon trat. »Ich habe lange kein Gesicht gesehen, das mit so vielen Räthseln beschrieben war ... Was stellt die Person eigentlich vor?«

»Eine Unglückliche, fürcht' ich,« antwortete Moosdörfer. »Man scheint sie und ihre Verdienste schon lange vergessen zu haben, Vergessene aber sind gewöhnlich überflüssig und werden bisweilen auch recht unbequem ... Früher soll Barbara Schloß Alteneck regiert haben ... «

»So, so!« sprach der Förster gedehnt. »Also eine Ex-regentin! ... Nun verstehe ich ... Ja, dann läßt sich auch ihre Schweigsamkeit erklären ... Wozu soll man sprechen, wenn man von Niemand gehört wird? ... Was meinen Sie, Herr Moosdörfer, suchen wir jetzt gleich den pensionirten Schulhalter auf, oder fahren wir zunächst bei dem vielwissenden Schäfer vor?«

»Der Brief an Tobias Helfer kann Eile haben,« versetzte der Bleicher, »wir wollen daher, ohne uns lange aufzuhalten, wenn Sie mir beistimmen, uns zuerst nach dem Befinden des alten Ehepaares erkundigen. Ist das geschehen, so fahren wir nach der Einöd', wo wir auch übernachten können. Dort ziehen wir Erkundigungen über den Schäfer ein und ob es auch gerathen sein mag, in sein stilles Häuschen zu dringen. Niklas Wacker kann uns darüber sehr bestimmte Auskunft geben, denn auf der Einöd' wird Clemens wie ein Vater verehrt ... «

Die Ansicht des Bleichers gab den Ausschlag. Der Schlitten ward schnell wieder in Bereitschaft gesetzt, und nach kaum einer halben Stunde lockte das Geläut der Schellen in den ersten Häusern Hohen-Rothsteins Kinder und Erwachsene an die nur halb abgethauten Fenster, um dem schnell vorübergleitenden Schlitten mit seinen drei bepelzten Insassen, so weit die Aussicht es erlaubte, nachzusehen.

Vater Tobias war eben bei der Scheerwinde beschäftigt, um eine neue Werft für den Webstuhl vorzubereiten, als der laut schellende Schlitten vor der Thür des Hauses still hielt.

»Mutter, da kommt richtig Besuch!« rief er aus, schüttelte sich den Garnstaub von den alten Manchesterbeinkleidern, die er bei der Arbeit zu tragen pflegte, und hielt die langsam um ihre Achse kreisende Winde an. »Herren in großen Pelzen, und drei Stück auf einmal! Was für vornehmer Besuch! ...«

»Je, Vater, so verschrecke Dich doch nicht!« versetzte seine treue Lebensgefährtin und klemmte ihre Brille auf die Nase. »Der mit der Fuchsmütze ist nur der Bleicher aus Schönlinde – er hat mir schon zugnickt, obwohl er mich unmöglich erkennen kann – die anderen Beiden sind mir fremd ...«

Helfer fuhr schnell in seinen Hausrock oder seine Hausjacke, denn er ging in Hemdsärmeln, was die stark geheizte Stube sehr wohl gestattete, und sein Gesicht nahm einen heitern Ausdruck an wie immer, wenn er den Bleicher sah, der ihm schon so manchen Dienst aus uneigennützigster Freundschaft geleistet hatte. Indem fuhr der Schlitten weiter, und Moosdörfer mit Schmalbacher trat in die Wohnung des Schulhalters.

Nachdem die Herren ihre Wildschuren abgelegt und die beiden altmodischen Polsterstühle eingenommen hatten, die Rahel zunächst dem Ofen für sie hinstellte, nannte Moosdörfer zuerst den Namen seines Begleiters, was ihm Gelegenheit zu der Bemerkung gab, Schmalbacher sei der Chef des Hauses, für welches im Herbste vergangenen Jahres der junge Mann, der kurze Zeit auf Schloß Alteneck gelebt, über Hamburg nach England gereist sei.

»Herr Rauerz läßt grüßen,« fügte er hinzu, »und übersendet gleichzeitig dies hier, das, wenn es auch erst nach Weihnachten eintrifft, doch wohl als eine Christbescherung gelten darf.«

Schmalbacher knöpfte sogleich seinen Rock auf und legte das an Tobias Helfer adressirte Paket in die leicht zitternde Hand des Schulhalters.

»Nein, alter Freund, öffnen, sogleich öffnen!« sprach Moosdörfer und hielt Tobias auf seinem Stuhle fest, da dieser das Paket vorläufig beiseite legen wollte. »Wir kommen als Freunde, nicht als Fremde, und wer Freude zu bereiten hofft, kann nicht stören! . . . «

Tobias dankte lächelnd und öffnete das Paket. Es lag ein Brief darin und ein sehr feines Gewebe, ein moderner Shawl, von einem Band umwunden, auf welchem die Worte standen: »Fräulein Andrea Helfer, der heitern Fee von Alteneck.«

»Ei, ei!« sprach der Schulhalter. »Das sollte man eigentlich unterschlagen, da Schmeichelworte von jungen galanten Herren, sind sie von Geschenken begleitet, jungen, unerfahrenen Mädchen leicht gefährlich werden können . . . Wie fein, wie vornehm! . . . Sieh' doch, Mutter! . . . Und dabei leicht wie Flaum! . . . Wie das betroddele Jüppchen Dir wohl zu Gesichte stehen müßte! . . . Ich glaube, unser guter Pastor würde mitten in der Predigt um, wie letzthin der hasenfüßige Candidat, wenn Du das Ding zur Kirche umhingst . . . Na, geb' ich's zurück, Mutter, oder sollen wir unser Kind damit in Versuchung führen? . . . «

»Ein *pretium affectionis*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt, kann man nicht ablehnen, ohne den Geber zu beleidigen,« fiel Moosdörfer ein, denn Frau Rahel konnte vor Erstaunen über die Kostbarkeit des Stoffes noch gar nicht zu Worte kommen. »Junge Mädchen müssen auch manchmal eine unverhoffte Freude haben, sonst werden sie zu früh griesgrämig . . . Und Andrea hat schon viel erfahren im Leben und kann nicht so leicht stolz gemacht werden.«

»Aechter Kaschmir!« sprach Schmalbacher. »Geschmack hat unser Agent, das muß man ihm zur Ehre nachsagen; das kommt aber davon her, daß er sich immer nur, wie er auch stets schreibt, zu gebildeten und vornehmen Leuten hält.«

»Nun, dann soll Andrea, wenn der Frühling jubelnd in's Land zieht, auch zu Ehren des Herrn Rauerz Staat in dem Dinge machen!« sprach Tobias, faltete den Shawl ganz aus einander und warf ihn Rahel über die Schulter. »Und nun wollen wir doch auch sehen, was der freigebige Herr für eine Feder führt . . . Mutter, meine Brille!«

Rahel holte das unentbehrliche Instrument aus dem Stehpulte und klemmte sie Tobias mit eigener Hand auf die Nase.

»Sapperment, das ist ein Ductus, der hat Schwung!« fuhr der Schulhalter fort, den Brief entfaltend. »Da muß ich mich mit meinen steif hingemalten Spießeln freilich verstecken . . . Na, was hilft alles Lamentieren! Ein

Schelm giebt mehr als er hat, und wenn eine Krähe singen will, bekommen Finken und Grasmücken Krämpfe vor Schreck! . . . «

Nach dieser Expectoration vertiefte sich Tobias in die Lectüre des erhaltenen Briefes, während Moosdörfer und Schmalbacher sich mit Rahel leise unterhielten, das Geschenk Rauerz' wiederholt betrachteten und gebührend lobten, und dabei selbstverständlich auch nach Anderen sich erkundigten.

»Ich erwartete die gute Tochter bei ihren lieben Aeltern zu finden,« sprach Moosdörfer. »Wo steckt denn das Täubchen? . . . Meine Frau fühlt bisweilen eine Art Heimweh nach dem Mädchen und rechnet stark darauf, daß Andrea im Sommer wieder auf einige Wochen ihren Aufenthalt bei uns nimmt.«

»Sie sind gar zu gütig, Herr Moosdörfer,« erwiderte Rahel. »Das Kind ist gestern in die Einöd' gegangen, wo sie Frau Wacker einige Tage beim Nähen mit helfen soll . . . Es ist Andrea besser, wenn sie mehr unter Leute kommt. Wir sind zu alt und zu still geworden, und wenn wir reden, so interessirt's die Jugend wenig . . . Auf dem Schulzenhofe ist mehr Verkehr, und Niklas Wacker ist noch ein spaßiger Mann, der Andrea ganz gut unterhalten kann.«

»Das trifft sich ja wie verabredet,« entgegnete der Bleicher. »Es ist unsere Absicht, in der Einöd' einzukehren. Da wollen wir recht vergnügte Stunden verleben.«

»Und das liebe Mädchen mit der Fee von Alteneck und dem Feengewande necken, das ihr als Christgeschenk

durch's Fenster in's Zimmer geworfen worden ist,« schaltete Schmalbacher ein.

»Das wollen wir, Freund, und unsere Augen an der Verlegenheit eines reinen Herzens weiden,« bestätigte Moosdörfer, »denn das hat sich Andrea redlich bewahrt . . . *Rara avis*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt! . . . «

»Nicht möglich!« rief Tobias aus und schob die Brille den Augen etwas näher.

»Was giebt's?« fragte Moosdörfer und sah den Schulhalter etwas bedenklich an.

»Herr Rauerz glaubt mit dem Compagnon unserer Kinder flüchtig zusammengetroffen zu sein,« sagte dieser. »Wo und bei welcher Gelegenheit, steht nicht dabei; er meint aber, der Herr, welchen er dafür halte, werde Deutschland sicherlich nicht eher verlassen, bis er uns von Angesicht zu Angesicht gesehen habe.«

»Das wäre denn freilich merkwürdig, doch nicht schlechthin unmöglich,« sprach Moosdörfer.

»Man bekäme dann wenigstens einen Yankee zu Gesicht, eine Menschenart, die hier zu Lande noch nicht gesehen worden ist, denn ein richtiger Yankee soll der Mann ja sein.«

»So steht's auch hier im Briefe geschrieben,« fuhr der Schulhalter fort, nahm die Brille ab und reichte das Schreiben dem Bleicher, der es indeß ungelesen zusammenlegte. »Weshalb machst Du ein so trübseliges Gesicht, Mutter? . . . Fürchtest Du Dich vor einem amerikanischen Eingeborenen? . . . Ist nicht nöthig, Mutter! . . . Ein ganz richtiger Eingeborener ist auch solch ein Yankee noch

nicht, denn er gehört weder den kupferrothen Indianern noch anderen Menschenfressern an, bei denen derjenige im höchsten Ansehen steht, welcher die meisten Schädel eingeschlagen hat ... Was giebt es doch für verwunderliche Sitten in der Welt! ... Aber bebrig um's Herz wird mir doch selber werden, Mutter, wenn er wirklich kommen sollte, denn wie soll man solche ausländische Creatur zum Beispiel tituliren? ... Und wenn er kein Wort Deutsch versteht? ... Yankee'sch zum Beispiel wäre mir schon zu Griechisch, und von Lateinisch, mit dem man durch die ganze Welt kommen kann, ist bei mir auch nicht viel mehr als *praeter propter* hängen geblieben. Ich weiß nur nicht recht, was das heißt, und darum wend' ich's immer an, wenn ich Ungelehrten gegenüber 'was recht Gelehrtes sagen will ... Redet man solchen Yankeemenschen mit Eure Gnaden oder Gräfliche Gnaden an? ... «

»Viel simpler, mein lieber Helfer,« erwiderte Moosdörfer, und sein wohlgenährtes Gesicht überstrahlte ein vergnügtes Lächeln. »Das einsilbige Wörtlein Sir langt vollkommen aus ... Die Yankees sind wortkurze und wortkarge Leute, weil sie gern lange Geschäfte machen. Doch sollen sie im Umgange nicht eben sehr höflich sein ... «

»Siehst Du, Vater!« fiel Rahel ein und setzte abermals eine höchst bedenkliche Miene auf. »Und da soll man sich nicht ängstigen? ... Mir wär' es schon recht, wenn dieser unbekannte Herr Sir an unserem schlechten Hause vorüberginge.«

Tobias blickte jetzt den Bleicher sehr betrübt und niedergeschlagen an, senkte den greisen Kopf seitwärts und legte die Hände über einander.

»Lieber Herr Moosdörfer,« sprach er, »wie können Sie nur mir altem schlichten Manne so etwas zu Leide thun! ... Habe ich Sie jemals aufgezogen, wenn Sie auf der Orgel das Pedal manchmal nicht ganz regelrecht benutzen? ... Als armer pensionirter Schulhalter auf dem Dorfe kann ich nicht Alles wissen ...«

»Mein Gott, was hab' ich denn verbrochen?« entgegnete Moosdörfer, von der betrübten Miene und dem klagenden Tone des gutmüthigen alten Mannes jetzt ebenfalls betroffen. »Ich soll Ihnen etwas zu Leide thun? ... Wo denn? ... Wie denn? ...«

Tobias ward von dem Einwurfe des Bleichers nicht berührt.

»Groß und mächtig mag so ein Yankee sein, besonders wenn er sehr reich ist,« fuhr er fort – denn vor Gold und Edelsteinen hat sich die schwache Menschheit immer gebeugt – aber Sire werden in der alten Welt doch blos regierende Kaiser und Könige angeredet! ... Einem amerikanischen Yankee gegenüber würde mir dies majestätische Wort, obwohl es einsilbig gesprochen wird, doch auf der Zunge ersterben ...«

Auch Moosdörfer war kein Gelehrter; sein Verkehr mit vielen Menschen aber, mit Grafen und Fürsten, und seine mehrmaligen Reisen in die österreichische Kaiserstadt hatten ihm doch einigen Weltschliff beigebracht, ohne

ihn zu einem wirklich vornehmen Manne zu machen. Dabei eignete er sich auch manches Fremdwort und manchen Ausdruck an, der ihm das Ansehen eines Mannes gab, welcher einige Jahre hindurch die gelehrte Schule besucht haben konnte, was freilich bei dem Bleicher nicht der Fall war . . . Die Bedenken des guten Schulhalters zu beseitigen, fiel ihm daher nicht schwer, und die Erklärung der Bedeutung des Wortes Sir machte ihm auch keine große Mühe. Tobias Helfer war eben so schnell wieder beruhigt, als er sich verletzt gefühlt hatte. Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und rief mehrmals, mit sich selbst und seinem Wissen im höchsten Grade unzufrieden:

»Dummdussel! Dummdussel! . . . Mutter, halt' mir einen Spiegel vor, damit ich sehe, wie ein pensionirter deutscher Schulhalter, der über dreißig Jahre Kinder unterrichtet hat, aussieht, wenn er nicht zwischen Sir und Sire zu unterscheiden weiß! . . . Freund Moosdörfer, glauben Sie mir, das größte Unglück auf der Welt ist die Unwissenheit, denn sie macht uns Alle zu Slaven! . . . Herr du meine Zeit, was für ein Unglück hätte ich noch anstiften können in meinem Alter, wenn der gnädige Herr Graf in seiner unergründlichen Weisheit mich nicht in den Ruhestand versetzt hätte! . . . Dummdussel! . . . Dummdussel! . . . Tobias Dummdussel sollte ich heißen! . . .«

Es verging einige Zeit, ehe der alte Mann sich ganz beruhigte, was zum Theil mit darin seinen Grund hatte, daß Helfer sich vor Schmalbacher schämte, vor dem er

sich, ohne zu ahnen, eine so fatale Blöße gegeben hatte . . . Rahel begriff den Schmerz ihres Mannes über den gemachten Fehler nicht, den sie für äußerst geringfügig hielt. Ihre Gedanken weilten bei ihren Kindern in Amerika, und während Tobias sich selbst noch immer ausschalt, betheuerte sie Moosdörfer wie Schmalbacher mit Lebhaftigkeit, daß es ihr ganz gleichgiltig sei, wie der Yankee sich tituliren lassen wolle, und daß sie ihn gern Majestät oder ihretwegen auch Großsultan nennen werde, wenn er ihr nur gute Nachrichten und recht ausführliche Briefe von ihren Söhnen mitbringe. –

Während dessen näherte sich wieder Schellengeläut. Joseph Thomas hielt mit dem Schlitten vor dem Hause des Schulhalters, um seine Begleiter abzuholen. Tobias war über seine ›Dummdusselei‹, wie er seine Unkenntniß fortdauernd nannte, beruhigt, nachdem Schmalbacher auf das bestimmteste versichert hatte, daß er vom Englischen nicht mehr verstehe als der Unwissendste seiner Packer, und Moosdörfer ihm gelobte, nie mehr Fremdwörter zu gebrauchen, wo es nicht nöthig sei, damit es nicht den Anschein gewinne, als wolle er einen erprobten Freund damit vexiren.

»Unmittelbar nach meiner Rückkehr in die Heimath schreibe ich,« sagte Schmalbacher. »Wollen Sie ein paar Zeilen an unsern Agenten beilegen, so übernimmt Freund Moosdörfer gern die Besorgung an mich.«

»Soll geschehen, soll gewiß geschehen!« versetzte der Organist, »und Andrea, das Glückskind, soll sich bedanken für das ausgesucht schöne Geschenk, mit dem sie

nächsten Sonntag in der Kirche paradiren soll, und käme der Herr Pastor auch dreimal aus dem Texte! . . . «

Rahel nickte ihrem Gatten Beifall zu, denn sie fand das Geschenk des Herrn Rauerz, den sie nur ein einziges Mal flüchtig gesehen hatte, als er mit Anton Wacker ein Viertelstündchen in ihrem Hause verweilte, gar zu prächtig, um es lange vor den Bewohnern Hohen-Rothsteins geheim zu halten.

»Von mir bedanken Sie sich auch, Herr Schmalbacher,« sprach sie und schüttelte dem Freunde und Compagnon Moosdörfer's herzlich die Hand. »Und wenn er wieder zurückkommt aus der Fremde, und der Weg führt ihn in unsere Nähe, will ich ihm mündlich sagen, was ich schriftlich nicht von mir geben kann; denn ist mein alter guter Tobias ein Dummdussel, was er ja besser wissen muß als ich, so bin ich ganz bestimmt eine Löffelgans, ja, ja, Herr Schmalbacher, wenn Sie mich auch hundertmal auslachen, eine ganz richtige Löffelgans! Ehrliche Leute aber bleiben wir doch, ich und mein Alter, und mit Willen gekränkt haben wir im Leben noch Niemand, nicht Freund, nicht Feind! . . . «

Es hätte einer solchen Versicherung nicht bedurft, denn die Ehrlichkeit sah Frau Rahel und ihrem Manne aus den Augen. Die gute Alte mußte aber ihr Herz erleichtern, sonst hätte sie sich den ganzen Tag verdorben und wahrscheinlich des Nachts kein Auge zuthun können.

»Tausend Grüße an Andrea!« rief sie noch einmal Schmalbacher und Moosdörfer zu, als Beide schon im

Schlitten saßen und die Wallachen vor Ungeduld oder der scharfen Kälte wegen, denn der Wind hatte sich erhoben, den knirschenden Schnee zu stampfen begannen. »Sonnabend spätestens erwarten wir sie. Dann soll sich das Kind aber wundern! ... Und Frau Wacker lasse ich meinen Respect vermelden und mich schönstens bedanken für die Mandel Eier und das Rothkehlchen! ... Gestern hat es zum ersten Male prächtig gesungen, als ihm die Mittagssonne auf den Schwanz schien. – Nun Adieu, Adieu! ... Werfen Sie nicht um, Herr Förster, wenn Sie den schräglaufenden Hohlweg zur Einöd' hinauffahren! ... Er ist gewiß stark verweht.«

»Soll Alles bestellt werden, Frau Schulhalterin!« versetzte Schmalbacher. Moosdörfer lüftete seine Fuchsmütze und sprach: »*A revoir*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt.« Der Förster schnalzte mit der Zunge und pfeifend flog der Schlitten die Straße hinunter, daß eine Wolke feinen Schneestaubes ihn fast verhüllte.

»Höfliche Leute!« sprach Rahel, mit Tobias in ihr warmes Zimmer zurückkehrend. »Frau Schulhalterin nannte mich der reiche Glashändler! ... Wo und wann hat man dergleichen je gehört! ... Da sieht man, was es auf sich hat, die Welt zu kennen und mit Menschen aus allerlei Volk zu verkehren bis in die amerikanische Wildniß hinein, die von lauter Menschenfressern bewohnt ist! ...«

Tobias schüttelte bedenklich sein greises Haupt und murmelte noch einmal recht verdrießlich:

»Muß mir altem Knasterbart so 'was passiren! ... Dummdussel! Dummdussel! ...«

4. IN DER EINÖD’.

»Erzähle mir das ausführlich, mein Kind,« sprach Anton’s Mutter zu Andrea, mit welcher sie fleißig nährend am Fenster des Cabinets saß von dem man die ganze Einöd’ und die jetzt beschneiten Gipfel der Riesensteine auf der Heidenlehne übersehen konnte. Im großen Nebenge-mache, wo sich das Gesinde des Schulzen aufhielt, wenn es nicht außer dem Hause beschäftigt war, schnitt Niklas Wacker in eigener Person breite und lange Buchenspäne in schmale Streifen, wobei der älteste Knecht ihm half. Diese Späne bildeten zur Zeit unserer Erzählung noch in den meisten Bauernhöfen das Beleuchtungsmaterial in den Gesindestuben. Es genügte auch vollkommen, denn da höchstens gesponnen wurde, so bedurfte der weite Raum keiner glänzenden Beleuchtung.

»Ihr müßt es aber Niemand weiter mittheilen, damit kein Gerede daraus entsteht!« sagte Andrea.

»Das thue ich schon dem jungen Herrn nicht zu Leide, der so treu zu unserem Sohne hält.«

»In Venedig machte der junge Herr Baron die Bekann-t-schaft,« fuhr Andrea fort. »Es sind vornehme Russen und sehr reich . . . Der Jüngere, ein Fürst, soll die schöne Comtesse von Allgramm sehr ausgezeichnet haben, und wie diese liebenswürdig kecke Dame nun einmal ist, lud sie beide Herren zum Besuche ein nach Bork . . . Im näch-ten Frühjahre – so gegen Ende Mai oder Anfang Juni – wollen sie kommen, und dann hat Horatio ihnen verspro-chen, sie dem Grafen vorzustellen . . . «

»Hast Du's mit eigenen Ohren gehört?«

»Gewiß und wahrhaftig! . . . Am Abend vor dem Tage, wo das Unglück auf Rothstein geschah . . . «

»Das wird nun freilich nicht möglich sein,« meinte die Frau des Schulzen. »Der Herr Graf erholt sich schwerlich wieder so weit, daß er mit wildfremden Menschen ein vernünftiges Gespräch führen kann, wenigstens bestreitet es Clemens, der ihn ja täglich sieht. Und was sollen auch fremde Herren mit einem Halbtollen sprechen? . . . «

Andrea zuckte die Achseln und blickte die Mutter Anton's mit ihren schönen großen Augen eigenthümlich verschlagen an.

»Ich weiß nicht,« versetzte sie, »vielleicht von Rußland! . . . Der Graf hat ja eine Zeit lang dort gelebt und Moskau mit in Asche sinken sehen! . . . Clemens behauptet, er habe damals recht gut Russisch verstanden, und der muß es doch wissen . . . Er weiß auch sonst noch Manches von dem Grafen und eine andere Person ebenfalls . . . «

»Du meinst, Barbara?«

Andrea bejahte.

»Ich plaudere nicht, Du hast mein Wort,« setzte die Frau des Schulzen hinzu. »Der Graf hat sich der Alten in jener Nacht selbst verrathen? . . . «

»Barbara hat mit mir über die Vorgänge auf Rothstein in jener Nacht, von welcher sich die schwere Krankheit des Grafen herschreibt, kein Wort gesprochen,« fuhr Andrea fort. »Früher mittheilsam, ward sie von jener Zeit

an schweigsam gegen mich wie gegen Alle; nur mit dem Schäfer hat sie jedenfalls gesprochen, denn sie verkehrten oft mit einander . . . Mir wäre das gleichgiltig, denn möchte ich auch gern erfahren, was für Heimlichkeiten sie unter einander haben, so macht es mich doch nicht unglücklich, daß Beide hartnäckig verschwiegen bleiben. Ueber einen einzigen Punkt aber wünschte ich wohl Aufschluß zu erhalten, weil dieser mir der wichtigste von allen ist.«

»Und diesen mußt Du für Dich allein behalten, kleine Geheimnißvolle? . . . «

»Mich dünkt, es ist jetzt nicht mehr nöthig, denn bereits hörte ich davon munkeln . . . «

»Nun also! . . . Niklas soll's nur mit Deiner Bewilligung erfahren! . . . «

»Meinetwegen darf der Schulze es noch heute wissen . . . Das Lachen im Schlosse hat aufgehört und das Gehen des Nachts ebenfalls! . . . Genau seit der Nacht, in welcher den Grafen der Schlag traf! . . . Dafür soll jetzt der geistesschwache Graf manchmal nachtwandeln und aussehen wie ein dem Grabe entstiegenes Gespenst! . . . Diese Neuigkeiten hat erst kürzlich der Kammerdiener des Grafen dem geckenhaften Leibdiener des Barons erzählt, und Baron von Alteneck wird wohl ebenfalls darum wissen . . . «

»Mutter, hast Du 'was vorzusetzen?« fragte Niklas im Nebenzimmer, den Schnitzer in einen Lederriemen unter der großen Tischplatte von Lindenholz steckend, dessen er sich bisher zum Schneiden oder vielmehr Reißen der

Späne bedient hatte. »Ein Rennschlitten, mit zwei Rothfüchsen bespannt, jagt über die Einöd' gerade auf den Hof zu ... Der bringt uns Gäste! ... Am Ende ist der gelehrte Herr Sohn mit darunter ...«

Auf einen Wink des Schulzen raffte der Knecht die Spähne zusammen und warf sie zum raschen Austrocknen auf die Ofenplatte. Der Schlitten kam schnell näher, lenkte in den Thorweg des Hofes und fuhr im Schritt um den Teich bis an den offenen Schuppen, unter welchem Niklas Wacker alle Geräthschaften aufbewahrte, die einem tüchtigen Landmanne fast täglich unentbehrlich sind. Der Schulze erkannte nur den Bleicher und den alten Schäfer von der Heidenlehne, der in seinem Schafpelze mit dem buntledernen Besatz die Pritsche des Schlittens eingenommen hatte ...

Frau Wacker war schon in die Küche geeilt, die Vorkehrungen zu anständiger Bewirthung der Fremden zu treffen. Eine Magd rief auch Andrea gleich darauf ab, damit das verständige junge Mädchen durch ihre Kenntnisse in der Kochkunst der in diesem Fache wenig erfahrenen Hausfrau mit Rath und That an die Hand gehe.

Niklas Wacker befahl dem Knechte, sich der beiden Rothfüchse anzunehmen, und ging den Fremden über den Hof entgegen.

»Geschäfte, mein werther Herr Schulze, und gute Nachrichten, wie ich hoffe, führen uns in die Einöd',« sagte Moosdörfer, dem freundlichen Landmanne in's Haus folgend. »Der Sohn hat geschrieben! ... Amüsirt sich in London und hat gewiß schon alle Brücken und Kirchen

und Paläste in die schönsten Verse gebracht . . . Ein Vocativus, ein böser Vocativus der Herr Sohn, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt! . . .«

Schmalbacher und der Förster, welche Moosdörfer schon beim Verlassen des Schlittens genannt hatte, waren zugleich mit dem Schäfer eingetreten, der ihnen unterwegs begegnete und auf Moosdörfer's Aufforderung, sie in die Einöd' zu begleiten, da ein Brief aus England für ihn angekommen sei, nicht ablehnte. Clemens verwunderte diese Mittheilung nicht, denn er schien sie erwartet zu haben. Dagegen verrieth die lebhafteste Frage des Alten: wer an ihn geschrieben habe? dem Bleicher, daß er einem Briefe erwartungsvoll entgegen sehe.

Moosdörfer war bei guter Laune, da sein Geschäft in Alteneck, um das ihn bangte, sich so glatt abgewickelt hatte. Er drohte ihm lächelnd mit dem Finger und sagte, ohne die Frage zu beantworten:

»Clemens, Clemens, Ihr seid ein böser Schalk! . . . Das Schafskleid ist ein Gewand, das Euch nicht auf den Leib zugeschnitten scheint! Euch kann es noch einmal recht trübselig ergehen!«

Der Schäfer ging auf den Scherz ein, und man neckte sich, bis der Schlitten die Einöd' erreichte. Im Hofe des Schulzen wiederholte Clemens seine Frage.

»Müßt Euch an einen Höheren wenden, an den Chef unserer Compagnie,« sagte Moosdörfer, »denn nur dieser kann Euch Antwort geben. Weil Ihr aber eine so lebhafteste Correspondenz mit England zu unterhalten scheint, möcht' ich Euch zuvor noch eine Nuß zu knacken geben

... Geduld, Freund Schmalbacher! ... Ich will diesem Samuel auf den Zahn fühlen ... Nachher kann er seine Geheimnisse mit Joseph Thomas austauschen, wobei ich nur fürchte, daß sie Beide durchsichtig wie eine Laterne werden können, in welcher ein helles Wachslicht brennt ... Von wem, Weiser aus der Feengruft, ist das Schreiben, das Ihr erwartet? Von Anton Wacker oder Georg Rauerz? ... *Hic Rhodus est, hic salta*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt! ... «

Der Schäfer lächelte verschmitzt, indem er antwortete:
»Herr Rauerz sollte geschrieben haben, weil es ihm eigentlich zukäme und ich gerade Auskunft oder Belehrung von ihm begehre, da ich ihm aber ein fremder Mann bin und erst durch den gelehrten Sohn des Schulzen mit ihm bekannt wurde, ist es wahrscheinlicher, daß mir Herr Rauerz durch Herrn Anton Wacker Antwort geben läßt ... «

»Ihr seid reif für das Fegefeuer,« versetzte Moosdörfer gutmüthig lachend. »Geben Sie ihm den Brief, Schmalbacher, damit seine Neugierde befriedigt wird.«

Clemens erhielt den Brief und setzte sich an dasselbe Fenster, wo zuvor Frau Wacker mit Andrea gearbeitet hatte. Während der Schäfer las, schwirrte die Unterhaltung zwischen den Uebrigen munter hin und her. Bald kam noch die Hausfrau und die anmuthige Tochter des Schulhalters hinzu, welche Moosdörfer ebenfalls durch seine Anspielungen erst neugierig, dann in hohem Grade

verlegen machte, bis Schmalbacher ihr die Wahrheit sagte. Andrea erröthete, blieb aber sehr gemessen und sagte mit feinem Lächeln:

»Wenn Herr Rauerz jede Gefälligkeit so freigebig belohnt, wird man ihn eines Tages für einen Verschwender erklären müssen . . . «

»Ach ja, freilich, traurig ist die Geschichte!« sprach Lotto-Clemens, der, in die Lectüre des Briefes vertieft, die Unterhaltung der Uebrigen nicht beachtet hatte. »Also warten soll ich? . . . Man wird zuletzt des Wartens überdrüssig! . . . «

Moosdörfer fielen die ersten Worte des Schäfers auf.

»Was ist traurig?« sprach er. »Ihr habt keine guten Nachrichten erhalten?«

»Unser Sohn ist krank!« rief geängstigt die Mutter Anton's.

»Oder Herr Rauerz verunglückt!« fiel Schmalbacher ein.

Moosdörfer war aufgestanden und zu Clemens gegangen. – Vor diesem auf der Fensterbank lagen zwei beschriebene Blätter.

»Gott Lob! die jungen Herren leben Beide und sind auch Beide gesund,« erwiderte der Schäfer; »es steht Alles im Briefe, der gar keine Geheimnisse enthält und den Sie gern laut vorlesen können.«

Er reichte das eine Blatt dem Bleicher, der es auch nicht ablehnte. Ehe derselbe jedoch einen Blick in den Brief warf, zeigte er auf das andere Papier, indem seine gesunde Gesichtsfarbe in fahle Blässe sich verwandelte.

»Clemens,« sprach er, »ist das da Euer Eigenthum?«

Der Schäfer konnte sich diese ihm ganz unerwartet kommende Frage nicht erklären; das Aussehen des Bleichers aber, der immer blässer ward und dem jetzt auch die Hand zu zittern begann, erschreckte ihn doch. Mit etwas unsicherer Stimme gab er als Antwort die Frage zurück:

»Haben Sie ein Interesse daran, Herr Moosdörfer? ... Ich möchte das in Abrede stellen ... «

»Ihr seid verloren, Clemens, wenn dies Papier in Euren Händen gefunden wird,« sprach mit Nachdruck der wohlwollende Bleicher. »Man beobachtet Euch, man kennt Alles, was Ihr thut! ... Denkt an Caspar Spät und sein Schicksal!«

Nun ward auch Niklas Wacker, dessen Frau und Andrea Helfer aufmerksam, während Schmalbacher und der Förster einander ganz verwirrt ansahen.

»Spät?« sprachen der Schulze und dessen Frau zugleich, und in demselben Moment rief Andrea:

»Um Gott, ein Stück von den gefundenen Papieren! ... Hätte ich sie doch nie entdeckt, nie berührt! ... «

Die Blicke Moosdörfer's wurden durch diesen Ausruf des jungen Mädchens, der ganz allein dem Schäfer verständlich war, auf Andrea gelenkt. Seine Augen ruhten vorwurfsvoll auf der Zitternden, nicht weil er sie für schuldig hielt, sondern weil sich auch für Andrea, die er wie ein Vater liebte, die Zukunft in düsterer Färbung

zeigte. Die Unterredung mit dem Amtsschreiber Ehrenschild und dessen Andeutung nahmen in so schreckenerregender Weise Form und Gestalt an, daß Moosdörfer für Jeden zitterte, welcher in die Zauberkreise trat, die der scharfsinnig combinirende Jurist seit vorigem Herbst um alle Personen, die auf Alteneck verkehrten oder früher mit dem Baron in Verbindung standen, in geheimnißvoller Stille gezogen hatte.

»Hier müssen schwere Irrungen obwalten,« sprach Clemens, der sich schnell wieder faßte und, wenn er auch weder Moosdörfers Angst noch Mahnung verstand, doch begriff, daß noch andere Personen als er, der Schulhalter Helfer und dessen Tochter Kenntniß von der höchst wahrscheinlichen Wichtigkeit der von Eudoxia herrührenden Briefe haben müßten. »Wäre es nicht zweckmäßiger, Herr Moosdörfer, wir sprächen uns unter vier Augen offen gegen einander aus? . . . Nehmen Sie das Blatt an sich – ich kann es augenblicklich entbehren – und wenn Sie erfahren haben, wie es in meine Hände gekommen ist, halten Sie mich hoffentlich wieder für einen ehrlichen Mann, den eine Criminaluntersuchung schwerlich in eine so schlimme Lage bringen würde, wie den braven Caspar Spät.«

Moosdörfer kam der Aufforderung des Schäfers nach. Er steckte den Brief zu sich, welchen Clemens eben gelesen hatte, und griff mit einer gewissen Scheu nach dem beschriebenen Blatte, dessen unverständliche Hieroglyphenschrift ihm kalte Schweißtropfen entpreßte.

»Können Sie uns ein Zimmer anweisen, Herr Schulze? ...« wandte er sich dann an Niklas Wacker. »Es liegt hier Etwas vor, das mich beinahe eben so tief bekümmert, wie jenes schwere Familienunglück, von dem mein Haus vor langen Jahren so unverschuldet heimgesucht wurde ...«

Andrea lag weinend in den Armen der Hausfrau. Der Schulze öffnete die Thür zu einem Ausbau, in welchem seine Aeltern die letzten Tage ihres Lebens zugebracht hatten.

»Treten Sie ein, Herr Moosdörfer,« sprach er, »ich werde Sorge tragen, daß Ihre Unterhaltung mit Clemens durch Niemand gestört wird.«

Der Bleicher verschwand in der geöffneten Thür, Clemens folgte ihm unaufgefordert.

»Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,« sagte Schmalbacher. »Ich habe nur einmal im Leben meinen langjährigen Geschäftsfreund in einer noch aufgeregteren Gemüthsstimmung gesehen. Und das um eines Briefes und um eines Stück Papierees willen, das ich schwerlich aufhobe, wenn ich es irgendwo fände!«

Der Schulze schüttelte den Kopf und schloß die Thür hinter Clemens und dem Bleicher ab.

5. DIE ERZÄHLUNG DES SCHÄFERS.

Erschöpft, als kehre er von einer anstrengenden Fußtour zurück, sank Moosdörfer in den mit meergrünem Sammet überzogenen alten Großvaterstuhl, welcher dem

Vater Wacker's als Sterbelager gedient hatte. Hier empfang, zu Füßen des Sterbenden knieend, der tief erschütterte Niklas den Segen des rechtschaffenen Greises. Aus Pietät hatte der Sohn seit jenem Tage in dem nicht großen Gemache Alles so gelassen, wie es in der Todesstunde des abgeschiedenen Vaters gewesen war. Auf dem Tische zu Seiten des alten, bequemen Lehnstuhles lag noch die Bibel aufgeschlagen, aus welcher Niklas dem Scheidenden vorlesen mußte, daneben das feine weiße Linnentuch, mit dem er ihm den Todesschweiß abtrocknete . . . Die Schwarzwälder Uhr an der Wand, gegenüber dem Lehnstuhle, war abgelaufen und von Niklas nicht wieder aufgezogen worden. Selbst die vertrockneten Reste der halb aufgebrochenen Rose, welche dem Vater des Schulzen in der Sterbestunde entfallen war, hatte Niklas zum ewigen Andenken für sich und die Seinigen unberührt auf der Diele liegen lassen . . . Das Zimmer, ungeheizt, und weil man es lange nicht gelüftet hatte, dumpf, war ungemüthlich kalt, aber weder Moosdörfer noch Clemens fühlten in ihrer beiderseitigen Aufregung den Unterschied der Temperatur zwischen dem durchwärmten Cabinet und dem eisigen Raume mit den dick zugefrorenen Fenstern.

»Das ist ein geweihter Ort, Herr Moosdörfer,« sprach der greise Schäfer. »Niklas Wacker hat uns wohl absichtlich da hinein verwiesen, weil er meint, der allwissende Gott sei uns hier näher als anderwärts. Ich habe den seligen Salomo Wacker viele Jahre gekannt und darf ihm

nachrühmen, daß er ein ehrenwerther Mann war, der immer nur das Rechte wollte und that, wenn es in seiner Macht stand ... Bei dem Andenken dieses Seligen gelobe ich Ihnen, nur die Wahrheit zu sagen, wenn mich auch Umstände veranlassen, sie Ihnen heute noch nicht ganz zu offenbaren! ... Denken Sie wie ich, so werden wir uns gewiß bald verständigen und Sie werden an meiner Redlichkeit so wenig zweifeln, wie ich an Ihrer guten Absicht.«

Er setzte sich dem Bleicher gegenüber auf einen niedrigen Schemel ohne Lehne, stützte beide Arme auf seine Kniee und ließ den weiß behaarten Kopf in seine schwierigen Hände sinken.

»Da sitze ich vor Ihnen als ein Verdächtiger,« fuhr er fort. »Klagen Sie mich jetzt an, wessen Sie mich für schuldig halten, und bei dem seligen Geiste des Mannes, dessen Seele der Tod von hier gen Himmel trug, um sie der Hand seines Schöpfers wieder zu geben, schwöre ich Ihnen zu: ich werde antworten, wie es einem wahrheitsliebenden Christen ziemt.«

Moosdörfer entfaltete den Brief Anton's an den Schäfer.

»Ich darf wissen, was hier geschrieben steht?« fragte er.

»Sie sollen und müssen es jetzt wissen, damit ich gerechtfertigt von Ihnen gehen kann.«

»Alles?«

»Von Wort zu Wort!«

Der Bleicher las:

»Lieber alter Freund und Rathgeber!

Im Auftrage meines in fast allen neuen Sprachen sehr bewanderten Reisegefährten, welcher durch viele Geschäfte abgehalten wird, selbst an Dich zu schreiben, soll ich Dir mittheilen, daß er in jeder freien Stunde sich mit Enträthselung der Brieffragmente beschäftigt, die ich am Tage vor unserer Abreise von Dir erhielt, damit Rauerz sie Dir ›in Dein geliebtes Deutsch übertrage«. Was die vergilbten, halb zerrissenen und überhaupt sehr übel zugerichteten Blätter enthalten mögen, kann mir persönlich sehr gleichgiltig sein, denn mich gehen sie gewiß nichts an; viel Gutes aber kann nicht darin stehen. So oft Rauerz, den ich bereits sehr lieb gewonnen habe, einige Zeit darin liest, wird er still und niedergeschlagen, und frage ich ihn dann, was ihn so sehr verstimmt, so erhalte ich gewöhnlich zur Antwort: ›Ach, die Geschichte, die ich dem alten Schäfer deuten helfen soll! ...‹ Du wirst mir verzeihen, wenn mich die Neugierde plagte und ich meinem neuen Freunde mit torquirenden Fragen scharf zu Leibe ging. Beruhige Dich indeß, Alter, denn ich habe nichts erfahren ... Mein melancholisch ernster Georg ist ein tapferer Ritter, der Farbe gehalten hat! ... Er läßt Dir sagen: Einen Zusammenhang in die Geschichte vermöge er nicht zu bringen wegen der vielen Lücken in den Briefen, eine wörtlich treue Uebersetzung davon wolle er aber niederschreiben so weit es ihm gelinge, die sehr unleserliche Handschrift zu entziffern ... Passirt müsse die Sache schon vor langer Zeit – er glaube während des großen russischen Krieges – sein, wenigstens wäre oft von hohen

Offizieren darin die Rede. Wie Du in deren Besitz gekommen, wünscht Rauerz zu erfahren. Mir scheint, als kenne er Namen oder Oertlichkeiten, die wohl darin genannt sein mögen, denn er ist ja selbst in Rußland geboren und erzogen ... Mache Dich also gefaßt, daß er nach unserer Rückkehr von unserer profanen Missionsreise in Dich dringen wird, um Dich zum Sprechen zu bewegen! ... Zwei der entzifferten Blätter, die für meine nur an antike Schriftzüge gewöhnten Augen keinen Reiz haben, schließe ich diesen Zeilen bei. Rauerz meinte, sie enthielten den Anfang des Unglücks, seien aber nicht der Anfang der Geschichte, die jedenfalls heiterer begonnen haben müsse ... Verbirg Deinen Schatz abermals in Deine unterirdischen Gemächer, wo Zwerge hausen und unheimliche Töne von sich geben, grüße Väterlein mein und Mütterlein zart, und zupfe Deinen Höhlencerberus Flink an seinen langen Hängeohren!

Anton Wacker, Studirmachergeselle.«

»Mich dünkt, es steht nichts Unrechtes in dem Schreiben,« sprach Clemens, welcher den Bleicher während des Lesens unverwandt mit seinen durchdringenden Augen angesehen hatte.

»Gewiß nicht,« versetzte Moosdörfer, wie aber kommt Ihr zu diesen Unglückspapieren?«

»Haben Sie dabei ein persönliches Interesse?«

»Ich frage Euretwegen, Clemens, nicht meinetwegen ... Es knüpft sich ein Verbrechen daran!«

»Das wissen Sie, Herr Moosdörfer? ... «

»Ihr gebt es also zu? ... «

»Weil ich Zeuge des Schrecklichen war! ...«

»Und Ihr schwiegt? Ihr konntet schweigen? Clemens, ich hätte Euch doch mehr Edelmuth zugetraut! ... Euer unzeitiges Schweigen konnte Blutschuld auf Euer Haupt laden! ...«

»Darin irren Sie sich wieder, Herr Moosdörfer,« versetzte der Schäfer, »was Sie freilich nicht eher zugeben werden, bis ich Ihnen den Irrthum nachgewiesen habe ... Ich will's versuchen, denn ich bin es Ihnen wie mir schuldig und will ja gerechtfertigt von Ihnen gehen ... Unglück kann, wenn Sie nur schweigen wollen – und das traue ich Ihnen zu – durch mein Sprechen nicht mehr angerichtet werden, und darum will ich Ihnen jetzt die Entstehungsgeschichte der Briefe, dessen wahren Inhalt ich heute noch nicht kenne, in der Kürze erzählen ...«

Moosdörfer lehnte sich mit gekreuzten Armen in den alten Polsterstuhl zurück, und der Schäfer begann:

»Als der große Soldatenkaiser Napoleon die Schlacht bei Austerlitz gewann, diente ich schon einige Jahre in der Armee und hatte mancherlei Trübes mit erlebt. Ich war damals ein stattlicher Kerl, und wenn ich auch aus meinen Schuljahren nicht viel mitgebracht hatte – wir Kinder armer Leute konnten immer nur des Winters die Schule besuchen, weil wir im Sommer das Brod durch Hüten des Viehes fremder Leute mit verdienen helfen mußten – so fehlte es mir doch nicht an natürlichem Verstande. Ich faßte leicht, war anstellig und hatte auch Lust zum Lernen. Dadurch machte ich mich bald beliebt bei meinen Vorgesetzten, die mir zugethan waren und

mich gut behandelten. Ich avancirte vom Gemeinen zum Gefreiten und erhielt dadurch mancherlei Freiheiten, so daß mich der Hauptmann unserer Compagnie zu seinem Leibdiener ernannte.

»Ohne die ewigen Märsche, die zwar viel Spaßiges, aber auch mancherlei recht Unangenehmes hatten, wäre ich mit meinem damaligen Schicksale ganz zufrieden gewesen. Es ging mir weit besser, als in der Jugend; ich hungerte nicht, ich fror nicht und hatte überhaupt für gar nichts zu sorgen . . . Was ich brauchte, ward mir geliefert, ohne daß ich auch nur ein Wort deshalb verlieren durfte.

»Das ging so bis zum Jahre 1809. Da ward ich einem andern Regimente zugetheilt, bei welchem Graf Achim von Rothstein damals als Rittmeister stand . . . Der Graf war mein Herr und ich sein Unterthan. Wäre ich nicht Soldat gewesen, so hätte ich auf seiner Herrschaft die meiste Zeit für ihn arbeiten müssen, wäre überhaupt ganz von ihm abhängig gewesen nach den zu Recht bestehenden Gesetzen.

»Eine Zeit lang beobachtete mich mein Grundherr nur von Weitem und zog in der Stille Erkundigungen über mich ein, denn meine Figur mochte ihm in die Augen stechen. Später sprach er oft, immer freundlich, ja sogar vertraulich mit mir, und was ich gleich vermuthete, das geschah.

Er erhob bei dem Regimentschef Anspruch auf mich als seinen Gutsunterthan, und verlangte, daß ich ihn fortan als Diener begleite! . . . Ich mußte Ordre pariren und trat

also in die Dienste meines mir von Gott zugewiesenen Herrn.

»Graf Achim von Rothstein war ein schöner Mann und, wenn er wollte, bestechend liebenswürdig, sein Herz jedoch taugte nichts! In Hohen-Rothstein war er von jeher nicht sowohl seiner Strenge, als seiner Launenhaftigkeit wegen unbeliebt gewesen, weshalb denn seine Unterthanen im Stillen frohlockten, als der Herr in den Krieg zog und die Verwaltung der Herrschaft Fremden überlassen ward, die auch nicht zu den redlichsten Leuten gehörten.

»Mich behandelte der Graf sehr mild, ich möchte sagen, leutselig ... Warum, weiß ich nicht. Vielleicht gefiel ihm mein offenes Wesen, mein fröhlicher Sinn und mein Hang, die glückliche Stunde zu genießen ... Ich kann mich nicht erinnern, daß er mich je ernstlich in der ersten Zeit unseres Beisammenseins gescholten hätte ... Erst später, als er ausschweifend zu leben begann und gar nicht mehr auf die Stimme des Gewissens hörte, mußte ich bisweilen harte Worte von ihm vernehmen, wenn ich mich mit Entschiedenheit weigerte, mich von ihm als Spion oder Aufpasser benutzen zu lassen ... Zwingen konnte er mich zu derartigen Diensten nicht, seit ich ihm rund heraus erklärt hatte, es seien das Schleichtigkeiten, die an Jedem bestraft würden, wenn sie zur Anzeige kämen.

»Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland zum Ausbruch kam, begleitete ich meinen Herrn, welcher inzwischen Oberst geworden war, in jenes uns Allen unbekanntes Land. Der Graf überschritt die Grenzen desselben jedoch nicht unvorbereitet. Aus Liebhaberei oder

Eitelkeit hatte er mit Eifer Russisch gelernt, so daß er durch seine Kenntnisse der Armee wichtige Dienste leisten konnte ... Wo es sich um einen wichtigen Auftrag handelte, da ward Graf von Rothstein gewiß mit hinzugezogen. Ich, als sein vertrauter Diener, hatte das Glück, ihm überallhin folgen zu müssen. Dabei lernte ich ebenfalls Russisch, so daß ich mich bald nothdürftig mit den Eingeborenen verständigen konnte. Mein Herr sprach es schon geläufig und übte sich auch im Schreiben. An Zeit dazu war kein Mangel, da der Graf nicht unter die eigentlichen Combattanten gehörte, sondern bald als Ordnonanz, bald in anderer Weise, so oft man einen der Landessprache kundigen und dabei gewandten, geschmeidigen, durch seine Formen sich leicht gefällig machenden Mann bedurfte, zu verwenden pflegte.

»Auf einer derartigen Expedition, deren eigentlicher Zweck mir natürlich verborgen blieb, nahmen wir auf einem glänzenden Edelsitze mit unserer ganzen Begleitung Quartier. Ich war verwundert über den Reichthum, Glanz und fremdartigen Luxus, den ich in diesem Schlosse eines russischen Großen fand, und den mein Herr ›orientalisch‹ nannte, ein Wort, das ich früher noch nicht gehört hatte. Der Graf wollte den Besitzer desselben, einen Fürsten – seinen Namen will ich nicht nennen – sprechen, um ihm gewisse Mittheilungen Seitens unseres Commandeurs zu machen; leider aber war der Fürst nicht im Schlosse ... Durch rasche Fragen, welche mein Herr an den Haushofmeister oder was der Mann vorstellen mochte, richtete, erfuhr er, daß der Eigenthümer des Schlosses mit

seinem Sohne und einem Grafen altrussischer Abkunft zur Armee abgereist sei, welche die alte Hauptstadt des Reiches gegen die langsam vordringenden Heeresmassen des französischen Kaisers vertheidigen sollte. Außer einem sehr zahlreichen Schloßgesinde waren, wie uns nicht verborgen bleiben konnte, von den Angehörigen des Fürsten nur dessen erwachsene Tochter – sie hieß Eudoxia – und ein aus zweiter Ehe entsprossener Halbbruder derselben, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, im Schlosse anwesend. Dieses Kind, noch Säugling, war der Pflege einer Amme anvertraut, während die Halbschwester des nur etwa fünf Monate alten Knaben die Stelle der Mutter vertrat . . .

»Graf von Rothstein wünschte der Prinzessin vorgestellt zu werden, um derselben seine Ehrerbietung zu bezeigen und ihr die bündigsten Versicherungen geben zu können, daß er Anstalten treffen werde, die Besitzungen des Fürsten vor jeder Belästigung durch das nachrückende Heer zu schützen . . .

»Prinzessin Eudoxia empfing meinen Herrn, und auch ich sollte die Tochter des Hauses noch an demselben Tage sehen . . . Sie war von einer überraschenden, aber ungewöhnlichen Schönheit, dunkelhaarig, blauäugig und von sehr weißer Haut . . . Ihre schlanke und dabei völlig volle Gestalt war von dem schönsten Ebenmaß, und was mich betrifft, so darf ich wohl sagen, daß ich nie zuvor eine so wunderbar liebliche Dame gesehen hatte . . . Es ist freilich möglich, daß zu meiner Bewunderung die vornehme

Geburt und der große Reichtum der Prinzessin auch etwas beitrugen, die schon als Ausländerin mir ungewöhnlich großen Respect einflößte . . .

»Anfangs sprach mein Herr französisch mit der jungen Fürstin und mochte ihr wohl allerhand Schmeicheleien sagen, denn sie ward, bis auf die Schultern herab, die sie unbedeckt trug, roth; später unterhielten sie sich abwechselnd bald französisch bald russisch. Mein Herr hörte die Prinzessin lieber in der Sprache ihres Landes sprechen, weil er fand, sie klinge unübertrefflich schön in ihrem Munde, und die Prinzessin, die wohl einsah, daß es nöthig sei, den fremden Officier, der doch immer ein Feind des Vaterlandes war, bei guter Laune zu erhalten, erfüllte den Wunsch meines Herrn . . . «

»Der Graf expedirte nun mehrere Ordonnanzen, ohne selbst das Schloß je wieder zu verlassen. Auch ich mußte bleiben, und ich blieb gern, da ich sehr bald die Entdeckung machte, daß ich der schönen Prinzessin wohl gelegentlich einmal einen wichtigen Dienst würde leisten können . . .

»Eudoxia war damals, wie ich von dem Schloßgesinde erfuhr, achtzehn Jahre alt und erklärte Braut eines Grafen, der eine hohe Charge in der russischen Armee bekleidete. Seit Ausbruch des Krieges lebten die Verlobten von einander getrennt. Der Graf schrieb selten an seine Braut, und je tiefer die Feinde in das Innere Rußlands eindringen, desto spärlicher langten Briefe von dem Abwesenden an.

»Ich habe später aus der Prinzessin eigenem Munde gehört, daß sie wahre Neigung für den Grafen, der ihr schon früh zum Gatten bestimmt gewesen, nie empfunden habe, und ich glaube, sie sprach die Wahrheit. Kummer lag nicht auf ihrem Gesicht, als ich mit meinem Herrn das Schloß betrat. Dagegen entging es mir nicht, daß sie mit jedem Tage schöner ward ... Das machte, in ihr empfängliches Mädchenherz schien der Himmel mit allen seinen Sternen und Sonnen hinein, trotz des schweren Unglückes, das über das Land gekommen war ... Die arme Prinzessin! ... Mein Herr hatte es ihr angethan mit seinem geschmeidigen Wesen, seiner Vornehmheit, seiner Unterhaltung! ... Ich war Zeuge, wie dem lieben, prächtigen Mädchen das Herz immer mehr aufging, und wie ihre ganze Seele an dem Blicke des Grafen hing, von dem sie nicht mehr lassen konnte! ...

»Mir ward bei diesem überschwenglichen Glücke der Prinzessin, das nach meinem Dafürhalten unmöglich lange andauern konnte, gar bang und weh zu Muthe ... Vor einigen Jahren hatte ich an mir selbst erfahren, wie schmerzhaft sich ein Menschenherz krümmt, das von einem andern heimlich hintergangen und verrathen wird ... Aber stand mir das Recht zu, die Prinzessin an ihre Pflicht zu erinnern? Wußte ich denn, ob es wahr sei, was die Dienenden sagten? ... Durfte ich es wagen, Eudoxia auf die dunkeln Seiten in dem Charakter meines Herrn aufmerksam zu machen? ...

»Ich schwieg, weil ich Schweigen für Pflicht hielt; meine Augen aber und meine Mienen sprachen ... Und Eudoxia hatte einen scharfen Blick! Sie las, was auf meinem traurigen Gesicht geschrieben stand, und als der Graf Ordre bekam, auf seinen Posten zurückzukehren, und er diesem Befehl Folge geben mußte, fragte sie mich: weshalb ich immer so betrübt im Schlosse herumgehe? ... Da glaubte ich meine Schuldigkeit thun zu müssen ... Ich erzählte ihr schlicht und wahr die Geschichte meiner Liebe, wie meine Verlobte mir ewige Treue geschworen habe, als ich unter die Soldaten gehen mußte, wie sie mich dann bald vergessen und den Versprechungen eines vornehmen Herrn mehr als meinem Handschlage geglaubt, und was zuletzt daraus entstanden sei ... Nun, die Prinzessin ward bei meiner Erzählung bald feuerroth bald wieder leichenblaß, die Thränen traten ihr in die wunderschönen Augen, sie drückte meine Hände und sagte: ›Ich muß! Ich muß!‹

»Da ward ich ganz still, denn, Herr Moosdörfer, wenn im Herzen eines Menschen jeder Pulsschlag ruft: Du mußt! da helfen Gründe und Vorstellungen nichts mehr ... Da muß der Mensch wirklich, und ging's kopfüber mit ihm hinunter in die Hölle! ...

»Der Graf kam wieder, mußte aber schon nach einem Tage wieder abreisen ... Es war kurz vor der Schlacht von Borodino oder Mosaik ... Das Schloß des Fürsten lag einige Meilen weiter in's Land hinein, unfern der großen Straße, welche von Moskau nach Kaluga führt ...

Ich mußte meinen Herrn begleiten . . . Er war ungewöhnlich unruhig, als er von der Prinzessin Abschied nahm, denn er wußte, daß eine große Schlacht bevorstand. ›In Moskau sehen wir uns wieder,‹ sprach er, ›dann wende ich mich an den Fürsten und fordere von ihm meine Siegesbeute!‹ Eudoxia hing schluchzend an seinem Halse und rief einmal über das andere in russischer Sprache: ›Achim, vergiß mich nicht! . . . Halte Wort! . . . Ich bin Dein, ewig Dein! . . . Ich kann nicht mehr ohne Dich leben! . . .‹

»Mein Herr riß sich los, und wir zogen in die Schlacht . . . Was nachher geschah, ist weltbekannt . . . An der Seite des Grafen sah ich Moskau in Flammen aufgehen, war ich Zeuge der Greuel, die während des furchtbaren Brandes einer der größten Städte der Welt verübt wurden . . . Von der Prinzessin erhielten wir keine Kunde; der Graf nannte in dem Greuel der Verwüstung nicht ein einziges Mal ihren Namen . . . Da, als der Brand zu Ende ging, erinnerte ich ihn an seine Braut – denn das war Eudoxia . . . Ich hatte gehört, daß er bei der letzten Umarmung zu ihr sagte: ›Auf Wiedersehen, meine Braut, bald mein Weib! Wir leben oder sterben zusammen! . . .‹

»Meine Mahnung schien den Grafen zu erschrecken; er tadelte mich aber nicht, sondern setzte sich hin und schrieb an die Prinzessin. Den Brief gab er mir mit dem Befehl, ihn seiner Verlobten persönlich einzuhändigen und ihm Antwort zurück zu bringen . . .

»Ich verließ die noch rauchenden Trümmer der Hauptstadt und erreichte glücklich das Schloß ... In tiefe Trauer gekleidet trat mir die Prinzessin entgegen; aber ihr Antlitz glänzte vor Freude und Seligkeit, als ich ihr den Brief des Grafen einhändigte ... Die Schlacht von Mosaisk hatte ihr den Vater geraubt, der Graf, ihr für sie bestimmter Bräutigam, war schwer verwundet worden, ihr Bruder spurlos verschwunden! ... Allein, ganz allein war sie den unberechenbaren Wechselln des Lebens mitten im wildesten Kriegsgetümmel preisgegeben, und der einzige Schutz, der ihr geblieben, waren ihre Diener und Dienerinnen und ihre Leibeigenen! ...

»Eudoxia aber vergaß Vater und Bruder über den Brief des Grafen, setzte sich hin, schrieb Tag und Nacht, legte noch andere, schon früher geschriebene Blätter dazu, siegelte Alles ein und übergab mir den dicken Brief mit dem Auftrage, denselben meinem Herrn zu überbringen ...

»Wenn Du wiederkommst, Clemens,« sprach sie und reichte mir beim Abschiede die Hand, »dann gehe ich mit Dir ... Der Graf weiß Alles ... In Moskau können wir nicht bleiben, und hier auf dem Lande würde der lange Winter unerträglich sein ... Das siegreiche Heer bricht nach St. Petersburg auf ... Ich schließe mich ihm an und stelle den Grafen in Petersburg meiner Familie vor ...«

»Die Prinzessin sagte das Alles so zuversichtlich, als habe sie in der Zukunft gelesen und wisse, daß es so kommen müsse ... Wie aber hatte sich die Lage der großen

Armee verändert, als ich wieder in das verwüstete Moskau zurückkam! . . . Napoleon hatte bereits den Rückzug beschlossen, da er leider zu spät zu der Einsicht gekommen war, daß ein weiteres Vordringen ebenso unmöglich sei, als das Verbleiben in einer Stadt, wo es an Wohnungen und hinreichenden Nahrungsmitteln fehlte, und von der man wiederholte Angriffe einer zahlreichen feindlichen Armee, die im Ueberflusse mit allem Nöthigen versehen war, schwerlich siegrich werde zurückschlagen können . . .

»Mein Herr war sehr verstimmt und voll Groll gegen den Kaiser, dessen Autorität im Angesichte einer Gefahr, gegen die es kein rechtes Vertheidigungsmittel gab, bereits stark zu sinken begann . . . Er trug mir auf, Alles zum Aufbruche vorzubereiten, ein Fuhrwerk, so gut es zu haben sei, zu kaufen, und mich nach kräftigen einheimischen Pferden umzusehen . . . Ich war nicht müssig; es gelang mir, einen Wagen nebst einem ziemlich kräftigen Zweigespanne aufzutreiben . . . Freilich, es war nur ein offener Wagen, aber er bot Raum für zwei bis drei Personen. Auch ließen sich Lebensmittel darin unterbringen, von denen ich aufkaufte, was ich von haltbaren Gegenständen fand. Der Graf selbst war noch gut beritten, und an Geld hatten wir Ueberfluß . . . Ohne daß ich ihn fragte, was der Kaiser beabsichtigen möge und wie nach so schweren Unglücksfällen, obwohl die Armee immer siegreich gewesen war, nun denn der Feldzug zu Ende gehen solle, erklärte mir der Graf, gleich nachdem wir Moskau verlassen hatten:

»In der nächsten Nacht schon trennen wir uns von der Armee . . . Es wird das nicht schwer fallen, denn alle Subordination hat leider aufgehört! . . . Auf dem Schlosse des Fürsten nimmt man uns mit offenen Armen auf; dort bleiben wir während des Winters – die Prinzessin muß sich in das Unabwendbare finden – und bis zum Frühlinge hat Napoleon mit Kaiser Alexander Frieden gemacht! . . . <

»In die Politik des Franzosenkaisers hatte ich keine Einsicht, daß aber mein Herr – so zu sagen – mit Sack und Pack desertiren wollte, konnte ich weder begreifen, noch wollte es mir gefallen . . . Wenn das – sagte ich mir – die Officiere, die Großen und Vornehmen thun, die in der Schlacht commandiren und in der Noth den gemeinen Soldaten durch ihre Haltung und ihr Beispiel Muth einflößen sollen, was wird dann aus der Armee, die ohnehin schon ruppig genug aussieht? . . . Aber zum Grübeln ließ uns der Feind keine Zeit, und in Bezug auf unsere eigene Sicherheit gefiel mir der Plan des Grafen. Leider kam er nicht zur Ausführung . . . In einen Schutthaufen verwandelt fanden wir das prachtvolle Schloß des Fürsten! . . . Nur ein Nebengebäude war vom Feuer verschont geblieben, und dahin hatte sich die Prinzessin mit ihrem kleinen vater- und mutterlosen Halbbruder und den wenigen Dienerinnen, die nicht die Flucht ergriffen, geflüchtet! . . . Einige Koffer und Kisten mit Kleidungsstücken, Geld und Kostbarkeiten waren gerettet worden, denn das hungernde Corps Franzosen, das hier eingefallen war, um zuerst

Lebensmittel zu requiriren, war eigentlich nicht auf Plünderung ausgegangen, sondern wollte sich nur für die weite Reise nach dem schönen Frankreich mit allem Nöthigen reichlich versehen. Beim Durchsuchen aller Räume des Schlosses von einer halbtrunkenen Soldateska war der prächtige Bau zufällig in Brand gerathen ... Das plündernde Corps hatte sich während des Brandes entfernt ...

»Dieser Zwischenfall, auf den mein Herr nicht gefaßt war, zwang ihn, ohne langes Besinnen andere Dispositionen zu treffen ... Die ganze Armee befand sich thatsächlich schon auf der Flucht, schlug sich nicht mehr mit dem sie verfolgenden Feinde, sondern setzte sich nur noch zur Wehr und strebte dabei unaufhaltsam vorwärts ... Es gab keine Ordnung, Niemand gehorchte dem Andern, Jeder sorgte blos für sich, wie er weiter käme, wie er sich rette! ... Es war kalt, sehr kalt geworden, Schnee fiel in Menge, und ein scharfer, eisigkalter Nordostwind jagte ihn in weißen Wolken über das flache, wenig bebaute, immer öder werdende Land ...

»Graf von Rothstein befand sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage ... Das Schicksal der Armee und auch das seiner landsmännischen Kameraden kümmerte ihn nicht mehr, denn es hatte bereits Jeder nur sich selbst im Auge und gab ohne Theilnahme oder Schmerz den Andern auf – aber die Prinzessin! Da hing das unglückliche und doch im Besitz des Geliebten wieder selige Weib bittend an dem Halse des fremden kriegerischen Mannes, der als Feind mit Hunderttausenden in's Land gekommen

war! ... Und er sah finster auf die Flehende herab, die ihn mit hundert süßen Schmeichelnamen nannte.

»Mein Achim! ... Mein theurer, geliebter Gatte!« Das waren die Worte, die Eudoxia immer von Neuem wiederholte, mochte mein Herr die Prinzessin auch immer finsterer und drohender dabei anblicken.

»Wir müssen uns trennen, Eudoxia!« sprach er endlich und schien einen Entschluß gefaßt zu haben. »Hier kann ich nicht bleiben, hier würde ich in die Hände Deiner Landsleute fallen, die mich unbarmherzig dahin schleppen würden, wohin alle Gefangenen dirigirt werden: nach Sibirien! ... Nach dem Frieden sehen wir uns wieder! ...«

»Eudoxia aber hörte nicht ... Sie wollte ohne den Geliebten nicht in Rußland bleiben ... Sie schwor, mit ihm leben, mit ihm sterben zu wollen ...

»Lies meine Briefe!« rief sie ihm händeringend zu. »Da steht's geschrieben, wie heiß ich Dich liebe, wie ich Dich ewig lieben muß! ... Nicht selig will ich werden, wenn ich je von Dir lasse! ... Und Du? ... Und Du? ... Achim, o wie kalt, wie eisig kalt blickst Du mich heute an! ... Achim, Achim, ich verfolge Dich todt oder lebendig bis in's Grab, wenn Du mich feige verläßt!«

»Mir zitterte das Herz, als ich die furchtbare Leidenschaft der Prinzessin erkannte und die Quelle, der sie entsprang; mehr aber noch bangte mir vor dem Grafen, dessen dämonisches Gesicht vor Aufregung sich krampfhaft verzog ... Da trat die Amme des kleinen Alexei zu der Herrin und flüsterte ihr leise in's Ohr:

»Zum Popen, mein Täubchen! . . . «

Eudoxia drückte ihre kalten Hände an beide Schläfen, erfaßte dann die Hand des Grafen, winkte mir und der Amme mit dem Kinde und sagte mit kalter Entschlossenheit:

»Kommt! . . . Er soll mich hören! . . . «

»Der Graf widerstrebte nicht . . . Ich glaube, er liebte die Prinzessin, die auch im Schmerz und Zorn wie ein Engel aussah, wirklich, und ihn quälte nur der Gedanke an die nächste Zukunft, die freilich furchtbar finster vor uns Allen lag . . . Wir traten in das Haus des Popen, dessen eine Hälfte zur Capelle eingerichtet war. Mit tiefen Verbeugungen empfing uns der alte, wie es mir schien, geistig schon stumpf gewordene Mann, den die kriegerischen Ereignisse und insbesondere der Brand der Hauptstadt tief erschüttert haben mochten, und fragte:

»Was befehlst Du, Herrin?«

»Die Prinzessin sprach nur wenige Worte, aber in festem, befehlendem Tone, mit dem bärtigen Geistlichen, und dieser bejahte, sich abermals tief vor Eudoxia verneigend, indem er hinzusetzte:

»Du willst es, Herrin! . . . «

»Zwei Dienerinnen, die uns ebenfalls gefolgt waren, entfernten sich auf Befehl der Prinzessin und kehrten alsbald mit einem prächtigen, von großen Edelsteinen blitzenden Kopfputze zurück, den sie geschickt auf dem Haupte ihrer Herrin befestigten . . . Der Graf sah zu und lächelte . . . Er sah, was geschehen sollte und was er zu

hindern nicht den Muth, vielleicht auch nicht den Willen hatte ...

»Es ist gut,« sprach der Pope und trat mit uns Allen in die anstoßende Capelle, vor deren Altar mein Herr und die Prinzessin niederknien mußten. – Darauf las der greise Priester ein paar Gebete, legte die Hände der Knieenden in einander und segnete sie ... Die Amme Alexei's erklärte mir beim Herausgehen aus der Capelle, daß mein Herr nun der rechtmäßige Gemahl ihrer Gebieterin geworden sei, und daß Niemand die so geschlossene Ehe wieder trennen könne! ...

»Ich habe niemals erfahren, wie der Graf von der heiligen Handlung dachte, die er ruhig geschehen ließ, gegen die er nicht protestirte ... Er lächelte während der Dauer derselben, und seine Gesichtsmuskeln vibrirten stark ... Gegen Eudoxia aber, die jetzt wieder unbeschreiblich schön und glücklich aussah, war er sanft und ließ sich gern ihre Liebkosungen gefallen ... Ich vermuthe jedoch, daß mein Herr die Ceremonien der griechischen Kirche, die er eben so wenig kannte wie ich, für seine Person nicht für bindend hielt, und daß er nur aus Barmherzigkeit schwieg, um die leidenschaftliche Prinzessin zu beruhigen. Er gab überhaupt in allen Dingen nach und hatte nichts mehr gegen das Verlassen einer Gegend einzuwenden, die augenblicklich keine Sicherheit mehr gewährte.

»Wir brechen Alle zusammen auf,« sagte die Prinzessin oder – war sie die rechtmäßige Gemahlin meines Herrn geworden – nunmehr die Gräfin von Rothstein. »In der nächsten größeren Stadt – der Name ist mir entfallen

– habe ich liebe Freunde ... Dort finden wir gastfreie, herzliche Aufnahme und bleiben so lange, bis der Kriegslärm sich gelegt hat und für uns Alle eine glücklichere Zeit anbricht.<

»Und wir brachen auf. Der Graf, Eudoxia mit ihrem Halbbruder Alexei, dessen Amme und zwei Dienerinnen ... Mein Herr fügte sich in Alles, blieb aber schweigsam und sah immer finster d'rein ... Ich leitete den Wagen, den ich in Moskau gekauft hatte. In diesem saßen Eudoxia, der kleine Schreihals, dessen Amme und die Lieblingsdienerin meiner neuen Herrin. Ein zweiter Wagen trug das Gepäck der Gräfin und eine zweite Dienerin ... Der Graf ritt sein gutes Roß ...

»Einige Tagereisen wurden wir nicht sehr belästigt, da wir uns dem Troß und Gewühl des flüchtenden Heeres möglichst fern zu halten suchten. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Die Stadt, wo die Prinzessin bleiben zu können vermeinte, war ein halber Schutthaufen, ausgeplündert und von den Einwohnern verlassen! ... Wir mußten weiter und immer weiter, und geriethen endlich in das fürchterliche Gewühl der flüchtenden Armee! ...

»Nun verlebten wir Tage voll unbeschreiblichen Grauens, bis wir in die Nähe der Beresina gelangten! ... Hier, gepeinigt von Hunger und Kälte, verließ uns der Graf, um ein Nachtquartier aufzusuchen, denn die arme junge Frau begann zu leiden ... Wir zogen uns seitwärts, und nach langem Umherirren in der Schneewüste fanden wir endlich Unterkunft in einer halb verwüsteten Scheuer

... Es schien, als seien wir hier gesichert vor jedem Angriff der das Heer umschwärmenden Kosaken. Der Graf mit einigen Leuten, welche, in Lumpen gehüllt, statt der Waffen große Knüttel führten, versprach Wache zu halten und übergab Eudoxia und Alexei meiner Pflege ... Die Amme des Knaben fieberte, die Dienerinnen waren vor Kälte erstarrt, die Gräfin selbst, bis dahin voll Hoffnung und selbst heiter, begann bitterlich zu weinen.

»Mitten in dieser Nacht, einer der schrecklichsten, die ich erlebt habe, überfielen uns die Feinde ... Der Graf rief uns zu: Rettet Euch, wie Ihr könnt! warf sich aufs Pferd und schlug sich durch den Schwarm der Kosaken, die gleich dem wilden Heere durch die Schneenacht jagten! ... In unsern Zufluchtsort drang wunderbarer Weise Niemand. Aber meine junge Gebieterin zitterte für das Leben ihres Gemahls und wollte ihm folgen! ... Erweicht von ihren kläglichen Bitten, trug ich sie in den glücklich geborgenen Wagen, gab ihr den kleinen Halbbruder in den Arm, legte auch die halberstarnte Amme, in Decken gehüllt, in das offene Gefährt und jagte auf gut Glück in die Wüste hinein! ...

»Das Jammern und Klagen der armen jungen Frau zu schildern, wäre unmöglich! ... Der Graf war verschwunden und nicht wieder zu entdecken ... Zwei Tage lang folgten wir der Spur des Heeres, ich nach Graf Rothstein wohl hundertmal fragend, Eudoxia händeringend, laut jammernd oder leise weinend ... In der dritten Nacht, wo die Masse der Flüchtenden sich unweit der Ufer der

Beresina stopfte, war die Amme der grausamen Kälte erlegen, und Alexei, das kleine, hilflose Kind, den erkalten Armen der Halbschwester entglitten . . .

»Von diesem entsetzlichen Augenblicke an fürchtete ich für den Verstand der armen Gräfin . . . Sie weinte abwechselnd, lachte dann wieder und rief oft Stunden lang, bis sie vor Erschöpfung bewußtlos zusammenbrach, nach Achim, dem ihr angetrauten Gatten! . . . Wiedergesehen hat sie den Unseligen nicht, am Leben aber ward sie durch die Gnade Gottes und durch meine schwache Hilfe erhalten . . .«

Die lebhaftere Rückerinnerung an so furchtbare Erlebnisse, über welche der Schäfer niemals seit seiner Rückkehr aus Rußland gesprochen hatte, erschütterten ihn kaum weniger als den Bleicher, der regungslos in seinem Stuhle saß und der Erzählung des Alten mit größter Spannung zuhörte. Erst die Pause, welche Clemens jetzt machte, um seiner eigenen Bewegung Meister zu werden, bewog ihn zu dem Ausrufe:

»Der unglückliche, beklagenswerthe Mann! . . . Nun erst wird mir Manches in seinem Wesen, das ich mir nicht zu deuten wußte, verständlich. Also doch zweimal verheirathet! . . . Und die arme leidenschaftliche Prinzessin! . . . Ihr standet an ihrem Sterbelager und habt ihr die Augen zugeedrückt? . . .«

»Ich war Zeuge ihrer Liebe, die rein und lauter war wie sie selbst, und die sich und ihr Glück dem Geliebten, aus freiem Entschlusse zum Opfer brachte,« erwiderte der Schäfer, »und ich sah hinab in den Abgrund, der diese Liebe, dieses Glück für immer verschlang! . . . «

»Ueberlebte die Prinzessin diese schreckliche Katastrophe lange?« fragte Moosdörfer, der fest an den Tod derselben glaubte.

»Forschen Sie nicht weiter, ich vermag Ihnen doch keine Ausschlüsse zu geben,« versetzte Clemens ausweichend. »Gott ließ die arme Seele nicht zertreten werden unter den Füßen der Verzweifelnden, die sich – ein riesiger Heerwurm, der sich selbst verzehrt – über die schwankende Brücke der Beresina fortschoben . . . Es gelang mir, die Schwache aus dem Getümmel der Flüchtenden, Sterbenden zu entfernen und sie nach Ueberstehung vieler Gefahren auf deutschem Boden der Pflege gutherziger Menschen zu übergeben . . . Damit schließe ich meine Erzählung, von der Sie keinen Gebrauch machen dürfen! . . . Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo alles Vergangene an's Licht des Tages gezogen werden darf. Daß sie kommen wird, weiß ich, denn Gott ist gerecht und barmherzig! . . . Und jetzt fordere ich von Ihnen mein Eigenthum zurück, das Sie mir nach dem Vernommenen nicht vorenthalten können . . . «

»Ihr meint diesen Brief?« versetzte Moosdörfer, das Blatt, auf welchem seine Hand ruhte, mit fast ängstlichen Blicken betrachtend. »Es ist ein Schreiben der russischen Fürstin, an den Grafen von Rothstein gerichtet?«

»So ist es, Herr Moosdörfer . . . «

»Hat der Graf Euch die Briefe ausgeliefert? . . . «

»Was die Welt nicht erfahren soll, pflegt der, welcher ihr Urtheil fürchtet, zu begraben oder zu vernichten,« sprach der Schäfer. »Beides gelingt nur bei großer Vorsicht und oft auch dann nicht immer . . . Als ich nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten nach Hohen-Rothstein zurückkehrte, hatte der Graf eben erst seine Vermählung mit Gräfin Isabelle von Freysing gefeiert . . . Junge Frauen sind neugierig, besonders wenn die Vergangenheit ihrer Männer eine bewegte gewesen ist . . . Der Graf mochte also wohl besorgen, die leidenschaftlichen Briefe der russischen Fürstin, die ihm ein gemeiner russischer Pope fast gewaltsam antraute, könnten den Frieden seiner jungen Ehe stören, und aus diesem Grunde mag er sie zerrissen und bei Seite geworfen haben . . . «

»Ihr aber fandet die Ueberreste? . . . «

»Sie fielen größtentheils in meine Hände . . . «

Moosdörfer erhob sich mit Mühe aus dem alten Polsterstuhle. Seine Glieder waren in dem ungeheizten Zimmer kalt und steif geworden. Er faßte die schwielige Hand des Schäfers, ihm das Schreiben Anton's und den Brief Eudoxia's an den Grafen zurückgebend.

»Ich habe Euch stets für einen grundrechtlichen, nur etwas sonderbar gearteten Mann gehalten, Clemens,« sprach er. »Was Ihr erlebt und erfahren habt, erklärt diese Eigenart, wegen der ich Euch nicht schelten will. Es

sollte mir aber leid thun, wenn sie durch Zufall Veranlassung werden könnte, Euch plötzlich einmal in Ungelegenheiten, ja sogar in Untersuchung zu bringen. Der Amtsschreiber Ehrenschild weiß auch um diese Briefe!«

»Und kennt sie?« fragte der Schäfer, indem sich ein schalkhaftes Lächeln auf seinen ernst gewordenen Zügen wieder zeigte. »Mir ist das unwahrscheinlich.«

»Welche Bedeutung sie für den Grafen haben, weiß Ehrenschild wohl nicht,« erwiderte Moosdörfer, »auch glaube ich kaum, daß den trockenen Juristen dies interessiren würde . . . Für den Herrn Amtsschreiber hat nur die That-sache Bedeutung, daß er Stücke Papier, beschrieben von der nämlichen Hand, in Barbara's Zimmer auf Alteneck erst in vorigem Herbste fand, und daß ein Stück eben solchen Papieres und mit eben solchen unleserlichen Buchstaben beschrieben schon längst bei seinen Acten liegt. Es ist an den Rändern verkohlt, scheint Zündstoffe enthalten zu haben und ward von dem Amtsschreiber da gefunden, wo der Brand in Ober-Rense begann! . . . Was ein kluger Jurist daraus Alles folgern kann, muß ich Euch selbst überlassen! . . .«

Der Schäfer kämmte sich die starken fast silberweißen Haare mit seinem halbmondförmigen Hornkamme tief in den Nacken . . .

»Das könnte möglich sein,« sprach er ruhig und durchaus nicht überrascht; »es stimmt nur mit dem überein, was ich weiß . . .«

»Ihr kennt also den Brandstifter?«

»Herr Moosdörfer, ich bin kein so unerfahrener Mann, daß ich mich ausfragen lasse! Sollte der Herr Amtsschreiber von Alteneck mich wirklich citiren lassen, so werde ich ihm Rede und Antwort stehen. Ich denke aber, das hat noch gute Weile . . . «

Der helle, scharfe Blick des Alten machte den Bleicher verstummen.

»Kommen Sie, Herr Moosdörfer,« fuhr Clemens fort. »Die Kälte und das viele Sprechen hat mir Appetit gemacht. Der Eierkuchen Frau Wacker's, der bis in unser Versteck duftet, wird uns wohl Allen munden . . . «

Er nahm des Bleichers Arm und ging mit ihm zurück in das Cabinet des Schulzen, wo der Tisch bereits gedeckt war . . . Nach Sonnenuntergang bestiegen die Freunde wieder den Schlitten und fuhren bei hellem Mondschein und stillem klaren Winterwetter zurück nach dem Wohnorte Moosdörfer's.

6. AUF SCHLOSS BORK.

»Geschlagen! Um eine volle Kopflänge geschlagen!« rief Maximiliane von Allgramm, ihren Zelter vor der Terrasse des Schlosses Bork parirend, indem sie den Schleier ihres Amazonenhutes zurückschlug und ihren Vetter Horatio mit fein geröthetem Gesicht aus übermüthigen Augen lächelnd ansah. »Die Wette ist gewonnen, und Du wirst jetzt die Güte haben, den Staub auf meinem Fuße zu küssen und mich galant und mit ritterlicher Gewandtheit aus dem Sattel zu heben! . . . Bravo! Vortrefflich! . . . Ich muß Dich loben, Vetter, und wenn Du noch einige

Wochen den Unterricht im Hause Bork mit gleichem Eifer Dir zu Nutze machst, so kann wirklich ein ziemlich guter Cavalier aus Dir werden.«

Horatio überließ dem Reitknechte die sehr erhitzten Thiere, denn auf den Wunsch Maximiliane's hatte er ein Wettrennen mit ihr über Stock und Stein, über Gräben und Hecken veranstalten müssen, in welchem die Comtesse Sieger geblieben war.

»Führe die Thiere eine Zeit lang herum und reibe sie dann gut ab!« befahl er dem Reitknechte. »Wir haben ihnen, fürcht' ich, ein wenig zu viel zugemuthet.«

Er reichte seiner Cousine den Arm und führte sie auf die Terrasse.

»Eine prächtige Abendbeleuchtung!« sprach er, stehenbleibend und mit der Reitpeitsche auf die Gegend deutend. »Dieser mattblaue, weiche Farbenduft, welcher das ganze Gebirge wie ein durchsichtiger Schleier umhüllt, erinnert er nicht an, Italiens sonnigen Himmel, an die Farbenpracht hesperischer Landschaftsbilder?«

»Hüte Dich vor böser Tücke
In Italiens Lustgefilden!«

fiel Maximiliane ein, und gab sich Mühe, sehr ernst auszusehen. »Wenn nun dieses geheimnißvolle Warnungswort eines Tages doch in Erfüllung gehen sollte? ... Mußt Du nicht immer daran denken, so oft Du italienisch angehauchte Thäler und Dörfer, italienisch angeglühte Bergeshäupter siehst? ... «

»Ich glaube, die Warnung galt nicht uns, sondern Rauerz oder den beiden Russen,« versetzte Horatio. »Ich wenigstens habe sie mir nicht zu Herzen genommen. Rauerz dagegen wollte er die Verse nicht vor Jahren schon geträumt haben? . . .«

»Wie *ich* diesen schönen Moment, den wir jetzt zusammen erleben,« sagte die Comtesse und sah ihren Vetter mit Augen an, die ihm das Blut wallen machten. »Wahrhaftig, Cousin, ich habe neulich geträumt, daß ich so an Deine Schulter gelehnt, von unserer Terrasse die wundervolle Gegend in diesem ätherischen Sonnenduft unter uns liegen sähe, und ich glaube nun wirklich, daß jeder Mensch von Phantasie Augenblicke hat, wo ihn der Traumgott zum Seher macht oder unter dem körperlich geschlossenen Auge dem geistigen einen kurzen Blick in die Zukunft gestattet.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht,« erwiderte Horatio und schritt mit Maximiliane dem Schloßportale zu. »Ich habe keine Lust, mich in dieses Meer des Wahnes zu versenken, wie Faust sagt, sondern halte mich lieber an das reale Leben, das uns auf allen Seiten feste Anhaltspunkte darbietet. Uebrigens bin ich sehr begierig, unsern venetianischen Freund wiederzusehen . . . Ich erwarte ihn jeden Tag, denn ewig können ihn die Geschäfte doch weder bei dem Chef seines Hauses noch bei unserem behäbigen Moosdörfer festhalten . . . Es ist ja wohl schon ein ganzer Monat vergangen, seit Rauerz wieder in Deutschland ist?«

»Genau fünf Wochen, lieber Vetter,« entgegnete Maximiliane, »es können aber gern noch fünf Wochen vergehen, ehe sich dieser Herr auf Schloß Bork blicken läßt.«

»Weshalb, Cousine?«

»Weil er mir nicht in die feenhaft leuchtenden Räthselaugen blicken kann! ...«

»Aber Maximiliane! ...«

»Still, Vetter, keine Predigt! ... Ich kenne Euch Alle! ... Eure Schwächen wie Eure Forten, und ich weiß nicht minder, wer mir anhängt, mich verehrt oder, um erhaben zu sprechen, mich vergöttert! ...«

»Meine lebenswürdige Cousine aber bleibt ewig eine Sclavin ihrer Launen oder ihres Uebermuthes, und ergötzt sich an den Verlegenheiten und dem Kummer, den sie gerade ihren aufrichtigsten Verehrern bereitet! ...«

»Pfui, Vetter, das sind Vorwürfe, die mein Ohr beleidigen!« sprach Maximiliane. »Kann ich denn Unrecht thun, wenn ich Euch Alle mit gleicher Liebe umfasse? ... Ist das etwa eine Aufforderung, daß Ihr mich auch Alle gleich anbeißen sollt? ...«

»Du bist und bleibst unverbesserlich!«

»Dann muß ich sehr vollkommen sein, denn Ihr blickt ja Alle bittend und sehnsüchtig zu mir auf! ... Ob ich wohl jemals eine Stunde Ruhe des Nachts bekäme, wenn ich Jedem von Euch, der mich innerlich schmäht, die Erlaubniß ertheilte, mir Serenaden bringen zu dürfen? ... Ich glaube, eine solche Erlaubniß könnte Euch insgesammt zu Dichtern machen.«

»Sollte es anders wohl sein, wo in menschlich
schönen Gebilden
Sichtbar wandeln umher Bewohner des hohen
Olympes
Und in Worten sogar ansprechen uns sterbliche
Menschen? . . . «

klang es aus der Pforte des Schlosses, welche Horatio und
seine Cousine jetzt erreichten.

»Anton!« rief der junge Baron und entzog Maximiliane
seinen Arm. »Anton, Du hier? . . . «

»Bei den Göttern, ich bin's! Ich selber in ird'scher
Gewandung,
Und nicht würdig deshalb zu nah'n mich unsterb-
lichen Göttern,
Bis von ambrosischer Lippe mir tönt die hohe Ge-
währung,
Oder die Rechte des Göttergebildes mir rühret
den Scheitel,
Daß Erleuchtung des Sehers mich trägt zu olym-
pischen Höhen
Und so als Mensch mich weiht, zu verkehren mit
himmlischen Wesen.«

»Sie sind ein prächtiger Mensch, Herr Wacker, der das
Leben so nimmt, wie es verständiger Weise alle Men-
schen nehmen sollten, leicht, von der heitern Seite, das
Düstere oder Trübe durch poetische Schlaglichter an-
muthig verklärend,« sprach Maximiliane von Allgramm,
reichte dem jungen Gelehrten die Hand und berührte

ihm mit sanftem Finger Stirn und Scheitel. »So, mein heiterer, poetischer Freund! . . . Jetzt hat der Sterblichen eine, die Ihr Mund, wenn er wollte, wohl unsterblich sprechen könnte, wie der Papst heilig spricht, wer ihm und der Kirche besonders wohlgefällig ist, Sie zu ihrem Hof- und Staatspoeten ernannt, und Sie sollen von diesem merkwürdigen und großen Momente an das Recht aller Poeten haben, zu mir zu sprechen in Prosa oder in Versen, wie das Herz es Ihnen gebietet.«

Anton küßte die Hand der Comtesse, indem er erwiderte:

»Immerdar sollst Du mich finden bereit, Dir Wahrheit zu künden;
Denn ist erlaubt auch dem Dichter, zu schmeicheln der sinnigen Schönheit,
Mehr doch ehrt er die Schönheit und sich, bleibt lauter die Rede.«

Dann wandte er sich zu Horatio und fuhr in schlichter Prosa fort:

»Ich komme als Bote und gewissermaßen in höherem Auftrage. Auf Alteneck hat sich Besuch eingefunden . . . «

Horatio erschrak.

»Ein Fremder vielleicht?« unterbrach er ihn. »Etwa ein Amerikaner?«

»Der Besuch gilt nicht dem Herrn Baron, sondern Dir,« fuhr Anton fort. »Ich glaubte Dich, endlich von meinen ermüdenden Entdeckungsreisen wieder zurückgekommen, natürlich in der Burg Deiner Väter, der zinnengekrönten, zu treffen, und richtete dahin zunächst,

Verlassend das niedrige Haus unter strohigem Dach in der Einöd’,

meine Schritte nach der Stätte, wo Deine Wiege stand,

Schön gezimmert von Holz und verziert mit silbernen Buckeln.

Statt Deiner aber begegne ich Latte, der seine Visage in diplomatische Falten legt, mir Dein Nichtvorhandensein anzeigt und zugleich meldet, daß sein gnädiger Herr, der Baron, mich zu sprechen verhindert sei, da er so eben erst angelangten vornehmen Fremden, welche die drei Herrschaften Alteneck, Rothstein und Bork, von denen sie vieles Anziehende gehört, kennen lernen wollten, die Honneurs machen müsse. Den Besuch von Rothstein haben die Herren bereits aufgegeben, da ein kranker Mann, wie der arme Graf, Niemand empfangen, am wenigsten unterhalten kann. Das Augenmerk der Fremden, die ohne Zweifel aus einem sehr edlen Hause stammen, denn sie sehen wirklich stolz und recht unzufrieden aus, ist auf Bork gerichtet, und sind dieselben bereits hieher unterwegs,

Um zu schauen den Sitz der göttlichen Tochter des Hauses.«

»Es sind die russischen Freunde,« sagte Horatio. »Eilen wir ihnen entgegen? . . . Morgen schreibe ich an Rauerz, damit er sich spudet und wir uns in gemeinsamer Berathung noch über Manches, was bei unserer Trennung im vorigen Jahre noch ungelöst bleiben mußte, vollends verständigen können.«

»Ich ziehe vor, hier zu bleiben,« sagte die Comtesse. »Die Frau Mama ist bekanntlich eben so wenig wie ihr älterer Bruder in der Lage, Fremde gebührend empfangen zu können . . . Sie liebt die Ruhe, die Einsamkeit, während ich unseliges Weltkind mich am wohlsten fühle im Getümmel, und am liebsten immer auf leichten Wolken durch die Lüfte segeln möchte!«

»Wie es geziemt einer Tochter der Luft und Freundin Kronion's!«

schaltete Anton als Hofpoet pflichtschuldigst ein.

Horatio fand den Einwurf seiner Cousine begründet und verlangte nur, daß deren Mutter vor Ankunft der Russen von deren Eintreffen benachrichtigt werden möge, damit sie sich doch mit dem Gedanken vertraut mache, Fremde auf Bork beherbergen zu müssen. Maximiliane erklärte sich bereit, dieser Mission sich zu unterziehen, obwohl sie es ungern that; denn die verwittwete Gräfin von Allgramm, der ihre begabte Tochter schon als Kind über den Kopf gewachsen war, hatte die sehr unangenehme Gewohnheit angenommen, gar keinen Widerspruch vertragen zu können. Sie war unausgesetzt mit aller Welt gespannt, und würde, hätte sie über Reiche

und Völker zu herrschen gehabt, wahrscheinlich stets mit allen anderen Nationen im Kriege gelegen haben. Maximiliane zog sich zunächst in ihre Zimmer zurück, um ihr Reitkleid abzulegen, dessen Anblick die mürrische Gräfin sogleich in Harnisch gebracht haben würde, waffnete sich mit Standhaftigkeit, umgürtete sich mit Geduld, bettete ihr heißes Herz in kühle Sanftmuth und betrat das Wohngemach ihrer Mutter in dem Augenblicke, als Horatio mit Anton in einer leichten zweisitzigen Chaise aus dem Schloßhofe fuhr.

Adele Gräfin von Allgramm, die einzige Schwester des Barons Adam von Alteneck, war ihrem Bruder in vielen Dingen sehr ähnlich und doch grundverschieden von ihm. Alle Neigungen, welche den Baron gleichsam tyrannisch beherrschten, haßte Adele und hatte sie von je geübt. Sie prahlte mit ihrer strengen Rechtlichkeit, mit ihrer Tugend und mit den Wohlthaten, die sie einer ziemlich großen Menge Personen zu Theil werden ließ. Dagegen war sie auf ihre Geburt und auf das Alter ihres Geschlechtes womöglich noch eingebildeter als der Baron. Nichtadelige waren in ihren Augen nicht vollkommene Menschen, wenigstens gab die Gräfin, kam die Rede gelegentlich auf das Volk und dessen Rechte, dies nicht zu . . . Ein Mann aus dem Volke, von dem man in ihrer Gegenwart sprach, konnte ihr dadurch allein schon widerwärtig werden . . . Es war dies insbesondere der Fall bei dem alten Schäfer Clemens, dessen Namen sie unzählige Male lobend erwähnen hörte. Adele haßte ihn nur deshalb, weil Jeder von ihm sprach und weil die Meisten ihn für

ungewöhnlich klug hielten. Baron von Alteneck dagegen fürchtete den Alten und harmonirte in dieser Beziehung ungleich mehr mit dem Grafen von Rothstein.

Zu Ihrem Neffen Horatio fühlte sich Adele hingezogen, obwohl sie mit seiner Aufführung gar nicht zufrieden war. Der plebejische Umgang Horatio's mit dem Sohne eines ganz gewöhnlichen Bauers ließ sie die Nase rümpfen, und machte sie eben so ärgerlich als die Leibesübungen, für welche ihre eigene Tochter eine fast krankhafte Liebhaberei hatte. Nur weil sie kein Mittel besaß, Maximiliane davon zurückzuhalten, ließ sie das Unabänderliche geschehen, gab die Erziehung der Tochter zu einer musterhaften adeligen Jungfrau auf und verbannte sich selbst in die Einsamkeit ihrer Zimmer, die sie selten verließ, und wo Maximiliane die Mutter gewöhnlich nur auf kurze Augenblicke besuchte. Länger dauernde Visiten nahmen in der Regel keinen angenehmen Verlauf. Man konnte noch von Glück sagen, wenn Gräfin Adele von Allgramm sie damit kurz abbrach, daß sie die mißliebige Unterhaltung mit einer Handbewegung schloß, welche, in Worte gefaßt, sagen sollte: »Fort! Ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben! ...«

Maximiliane fand ihre Mutter, wie immer, in halb liegender Stellung auf einem Divan ohne Lehne, der mitten im Zimmer stand. Eine Anzahl loser Kissen von verschiedener Form und Größe benutzte die Gräfin beliebig, um sich bald so, bald anders einen bequemen Sitz zurecht zu machen.

»Du bist wieder geritten wie eine wilde Irländerin,« redete Adele ihre Tochter an, als diese in's Zimmer trat, und noch ehe die Comtesse ihre Meldung machen konnte.

»Ja, *chère Mama*,« sagte Maximiliane und nahm auf einer freien Ecke des breiten Divans Platz.

»Wie lange gedenkst Du denn dies tolle Leben fortzusetzen?« fuhr die Mutter fort und spitzte einen Bleistift an, denn sie war eben mit Zeichnen beschäftigt gewesen.

»Bis ich todt bin oder zu kraftlos, um ein muthiges Roß noch zügeln zu können!«

»Es schickt sich aber nicht für eine Comtesse von feiner Erziehung.«

»Das habe ich schon oft hören müssen, *chère Mama* ...«

»Und doch änderst Du es nicht, achtest nicht auf meine Bitten? ...«

»Es ist gegen meine Natur ...«

Die Gräfin legte den Bleistift weg, sah die Tochter sehr ungnädig an, wobei sie die Lippen so fest schloß, daß sie fast ganz verschwanden, und fragte dann äußerst kühl:

»Was willst Du von mir?«

»Nichts, *chère Mama*,« lautete die Antwort der Tochter. »Ich wollte nur die Anzeige machen, daß es in den nächsten Tagen auf Bork nicht ganz so ruhig wie gewöhnlich bleiben wird. Es hat sich Besuch ansagen lassen ...«

»Bei mir nicht.«

»Aber bei mir und Vetter Horatio, Mama! ... Wir würden sehr unhöflich sein, wollten wir ihn nicht freundlich empfangen ... Es sind Russen.«

»Russen? ... Und sprechen ordentlich Russisch? ... Da paßten sie viel besser für Rothstein ... «

»Wohl wahr, *chère Mama*; aber der Graf ist bekanntlich seit langer Zeit sehr leidend und kann nicht einmal mit seinem vertrauten Freunde, dem Onkel Adam, verkehren.«

»Wollen die Fremden Dich oder Horatio besuchen?«

»Ich glaube, ihr Besuch gilt uns Beiden ... Wir haben mit Fürst Gudunow und Graf Jermak sehr glückliche Tage in Venedig verlebt ... «

Gräfin Adele setzte sich aufrecht im Divan.

»Ein Fürst und ein Graf? ... Das ist etwas Anderes! ... Ich heiße die Herren willkommen auf Bork und hoffe sie morgen persönlich zu begrüßen. Zeige, daß Du eine Comtesse Allgramm bist! ... Ich möchte von den vornehmen Russen wohl hören, daß Du gefielest! ... Sie sind gewiß sehr reich.«

Maximiliane lächelte schlaun und übermüthig.

»Außerordentlich reich,« versetzte sie, »und nicht weniger liebenswürdig, leider aber etwas stark bejahrt ... Graf Jermak schätze ich auf sechzig, der Fürst kann zehn bis zwölf Jahre jünger sein ... An eine passende Partie, *chère Mama*, ist also nicht zu denken! Beide Herren sind aber sehr unterhaltend, sehr unterrichtet und haben viel erlebt. Sie erzählen so vortrefflich, daß man nie müde wird, ihnen zuzuhören.«

»Es ist gut, Maximiliane ... Thue Deine Pflicht, ich werde mich nicht stören lassen ... «

Man hörte Wagengerassel auf dem Schloßhofe.

»Da kommen sie schon!« sprach die Comtesse, küßte die Hand der Mutter und stand auf. »Ich darf den Herren also Hoffnung machen? ...«

»Morgen, morgen!« versetzte die Gräfin und verscheuchte ihre Tochter durch die bereits angedeutete Handbewegung aus dem Zimmer.

7. DER BRAND VON ROTHSTEIN.

Der Tag war hell und sehr heiß gewesen, überhaupt war das Wetter seit etwa drei Wochen so auffallend trocken, daß mancher Landwirth besorgt auf Feld, Wiese und Wald sah. Die Abende und Nächte indeß brachten Erquickung, und der genießende Naturfreund konnte wohl mit einem Sommer zufrieden sein, der sich in Mitteldeutschland in gleicher Herrlichkeit und Dauer wenigstens nicht regelmäßig einstellt. Gleich nach Sonnenuntergang erhob sich gewöhnlich ein angenehmer Wind, welcher die Luft abkühlte und bis nach Mitternacht anhielt. Dann ward es wieder still, und reichlicher Thau tränkte die Erde.

Eben als die beiden Russen in Anton's und Horatio's Begleitung in den Schloßhof von Bork fuhren, begann es leise in den Wipfeln der Bäume zu flüstern. Ueber dem Bergwalde stand noch der glühende Widerschein der Sonne ... Im nahen Felde schlugen Wachteln, Heimchen zirpten und leuchtende Johanniskäfer schwärmten in Schaaren um Büsche und Hecken. Das war die Zeit, wo Graf Achim von Rothstein unruhig zu werden begann. Der wahre Grund der Unruhe des leidenden Herrn, der

nicht mehr so krank war, daß er das Bett hätte hüten müssen, war keinem seiner Diener bekannt. Auch der Kammerdiener wußte ihn nicht, denn der Graf sprach seit dem Unfalle, der ihn betroffen hatte, sehr wenig mit Anderen, desto mehr aber mit sich selbst, wenn Niemand zugegen war.

Früher hatte Graf von Rothstein wohl zuweilen die eine oder andere Nacht ruhelos zugebracht, nie aber sah man ihn dann seine Zimmer verlassen. Das Herumwandern im Schlosse hatte er erst nach seiner schweren Krankheit begonnen, welche dem Schlaganfalle im vergangenen Herbste folgte und ihn an den Rand des Grabes brachte.

In Folge dieser Krankheit war der Graf sehr gealtert. Er war abgemagert, und wenn er ging, sah es aus, als schlotterten ihm die Beine. Der Scheitel war ganz kahl geworden, und das Gesicht zeigte noch tiefere Falten als früher. Nur sein Schnurrbart gedieh, blieb voll und war auch um einige Zoll gewachsen. Leider aber pflegte ihn der Graf nicht mehr, wie er denn sein Aeußeres in jeder Hinsicht vernachlässigte.

Sobald die Sonne unterging, mußte der Kammerdiener Licht in den drei Zimmern anzünden, welche der Graf bewohnte und in denen er, fühlte er sich kräftig genug, auch am Tage manchmal stundenlang auf und nieder ging. Nur im Schlafzimmer brannten zwei Kuppellampen, deren Licht Schirme von grüner Seide milderten . . .

Der schwüle Tag hatte des Grafen Unruhe gesteigert. Er war schon sehr aufgereggt, als der Kammerdiener mit

den Armleuchtern eintrat, die der Besitzer von Rothstein nicht mehr missen wollte ... Worte zwischen Herrn und Diener wurden nicht gewechselt, denn Keiner hatte dem Andern eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen ...

Nach einer Weile legte der Graf seine Hand an's Ohr und horchte ... Um die Zinnen des Schlosses piff der Wind.

»Das war sonst ihre Zeit,« sprach der Graf zu sich selbst und sah mit den düster glühenden Augen hinaus auf die Heidenlehne, wo die Steine der Feengruft noch deutlich zu erkennen waren. »Jetzt ist sie still geworden, aber ich sehe sie, statt daß ich sie früher hörte! ... Schrecklich, schrecklich! ... In demselben Schmucke, den sie damals trug! ... Und sie war doch niemals mein Weib! Nein, nein, und abermals nein! ... Sie hat keine Ansprüche auf mich, und doch verfolgt mich ihr Geist in körperlicher Gestalt, als wäre sie noch am Leben! ... O, wenn Clemens mir helfen könnte! ... Aber er thut es nicht! ... Er sagt, Eudoxia komme nicht zur Ruhe, bis ich eingestehe, vor aller Welt eingestehe, daß ich sie treulos verlassen, sie erbarmungslos dem Elend preisgegeben habe! ... Sie und ihren kleinen kraftlosen Halbbruder ... Hu, mich friert, und doch träuft mir der Schweiß von der Stirn! ... «

Mit vorgebeugtem Kopfe, das hohle, tiefliegende Auge auf nichts geheftet, blieb Graf von Rothstein vor einem der Tische stehen, welche die Armleuchter mit den brennenden Wachskerzen trugen ... Der Wind wehte stärker und brach sich in leisen Klagetönen an den Fenstern.

»Das sind ähnliche Laute,« fuhr der Graf in seinem Selbstgespräch fort, »aber sie klingen doch ganz anders! ... Ob sie wohl heute sichtbar wird und wartet, bis ich mit ihr gesprochen habe? ... Ihre Miene sieht leidend aus, und in ihrem Auge glüht kein Haß ... Ich werde ihr wieder einmal entgegengehen! ... «

Er griff nach dem Armleuchter, öffnete weit die starren Augen und kräuselte sich den langen grauen Schnurrbart.

»Mir ahnt, daß sie mir heute begegnet, und daß sie mir vergiebt!« sprach er und hob den Leuchter vom Tische. »Ich will auch für sie und ihren Bruder beten, wenn ich wieder ausgehen kann ... «

Einige Minuten später vernahm die Dienerschaft die schleppenden, müden Schritte des Grafen auf dem Corridor, welcher in den nicht bewohnten Flügel des Schlosses führte. Mehrmals schon hatte Graf Rothstein diesen Gang des Nachts gemacht, bald mit Licht, bald im Dunkeln. Der Kammerdiener war ihm anfangs nachgeschlichen, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn er Jemandes Hilfe bedürfen sollte. Da er aber bald Gewißheit erlangte, daß sein Gebieter immer nur einen Ort aufsuchte und daselbst bald kürzere, bald längere Zeit verweilte, gab er seine Beobachtungen bald auf und untersagte auch den übrigen Dienern jede Störung des Herrn.

Das Ziel dieser nächtlichen Wanderungen des Grafen war der Ahnensaal ... Auch heute begab er sich in dies

große entlegene Gemach, wo ihn die Erscheinung Eudoxia's vor mehreren Monaten bewußtlos niedergeworfen hatte ...

Von Bild zu Bild ging der Graf, den Armleuchter mit den lebhaft flackernden Kerzen jetzt hoch, jetzt wieder niedrig haltend ... Eins der Fenster war nicht geschlossen, und der Wind hatte es aufgestoßen ... Graf von Rothstein bemerkte dies entweder nicht oder er achtete nicht darauf, denn ihn beschäftigten nur die Ahnenbilder seines Geschlechtes, deren Züge in dem zitternden Schein des Lichtes, das auf sie fiel, Ausdruck und Leben gewannen. An manchem der älteren Bilder hatte sich wohl auch die Leinwand gelöst und bewegte sich wirklich im Luftzuge, der durch's offene Fenster hereinstrich ... Auch die Tapeten, auf Latten befestigt, die zwischen der aufgespannten Leinwand und der Wand einen leeren Zwischenraum ließen, zeigten da und dort eine schadhafte Stelle, und gerade diese setzte der Luftzug in Bewegung ...

Mehrere Male schon hatte der Graf die Runde durch den Saal gemacht und besonders scharf eine schmale leere Stelle an der hinteren Wand beleuchtet, die ihm verdächtig vorkam, weil es dahinter raschelte ... Er hob wieder den Leuchter und blickte spähend nach oben, dann bückte er sich und beleuchtete die fortwährend zitternde Tapete von unten ... Da berührte die Flamme der Kerze das ölgetränkte Papier, und in einem Augenblicke lohte die ganze Wandfläche vom Boden bis zur Decke in rother Gluth auf! ... Die Flammen züngelten knisternd

um die alten Bilder, bohrten sich ein in die geschwärzten Rahmen und erfüllten den ganzen Saal mit erstickendem Rauch. Das offene Fenster klappte auf und zu und gab dadurch der Gluth neue Nahrung, die mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich griff . . .

Der Graf blies erschrocken die Kerzen auf dem Armleuchter aus, ließ ihn fallen und enteilte, die Thür des brennenden Saales hinter sich verschließend . . . Dann schlich er zurück in sein Zimmer, ohne Lärm zu machen oder Hilfe herbeizurufen . . . Auch seine Thür verschloß er, setzte sich an's Fenster und sah unverwandt hinaus auf die Felsspitzen der Feengruft, die sich nach einiger Zeit zu röthen begannen . . .



Wir müssen den unvorsichtigen Grafen einstweilen seinem Schicksale überlassen, um uns wieder nach Bork zu begeben. Dort waren Fürst Gudunow und Graf Jermak mit einer Herzlichkeit von Maximiliane empfangen worden, die ihnen das deutsche Grafenschloß sogleich in ein heimisches Haus verwandelte. Maximiliane selbst war in der rosigsten Laune. Das kurze Gespräch mit ihrer grämlichen, rechthaberischen Mutter trug dazu bei, sie noch mehr zu erheitern. Sie durfte jetzt mit Sicherheit erwarten, daß Gräfin Adele nicht gegen die Traditionen verstoßen werde, welche die Grafen von Allgramm die höflichsten und gastfreiesten Edelleute der ganzen Provinz nannten . . .

Graf Jermak befand sich wohler als im vergangenen Jahre. Er konnte kleine Fußtouren ohne Schmerzen unternehmen, und stieg er zu Pferde, so belästigte ihn die Kugel höchstens auf Augenblicke ... Den Fürsten fand Maximiliane ganz so, wie sie ihn verlassen hatte, nur daß der schmerzliche Zug in seinem Gesicht ihr etwas schärfer hervortreten schien. Die Entstehung dieser auf schweren und langen Kummer deutenden Linien kannte sie noch nicht.

Beide Herren erkundigten sich sehr bald nach ihrem jungen Landsmanne und stets willigen Führer in Venedig. Horatio sagte, daß er ihn täglich erwarte, unterließ aber auch nicht, zu bemerken, daß er Monate lang in England zugebracht habe, theils in Geschäftsangelegenheiten seines Hauses, theils auch in geheimem Auftrage eines Ehrenmannes, der vor langen Jahren durch ein trauriges Ereigniß seine Kinder verloren habe und doch nicht müde werde, sie überall zu suchen.

»Theure Verwandte, liebe Angehörige auf andere Weise als durch den Tod zu verlieren, halte ich für den schwersten Schicksalsschlag, der einen Menschen treffen kann,« sprach Fürst Gudunow und bot Maximiliane den Arm, um sie in's Nebenzimmer zu führen, wo ein kleines Souper aufgetragen war. »Ich habe diese Erfahrung in meiner Familie ebenfalls gemacht ...«

»Auch Sie?« erwiderte die Comtesse und zeigte dem Fürsten ein ganz bestürztes Gesicht. »So waren Sie vermählt? ...«

»Warum vermählt,« entgegnete Gudunow und wollte eben die Schwelle des Zimmers überschreiten, dessen Flügelthür der Bediente geöffnet, als er betroffen zurückfuhr, das Auge dem Fenster zuwendete und den Horizont in Gluth getaucht erblickte.

»Eine Feuersbrunst,« fuhr er fort, mit der Comtesse nahe an's Fenster tretend, »und dem Anscheine nach von bedeutendem Umfange . . .«

Auf dem Schloßhofs ward es schon lebendig, denn die mit gewaltiger Kraft aufschlagende Lohe war fast von Allen zugleich bemerkt worden . . . Man vernahm Feuerruf in der Nähe und Ferne und das Gewimmer der Sturmglocken auf den nächsten Dörfern . . .

»Es ist keine Minute Zeit zu verlieren, Herr Graf,« sprach Horatio zu Jermak, der unverwandt in die immer gewaltiger aufwirbelnden Flammen hinausblickte. »Was an Menschen auf Bork entbehrt werden kann, muß mich begleiten . . . Schloß Rothstein steht in Flammen . . . Der arme, unzurechnungsfähige Graf! . . . Es ist kein Mensch um ihn, auf den er sich wirklich in seinem Zustande verlassen kann! . . . Doch ja, der Schäfer! Clemens verläßt Keinen, der in Noth ist, und er kann von den Besonnenen einer der ersten sein, welcher den Schauplatz des Unglücks erreicht, um zu rathen, Ordnung herzustellen und wirklich Hilfe zu leisten . . .«

»Mein Vater wird ebenfalls eilen,« fiel Anton ein. »Er versteht ein Spritzenrohr verständig zu handhaben und bleibt kaltblütig bei der größten Gefahr . . . Die Bewohner der halben Einöd' werden sich ihm anschließen . . .«

Auch Gräfin Adele von Allgramm ward durch den Brand in Rothstein aus ihrer apathischen Ruhe aufgeschreckt. Sie läutete heftig, verlangte ihre Tochter zu sprechen und befahl, es solle, wer irgend entbehrt werden könne, nach dem Orte des Unglücks aufbrechen. Maximiliane selbst mußte bei ihr bleiben . . .

Inzwischen hatte Horatio vier Pferde satteln lassen, denn die Russen bestanden darauf, mit ihm und Anton Wacker nach Rothstein aufzubrechen. In vollem Jagden verließen die Herren das hoch gelegene Bork, von einer bedeutenden Menge umwohnender Landleute gefolgt. Der ältere, unbewohnte Flügel des umfangreichen Schlosses brannte von der Sohle bis zum Giebel und bot ein Schauspiel von schauerlicher Großartigkeit dar. Vom Winde getragen, stäubte ein Funkenregen weit in's Land hinein, welcher die klare, warme Sommernacht wundervoll beleuchtete . . . Von der zweiten Hälfte des Schlosses brannte erst das Dach, der Augenschein lehrte aber, daß er der Vernichtung eben so sicher anheimfallen müsse, wie der bereits fast zerstörte Flügel, in welchem der Brand begonnen hatte.

Als Horatio mit seinen Begleitern die Brandstätte erreichte, fehlte es weder an Menschen noch an Löschgeräthschaften, wie man deren auf dem Lande damals besaß. Es waren Spritzen in Menge angekommen; Leitern, Feuerhaken und Eimer waren ebenfalls vorhanden, und überall zeigte sich der entschiedene Wille, zu helfen und zu retten. Allein die Spritzen entbehrten der Schläuche,

und konnten daher in größerer Entfernung von dem Herde des Feuers nicht verwendet werden. Auch die herbeigeschleppten Leitern erwiesen sich als unbrauchbar. Sie waren für die hohen Mauern des brennenden Schlosses viel zu kurz . . . So mußte man denn auf die Erstickung des Brandes selbst gleich von vorn herein verzichten und das Schloß verloren geben. Nur die zahlreichen Nebengebäude gegen den Funkenregen zu schützen, konnte Aufgabe derer sein, welche herbeigeeilt waren, um wirklich thätige Hilfe zu leisten.

Horatio und Anton suchten dem Feuer so nahe wie möglich zu kommen, und fragten wiederholt die früher Angekommenen, ob alle Bewohner des Schlosses gerettet seien, und wo der leidende Graf sich befinde? . . . Die Antworten lauteten unbestimmt und setzten die Freunde in große Unruhe . . . Noch immer fragend und suchend, gewährte Horatio endlich zwischen einem Trupp rüstig arbeitender Männer den Amtsschreiber von Alteneck.

»Herr Ehrenschild, was ist aus dem Grafen geworden?« fragte er in Hast. »Niemand kann mir Auskunft geben, und die Leute des Grafen scheinen alle verschwunden zu sein . . .«

»Der Herr Graf ist gerettet,« versetzte Ehrenschild. »Ich habe den Kammerdiener gesprochen, der den unglücklichen Mann mit Hilfe des Schäfers von der Heidenlehne aus dem Schlosse trug . . . Denken Sie, gräfliche Gnaden

hatte sich eingeschlossen und lachte auf die untenstehende Menschenmenge herab, als schon das Dach über seinem Haupte brannte! ... Das Feuer ist ganz sicher angelegt, und vielleicht von derselben Hand, die vor Jahren Ober-Rense in Brand steckte! ... Das giebt eine prachtvolle Criminaluntersuchung, wenn sich nur erst ein Anhaltspunkt gefunden hat, auf dem sich fußen läßt! ... «

Horatio mußte an sich halten, um dem leidenschaftlichen Verehrer der Criminalistik nicht eine harte Antwort zu geben.

»Wohin ist der Graf gebracht worden?« fragte er. »Mich dünkt, Schloß Alteneck wäre der passendste Aufenthaltsort für den bedauernswerthen Mann ... Ist mein Vater zur Stelle? ... «

»Der Herr Baron befehlen, den Wurstwagen anzuspannen,« versetzte der Amtsschreiber. »Ich wollte aber nicht warten, und erlaubte mir voranzureiten ... Meine Gegenwart war auch sehr nöthig, denn die Leute wollten Niemand gehorchen ... «

»Da ist Clemens!« hörte Horatio hinter sich eine Stimme rufen. »Der muß es wissen, was es damit für eine Bewandniß hat ... «

In großer Unruhe drängte sich der Genannte durch die Menge. Horatio vertrat ihm mit Anton den Weg.

»Wo hast Du den Grafen untergebracht?« fragte er den Schäfer.

»Er ist in Sicherheit, Herr Baron!« lautete die Antwort.

»Wer sorgt für den schwachsinnig gewordenen Mann? ... «

»Tobias Helfer, der Organist, und dessen Tochter Andrea ... Wollen Sie ein gutes Werk stiften, so folgen Sie mir! ... Es gilt ein Menschenleben zu retten ...«

»Im Schlosse? ... In dieses Gluthmeer kann kein Mensch sich stürzen! ...«

»Es muß dennoch geschehen, oder ich kann nicht ruhig sterben! ... Ich hätte früher daran denken sollen ...«

»Du? ... Was heißt das, Clemens? ...«

»Es ist unmöglich,« riefen Mehrere zugleich. »Nur Clemens weiß die Gelegenheit ... Das Jammern und Klagen kann einen Stein erbarmen! ...«

»Ist Jemand verschüttet?« fragte Fürst Gudunow, welcher, den hinkenden Grafen Jermak führend, seinem Gastfreunde sich wieder näherte.

»Es scheint, man hat eine unglückliche Dienerin zu retten vergessen,« erwiderte Horatio, während der Schäfer diesem die Frage in's Ohr flüsterte:

»Wer sind die Herren?«

»Reisende Freunde, die mich besuchen,« entgegnete Horatio und schloß sich dem voranschreitenden Schäfer an. Anton Wacker, Amtsschreiber Ehrenschild, Graf Jermak und Fürst Gudunow folgten ebenfalls ...

»Das Feuer muß unter der Erde fortbrennen,« sprach im Vorübergehen ein Bewohner Hohen-Rothsteins, der eine feiernde Spritze requirirt hatte, »denn es steigt weithin auf vielen Stellen Rauch auf.«

Clemens ging schweigend weiter und blieb vor den Trümmern eines eingestürzten Thorweges stehen, wo sich eine große Menge Menschen gesammelt hatte.

»Hier ist der Eingang in den alten Stollen,« sprach er; »von hieraus können wir auch in die Keller des Schlosses gelangen; wir brauchen nur das Gewölbe zu öffnen . . . Rasch! Spitzhauen und genügendes Wasser herbeigeschafft! . . . In fünf Minuten kann das Gewölbe zersprengt sein! . . .«

Viele legten sofort Hand an. Die brennenden Trümmer wurden gelöscht und entfernt, und bald zeigte sich unter den Schaufeln und Hacken ein Gewölbe, das nicht sehr alt zu sein schien.

»Es ist richtig,« sagte Niklas Wacker, der seinen Sohn gewahrte und sich ebenfalls neben die Arbeitenden stellte. »Wenn hier geöffnet wird, so kommt man zunächst in den alten Keller, wo des Herrn Grafen verstorbener Vater seine Keltern aufgestellt hatte – denn er wollte an den schrägen Abhängen der nächsten Hügel mit aller Gewalt Wein bauen. Weil aber der so gewonnene Wein nicht genießbar war, ließ er aus Aerger die Keltern zerschlagen und den Keller von außen zumauern. Von der andern Seite stieß der lange Stollen auf den Keller, der schon vor ein paar Hundert Jahren gegraben wurde und damals Silber- und Kupfererz geliefert haben soll. Am Ende des Parkes theilt er sich in zwei Arme, von denen der eine nach den sieben Fichten hinläuft und der andere unter der Heidenlehne endigt.«

Der Schäfer warf dem Schulzen einen mißbilligenden Blick zu. Da wichen die ersten Steine in der Wölbung und der Ruf einer klagenden Frauenstimme ward deutlich vernehmbar, doch schien die Rufende ziemlich weit

entfernt zu sein. Gleich darauf ging das Rufen in ein deutliches Lachen über . . . Anton und Horatio traten bestürzt zurück.

»Sollte diese furchtbare Feuersbrunst ein Geheimniß an den Tag bringen, vielleicht gar ein Verbrechen entdecken helfen? . . .« sprach Horatio.

»Es hat ganz den Anschein dazu,« erwiderte Anton. »Es war dasselbe Lachen, das ich in der Feengruft hörte . . .«

»Und dem ich nachging, weil ich es früher auch auf Rothstein vernommen hatte,« fügte Horatio hinzu.

Die Oeffnung war groß genug, um einigen Personen Eintritt zu gewähren, aber der Raum, über welchem noch das Feuer schwebte, war finster . . . Man rief nach Fackeln und Laternen . . . Abermals klang aus der unheimlichen Tiefe herauf Stöhnen und Lachen. Eine dumpfe Stille trat ein, die nur von dem Geprassel des Feuers unterbrochen ward . . .

»Das ist der böse Geist, der mich verfolgte, bis sie mir leibhaftig erschien,« ließ sich jetzt die Stimme des Grafen vernehmen, der, von Tobias Helfer und Andrea geführt, baarhäuptig, mit stark versengtem Bart, wieder auf der Brandstätte erschien. Er hatte sich nicht länger zurückhalten lassen, und Gewalt gegen den geistesschwachen Mann, der viele sinnlose oder doch für Tobias unverständliche Aeußerungen that, wollte der Schulhalter nicht brauchen. »Die Flamme peinigt ihn; er ruft um Hilfe . . .«

Viele umringten den Grafen, dessen Zustand den Meisten Mitleid einflößte. Graf Jermak und Fürst Gudunow

beobachteten die unheimliche Gestalt mit dem fast haarlosen Kopfe und den brennenden, unstäten Augen ebenfalls voll Theilnahme. Sie wollten sich mit einer Frage an Horatio wenden, dieser aber war, ohne auf Leuchten zu warten, muthvoll mit dem Schäfer in den Keller hinabgestiegen . . . Clemens faßte die Hand des jungen Barons.

»Was Sie in der nächsten Minute sehen werden, erschreckt Sie vielleicht,« sprach er – und Horatio fühlte, daß des Schäfers Hand zitterte – »fragen Sie mich aber nicht! Morgen, wenn die Sache zur Sprache kommt, stehe ich Ihnen Rede . . . Ich konnte nicht voraussehen daß der Graf sich selber das eigene Schloß über dem Kopfe anzünden werde! . . .«

Der Keller oder Gang – denn in einen solchen schien man bereits getreten zu sein – war nicht frei von eingedrungenem Rauche und machte mehrmals eine Biegung . . . Horatio ließ sich schweigend von dem Schäfer führen, der in kurzen Pausen ein lautes Halloh rief . . . Es erfolgte keine Antwort.

»Das arme Geschöpf glaubt in Feindes Hände zu fallen,« sprach er nach einer Weile und hemmte seine Schritte. »Ich muß zu meinem letzten Mittel greifen, sonst könnte sie doch noch im Qualme ersticken . . . Eudoxia! Eudoxia! Dein Pfleger und Rächer sucht Dich! . . .«

Horatio vernahm in unmittelbarer Nähe leises Weinen; es bewegte sich etwas Weißes, Schimmerndes in der Finsterniß, und bald erblickte er die Umrisse einer Frauengestalt, die ein Diadem oder etwas dem Aehnliches zu

tragen schien ... Der Schäfer legte seinen Arm um die Wankende, die keinen Widerstand leistete.

»Das Schloß steht in Flammen,« sagte Clemens zu der in schimmerndes Weiß gekleideten Frau, die Horatio mit fragendem Blicke musterte, »nur auf diesem Wege war noch Rettung möglich ... Der Ausgang zum Schlosse ist von innen verschüttet ...«

Der Eingang zum Keller war erreicht. Horatio kletterte zuerst aus der Tiefe herauf und reichte der ihm folgenden Unbekannten die Hand ... Der seltsame Kopfputz der schlanken Dame, reich mit Edelsteinen besetzt, ihr bleiches, tief melancholisches Gesicht, das noch immer Spuren ehemaliger Schönheit zeigte, und das starke graue Haar, das in natürlichen Locken unter dem Kopfputze hervordrang, machten auf alle Umstehenden einen tiefen Eindruck ... Es ward still im weiten Kreise, nur das Feuer prasselte noch und unterbrach das erwartungsvolle Schweigen ... Aller Augen waren auf den Schäfer und die Gerettete gerichtet, die Niemand kannte ...

Plötzlich stürzte der Graf, der einige Augenblicke an der Körperlichkeit der Erscheinung, die ihm schon einmal begegnet war, zweifeln mochte, auf den Schäfer zu, erfaßte dessen Hand, streckte die andere nach der Geretteten aus und sagte, vor ihr zusammenbrechend:

»Clemens, sie lebt? ... Sie ist nicht umgekommen mit all' den Uebrigen? ... Eudoxia! Eudoxia! ...«

»Graf Achim von Rothstein!« lallte die Gerettete und faltete über dem vor ihr Knieenden die Hände. »Du hast mich sehr unglücklich gemacht! ...«

Sie wollte neben dem Bewußtlosen niederknien, die Hand des Fürsten Gudunow aber, der schnell herantrat, verhinderte sie daran.

»Ueberlassen Sie diesen Mann seinen Dienern,« sprach der Fürst. »Der Name, den Sie tragen, klopft an mein Herz ... Ich hatte eine Schwester, die auch Eudoxia hieß ... Sie bedürfen der Pflege ... Baron Horatio von Alteneck läßt Sie bitten, einstweilen bei ihm oder seinen Verwandten Wohnung zu nehmen ... Sie sind Russin. Auch ich nenne Rußland mein Vaterland. Auf Schloß Bork werde ich Ihnen die Geschichte meiner unglücklichen Schwester erzählen ... «

Graf von Rothstein ward in bewußtlosem Zustande aufgehoben.

»Bringt ihn in meine Wohnung!« sagte der alte Tobias. »Er bedarf liebevoller Pflege, und warum soll ich ihm nicht wohlthun, weil er an mir und meinen Kindern nicht immer recht gehandelt hat? ... «

Er verließ mit Andrea, die Horatio nur flüchtig begrüßen konnte, die Brandstätte. Auf einer Tragbahre trugen Bediente des Schlosses den bewußtlosen Grafen fort.

Die Gerettete, welche vor Schreck über das jüngst Erlebte die Sprache verloren zu haben schien, fuhr in Begleitung Horatio's und des Schäfers, welcher trocken, aber bestimmt und entschlossen sagte: »Ich muß mich rechtfertigen und Licht in diese Finsterniß bringen,« im Flammenscheine des langsam in sich selbst erlöschenden Feuers nach Schloß Bork.

DRITTES BUCH.

1. GESPRÄCHE UND MEINUNGSUSTAUSCHE.

Kanonikus Moosdörfer war auf einer seiner Rundreisen begriffen, die er des Jahres zweimal im Auftrage des Bischofs durch die Grenzdistricte machte, um sich über das Verhalten der an einigen Orten stark gemischten Bevölkerung zur katholischen Kirche möglichst genau zu informiren. Erlaubten es dem Prälaten die Verhältnisse, so kehrte er bei seinem Bruder nach Beendigung der Inspection gewöhnlich auf einige Tage ein.

Der Bleicher und seine Frau sahen den Kanonikus gern kommen, denn er brachte nicht nur Trost, er brachte auch geistige Bewegung in das für gewöhnlich sehr monotone Leben des thätigen Geschäftsmannes. Diese Monotonie fühlte Donatus freilich nur selten, weil er niemals Zeit hatte; desto mehr aber litt Josephine darunter, die in ihrer Einsamkeit fortwährend an das schreckliche Ereigniß während der ersten Jahre ihrer sonst so glücklichen Ehe dachte und nicht aufhörte, ihre verlorenen Kinder zu beweinen.

Seit Jahr und Tag schmerzte diese Wunde Josephine wieder heftiger als vor längerer Zeit. Die Bekenntnisse des alten Wachholder-Brühs, der noch immer als Büßender im Hause des Kanonikus lebte und mechanisch Alles ohne Murren that, was der vornehme Geistliche ihm auftrug, wollten nicht mehr verhallen in dem Herzen der Mutter . . . Ihr Sohn Gotthold lebte – das war kaum mehr in Zweifel zu ziehen – und sie sollte ihn nicht sehen, nicht

noch einmal umarmen! . . . Die Sendlinge Moosdörfer's, die ausgegangen waren, den Verschollenen aufzusuchen, hatten erst schriftlich, dann mündlich die Meldung zurückgebracht, der Gesuchte sei in England gesehen worden, er weile unbedingt noch im britischen Inselreiche, man habe jedoch augenblicklich seine Spur verloren, weil er höchst wahrscheinlich für kurze Zeit mit Fremden aus Amerika als Dolmetscher eine Tour durch Europa mache.

In so allgemeinen Ausdrücken ungefähr hatte Donatus Moosdörfer seinem geistlichen Bruder von den Ergebnissen Mittheilung gemacht, welche die Reise Georg's und Anton's lieferten. Josephine vermochte daraus für sich keinen Trost zu schöpfen, sie zehrte ihre Körper- und Seelenkräfte nur immer mehr durch fruchtloses Hoffen auf. Da fiel der Besuch des Kanonikus wie ein belebender warmer Sonnenstrahl in das öde, kalte Leben der kinderlosen Mutter.

Aloysius Moosdörfer, der wie Donatus stets ein freundliches Gesicht zeigte, auch wenn er Ursache hatte, recht traurig zu sein, trat mit hellem, heiterm Auge in das Haus des Bleichers. An seinem Aussehen, seinem herzlichen Gruße erkannte Josephine, daß ihrem Schwager Erfreuliches begegnet sein müsse! . . . Vielleicht hatte er ihr eine Meldung zu machen, aus der sie Erquickung und Ruhe für ihre Seele schöpfen konnte! . . . Gern hätte sie eine darauf bezügliche Frage an ihn gerichtet, aber sie unterließ es, weil ihr vor einer unbefriedigenden Antwort bangte . . .

Kanonikus Moosdörfer begann mit seinem Bruder oder dessen Frau erst dann vertraulich zu plaudern, wenn er seinen großen Meerschaumkopf mit bestem Kanaster gefüllt und tüchtig in Brand gesetzt hatte. Mit rechtem Genuß rauchend, liebte er es dann im Zimmer langsam auf und nieder zu gehen, sich manchmal mit dem Rücken gegen eins der Fenster zu lehnen und zu hören oder zu erzählen.

Der Bleicher blieb ruhig in seinem Comptoir, wenn der geistliche Bruder zu ihm kam. Er begrüßte ihn mit einem Kusse und suchte ihn erst bei Josephine auf, wenn seine Geschäfte beendet waren.

Auch diesmal wurde Donatus ziemlich lange im Comptoir festgehalten. Außerdem wollte ihm die Arbeit der schwülen Hitze wegen nicht recht von der Hand gehen. Er kam erst, als der Kanonikus seine Friedenspfeife, wie er sich ausdrückte, mit vielem Behagen ausgeraucht hatte.

Der Bleicher fand die Luft in dem von narkotischem Rauch erfüllten Zimmer nicht angenehm. Er öffnete daher schnell alle Fenster, obwohl Josephine gegen Zug äußerst empfindlich war, und sagte:

»Nur auf wenige Augenblicke, liebe Seele! Mein Herr Bruder hat uns da mit seiner Friedenspfeife gar zu viel blauen Dunst vorgemacht! . . . «

Der Kanonikus klopfte die Pfeife aus, indem er lächelnd versetzte: »Ihr wollt es ja doch allesammt nicht anders haben, wenn man Euch fest und nebenbei auch

ein wenig im Zaume halten soll! ... Sobald die belebenden Düfte Euer Gehirn afficiren, erdet Ihr aufmerksam, begriffsfähig, andächtig und wohl auch gläubig! ... Wirf die Lippe nicht auf, Bruder Donatus, ich mein' es gut mit Dir und allen Menschen, und ich mag Deine runden Wänglein lieber mit Grübchen darin als mit Kummer- oder Mißbilligungsfalten überwoben sehen! ... Bist Du endlich fertig mit Rechnen und Zählen, möchte ich wohl erzählen, vorausgesetzt, daß Ihr bereit seid, mich anzuhören ... Meine Correspondenz hat neuerdings größere Dimensionen angenommen. Sogar mit dem erzprotestantischen nüchternen Norden, wo Deine Geschäftsfreunde zu Hause sind und allgewaltig herrschend ihre Merkuriusstäbe schwingen, bin ich in Verbindung getreten.«

»Wie geht das zu, lieber Bruder?« fragte Donatus. »Man liebt unsere Kirche im Norden, so viel ich weiß, nicht, denn man ist gar zu geneigt, jeden schwarzen, von oben bis unten zugeknöpften Chorrock für das Gewand eines Jesuiten zu halten ... «

»Laß uns niedersitzen, Bruder, und uns verständigen,« fuhr der Kanonikus fort. »Meine liebe Schwägerin wird sich, das weiß ich im Voraus, sogleich auf meine Seite schlagen ... «

Der Bleicher war gern bereit, dem Vorschlage seines geistlichen Bruders Folge zu leisten.

»Daß man, wie Du behauptest, unsere Kirche im Norden nicht eben liebt, mag richtig sein,« hob der Kanonikus an. »Man kann unmöglich lieben, was man nicht kennt; allein man ignorirt uns wenigstens auch nicht,

und das haben wir unserer Einigkeit zu verdanken ... Wir würden sogar viele Proselyten auch unter jenen nüchternen Stammesverwandten machen, wenn wir unseren vielen und schönen Dogmen noch ein neues zufügten! ...«

»Das fehlte noch!« rief Donatus. »Die Last der Dogmen zu erleichtern, würde verdienstlicher sein ...«

»Je nachdem,« fuhr der Kanonikus fort. »Das Eine oder Andere möchte entbehrt werden können, wenn es den schönen harmonischen Aufbau nicht störte und den Grundpfeiler desselben, unsere Einigkeit, nicht untergrübe. Das Dogma jedoch, das ich meine, fehlt unserer Kirche wirklich noch, und darin liegt ihre größte Schwäche! ...«

»Sie machen mich neugierig, gelehrter Herr Schwager,« fiel Josephine ein.

»Glaub's gern, und darum will ich, obwohl Ihr uneingeweihte Laien seid und in kirchlichen Dingen keine Stimme habt, meine Meinung frei heraus sagen: uns fehlt das Dogma der Toleranz! ...«

»Herr Schwager, wenn nun die Wände Ohren hätten!« sprach Josephine und hob drohend den Finger gegen den fein lächelnden Kanonikus ...

»Man wird Dir alle Correspondenz mit nüchternen Protestanten verbieten müssen,« sagte Donatus Moosdörfer, »sonst kannst Du mit Deinen unkanonischen Rechtsansichten das eigene heilige Haus in gefährlichster Weise bombardiren! ...«

»Du hältst mich für sehr schlimm, lieber Bruder,« entgegnete der Kanonikus. »Ich sage nicht, daß ich mit unseren kirchlichen Gegnern correspondire, sondern nur mit dem Norden, in welchem unsere Gegner vorzugsweise seßhaft sind ... Bekanntlich giebt, wie das ganz richtig ist, die Kirche nichts auf, wie sie auch keine verirrte Seele als ihr immer verloren gegangen betrachtet ... Seufzen Sie nicht, liebe Schwägerin, der Himmel wölbt sich über Aller Häupter, und über denen der Bekümmerten am höchsten und durchsichtigsten! ... Nun, lieber Bruder, daraus folgt, daß wir auch den von uns abgefallenen Norden noch immer als unsere Provinz betrachten, die wieder zu erobern Aufgabe aller wahren Freunde der Einheit und Stärke sein muß. Zu diesem Behufe hat die Kirche ihre Vorposten, die nordischen Missionen, mitten in das gegnerische Land gestellt, wo sie Hütten bauen, so gut es gehen mag ... Und es geht gut, lieber Bruder und liebe Schwägerin, es geht sehr gut, weil ... «

Aloysius blickte lächelnd bald auf Josephine, bald auf Donatus.

»Weil bei diesen entlegenen Vorposten die schärfste Waffe, um jeden Angriff von ihnen fern zu halten, das Dogma von der heiligen Toleranz ist! ... «

»Von dem die Kirche nichts wissen will? ... «

»Das sie ignorirt, lieber Bruder, und das in Folge dessen vortreffliche, viel versprechende Früchte trägt! ... Beweis für diese Behauptung ist die Zuschrift, welche ich erst kürzlich von einem der klügsten Vorsteher jener kleinen Gemeinden erhalten habe ... Ich läugne nicht, daß

mich die darin enthaltene Mittheilung außerordentlich überraschte, weit mehr aber noch hat sie mich gefreut, ja ich darf sagen, – beglückt, denn es ist darin der Weg angedeutet, den wir Alle einschlagen müssen, sollen wir dereinst einig und durch Einigkeit stark und unüberwindlich werden.«

»Worin besteht die Mittheilung, welche Du für so wichtig hältst?« fragte der Bleicher.

»Es hat sich ein Verein von Männern und Frauen gebildet, der es sich zur Aufgabe macht, Menschen aus allerlei Volk, welche das Leben gleichsam moralisch verschleiß, anzusuchen und der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben,« fuhr der Kanonikus fort. »Der Gedanke, man sammle Seelen für den Himmel, wenn man dem Gesunkenen, moralisch oder geistig Verkümmerten zunächst der Erde mit ihren aus der Cultur hervorgegangenen Einrichtungen, die immer nur das Gute bezwecken, wiedergebe, ist ein richtiger und tief sittlicher. Die Gesellschaft, deren Schooß er entsprungen, bezeichnet ihn als human. Auch diese Bezeichnung kann man gelten lassen, obwohl sie den Gedanken selbst lange nicht erschöpft . . . Dieser ist seinem Ursprunge nach christlich, denn er will das Wort des Welterlösers: ›Was Ihr dem Geringsten von diesen thut, das habt Ihr mir gethan!‹ praktisch auf das Leben anwenden . . . Gewiß, das ist edel und schön, und wer seine Mitmenschen lieb hat, muß Sorge tragen, daß sich diesem Vereine recht Viele anschließen . . . Der Wille dazu ist offenbar vorhanden, denn die Gründer desselben sind einig unter sich geworden über ein großes Princip,

welches demselben als Basis dienen soll. Dies Princip ist die weitgehendste Toleranz! . . . «

»Du wirst gebeten, Dich ausführlicher darüber auszusprechen,« unterbrach Donatus seinen Bruder.

»Das ist mein Zweck und die nächste Veranlassung zu meinem diesmaligen Besuche . . . Aus Toleranz hat der Verein den großen Entschluß zu fassen vermocht, wahrhaft christlich zu handeln, das heißt er ist so vorurtheilsfrei, daß er diejenigen, welche er retten will, nicht erst nach Abkunft und Religion fragt, sondern ihnen die Hand reicht, weil sie der Hilfe bedürfen . . . *Ich* nenne das christlich, der *Verein für Mühselige und Beladene* zieht das Wort human vor und thut vielleicht recht daran. Denn unter dem Schirmdache der Humanität finden sich zum Wohlthun die Bekenner der verschiedensten Religionen zusammen. Der weltumfassende Liebestempel des Christenthums würde noch mehr Raum für Wohlthuende haben, gäbe es nicht so Viele, die sich einzutreten scheuen, und Andere, die ihn fürchten, weil sie das Heiligthum in seinem Innern nicht kennen lernen wollen! . . . Könnten wir nun da nicht unsere Zuflucht zu der Friedensfahne nehmen, auf deren weißem Grunde mit goldenen Buchstaben das große Versöhnungswort Toleranz geschrieben steht, und sie aufpflanzen auf der Kuppel unseres Vereinstempels, so würden wir sehr übel daran sein und wahrscheinlich wenig, nur für Wenige und immer einseitig wirken. Die Toleranz erweitert den Wirkungskreis über die Welt und baut uns Brücken über Ströme und Meere! . . . Diesem Dogma der Toleranz, das in unserer Kirche

noch nicht allgemein zur Geltung gekommen ist, werden wir es zu danken haben, wenn wir den erhabenen Gedanken von der Erlösung der Menschheit in Gemeinschaft mit Juden, mit Sectirern aller Art, mit sogenannten Pietisten, Baptisten, Zioniten, Irr- und Ungläubigen immer weiter denken und dadurch die Gesellen des Satan in ihrer weltvernichtenden Arbeit immerdar stören! . . . «

Der Kanonikus überreichte seiner Schwägerin ein kleines Heft, indem er fortfuhr:

»Studiren Sie, was diese wenigen Zeilen enthalten, und handeln Sie alsdann danach! . . . Ich glaube, wir thun ein sehr gutes Werk, wenn wir uns auch mit unter das Schirmdach der Humanität zu den Vielen stellen, die sich schon daselbst zusammengefunden haben . . . Unser hochwürdiger Bischof ist derselben Meinung, obwohl dem Vereine zwei orthodoxe Rabbiner, verschiedene sogenannte neumodische Juden, eine Anzahl protestantischer Rationalisten, ein Mennonit, drei Altlutheraner und eine ganze Menge Lichtfreunde angehören, unter denen es wieder Viele giebt, welche das Christenthum für einen überwundenen Standpunkt halten! . . . «

Josephine hatte in dem Hefte geblättert. Ihre Augen glänzten, und auf ihr bleiches Gesicht trat ein Hauch von Röthe.

»Gründer dieses Vereins sind ja Frauen,« sprach sie, »und Frauen, von denen auch ich einige dem Namen nach kenne! . . . «

»Du?« fiel Donatus ein und griff nach dem Hefte. »Wie ist das möglich? . . . «

»Es geht sehr einfach zu, lieber Bruder,« sagte der Kanonikus. »Mittelpunkt des Vereins ist Hamburg, eine Stadt, wo derartige Institute viel mehr noth thun mögen als in kleinen Städten des Binnenlandes, wo es zwar auch nicht an Noth, Kummer und Elend fehlt, wo aber der Böse – um mich so auszudrücken – nicht ein so ausgiebiges Feld findet, um seine verlockenden Fangnetze zu stellen . . . «

»In der That, es ist so!« sprach Donatus, und in seinen rundlichen Wangen wurden die kleinen Grübchen sichtbar, die sich immer zeigten, wenn er recht zufrieden lächelte. »Da steht Frau Hebe Medenspang, die ehrbare Hausfrau meines würdigen Geschäftsfreundes Johann Matthias Medenspang, und die Spitze, gleichsam das Haupt des Vereines, scheint Frau Theodora Kranzberg zu bilden, von der ich erst durch unsere Abgesandten gehört habe . . . «

Moosdörfer seufzte dabei, setzte aber sogleich hinzu:

»Diese Madame Kranzberg muß etwas ungemein Bestechendes haben. Sowohl Herr Rauerz, den Du ja auch kennst, wie der muntere Anton Wacker, dem der Student noch immer in Haupt und Gliedern spukt, schreiben ganz begeistert von ihr. Nur können sich Beide nicht genug wundern, daß die noch junge und sehr hübsche Frau einen alten Mann hat heirathen können, der – wie ebenfalls Beide in Erfahrung gebracht haben – ein orthodoxer Altlutheraner ist! . . . «

Der Kanonikus lächelte und machte seinen Bruder aufmerksam auf die Hauptpunkte in den Statuten.

»Toleranz, lieber Bruder, nichts weiter als wahre Toleranz, oder fleischgewordenes ächtes Christenthum, gereinigt von allen Schlacken menschlichen Beiwerks! . . . Ich kenne von allen diesen vielen Namen nur einzelne, von Person ist mir nicht einmal der Prediger bekannt, der mir die Sache communicirt hat. Es sind aber feine Köpfe und Herzen, überströmend von wahrer Christen- und Menschenliebe, aus denen dieser Verein entsprang.«

»Hast Du die Absicht, ihm beizutreten?« fragte der Bleicher seinen geistlichen Bruder.

»Es würde sehr engherzig sein, weigerten wir uns, ein solches Werk der Liebe, die wir Priester alle predigen, fördern zu helfen,« entgegnete der Kanonikus. »Was ich für gut halte, dem schliesse ich mich an, mag es mir Feind oder Freund bieten. Ich hoffe sogar, daß schon eine Persönlichkeit gefunden ist, dies sich in dem neuen Humanitätstempel aus tiefer Versunkenheit wieder emporarbeiten wird zu einem menschenwürdigen Dasein. Du kennst diese Person, lieber Bruder! . . . «

»Doch kann ich sie nicht errathen . . . «

»Der stille Büsser Brühs! . . . «

»Der Verführer unseres verlorenen Sohnes! . . . «

»Den wir nicht verloren geben wollten, wie der Verein für Mühselige und Beladene auch die noch nicht verloren giebt, die sich aus sittlicher Schwachheit selbst schon aufgegeben haben . . . «

Josephine verhüllte ihr Gesicht. Donatus Moosdörfern jagte die innere Bewegung von seinem Stuhle.

»Weiß der jammervolle Mann schon um den Verein?« fragte er.

»Ich selbst machte ihn aufmerksam auf das Institut, indem ich ihm empfahl, sich mit dem Inhalt der Statuten und dem Zwecke des Vereins bekannt zu machen. Als dies geschehen war, küßte er mir die Hände und bat mich flehentlich, mich für ihn wegen Aufnahme in die Anstalt, sobald sie wirklich in's Leben getreten sei, zu verwenden . . . «

»Und Du hast zugesagt?« fragte Donatus.

»Du würdest dasselbe gethan haben,« versetzte der Kanonikus.

Moosdörfer schlug sein Haupt zum Himmel empor und faltete die Hände. Es war ihm anzusehen, daß er in Begriff stand, einen wichtigen Entschluß zu fassen . . . Ganz leicht mochte ihm dieser nicht werden; aber der Bleicher war ein willensstarker Mann, der ein Ziel, das er einmal in's Auge gefaßt hatte, nicht wieder aufgab . . . Nach einer längeren Pause umarmte er Josephine und küßte ihr Stirn und Augen.

»Ich hab' es Dir gelobt, gute Seele, nach so langem Suchen endlich selbst einen Schritt zu thun, der hoffentlich nicht ganz vergeblich sein wird,« sprach er. »Wenn nun der Mann an meiner Seite sitzt, auf dessen Gewissen der Fluch des Kummers lastet, der mich drückt und Dir alle Freuden des Lebens vergällt hat, wird der Eifer in mir stärker, der Wille kräftiger werden . . . Vielleicht wäre es ja auch möglich, daß das Auge des Frevlers an Schärfe selbst den Blick des mit Angst und Unruhe suchenden

Vaters überträte . . . Ja, Bruder Kanonikus, der unglückliche soll nicht an der Schwelle des Thores verschmachten, hinter welchem die Liebe ihm Trost und Erquickung bietet, er soll hineintreten und finden, was er sucht, und ich selbst, den er so schwer gekränkt, so maßlos betrübt hat, ich selbst will sein Geleitsmann werden . . . Das sei mein erster Beitrag, den ich dem Vereine für Mühselige und Beladene sende! . . .«

Der Kanonikus fuhr sich mit der Hand über die Augen.

»Ich wußte, daß Du nicht nein sagen würdest,« versetzte er, »zur Ausübung so großen Edelmuthes aber hielt ich Dich doch nicht für stark genug! . . . O ja, liebe Schwägerin – fuhr er zu Josephine gewandt fort – wir Priester können gar oft von Laien lernen, wie wir sein sollten, wenn die Weihen uns auch wirkliche Kraft und priesterliche Heiligung verliehen. Leider achten wir zu selten darauf! . . . Bruder Donatus ist ein tüchtiger Mensch, denn wer denen wohlthut, die ihn beleidigten, in dessen Herzen trägt die Lehre von der Liebe, welche die Welt versöhnt und erlöst, die herrlichsten Früchte! . . . Ich hätte wohl Ursache, stolz zu sein auf solchen Bruder, dem Priester aber geziemet Demuth, und darum sage ich nur: er hat das Rechte erwählt, und wer ihn liebt, muß ihn in seinem Entschlusse bestärken! . . .«

Nach dieser Unterredung kam über die Brüder wie über Josephine eine Ruhe und Zufriedenheit, wie der unverdorbene Mensch sie immer empfindet, wenn die Vernunft über die Leidenschaft gesiegt hat. Wer sich selbst genug thut, der läutert sein Herz; ein geläutertes Herz

aber klopft ruhig, wenn es auch die Herberge vieler Sorgen und schwerer Bekümmernisse ist . . .

Man kam auf Comtesse von Allgramm zu sprechen, von welcher der Kanonikus vor nicht langer Zeit einen längeren Brief erhalten hatte, der ihn nach Schloß Bork einlud.

»Diese begabte junge Dame ist ein Charakter voller Widersprüche,« sagte er. »Zwar traue ich mir einige Menschenkenntniß zu, wenn ich aber zwei Tage mit diesem quecksilbernen Geschöpf verkehre, kann ich irre werden an mir und an ihr . . . Jetzt bezaubernd liebenswürdig, kann sie im nächsten Augenblicke schon so abstoßend launenhaft sein, daß man ihr die kleinen weißen Ohrläppchen zupfen oder sie nasenstübern möchte! . . . Dann ist sie bald religiös wie eine Beguine, bald wieder voll Spott und Sarkasmus, als wäre Voltaire ihr Hauslehrer gewesen! . . . Heute feiert und preist dieses Räthsel in Frauengestalt die Kunst als eine Emanation des göttlichen Geistes, morgen zeigt sie sich in einer Stimmung, die mich glauben läßt, sie könne plötzlich einmal ein Rüstzeug unserer Kirche werden . . . Und bei dem Allen besitzt sie eine unverwüstliche Lebenskraft und einen unverwüstlichen Fonds von Gutmüthigkeit und Liebe! . . . Dennoch halte ich sie nicht für glücklich . . .«

»Comtesse Allgramm müßte sich vermählen,« meinte Josephine. – »Man sieht nicht recht ein, weshalb sie so lange zögert . . . Eine Wahl zu treffen, müßte ihr doch leicht fallen . . . Es kann ihr ja Niemand Vorschriften machen! . . .«

»Vielleicht macht diese ihr nur das eigene Herz,« erwiderte der Kanonikus. »Wählen ist leicht, sich aber beim Wählen nicht irren, dazu gehört Kunst und ein Blick, der nur Dichtern und Propheten eigen ist, wenn sich ihnen momentan die Zukunft oder der Himmel mit seinen ewigen und unerforschten Geheimnissen aufthut! . . . «

Ueber diesen Gesprächen war es dunkel geworden. Josephine traf Anstalten für den Abendtisch und beordnete den Lieblingswein ihres Schwagers, da sie wußte, daß derselbe nach dem Abendbrod gern noch in gemüthlicher Ruhe einige Gläser mit Donatus trank, der ja auch kein Verächter der Gaben des Weinstocks war.

Josephine zog sich bald zurück, um nach den Aufregungen der letzten Stunden sich der Ruhe hingeben zu können. Die Brüder blieben allein, und Donatus wollte eben eine den Grafen von Rothstein betreffende Frage des Kanonikus beantworten, als der Oberaufseher der Bleiche ihm die Mittheilung von dem Ausbruche eines großen Feuers machte.

In kleinen Orten und offenen Landstädtchen ist Jeder bis zu einem gewissen Grade neugierig. Feuersbrünste insbesondere setzen, auch wenn sie weit entfernt sind, Alles in Bewegung, und da der Oberaufseher hinzufügte, man werde auf dem höchsten Punkte der Bleiche, die sich über eine langsam ansteigende Bergwiese ausbreitete, den Herd des Feuers wahrscheinlich erblicken können, standen Donatus Moosdörfer und sein Bruder bald an der bezeichneten Stelle. Eine feste Meinung jedoch

über den Ort des Brandes vermochte selbst der Bleicher sich nicht zu bilden.

Der vorliegende Wald beengte die Aussicht; man sah keine Flamme, sondern nur den Gluthschein der Feuer säule am dunsterfüllten Nachthimmel, und da auch die Entfernung sich nicht festsetzen ließ, so stellte man nur Vermuthungen auf. An Schloß Rothstein jedoch dachte Niemand.

Der heftigen Gluth wegen, welche den Himmel immer stärker röthete, rasselte nach halbstündigem Zögern auch noch eine Spritze durch die stillen Gassen des Städtchens. Donatus kehrte mit seinem Bruder zurück in's Haus und blieb noch bis gegen Mitternacht bei lebhafter Unterhaltung mit ihm zusammen. Als sie einander endlich gute Nacht boten, war die nördliche Hälfte des Himmels noch eben so stark geröthet wie vor zwei Stunden.

2. NACH DEM BRANDE.

In den ersten Nachmittagsstunden des nächsten Tages brachten Landleute die Kunde, Schloß Rothstein sei gänzlich niedergebrannt. Um die Gluth, welche noch in den großen Kellern und Gewölben fortwüthe, völlig zu ersticken, würden noch Tage vergehen. Gerettet habe man nur die Wirthschaftsgebäude, der riesenhafte Schloßbau selbst sei zerstört bis auf wenige geschwärzte Mauerreste! ...

Moosdörfer wollte diesem Gerücht anfangs keinen Glauben schenken, weil er den Brand des Schlosses Rothstein einfach für unmöglich hielt. Diese Ansicht sprach er auch gegen seinen Bruder aus.

»Wie soll denn in Rothstein Feuer aufkommen?« sagte er. »Das Schloß ist alt und von gewaltig durabler Bauart ... Das zündet man nicht mit einem Stück glimmenden salpeterisirten Schwamm oder mit einem Schwefelfaden an ... Und dann wohnen ja außer dem Grafen nur etwa ein halbes Dutzend Leute darin ... Es müßte schon der Geist, welcher darin hausen soll, aus Aerger darüber, daß er nicht zur Ruhe kommen kann, ein Uebriges gethan und an mehreren Stellen zugleich Zündstoff angehäuft und diesen mit Vorbedacht in Brand gesteckt haben ...«

Als nun aber die Nachricht durch Personen, welche Augenzeugen des Brandes gewesen waren, ihre Bestätigung fand, gerieth der Bleicher in große Bestürzung ... Er fürchtete, der eigensinnige Graf, welcher neuen Einrichtungen, die von Bürgerlichen in's Leben gerufen wurden, aus altadeligem Hochmuth wenig Beachtung schenkte, möge nicht versichert gewesen sein, und in diesem Falle konnten ihn schwere Verluste treffen ... Zwar äußerte Donatus seine Besorgnisse gegen Niemand; wer ihn aber genauer kannte, dem mußte das zerstreute Wesen und das stille Versunkensein in sich selbst auffallen, das der geängstigte Geschäftsmann am wenigsten vor Josephine und seinem Bruder geheim halten konnte.

Spät Abends erhielt Moosdörfer bereits directe Nachricht, und zwar in einem Briefe des Amtsschreibers auf Alteneck. Ehrenschild schrieb dem Bleicher:

»Werther Herr Moosdörfer!

Was ich im Winter gesprächsweise Ihnen andeutete, scheint auf schreckliche Weise sich verwirklichen zu wollen. Seit heute Morgen ist Schloß Rothstein ein dampfender, zum Theil noch glühender Schutthaufen! . . . An verschiedenen Stellen süd- und nordwärts vom Schlosse ist die Erde geborsten, Rauch wirbelt aus den finsternen Spalten, und Flammen knistern in der Tiefe! . . . Verstehen Sie das? . . . Bezweifle es! . . . Wenn Sie aber, was ich erwarte, unverweilt nach Alteneck kommen, will ich Ihnen reinen Wein einschenken! . . . Ich sage Ihnen, Gott läßt furchtbare Thaten geschehen auf Erden und wartet länger, als nach menschlichem Ermessen gut ist, ehe er mit Feuer und Schwert unter das heimtückische Otterngezücht fährt oder ihnen beides in die Hände giebt, damit sie sich selbst ausräuchern oder massakriren, was criminalistisch betrachtet auf Eins hinausläuft! . . . Graf Achim von Rothstein liegt im Sterben – wenigstens sieht er aus, als sitze ihm der Tod leibhaftig im Nacken – und was sonst noch geschehen ist, läßt sich in der Kürze gar nicht erzählen! . . . Mir schwirrt der Kopf, als streiche Organist Helfer die Geige darauf oder phantasire mir Variationen über die Litanei auf der Glasharmonika vor; und selbst der Herr Baron ist, wie er sagt, von der feurigen Affaire tangirt, also, daß er seit gestern Nacht keinen Tropfen Wein mehr über seine Lippen gebracht hat! . . . Behält die

gegenwärtige Stimmung die Oberhand bei dem Baron, so geht am Ende der Wunsch Barbara's noch in Erfüllung. Es ist Alles möglich bei Leuten, die zuerst kein Gewissen, und später, wenn der Tanzboden des wilden Lebens in's Wackeln geräth, keinen Halt haben! . . . Solche Leute machen die verrücktesten Streiche, wenn sie nicht zufällig den Hals brechen oder sich bei Zeiten aufhängen! . . . Genug, würdigster aller Bleicher, kommen Sie, kommen Sie bald und kommen Sie dreist, damit wir Plane schmieden können, die kein Feuer zerstört, kein Schwert zerhaut! . . . Zu Schaden sollen Sie übrigens nicht kommen, dafür stehe ich ein, ich', der Criminalist und mittelmäßig besoldete Amtsschreiber auf Alteneck, der sich devotest nennt

Ihr ergebener Ehrenschild.«

Von diesem Schreiben des Amtsschreibers, das wenig Thatsächliches enthielt und offenbar in großer Aufregung abgefaßt war, konnte Moosdörfer sich nicht beruhigt fühlen. Er theilte es Josephine mit und erklärte zugleich, daß er unverzüglich nach Alteneck aufbrechen werde. Seine Zurückkunft hänge von den Umständen ab.

»Ich begleite Dich, lieber Bruder,« sagte der Kanonikus. »Mir bleibt noch Zeit übrig, um Freunde, deren Wohl mir am Herzen liegt, aufzusuchen . . . In Bork war ich noch nicht, und doch hat die Comtesse von Allgramm mich schon dreimal sehr dringend eingeladen. Der Brand von

Rothstein wird auch der schönen Comtesse die glänzenden Augen röthen – denn adeliges Volk hängt doch zusammen wie Kletten – und da ist bisweilen ein nicht erwarteter Besuch gerade der angenehmste! . . . Finde ich die Comtesse in zugänglicher Stimmung, so bin ich bereit, höhere Theologie mit ihr zu treiben . . . An Kopf fehlt es diesem singulären Geschöpf nicht, er ist nur zu stark und zu lang behaart! . . . Du wirst mich verstehen, lieber Bruder! . . . «

Der Bleicher nahm das Anerbieten des Kanonikus, in dem er wenigstens einen unterhaltenden Gefährten hatte, gern an, und schon am andern Tage hielten beide Brüder ihren Einzug auf Alteneck. Zu ihrem Leidwesen trafen sie außer der Dienerschaft Niemand im Schlosse an. Der Baron war schon früh am Tage ohne Begleitung ausgeritten, und der Amtsschreiber hatte bei der Brandstelle zu thun.

»Suchen wir den Herrn, der Dich so sehnlichst zu sprechen wünscht, daselbst auf!« sagte der Kanonikus. »Wir erfahren dann gewiß Näheres über den ganzen Hergang . . . «

»Dazu habe ich keine Lust,« entgegnete Donatus. »Bei der Brandstelle ist Ehrenschild beschäftigt, und in seinem Amtseifer steht er mir schwerlich so Rede, wie ich es wünschen und auch beanspruchen muß . . . Es eilt nicht dergestalt, daß ich nicht einige Stunden oder einen Tag warten könnte . . . Ich schlage vor, uns nach Bork zu wenden . . . Dort treffen wir Horatio von Alteneck und erfahren, was uns zu wissen erwünscht sein dürfte.«

»Du hast zu befehlen, ich mich Deinen Anordnungen zu fügen,« erwiderte der Kanonikus, »denn ich spiele nur die Rolle eines blinden Passagiers.«

Die Brüder bestiegen wieder ihren Wagen und fuhren nach Schloß Bork. Hinter der Heidenlehne, wo die Straße eine breite Höhe überschritt, hatten sie einen freien Blick sowohl auf die rauchenden Trümmer des niedergebrannten Schlosses wie auf ganz Hohen-Rothstein.

»Es ist wirklich, wie Ehrenschild schreibt,« sprach Donatus Moosdörfer und deutete auf die Gegend, »die Erde raucht an verschiedenen Stellen! . . . Wie das möglich ist, mag Gott wissen! . . .«

»Der eifrige und gewissenhafte Amtsschreiber wird nicht eher ruhen, bis er es herausgebracht hat,« erwiderte Aloysius.

»Dabei wird mir bange um den Schäfer Clemens,« sagte der Bleicher. »Denn hat irgend ein Lebender Kenntniß von den Geheimnissen des Schlosses Rothstein, das nun in Trümmern liegt, so ist es dieser Mann! . . .«

Der Kanonikus wagte nicht, mit Fragen in den Bruder zu dringen, der bekümmert neben ihm saß und wohl mehr an Andere als an sich selbst denken mochte . . . Das Gespräch gerieth in's Stocken, und schweigend erreichten die Brüder den Schloßhof von Bork . . .

Beide erschrakten über das Aussehen Horatio's von Alteneck, der ihnen zuerst an der Terrasse entgegen kam . . . Der junge kräftige Mann schien um zehn Jahre älter geworden zu sein.

»Es sind Menschen beim Brande umgekommen!« rief Moosdörfer den Erben von Alteneck an. »Der Graf selbst ...«

»Nein,« unterbrach Horatio den Bleicher, »Menschenleben haben wir zum Glück nicht zu beklagen! ... Auch der Graf lebt, wenn schon in einem höchst bedauernswerthen Zustande ... Nicht das furchtbare Schauspiel des brennenden Schlosses, die Entdeckung, die dabei gemacht wurde, hat meine Nerven angegriffen ... Man bleibt doch immer fühlender, mitempfindender Mensch, wenn man von Natur auch nicht schreckhaft ist ... Erinnern Sie sich noch eines Gespräches in Ihrer Wohnung, Herr Kanonikus – wendete er sich an Moosdörfer's Bruder, – es berührte ein Thema, über das kaum zwei Menschen ganz gleicher Meinung sind? ...«

»Das Thema der Prophezeiung, der Voraussage,« fiel der Kanonikus ein. »Gewiß, ich habe es nicht vergessen ...«

»Nun, Hochwürden,« fuhr Horatio fort, »was ich in den letzten zwei Tagen erlebte, kann einen Schwachkopf zum Narren machen und einen Spötter in einen anbetenden Gläubigen verwandeln! ... Ich glaube jetzt nicht nur, nein, ich bin überzeugt, daß es in jedes einzelnen Menschen Leben Augenblicke giebt, die ihm gestatten, wenn auch nur auf kurze Momente, in die Zukunft zu schauen ... Die Meisten achten nicht auf das, was ihnen in solchen Augenblicken vorkommt, was sie geistig sehen; die Wenigen aber, die nicht leichtsinnig in den Tag hineinleben, sollten das Erschaute, mögen sie auch noch so sehr

davon überrascht werden, treu im Gedächtniß bewahren und ihr Leben danach einrichten! . . . «

»Sie sprechen in Räthseln, Herr Baron,« erwiderte Kanonikus Moosdörfer. »Unser Gespräch über den fraglichen Gegenstand war ein sehr allgemein gehaltenes, besondere Fälle wurden meines Wissens nicht als Beispiele angeführt.«

»Andeutungsweise doch,« fiel Horatio ein. »Aber lassen Sie uns nicht länger hier zögern! Auf der Terrasse giebt es immer etwas Zug, und Sie scheinen echauffirt zu sein . . . Cousine Maximiliane wird Sie empfangen, wie Engel vom Himmel gesendet! . . . Die Last des Irdischen, glaub' ich, hat noch nie früher so schwer auf ihrem fröhlichen Herzen gelegen.«

Die Brüder traten in's Schloß.

»Sie kommen ohne Zweifel von meinem Vater,« fuhr Horatio fort. »Bringen Sie Kunde von dem Grafen? . . . Heute in der Frühe war sein Zustand noch sehr bedenklich . . . «

Donatus Moosdörfer erklärte dem jungen Baron, daß sie weder den Herrn von Alteneck gesprochen hätten, noch den Aufenthalt des Grafen kannten. Ueberhaupt fehle ihnen aller Zusammenhang in den Ereignissen, welche dem Anscheine nach doch eine fest geschlossene Kette zu bilden schienen.

»Sie werden Alles erfahren,« erwiderte Horatio. »Ehe es aber zu Erklärungen und Expectorationen kommen kann, müssen sich erst die aufgeregten Gemüther beruhigt haben . . . «

Eine Thür sprang auf, und Comtesse Maximiliane, ungewöhnlich blaß und ernst, trat den Brüdern entgegen. Der Bleicher gewahrte im Hintergrunde des Zimmers, dessen Thür sich sogleich hinter der Comtesse schloß, eine Dame in dunkler Gewandung, die er für die Gräfin von Allgramm hielt.

»Tausendmal willkommen auf Bork!« sprach Maximiliane, und ihr trübes, schwermüthiges Auge verklärte sich. »Führt Sie die Ahnung her oder der Zufall? ... Jedenfalls hätte ich Sie rufen lassen und bitten, Theil zu nehmen an unserem Kummer, wie Sie Freude und Lust bereitwillig mit uns theilten! ...«

Sie reichte jedem der Brüder eine ihrer Hände und blickte sie mit der offenen Zutraulichkeit eines harmlosen Kindes an. Der Kanonikus fand Maximiliane so verändert in Ausdruck und Wesen, daß er fast in Verlegenheit gerieth. Erst die treuherzig warme Entgegnung seines Bruders: »Das wollen wir, gnädige Comtesse, das wollen wir!« gab ihm seine volle Sicherheit wieder.

»Augenblicklich, meine Herren,« fuhr Maximiliane fort, und ihr lebhaftes Mienenspiel zeigte einen leichten Anflug von scherzhafter Laune, »augenblicklich bin ich nicht Herrin meiner selbst, kann mithin auch nicht Ihre ergebene Dienerin sein! ... Ich überlasse Sie deshalb meinem liebenswürdigen Vetter und den Freunden, in deren Gesellschaft Sie sich nicht langweilen werden, besonders wenn Sie verstehen, die Lippen derselben zum Sprechen zu bewegen ... Ich für mein Theil wünsche

dies, denn ich möchte Sie als Unterrichtete und Eingeweihte wiedersehen . . . Legen Sie also einen Beweis davon ab, Hochwürden, daß Sie ein gesalbter Mann Gottes sind, und erschließen Sie durch ein bittendes Hephata den Mund derer, die nicht der Zufall, sondern die Hand der Vorsehung uns zugeführt hat! . . . «

Mit einem vielsagenden Blick auf Horatio zog sie sich wieder in das nämliche Zimmer zurück, in welchem Donatus Moosdörfer die Gestalt der dunkel gekleideten Dame flüchtig erblickt hatte.

»Verlangt man von mir Wunder?« wendete sich der Kanonikus an den jungen Baron, seine Hand auf dessen Arm legend. »Ich fürchte, daß ich dann schlecht bestehen werde; denn die Zeit der Wunder liegt schon weit hinter uns, weil wir derselben nicht mehr bedürfen . . . «

Sie traten in ein halbrundes, von drei hohen Fenstern erhelltes Gemach, das mit orientalischem Luxus möbliert war. Maximiliane liebte das Reiche, Geschmackvolle, und da sie stets ihren Willen durchzusetzen verstand, so mußte ihre Mutter, wenn auch häufig murrend, zuletzt sich doch fügen.

In diesem hohen, lichten, ja strahlenden Gemache trafen die Brüder mit Fürst Gudunow und Graf Jermak zusammen, die sich lebhaft unterhielten. Nach erfolgter gegenseitiger Vorstellung konnten sich beide Parteien nicht mehr fremd bleiben. Die Brüder Moosdörfer hatten schon viel von den beiden Russen gehört, und diese wußten, in wie enger Beziehung der Kanonikus und der viel beschäftigte Bleicher mit den Häusern Alteneck, Bork und

Rothstein standen. Das Gespräch der Russen ward daher durch den Eintritt der neuen Ankömmlinge nicht unterbrochen, sondern nur mit einigen Erläuterungen zu Ende geführt.

»In die Aussagen und Mittheilungen des alten Mannes, der so Großes für meine arme Schwester gethan hat,« sagte Fürst Gudunow am Schlusse der langen Unterredung, an der auch die Gebrüder Moosdörfer lebhaften Antheil nahmen, »setze ich keinen Zweifel. Seine Angaben sind zu genau, und sein Gedächtniß ist von wunderbarer Treue . . . Sollte er die Verlassene, die außer ihren Juwelen, ihrer Brautkrone und ihren Erinnerungen nichts besaß als den aufopfernden, treuen Freund, der ihr Vater und Bruder ersetzte, der für sie arbeitete, der mit der Hingabe eines liebenden Vaters an ein krankes Kind ihr das Leben so einzurichten suchte, daß sie sich heimisch fühlen konnte: sollte er sie verstoßen? . . . Ihm allein glaubte Eudoxia, ihn allein kannte sie als einen Mann, der muthig für Andere sein Leben läßt . . . Der Graf war todt für die Verlassene . . . Er war ja schon vermählt, als Clemens die mühsam Erhaltene in seinem Niemand zugänglichen Versteck unterbrachte . . . Den Todten konnte sie beweinen, um ihn durfte sie klagen und trauern, oder sich bräutlich schmücken, wenn die Tage wiederkehrten, die sie zurückversetzten in die seligsten Stunden ihres Lebens . . . Konnte, durfte Clemens, da Graf von Rothstein für meine Schwester einmal gestorben war, ihn wieder aufleben lassen, seitdem er wußte, daß ein gegenseitiges Wiedersehen Eudoxia doch nur

den Verstand geraubt oder das Herz gebrochen haben würde? ... Nein, der alte brave Mann steht in meinen Augen vollkommen gerechtfertigt da! ... Er mußte so handeln, wie er gehandelt hat; uns aber liegt jetzt die Pflicht ob, ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen ... Sein weiches Herz, sein milder Sinn, sein sanftes Wort hat die Dämonen immer auf's Neue verscheucht, die sich Eudoxia's so oft bemächtigen wollten und die sie noch jetzt nicht ganz verlassen haben! ... Ihr Geist schwärmt bisweilen, aber ich hoffe, er wird noch zu retten sein und nach dem wirklich erfolgten Tode des Grafen im Schooße ihrer Angehörigen den so lange entbehrten Frieden für immer wiederfinden! ...

Der Hufschlag eines schnell trabenden Pferdes lockte Horatio an's Fenster.

»Es ist Anton Wacker,« sprach er, zu den Freunden gewendet. »Er bringt Nachricht von Tobias Helfer, vielleicht auch von dem Schäfer. Darf ich ihn rufen?«

»Wir bitten dringend darum,« sagte Graf Jermak, dem es noch immer schwer fiel, das Erlebte für wahr zu halten, und dessen Herz nicht ganz frei war von einer Regung des Grolles gegen Eudoxia, die ihn schmerzlos verlassen hatte, um einem Andern, einem Fremden und – Unwürdigen zu folgen! ... Für die Todte würde er gebetet, ihr würde er verziehen haben; die Lebende, die mit ihm unter einem Dache wohnte und ihn nicht mehr kennen durfte, noch einmal wiederzusehen, weigerte er sich mit großer Entschiedenheit.

Horatio ging Anton entgegen. Dieser stieg sprungweise die Treppe herauf.

»Er hat vollendet!« rief der Erstere, als er in das erhitzte Gesicht des Freundes blickte.

»Noch nicht,« versetzte Anton, »doch dürfte er schwerlich den Tag überleben. Tragen die russischen Herren Verlangen, den Grafen noch einmal zu sehen, der gegenwärtig seines Verstandes wieder vollkommen mächtig zu sein scheint, so ist keine Zeit zu verlieren . . . «

»Wir kommen! Wir kommen sogleich!« rief Fürst Gudonow, welcher die letzten Worte Anton Wacker's vernommen hatte, »Ich muß den Aermsten sehen und möchte ihn auch sprechen . . . An der Schwelle der Ewigkeit, unter der kalten Umarmung des Todes pflegen auch Sünder und Frevler die Wahrheit zu sagen . . . «

3. AM STERBELAGER DES GRAFEN.

In dem kleinen Hinterzimmer der Wohnung des Schulhalters, wo der Webstuhl Helfer's stand, war ein Bett aufgeschlagen. Hier ruhte Graf Achim von Rothstein seit der Brandnacht. Das Feuer und die späte Rettung des Grafen aus dem brennenden Schlosse hatten ihn mehr beschädigt, als man anfangs glaubte und in der allgemeinen Bestürzung bemerken konnte. Nicht nur sein starker grauer Schnurrbart war halb versengt, auch das von Leidenschaften tief gefurchte Gesicht und mehr noch der Schädel des Grafen zeigte mehrere tiefe Brandwunden.

Tobias Helfer gewahrte sehr bald, daß die Lebenskraft des Mannes, der seinen Kindern ein strenger Herr gewesen war, rasch zu Ende gehe, und ein Gefühl tiefsten Mitleids erfüllte sein Herz, als er den einst so stolzen, hochfahrenden und gebieterisch auftretenden Mann, der nur dann gegen andere an Rang ihm nicht ebenbürtige Menschen Freundlichkeit heuchelte, wenn er ihrer bedurfte, so kraftlos und seiner selbst sich nicht bewußt gleichsam zu seinen Füßen liegen sah . . . In gesunden Tagen hatte Graf von Rothstein das ärmliche Haus des Schulhalters und Organisten niemals betreten. Er wußte nicht, wie beschränkt der Mann wohnte, der ein Menschenalter hindurch Lehrer des heranwachsenden Geschlechts gewesen war, und den er mit einigen Thalern Pension in den Ruhestand versetzte, weil er an dessen eigenen Kindern zu viel Bildung, zu viel Selbstbewußtsein, zu viel Willenskraft entdeckte . . .

»Laß es an nichts fehlen, Mutter!« sprach Tobias zu seiner Frau, und verordnete zunächst zur Kühlung der Wunden des Bewußtlosen kalte Umschläge. »Es ist Menschenpflicht, Leidenden beizustehen und, so weit wir es vermögen, ihnen auch zu helfen . . . Einer von des Schulzen Knechten soll in die Kreisstadt reiten, um den Physikus zu holen . . . Bis dieser zur Stelle ist, müssen wir Hausmittel anwenden . . . Andrea hat eine leichte, geschickte Hand; sie kann den arg verbrannten Kopf des armen Grafen behutsam mit den nassen Laken umhüllen . . . Das wird ihn nach und nach wieder zu sich bringen, gieb Acht! . . .«

Andrea weigerte sich nicht, im Verein mit der Mutter den Grafen zu pflegen. Sie that es unverdrossen, mit Sorgfalt, zart, aber schweigend. Das junge Mädchen sah merkwürdig ernst aus, wenn ihre großen Augen beobachtend auf den verzerrten Zügen des Mannes ruhten, der ihr unzählige Male recht weh gethan und – sie wußte es ganz genau – mit Absicht weh gethan hatte ... Was wohl jetzt in dem verbrannten Kopfe des Grafen vorgehen mochte, wenn seine Gesichtsmuskeln so schrecklich zuckten, die bleigrauen Lippen sich krümmten und die weiße knöcherne Hand mit den drei silbernen Fingerspitzen aus angenommener Gewohnheit nach den Enden des abgesengten Schnurrbartes suchte? ... Manchmal sprach der Graf leise mit sich selbst, Andrea aber konnte nichts verstehen. Nur wenn das Wort ›Eudoxia‹ keuchend sich seiner Brust entwand, hob er den Kopf schwerfällig und mit halb offenen Augen aus den Kissen, um ihn sogleich wieder ermattet zurücksinken zu lassen ...

Dies Wort, dieser Seufzer erzählte Andrea eine ganze Geschichte! ... Die Biographie des Grafen concentrirte sich in diesem einzigen Worte, und Andrea ahnte, daß der Name ›Eudoxia‹ dem Grafen erst die Ruhe und den Frieden der Seele, geraubt, dann ihn schwachsinnig gemacht und ihm endlich das Schloß in Brand gesteckt habe! ... Wie das so gekommen war, darüber konnte Andrea weder sich noch Anderen Rechenschaft ablegen; daß es aber so kommen müsse, war ihr einleuchtend geworden durch Alles, was sie auf Schloß Rothstein beobachtet und erlebt hatte.

»Arme Seele,« sprach sie, wenn sie das Zucken der Gesichtsmuskeln des Bewußtlosen betrachtete und sein Stöhnen vernahm, »nun ringt sie mit den finsternen Mächten, die sie in Besitz nehmen und ewig gefangen halten wollen! ... Ein Kuß von Eudoxia würde Dich vielleicht retten! ... Aber der Geist, der so oft Dich warnte und zur Einkehr in Dich selbst mahnte, ist Dir in körperlicher Gestalt nur erschienen, um Dir für immer zu verschwinden! ... Du wirst nun den Kampf, welchen Du schon frühzeitig mit Gesellen des Satans eingegangen bist, wohl ganz allein mit ihnen, dessen Kamerad Du geworden, ausfechten müssen! ... Arme, bethörte Seele, ich will für Dich beten, daß Dir vergeben werde, wenn Du ausgelitten hast! ...«

Es war schon heller Tag, als der herbeigerufene Arzt am Lager des in wilden Phantasien liegenden Grafen erschien und dessen Zustand untersuchte. Er fand ihn lebensgefährlich und verordnete das Nöthige.

»Werden gräfliche Gnaden wieder zur Vernunft kommen, Herr Doctor?« fragte Rahel mit Thränen in den Augen. »Es ist doch gar zu schrecklich, wenn der Mensch, mag er noch so vornehm geboren sein, ohne alles Bewußtsein, ohne Buße und Vergebung in die Ewigkeit hinübergeht! ...«

Der Physikus zuckte die Achseln, ohne Antwort zu geben; Tobias Helfer, der mit über dem Knie gefalteten Händen auf der Bank des Webstuhles saß, lispelte halblaut:

»In seiner Sünden-Maienblüthe! . . . Ohn' Nachtmahl, ohne Oelung!

wie's in einem Theaterstücke heißt, das ich vor Jahren einmal sah! . . . Ein Geist, der nicht zur Ruhe kommen konnte, jammerte die schrecklichen Worte in tiefer, kalter Winternacht! . . .«

Er ließ den Kopf sinken, und manche glänzende Thränenperle fiel von den weißen Wimpern auf des ehrlichen Schulhalters gefaltete Hände . . .

Des Grafen Zustand veränderte sich am Tage nach dem Brande des Schlosses Rothstein nur wenig. Gegen Abend indessen ward der Kranke ruhiger, die Phantasien dauerten nicht mehr so lange . . .

Um diese Zeit trat Clemens in das Haus des Schulhalters . . . Ohne zu fragen, ging er an das Lager des Grafen und betrachtete ihn lange mit seinen durchdringenden grauen Augen.

»Ja, ja, so geht's,« sprach er mehr zu sich selbst als zu den Anderen, welche dem alten Schäfer Platz gemacht hatten. »Wie wir uns im Leben betten, so ruhen wir im Sterben! . . . Gebrochene Eide fallen centnerschwer auf Herz und Seele, fangen aber oft dann erst recht an zu drücken, wenn's an's Sterben geht! . . . Es war nicht nöthig, daß Du eine dritte Frau nahmst, ehe Du wußtest, was aus der geworden war, die ihre Familie, ihr Vaterland, ihren Himmel auf Erden verließ, weil sie in Dir ihren irdischen Heiland erblickte! . . . Hast ihre Liebe, eine Liebe, die mich oft beten lehrte, schlecht belohnt, Graf

Achim von Rothstein! ... Mich aber haßtest Du, weil ich Dich oftmals an Deine begangenen Frevel mahnte! ... Dachte immer, Du solltest fragen, was aus Eudoxia, die Dich so treu und innig liebte, geworden sei! Du solltest auch nur secundenlang ihren Verlust beklagen, ihr ein Wort des Andenkens widmen! ... Aber Du höhntest mich nur oder drohtest mir, wenn ich Dich an das arme Weib erinnerte ... Wäre Eudoxia nicht geistig so krank gewesen, ich hätte sie Dir als Wiedergeborene zugeführt, obwohl ich wußte, daß ich damit nur siedendes Oel in die Wunden ihres Herzens träufeln würde! ... Aber sie war krank, krank im Herzen, krank am Geiste, und erst als sie zufällig den Weg in's Schloß gefunden hatte und zu lachen begann, so oft sie Dein Bild sah, und weil dies Lachen, Dir wohl bekannt, Schrecken in Deine sündenbeladene Seele warf, erst dann trat ich vor Dich, um mit dem Namen Eudoxia Dich von neuen Freveln abzuhalten! Du zittertest oft vor diesem Namen, besser aber wurdest Du nicht! ... Die Todtgeglaubte, mit deren Wiedererweckung ich oft auf Dich zu wirken suchte, mußte Dir erst leibhaftig erscheinen, ehe das Gewissen in Dir erwachte! ... Und auch da gingst Du nicht in Dich! ... Du suchtest dem Geiste, der nicht mehr von Dir ließ, zu entfliehen, bis Gott Dir die Brandfackel in die Hand drückte, um unter den Trümmern Deines Stammhauses Dir ein ruhmloses Grab zu bereiten! ... «

Clemens legte seine Hand auf die schwerathmende Brust des Kranken, beugte sich zu ihm herab und sprach laut und feierlich:

»Graf Achim von Rothstein, Eudoxia, Dein verlassenes Weib, hat Dir vergeben! ... Gehe hin in Frieden, so Gott Dir vergeben will! ...«

Die Augenlider des Bewußtlosen zitterten, öffneten sich aber nicht ... Er murmelte unverständliche Worte und griff mit den Händen in die leere Luft ... Der Schäfer wandte sich ab und legte seine Hand auf den Scheitel Andrea's, die neben dem Lager des Grafen kniete und die Hände darüber gefaltet hielt.

»Recht so, mein Kind, bete!« fuhr er fort. »Bete für seine Seele, denn er wird der Fürbitte vieler Guten bedürfen, soll er Gnade finden vor dem Richterstuhle Gottes! Es kommen wohl noch Andere, die es Dir nachtun, wenn sie vielleicht auch nicht ganz so reinen Herzens sind wie Du! Ich muß jetzt eilen, um Ordnung in meine Angelegenheiten zu bringen. Denkst Du auch an die gefundenen Schriften im Arbeitszimmer dieses Unglücklichen? ... Es fuhr Dir damals wohl nicht der Gedanke durch Deinen kleinen hellen Kopf, daß jene alten beschriebenen Papiere Bruder und Schwester einander wieder in die Arme führen würden? ... Zur guten Stunde habe ich sie wieder erhalten, und der, der ihren Inhalt mir verdeutschen soll, ist auch unterwegs nach Hohen-Rothstein ... Das wird ein verwunderliches Wiedersehen geben, aber ich denke, ein Wiedersehen, dem Glück und Segen in der Zukunft folgen! ... Ich rüste mich, die Landsleute Eudoxia's in meiner unterirdischen Behausung, wo ich nachsann Tag und Nacht, wenn ich

Zeit hatte, über Welt und Menschen und über die wunderbaren Führungen Gottes, würdig zu empfangen ... «

Clemens entfernte sich rasch und geräuschlos, wie er gekommen war. Er gestattete nicht, daß Tobias Helfer ihm das Geleit bis vor die Thür gebe.

Bald nach Entfernung des Schäfers fiel der Graf, wie es schien, in tiefen Schlaf. Das Phantasiren hörte ganz auf; er athmete auch ruhiger und regelmäßiger ... Hatte er die Worte des Schäfers wie im Traume gehört, und hatte die Verzeihung Eudoxia's, die der alte Mann ihm in's Ohr rief, doch Frieden in seine Seele gehaucht? ... Er schlief, anscheinend schmerzlos, die ganze Nacht ... Bei seinem Erwachen war er sehr matt, erkannte aber seine Umgebung und schaute sich verwundert um ... Die Besinnung war ihm zurückgekehrt; er wußte, daß der alte Organist ihn aufgenommen habe in sein Haus; wie das aber Alles zusammenhing, das konnte er sich nicht erklären ...

Nach kurzer Umschau in dem engen, niedrigen Stübchen schloß Achim von Rothstein die Augen wieder. Andrea bemerkte, daß seine Wimpern feucht wurden, und trocknete sie mit einem Tuche ... Der Graf wollte seine Hand erheben, vermochte es aber nicht der großen Schwäche wegen, die ihn befallen hatte ... Seine Lippen bewegten sich, als lispele er leise Worte des Dankes ...

Bald darauf traf Anton Wacker von Bork ein, um Erkundigungen über das Befinden des Grafen einzuziehen ... Er war über die Einöd' geritten, da er nothwendig mit seinem Vater sprechen mußte. Später besuchte er die noch sehr stark in Rauch gehüllte Brandstätte, wo er dem

Baron von Alteneck und dem Amtsschreiber Ehrenschild begegnete ... Letzterer sprach viel und lebhaft, vagirte mit einigen zusammengehefteten Bogen Papier in der Luft herum und machte den Baron aufmerksam auf gewisse Stellen unfern des in Ruinen liegenden Schlosses, über denen sich leichte Rauchwirbel zeigten ... Adam von Alteneck ließ sich Alles bedeuten, hinkte mit seinem kurzen Fuße um alle Punkte, zu denen Ehrenschild ihn führte, und sah sehr verstört aus ... Nie zuvor hatte Anton Wacker den stolzen Vater seines Freundes so herablassend, so einfach menschlich gesehen ... Der Baron reichte ihm sogar die Hand und rief dem Sohne des Schulzen nach, als dieser seinen Braunen wieder in Trab setzte:

»Ich hoffe, Herr Wacker, wir sehen uns wieder bei dem Schulhalter ... Das ist ein schreckliches Unglück, das ich schwerlich lange überleben werde! ... «

»Macht das Unglück die Hartherzigen mild, die Stolzen demüthig, die Schlechten ängstlich und schüchtern,« dachte Anton bei sich selbst, »oder heucheln sie nur menschliche Gefühle, weil sie Andere, die sich niemals verstellen, erschüttert sehen? ... Es wäre hohe Zeit, daß der Baron in sich ginge, will er nicht auf ähnliche Weise, wo nicht noch trauriger enden als sein zu Grunde gerichteter Freund ... «

Als Graf von Rothstein die Stimme des jungen Wacker vernahm, winkte er Tobias Helfer an sein Lager und sagte leise, aber mit vollem, klarem Bewußtsein:

»Helfer, ich habe ... Alles verstanden. Der junge Mann ... soll eilen! ... Ich will ... die Fremden ... sehen ... sprechen ... Ich werd' es können ... Gebt mir ... die Hand! ... Ihr habt mir ... Gutes gethan ... ohne daß ich es ... verdiene ... Andrea! ...«

Seine Stimme begann zu zittern, er vermochte nicht weiter zu sprechen ...

»Gräfliche Gnaden dürfen sich nicht aufregen ... müssen sich ruhig verhalten!« sagte Tobias Helfer. »Der Herr Graf sind gar zu sehr angegriffen! ... Das Feuer ... und dann der Schreck! O lieber Gott, wie sahen gräfliche Gnaden aus! ... Weißer als hier das Bettlaken! ... Daß Unserer auch kein Glas Wein im Hause haben kann! ... Rahel! ...«

Die Hand des Grafen zuckte ungeduldig, und in seinem markirten Gesichte ward der von der heftigen Erschlaffung aller Kräfte stark gemilderte Zug von Herrschsucht wieder bemerkbar.

»Andrea! ... Andrea! ...« hauchte er heiser und schnell, und zwischen den blaugrauen Lippen zeigten sich die Zähne.

Der Schulhalter rief seine Tochter heran, und Andrea kniete abermals am Lager des Grafen nieder.

Dieser schob mit Mühe seine Hand auf der Bettdecke fort bis zum herabgebeugten Haupte des knieenden Mädchens. Andrea erfaßte sie und blickte den Grafen ängstlich an.

»Nicht weinen!« stammelte der Kranke. »Vergeben! ... Vergeben! ...«

Die Kräfte verließen ihn wieder ... Er sank tiefer in die Kissen und schloß die Augen. Da er zu schlummern schien, zog Andrea sich zurück. Anton hatte das Haus des Schulhalters schon längst verlassen, um nach Bork zu jagen. Der Graf ruhte wirklich ein paar Stunden, ohne zu sprechen oder irgend einen Wunsch zu äußern ... Endlich fuhren zwei Wagen vor, aus welchen die beiden vornehmen Russen, der Kanonikus Moosdörfer, dessen Bruder Donatus, Horatio und Anton Wacker stiegen ... Unmittelbar darauf traf Adam von Alteneck zu Pferde ebendasselbst ein.

Die Sonne schien hell und warm durch die blinden Scheiben der kleinen Fenster, deren sehr einfache weiße Wolkenvorhänge Frau Rahel mit Nadeln zugesteckt hatte, um das stark blendende Licht möglichst abzdämpfen ... Hinter den Vorhängen in höchst ursprünglichen Blumentöpfen – sie bestanden, die Wahrheit zu sagen, aus zerbrochenen Topfscherben – gediehen unter Rahel's Pflege vortrefflich Salbei, ein paar Nelkenstöcke und die beliebte Citronen-Melisse, und verbreiteten einen angenehmen Geruch in dem friedlichen Zimmer ... Aus dem größeren Wohngemache nebenan hörte man den leisen Gesang zweier Rothkehlchen ...

Die Sonne bestreute das Lager des Grafen mit Gold, als die neuen Ankömmlinge geräuschlos eintraten ... Dennoch vernahm Achim von Rothstein ihre Tritte, hörte das Flüstern im Nebenzimmer und raffte alle Kräfte zusammen, um den Kopf aus den Kissen zu erheben ... Andrea und Rahel leisteten ihm mitleidig Beistand.

»Sie sind es ich muß Sie sprechen Alle! . . . Alle!« stammelte er und lehnte das mit Tüchern umwundene Haupt, in dem nur die blitzenden Augen noch lebten, gegen die auf einander geschichteten Kissen . . .

Tobias Helfer ließ zuerst Horatio und den Bleicher eintreten. Dann folgte Graf Jermak, Fürst Gudunow und der Kanonikus . . . Den sehr aufgeregten Baron von Alteneck, welcher sporenklirrend im Wohnzimmer unruhig herumhinkte, hielt Anton Wacker zurück . . .

Der flatternde Blick des Grafen, dessen Aussehen das Herannahen der letzten Stunde verkündigte, irrte von einer Person zur andern, bis er fest auf dem ernstesten Antlitze des Fürsten heften blieb . . . Die Muskeln seines verfallenen Gesichtes zuckten krampfhaft, als er in russischer Sprache die Worte mühsam herausstieß:

»Fürst Gudunow, ein Sterbender bittet . . . um Vergebung! . . . Ich wähnte, . . . Eudoxia sei . . . in der Kälte . . . mit Alexei umgekommen! . . . Was ich . . . an ihrer Liebe . . . verbrochen, . . . hat das Leben . . . an mir . . . gerächt! . . . Ihre Stimme, die . . . meinen Namen rief, . . . ihr Lachen, das . . . mich weiter . . . verfolgte, als . . . die rachsüchtige . . . Bande der . . . Kosaken, habe ich immer . . . gehört, bis ich sie . . . wiedersah! . . . Vergebung! . . . Vergebung! . . .«

Er sank zur Seite, und die Lider fielen zu über dem schon halb gebrochenen Auge . . . Aber er lebte noch, und sein Geist war vollkommen klar geworden in der zusammenbrechenden körperlichen Hülle . . . Er dachte, dachte außer an sich auch noch an Andere . . . Das Klirren der

Sporen im Nebenzimmer und der hinkende Schritt sagten ihm, daß sein treuer Genosse im Leben, Baron von Alteneck nahe sei ... Mit diesem aber wollte er noch reden ...

Der Fürst hatte das Wort der Vergebung gesprochen ... Graf Jermak reichte dem unglücklichen Manne nur schweigend die Hand ...

»Adam! ... Adam! ...« stöhnte Achim von Rothstein, und der Baron hinkte in das Zimmer ... Er sah sehr roth aus und befand sich in großer Aufregung ... Aber er wollte die Angst, die auf ihm lastete, den so furchtbar leidenden Freund nicht merken lassen, weshalb er ihn durch Worte in scherzendem Tone zu ermuthigen suchte.

»Was das für Streiche sind, Alter!« sprach er und reichte ihm die Hand, die Umstehenden kaum flüchtig begrüßend. »Willst Dich doch nicht werfen lassen, weil die Karten unerwartet zu Deinem Nachtheil fielen? ... Bestelle Wein, stoß' mit mir an und lass' die Freude leben und die Hoffnung! ... Wer zu hoffen versteht, geht niemals zu Grunde! ... Er schlägt auch dem Tode ein Schnippchen, selbst wenn er ihn schon beim Kragen hätte! ... Mach' es, wie ich, Achim! Sei zäh, hart, unbeugsam und trotze auf Deinen Willen, so können Menschen und Teufel Dir nichts anhaben! ...«

Der Baron zwang sich zu lächeln, was ihm jedoch nicht recht glücken wollte, denn die Augen des Grafen, die wie glühende Kohlen auf ihm ruhten, flößten ihm Grauen und Entsetzen ein ... Der Graf hatte sich seiner Hand

bemächtigt und schlang die feuchten, kalten Finger immer fester wie knöcherne Klammern um sie ...

»Adam, ich leide Pein, entsetzliche Pein!« flüsterte oder stöhnte vielmehr Achim von Rothstein ... »Ehe ich sterben muß, möchte ich gern noch etwas Gutes thun! ... Gehe in Dich, Adam! ... Mache Dein Unrecht gut gegen Barbara und Deinen Sohn! ...«

»O meine Ahnung!« rief Horatio und stürzte in's Nebenzimmer, wo Anton Wacker ihn zurückhielt.

»Sie lassen Dich nicht sterben, Adam,« keuchte der Graf, »und ... bist Du gestorben ... Dir keine Ruhe ... in der Gruft ... Deiner Ahnen! ... Sieh mich an ... mich! ... Noch höre ich ... hier ... überall ... das Gelächter ... Eudoxia's! ...«

Das Haupt des Grafen sank nach vorn, der stechende Glanz des weit offen stehenden Auges erlosch ... Adam von Alteneck wollte dem Sterbenden seine Hand entziehen, was ihm jedoch nicht gelang.

Kanonikus Moosdörfer trat neben den Baron und sprach halblaut ein Gebet, in dem er den Sterbenden segnete und über Stirn, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes machte ...

Tobias Helfer hatte, von Unruhe getrieben, den Deckel der Glasharmonika geöffnet und begann in sanften, schmelzenden, immer stärker anschwellenden Tönen den Choral zu spielen:

»Lebe, wie Du, wenn Du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben &c.«

Zwischen den verhallenden Accorden des Chorals vernahm man das monotone, halblaute Geflüster des betenden Kanonikus und das leise Schluchzen Andrea's und ihrer Mutter . . . Unter einem schweren, tiefen Seufzer verschied der Graf . . . Adam von Alteneck kniete am Lager des Todten, der noch immer die Hand des ihn überlebenden Freundes hielt, als bereits Alle bis auf die Familie des Schulhalters sich entfernt hatten . . .

4. IN DER FEENGRUFT.

Unter großem Menschengelaufe war die Beisetzung der Leiche des Grafen in dessen Familiengruft auf dem Kirchhofe von Hohen-Rothstein vor sich gegangen. Es war nicht Trauer um den Verstorbenen, die aus der Nähe und Ferne Neugierige herbeiführte, sondern das plötzliche Ende des Grafen, über den ja schon bei Lebzeiten so viele Gerüchte umliefen. Auch jetzt noch über der kaum geschlossenen Gruft theilten sich die Gleichgiltigeren die seltsamsten Dinge über die Entstehung des Schloßbrandes, über des Grafen schweren Todeskampf und die Erscheinungen mit, die er während des Feuers und nach demselben gehabt haben sollte . . . Etwas bestimmt Erwiesenes wußte freilich Niemand zu berichten.

Die Zahl derer, welche dem Sarge des Grafen folgten, war nur gering. Es hatten sich den eigentlichen Leidtragenden, die nicht einmal alle zum Beerdigungstage in Hohen-Rothstein eintrafen, außer der Dienerschaft des Verewigten besonders diejenigen Personen angeschlossen, welche des Grafen Sterbelager umstanden . . . Eine

Rede am Grabe ward nicht gehalten, wohl aber sprach Kanonikus Moosdörfer über dem verschwindenden Sarge ein ergreifendes Gebet. –

Am Spätabend dieses Tages – der Mond glänzte wie ein silbernes Horn am reinen, blauen Himmel – hielt ein verschlossener zweispänniger Wagen vor der Kirchhofspforte. Zwei in Schwarz gekleidete Damen entstiegen demselben, suchten das gräflich Rothstein'sche Erbbegräbniß auf, dessen Thür noch offen stand, und verweilten ziemlich lange an der ebenfalls noch nicht geschlossenen Gruft . . . Eine der beiden Damen kniete nieder, während die andere aus der Hand des Bedienten, welcher den Trauernden folgte, ein Körbchen, mit den schönsten frisch gebrochenen Blumen gefüllt, empfing, die sie dergestalt in das Gruftgewölbe hinunter streute, daß sie drei Särge bedeckten, den des Grafen und die seiner beiden längst verstorbenen Gemahlinnen.

Die Betende erhob sich, als die Hand ihrer Begleiterin sie berührte. Schweigend, wie sie gekommen waren, kehrten die Damen wieder zu dem Wagen zurück und stiegen ein. Dieser wendete und fuhr schnell durch das Dorf bis an den Punkt, wo die Straße nach Bork abbog. Auf dieser rollte der Wagen weiter . . .

Ungefähr um diese Zeit traten aus dem kleinen Häuschen, welches der Schäfer Clemens bewohnte, dieser selbst in seiner gewöhnlichen bäuerischen Tracht, die beiden vornehmen Russen und Georg Rauerz, welcher vor wenigen Tagen erst aus Schloß Alteneck angekommen war, sich aber sogleich nach Bork weiter begeben

hatte, da man ihm sagte, der junge Baron weile daselbst in Gesellschaft der Fremden, mit denen er in Venedig längere Zeit gelebt habe . . .

Der Schäfer mit seinem langen Stabe, ihm zur Seite der Hund, schritt den Uebrigen voran der Heidenlehne zu, um die ein feiner Dunstschleier, flimmernd im Mondlicht, als sei er aus zarten Silberfäden gewoben, sich ausbreitete. Hoch aus diesem flirrenden Dufte ragten die Gipfel der Riesensteine, welche im Munde des Volkes die Feengruft hießen.

»Konnte ich eine Ahnung haben, daß Ihre Geschicke so eng verflochten seien mit dem Leben und Schicksal derjenigen, die ich erst aus den mir communicirten Brieffragmenten kennen lernte?« sprach Rauerz zu Fürst Gudunow, an dessen Seite er ging . . . »Der Wunsch des Schäfers, gelegentlich zu erfahren, was in diesen Briefen, die er nicht lesen konnte, enthalten sei, schien mir so natürlich, daß ich mich ohne Bedenken bereit erklärte, ihm den Inhalt derselben, so gut es eben gehe, zu verdeutschen. Ich wußte, daß die Schriften auf Rothstein unter werthlosen Dingen gefunden worden seien, und daß der Schäfer nur deshalb neugierig war, weil er ebenso wie der Graf eine Zeit lang in Rußland gelebt hatte . . . Kaum aber warf ich einen Blick in die Papiere, da entsetzte ich mich, bereute mein gegebenes Versprechen und versuchte das Halten desselben wenigstens möglichst lange zu verschieben. Allein Anton Wacker drängte und mein Auftraggeber nicht weniger, und so lernte ich denn, wenngleich nur lückenhaft, diese unselige Liebesleidenschaft

der Prinzessin kennen! ... Ich behielt mein Geheimniß lange für mich, denn ich fürchtete, machte ich es bekannt, unberechenbares Unheil damit anstiften zu können ... Der Graf, an welchen diese Briefe gerichtet waren, lebte ja noch – denn in seinem Schlosse fand man sie. Und Sie, Herr Fürst? ... Mir schwindelte, wenn ich mich in den Gedanken hineinlebte, Sie könnten der Prinzessin Eudoxia Bruder sein! ... Graf Jermak war ja Ihr Freund und Begleiter, und aus des edlen Grafen eigenem Munde hatte ich die seltsame Aeußerung im Dogenpalast von Venedig vernommen, als er die schwarz ausgeschlagene Stelle in der Bilderreihe der Dogen erblickte: auch er habe ein liebes Portrait aus ähnlicher Veranlassung zu verhüllen und für immer zu vergessen! ... «

Die Heidenlehne war erstiegen. Der Schäfer blieb, auf seinen Stab gelehnt, vor dem Eingange zur Grotte stehen ... Sein Blick flog über die Gegend und haftete dann an den rauchenden Mauerresten des Schlosses Rothstein.

»Es ist Gottes Finger, der Sie hieher gewiesen, meine Herren!« sprach er mit einer gewissen Feierlichkeit und deutete mit dem Stabe auf die Trümmer des niedergebrannten Schlosses. »Sie sollten Zeuge sein, wie die ewige Gerechtigkeit Schuld gegen Schuld weise abwägt, und wie sie das Böse nur zuläßt, damit es den Boden düngt und fruchtbar mache für die Saat des Guten, die, unsichtbar über die Erde wandelnd, die Engel Gottes austreuen trotz alles Höhnens der Gesellen des Satan! ... Steht Ihr Entschluß fest, so folgen Sie mir jetzt! ... Ich war ein treuer Haushalter dem Grafen wie der Gräfin, weiter

aber reichten meine Kräfte nicht . . . Was mir anvertraut ward von der Vorsehung, will ich jetzt Ihnen, denen es gehört, wiedergeben . . .«

»Geht voran, Clemens, wir folgen,« versetzte Georg Rauerz, und der Schäfer trat in die Feengruft, indem er seinem klugen Hunde bedeutete, vor dem Eingange an der Grotte Wache zu halten.

Angekommen in dem unterirdischen Gemache, in welchem Anton Wacker schon einmal wichtige Fragen an den Schäfer richtete, wandte sich der Alte wieder an seine Begleiter, indem er ihnen eine mit Messing beschlagene blitzende Truhe als Sitz anwies und mittelst Stahl und Stein Licht machte.

»In meiner Jugend schon,« sprach er, »kannte ich diese Höhle, die gewiß sehr alt ist und aus der Heidenzeit stammt. Ich vermuthete, sie war der verborgene Aufenthalt der Priester, wenn sie ihren Gottheiten Opfer brachten oder dem Volke aus den Opfern weissagten; denn als ich sie zuerst entdeckte, fand ich hier jene Schalen, deren Zeichen mir, weil ich sie zu kennen und ihren Sinn zu verstehen vorgab, beim Volke den Ruf verschafften, ich sei ein ganz ausnehmend kluger Mann und wisse mehr, als die größten Gelehrten! . . . Nun, meine Herren, ich will es nicht loben, wenn ein Mensch sich einbildet, gescheidter oder gar besser zu sein als seine Mitmenschen; sich selbst aber dumm machen, wenn Andere ihm Klugheit und besseres Wissen zuschreiben, möchte ich auch nicht gutheißen. Darum ließ ich mir gefallen, was die Leute mir andichteten . . . Ich that nichts als ihren Willen; ich

las in meinen Zeichen, stellte Zahlen daraus zusammen und verhalf, weil ich zufällig Glück hatte, Manchem zu einem kleinen Gewinn im Lotto ... Dieser Zufall, den die Leute tiefes Wissen nannten, brachte mir den Beinamen ein, den ich noch heute trage ... Klüger bin ich bei dieser Zeichendeuterei allerdings geworden, denn ich lernte in den Herzen der Menschen lesen und sah in manchen schachttiefen Abgrund halbverwilderter Seelen! ... Nebenbei machte ich noch vor meiner Soldatenzeit eine Entdeckung, die ich vor Jedermann geheim hielt und die später nicht für mich, sondern für eine dritte Person wichtig werden sollte ... «

Er trat an die Hinterwand der mit Matten bekleideten und vollkommen wohnlich eingerichteten Höhle und schob die Bekleidung zurück. Eine schmale niedrige Thür ward sichtbar.

»Durch diese Oeffnung, meine Herren,« fuhr der Schäfer fort, »die ich mit eigener Hand in der Stille vergrößerte, gelangt man in einen alten Stollen, der den Keller des Schlosses Rothstein berührt und jenseit desselben nicht weit von den sieben Fichten in einem erschöpften Steinbruche wieder zu Tage steigt ... Ich ruhte nicht, bis ich den Stollen in seiner ganzen Ausdehnung erforscht hatte. Es ward mir dies nicht sehr schwer, denn er war ziemlich gut erhalten und nirgends eingestürzt ... Auch erfüllten ihn keine giftigen Dünste; denn an einigen Stellen war der obere Ausbau gespalten, so daß frische Luft einströmen konnte ... Freilich gestatteten diese Spalten auch der Nässe freien Zutritt. Dies hinderte indeß nicht

die Gangbarkeit des Stollens, denn das Wasser sickerte in den Steinbruch ab ... Am wichtigsten für mich aber war die Entdeckung, daß sich aus dem Stollen in ein Kellergewölbe des Schlosses Rothstein gelangen ließ, wenn man das Herz hatte, durch Lösung einer Reihe lockerer Steine das Wagniß zu versuchen. Ich faßte Muth und hatte Glück ... Der Keller führte in einen zweiten größeren. Aus diesem stieg man auf einer bequemen Treppe in einen ganz wohnlichen, nur etwas dunkeln Raum, der in früherer Zeit, als rundum noch Alles katholisch war, als Capelle – ich denke mir für die Hörigen der Grafen Rothstein – gedient haben mochte. Da gab es einen Altar, der sich als Tisch benutzen ließ, bequeme Bänke und einen großen Kamin ... Man konnte aber in der Capelle wohnen, ohne daß irgend Jemand im Schlosse etwas davon erfuhr, denn besucht war dieser Raum seit vielen, vielen Jahren nicht mehr worden, das ließ sich an Allem erkennen! ... Wie ich nun aber weiter forschte, um zu ermitteln, auf welche Weise die Capelle mit den oberen Räumlichkeiten des Schlosses in Verbindung stehe, da fand ich den Ausgang zu dem Ahnensaale ... Er war freilich verschlossen; aber ich ruhte nicht, bis ich ihn geöffnet hatte, und sorgte, daß er mir immer zugänglich blieb ... Seit dem Brande ist er zerstört, der Stollen selbst verschüttet ... Ich werde ihn nicht mehr betreten, denn er hat, wie sie bereits wissen, seine Bestimmung erfüllt! ... In der ehemaligen Capelle unter dem Schlosse wohnte, litt und weinte die Gräfin um den Mann, der sie verlassen und vergessen hatte ... Sie hielt ihn für todt, weil er in ihrem

Herzen gestorben war . . . Sollte ich die Unglückliche aufklären, die zufrieden war, an dem Orte weilen zu dürfen, wo der Mann, den sie ewig lieben zu müssen betheuerte, geboren ward, wo er gelebt hatte, wo sie ihn geistig erschaute, wo sie – oft täglich – sein Bild im Ahnensaale in der vollen Schönheit männlicher Kraft betrachten konnte? . . . Oft war ich willens, der guten Dame die Wahrheit zu sagen; ich kam aber immer wieder davon zurück, weil ich befürchten mußte, das nur ihrer Liebe und dem Andenken an den Geliebten lebende Weib könne darüber den Verstand verlieren . . . Ohnehin redete sie bisweilen irre, und wenn es Winter ward und tiefer Schnee die Erde bedeckte, glaubte sie häufig in Rußland zu sein unter den Fliehenden, die machtlos mit dem sie verfolgenden Feinde rangen . . . Dann rief sie wohl den Grafen oder verfiel in Lachkrämpfe, an denen sie litt seit dem Augenblicke, wo ihr Gemahl die Aermste verließ . . . Manchmal gedachte sie auch ihres Bruders und suchte ihn stundenlang mit großer Ausdauer unter den sieben Fichten . . . Diese einzeln stehenden Bäume mochten Gräfin Eudoxia an den Ort erinnern, wo sie den Verlust des Knaben entdeckte, denn auch da ragten einzelne Fichten aus hohen Schneehügeln . . . «

»Hatte die Prinzessin einen Bruder, der sie begleitete?« unterbrach Rauerz den Schäfer und blickte fragend den Fürsten an.

»Einen Halbbruder, ein Kind, das noch nicht sprechen konnte,« fügte Clemens erklärend hinzu. »Ist in den Briefen nicht von Alexei die Rede? . . . «

»Doch, doch!« sprach Rauerz und blickte den Fürsten so sonderbar an, wie dieser ihn. »Und dieser Knabe ging auf der Flucht verloren? ...«

»Das arme Kind entglitt den Armen seiner im offenen Wagen erstarrten Schwester,« entgegnete der Schäfer und seine Stimme zitterte vor Bewegung. »O, fragen Sie nicht weiter, junger Herr, denn ich vermag doch keine Auskunft über das Kind zu geben! ... Der Schnee, in den es hinabglitt, wird sein Grab geworden sein, wie er das Grab von zahllosen Tausenden ward ...«

»Sie wollten mir die Briefe Eudoxia's einhändigen,« sagte Fürst Gudunow pressirt ... »Ich wünsche sie genau mit Herrn Rauerz durchzulesen ... Doch nicht hier, denn mich dünkt, die Luft wird schwül und erschwert das Athmen ...«

Graf Jermak war aufgestanden und musterte die Grottenwohnung des Schäfers. Oft glitt dabei sein Auge auf Rauerz, der sich an die Wand gelehnt hatte und in tiefes Sinnen versunken zu sein schien.

»Es ist seltsam, sehr seltsam!« flüsterte der Graf dem Fürsten in's Ohr. »Das Alter stimmt, einzelne Umstände treffen merkwürdig zusammen ... Sie erinnern sich, daß bei der ersten Begegnung der Ausdruck des Profils mich frappirte ...«

»Hier sind die Papiere,« sprach Clemens, dem Fürsten die verstümmelten Briefe Eudoxia's reichend, die er einer Opferschale entnahm, welche unter der Truhe verborgen war, »und hier ist die Verdeutschung derselben

durch Herrn Rauerz, die mir jetzt auch nicht mehr zugehört . . . Empfangen Sie aus meiner Hand Ihr Eigenthum zurück, das ich wie einen werthvollen Schatz behandelte, seit ich in dessen Besitz gelangte, und machen Sie den besten Gebrauch davon . . . «

»Mir schwindelt!« sprach der Fürst, beide Rollen entgegennehmend. »Führen Sie uns in's Freie, damit wir wieder reine Lust schlürfen und uns Kraft und Stärke darin trinken für die nächsten Stunden! . . . Denn ich vermuthete, sie werden an uns Alle eine schwere Aufgabe stellen! . . . «

Der Schäfer ging den Fremden mit der Leuchte voran bis in die Vorhöhle der eigentlichen Grotte. Ihm zunächst folgten der Fürst und Graf Jermak . . . Georg Rauerz machte den Beschluß. Als er das Silberlicht des Mondes durch den spitz zulaufenden Felsspalt in die Feengruft fallen sah, recitirte er mit tiefem Ernst die Worte jenes Traumbildes, das in Venedig Leben erhielt und an das er oft wieder erinnert ward:

»Hüte Dich vor böser Tücke
In Italiens Lustgefilden!
Von Ausoniens blauem Stahle
Starrt Dich schrecklich an der Tod!«

5. AUF DEM SPIELBUDENPLATZE.

Es war Sonntag. In der Vorstadt St. Pauli auf dem Spielbudenplatze, wo das schaulustige Volk Hamburgs sich vorzugsweise herumtummelt, wogte, Kopf an Kopf

gedrängt, eine unabsehbare Menschenmenge auf und nieder, eingehüllt in eine Staubwolke, die von Stunde zu Stunde immer undurchdringlicher und für schwache Lungen sehr belästigend ward. Wo aber das Volk seinen Himmel, d. h. Genuß findet, wie er ihm zusagt, da achtet es keiner Beschwerde, sondern trägt eine Standhaftigkeit zur Schau, die veranlassen könnte, die etwas kühne Behauptung aufzustellen, es sei von Natur jeder Mensch mit den Fähigkeiten, ein Märtyrer seiner Neigungen zu werden, ausgerüstet.

Vor den kleinen Volkstheatern, in denen die dramatische Muse täglich für einige Schillinge vier- oder fünfmal zum Ergötzen des Janhagels Spießruthen laufen muß, lärmten die Ausrufer in blitzenden Harnischen, um die müssigen Gaffer zum Eintreten zu haranguiren . . . Dazwischen kreischten und quiekten verstimmte Drehorgeln, gellende oder heisere Stimmen sangen Lieder und Mordgeschichten, ›gedruckt in diesem Jahr‹, wobei es an haarsträubenden Illustrationen, schön gemalt auf Leinwand, nicht fehlte . . . Hier unterhielt ein Polichinel durch seine derben, aber gesunden Einfälle im gediegensten Plattdeutsch ein immer dankbares Publikum; dort gab ein ambulanter Jongleur mit zwei in fleischfarbene Tricots genähten Knaben, die am Schlusse jeder nur wenige Minuten dauernden Vorstellung auf der letzten Sprosse einer Leiter, welche der Athlet und Equilibrist auf den Zähnen balancirte, auf den Köpfen stehen mußten, seine Künste zum Besten . . . Vor den Läden der Muschelhändler schob und drängte sich immer von Neuem eine Schaar

glücklicher Kinder, die an den Schaufenstern vor einer Menagerie, hinter welchen in kleinen und großen Bauern ausländische Vögel mit prachtvollem Gefieder ein unerträgliches Geschrei erhoben, zu einem undurchdringlichen Knäuel sich verdichtete.

Diese aus vielen Tausenden bestehende Menschenmenge verhinderte aber nicht, daß geübte und ungeübte Sonntagsreiter, diese mit zu kurz geschnallten Steigbügeln, jene die Füße vorgestreckt bis an den Hals des armen Miethgaules, bei höchst unsicherer Zügelführung einen Ritt im Galopp über den staubigen Platz wagten; daß einspännige Droschken, leichte zweirädrige Gigs und elegante Equipagen mit prächtigen Gespannen den Staub noch mehr aufrührten, und wohl auch einige Minuten stillhielten, um das überaus lustige Treiben der himmlisch vergnügten Volksmenge zu betrachten . . .

Fast am Ende des Platzes, in der Nähe eines Hauses, das die Firma ›Hôtel‹ trug, allem Anscheine nach aber von Personen bewohnt wurde, die eine unsichere Lebensstellung einnahmen und diese je nach Bedürfniß wechselten, hatte ein hagerer Mann Posto gefaßt, um denen, die sich um ihn sammelten, etwas auf der Geige vorzuspielen. Ihm zur Seite an der Wand des Hôtels stand ein sogenannter Kammerdiener, welcher ab und zu mit einem Glase dampfenden Getränkes belastet wurde, das eine Schenkamsell von Rubens'schen Formen aus dem offenen Fenster darauf stellte. Außerdem trug der Kammerdiener noch einen offenen Blechnapf, in welchen

Vorübergehende von Zeit zu Zeit einen Schilling oder Sechsling fallen ließen.

Das laute Getöse auf dem Platze, das Gekreisch der Ausrufer, das Quieken der Drehorgeln, das Schreien und Jauchzen der vergnügten Jugend, das Gerassel der hin und wieder rollenden unzähligen Wagen und das Gewieher der vorübertrabenden und galoppirenden Pferde machte es fast unmöglich, das Spiel des Geigers deutlich zu hören. Manchmal aber trat doch eine kurze Pause in dem allgemeinen Spectakel ein, und dann horchte unwillkürlich manches Ohr auf die reinen, schmelzenden Töne, welche der hagere Mann, der sich an die Wand des Hôtels lehnte, seinem Instrumente entlockte.

Das war kein Geiger, kein fahrender Musikant, wie sie auf Jahrmärkten herumziehen oder in Dorfschenken Knechten und Mägden zum Tanz aufspielen! Der Mann mußte in früheren Jahren bessere Tage gesehen haben, denn solche Bogenführung, solcher Ausdruck im Vortrage lernt sich nicht, wenn der kurze Erwerb des Allernothwendigsten allein die treibende Kraft ist.

Wer den Spieler einige Zeit beobachtete, konnte auch bald bemerken, daß nur ein Augenblick der Verzweiflung ihm auf offenem Platze und im tobenden Gewühl eines genußsüchtigen Sonntagspublikums die Geige in die Hand gedrückt haben mochte ... Der arme Spieler sah zwar verfallen und heruntergekommen aus; sein Gesicht aber hatte einen edlen Schnitt, und neben den Furchen, die ein ausschweifend verbrachtes Leben darin zurückgelassen, entdeckte der Scharfblick des Menschenkenners

wohl auch manche Kummerfalte . . . Wahrscheinlich um nicht gar zu neugierig und dreist angegafft zu werden, hatte der Geigenspieler seine Mütze so tief in die Stirn gedrückt, daß man die obere Hälfte des Gesichts nur zum Theil sehen konnte. Die Vermuthung, es sei eine bekannte Persönlichkeit, die auf so traurige Weise sich das Leben zu fristen suche, lag nahe, und diese Vermuthung hielt manchen Zuhörer etwas länger fest in der Nähe des graugewordenen Spielers, der in jeder Pause das dampfende Glas zum Munde führte.

Der Zufall wollte, daß zwei sich balgende Straßenjungen der schlimmsten Sorte den Geiger anstießen, als dieser die Violine eben absetzte, um wieder einen Schluck aus dem Glase zu nehmen. Der unvermuthete Stoß brachte den Mann in's Taumeln, und es entfiel ihm die Mütze, die einer der Jungen auffrafft in der Meinung, es sei die seinige, die ihm bei der Balgerei ebenfalls abhanden gekommen war . . . Ein Blick des frechen Bengels in das jetzt offene Gesicht des Geigers, der seinen Fiedelbogen drohend gegen den Jungen erhob, machte diesen hell auflachen, und mit den höhnnenden Worten:

»Eine Polka, Durchlaucht, eine Polka für Ihre Mütze, Herr Prinz!« begann der Nichtsnutz selbst einen Rundtanz um den armen Geiger, der sofort eine Menge Neugierige versammelte. Die erraffte Mütze bald hoch haltend, bald auf dem Rücken verbergend, ward diese Aufforderung sehr laut, fast mit Geschrei und unter höhnnendem Lachen von anderen Knaben mehrmals wiederholt . . .

Das Wort: ›Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen,‹ ist so grausam wie wahr ... Es kennzeichnet so recht die Gemeinheit der Menschennatur, die ein feiner Rock oder ein seidenes Gewand mit ächtem Spitzenbesatz wahrlich nicht besser macht, daß sie so gern das Unglück verletzt und an dem ohnmächtigen Zorn oder der bitteren Angst des Verlachten sich noch weidet! ... Wir lehren wohl Moral in den Schulen und predigen sie in den Kirchen; im Leben aber vergessen wir nur zu oft das Vernommene und fallen immer von Neuem der alten Verstocktheit anheim! ...

Es war eine bekannte Persönlichkeit, die auf offener Straße, in einer Staubwolke, welche das Athmen erschwerte, um ein paar elende Schillinge spielte, mit Ausdruck, ja ergreifend spielte, und mehr denn Zehn raunten einander zu:

»Er ist's, der Zimmtprinz! ... Enno Norrburg! ...«

Und er war es wirklich, umhüllt von einem braunen Rock, der ihm nirgends paßte, dessen Aermel zu kurz waren und den er wohl für ein Billiges in dem Keller eines Kleidersellers gekauft haben mochte ...

Die höhrende Jugend mit Gewalt zu vertreiben, schienen den Verständigeren, welche Mitleid mit dem freilich größtentheils durch eigene Schuld heruntergekommenen Manne fühlten, nicht rathsam zu sein. Ihn direct gegen weitere Invectiven in Schutz zu nehmen, besaß aber Keiner genug Selbstüberwindung ... Wie leicht hätte man dadurch seinem Rufe schaden können! ... So kauften denn einige anständig gekleidete Herren dem

Jungen die Mütze gewissermaßen ab, stopften den lautesten Schreihälsen mit Schillingen den Mund und ließen die Kopfbedeckung auf einem kleinen Umwege, nämlich durch die Hand der rothbackigen Dirne, die am offenen Fenster saß, an den Eigenthümer zurückgelangen.

Enno drückte sie noch tiefer als zuvor in's Gesicht, setzte die Geige unter's Kinn und begann mit wahrhaft dämonischer Wuth zu spielen . . . Er raste förmlich in den Saiten und entlockte ihnen Töne, die bald wie Wehklagen oder Wimmern einer verdammten Seele, bald wie das Jauchzen diabolischer Lust klangen . . . Nur Verzweiflung oder Wahnsinn vermögen einem Instrumente, das Menschenhände erfanden, solch' herzerreißende Klänge zu entlocken! . . .

Enno Norrburg aber erreichte damit, worauf es ihm zunächst ankam. Die Blechbüchse neben dem dampfenden Glase füllte sich schnell mit kleinen und auch größeren Geldstücken; denn nun der Mann einmal erkannt war, der in den Tagen seines Glanzes lucullische kleine Soupers gegeben, bisweilen auch mit gern genießenden Freunden unter Odalisten den großmüthigen Sultan mit verschwenderischer Freigebigkeit gespielt hatte, wollte man ihn wenigstens für einige Tage vor Mangel schützen . . .

»Laßt den armen Teufel, der ja doch nichts mehr zu verlieren hat, als sein elendes Leben, laßt ihn sich vollends zu Tode schwelgen!« hieß es. »Was kann er Besseres thun, nun er so tief gesunken ist? . . .«

Von dem Standpunkte des solid lebenden Bürgers, der sich wohl gelegentlich einmal vergißt, sich aber auch gleich wieder zusammennimmt, damit das Geschäft nicht darunter leidet, war dies Verfahren mild, wo nicht gar großmüthig zu nennen; der ächte Humanismus konnte es nicht loben . . . Die Wohlthat, die man dem Unglücklichen zu erweisen vermeinte, half ihm nicht, besserte ihn noch viel weniger, sondern stieß ihn vollends in den Sumpf hinunter, aus dem er sich ohne fremde Hilfe durch eigene Kraft allein nicht mehr herausarbeiten konnte . . .

Enno Norrburg dankte auch nicht für die reichlich ihm zufließenden Gaben, denn er kannte die Menschen satt-sam, um zu errathen, was sie zum Geben veranlaßte. Das machte ihn grimmig, und seinen Ingrimm ließ er wieder im Spiele aus. Da rief es plötzlich in der Nähe:

»Platz da! Platz für den Negerbaron!«

Ein Viergespann jagte hart an den Schaubuden und Häusern vorüber, in denen es überall etwas zu sehen gab, und näherte sich jetzt dem ergrimmtten Geigenspieler. In dem offenen Wagen saß ein einzelner Herr, sonnver-brannt, von unschönen, aber ungemein markirten Zügen, das kurze krause Haar mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, dessen Farbe fast ganz mit seiner übrigen Kleidung harmonirte. Er trug nämlich Rock, Weste und Beinkleider von ostindischem Nanking, Alles weit, bequem und nach fremdländischem Schnitt. Zwei Schwarze in weißen Jacken und blauen Beinkleidern, blutrothe Schärpen um die Hüften gewunden, standen als Bediente hintenauf; neben dem Kutscher auf dem Bock saß ein

sehr feiner Herr in schwarzer Kleidung, weißem Halstuch und Cylinder nach der neuesten Pariser Mode.

Der Warnungsruf war entweder nicht gehört worden, oder er kam zu spät; denn die Achse des Wagens streifte die Bude des Polichinel und stürzte sie in den Staub . . .

Das gab nun einen entsetzlichen Spectakel! . . . Wohl zwanzig Hände auf einmal fielen den muthigen Rossen, die übrigens gar nicht gefährlich waren und vortrefflich geführt wurden, in die Zügel, Andere erhoben drohend die Fäuste sowohl gegen den Kutscher im betrettenen Rocke, wie gegen den Herrn im Wagen, während der Inhaber des Polichinelkastens, aus dem grauen Staubbade auftauchend, sich wie ein Pudel schüttelte und auf gut Plattdeutsch ganz entsetzlich zu fluchen begann.

»Töv, mien Jung,« rief ein Arbeitsmann dem Wüthen den zu, der links und rechts spuckte und sich die Augen rieb, um den Anstifter des Unheils besser sehen zu können und ihm seine Galle gerade in's Gesicht zu geifern, »töv un laat Di nich bange machen! . . . De krushaarige Keerl in siene brune Kuchenkledage mut Di Allens betaelen, Allens, und wenn de Rummel twee oder tree tusend Mark kost't! . . .«

Die Tochter des Beschädigten, ein zehnjähriges Mädchen, das bei den Vorstellungen ihres Vaters die Kinderrollen übernahm, hatte inzwischen die Puppen aufgesammelt, streichelte dem buntfarbigen Bajazzo die bestäubte Wange und küßte dem schwarzgekleideten Teufel die Nasenspitze, denn auf ihn hielt sie die größten

Stücke, weil ihr Vater den plattdeutschen Teufel am allerbesten agiren konnte.

»Du häst recht,« erwiderte der Mann aus dem Polichinelkasten, der allerdings einigen Schaden gelitten hatte, »betaalen schall de Keerl, un dat bannig! ... Wat is 't denn för 'n Naschon, een Türk oder 'n Innianer oder 'n Chines'?«

Damit stemmte er beide Arme in die Seiten und trat an den Wagenschlag, um sich seinen Mann zu besehen.

Der Lärm hatte sich inzwischen gelegt. Eine dicht geschaarte Menschenmenge umstand den Wagen und wartete der Dinge, die da kommen sollten ... Die Ausrufer kehrten wieder zu ihrer Pflicht zurück, und der Zimmtprinz strich nach wie vor seine Geige ...

Der Herr im Wagen hatte sich von all' dem Spectakel nicht in seiner Ruhe stören lassen. Die Füße auf den Rücksitz legend, saß er still in seiner Ecke und betrachtete sich die wühlende, schimpfende und lachende Menge durch seine Lorgnette, obwohl er von Natur ein gesundes und starkes Auge besaß.

»Gottvoll!« sprach er endlich, als die Gesichtsverzerrungen des Mannes, dem der Polichinelkasten gehörte, ihm ein Lächeln entlockten und heiter stimmten, »bei Sanct Jago, gottvoll! ...«

»Ist all' een Dohn, Senf oder Sago, der Herr schall betaalen, un dat glick! ... Köhnt Ju mi verstahn, Döskopp?« rief der Mann aus dem Kasten, und schlug die Hände zusammen, daß es weithin schallte ...

»*Yes well, I can understand you!*« versetzte Master Heedfull, ließ seine goldene Lorgnette fallen und entnahm den weiten Taschen seiner Weste ein Messer und ein kurzes Stück Holz.

»Dat is Dien Glück!« sprach der Besitzer des Polichinelkastens und ballte die Fäuste. »Ick har Di sunst wat wiesen wult trotz Diene rundstückige C'lör! ...«

Master Heedfull verzog keine Miene; er schlug sein Messer auf und fing an, auf ächt amerikanische Manier das Stück Holz in kleine Splitter zu zerschnitzeln und zwar so, daß die feinen Spänchen dem Manne aus dem Kasten fast in's Gesicht flogen. »*What is the worth of the thing?* ...«

»Mien Wurt, Herr, is kein Ding nich und keine Sache, aber Se möt betaalen! ...«

»*Yes, yes, gottvoll!*«

»Na mientwegen! ... Donnerwetter, passen S' man up! ... Se möt mi sunst warrhaftig de Oogen ook noch betaalen! ...«

»*Yes, yes, very gottvoll!*« erwiderte Master Heedfull und schnitzelte ruhig weiter. »Was kostet der Krempel? ...«

»Krempel, Herr? ... Meenen Se, dat mien David und mien Prinzeß Judith und de krummnasige Holofernes, un Michel mit de Mütz ordinäre Puppen sien, die nix nich leert heft? ... Dat verbitt' ick mi, Harr, oder mien eegen Düwel schall Se halen! Und de ganze Pott kost't hundert Mark Courant! ...«

»*Poor people!*« sprach Master Heedfull und klappte sein Messer zu. »Gottvoll billiges Vergnügen für hundert Mark! . . . Meine Börse, Gotthold!«

Der fein gekleidete Herr auf dem Bocke reichte ihm einen Beutel mit Goldstücken.

»Wie viel ist darin?« fragte Master Heedfull.

»Sechzig Dollars, Sir!« lautete die Antwort.

»Hut ab!« befahl der Mann im Wagen.

Der Besitzer des Polichinelkastens gehorchte.

»Aufhalten!« rief Master Heedfull.

Es geschah . . . Der reiche Mann aus Amerika, der vor wenigen Tagen aus Frankreich zurückgekommen war, leerte den ganzen Inhalt der Börse in den Hut, hing die Füße über den Wagenschlag und sagte lächelnd:

»Gottvoller Spaß! . . . Fahr' zu, und immer in Carrière!«

Das geschah nun freilich nicht, theils, weil es überhaupt der vielen Menschen wegen nicht möglich war, theils auch, weil der Kutscher sich keinen weiteren Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Die Freigebigkeit des Fremden aber machte den kleinen Unfall bei Allen, auch bei denen, die anfangs am heftigsten drohten, vergessen. Man rief: »Hurrah!« und »Een, twee, tree, der Negerbaron soll leben! . . .«

Die Pferde schäumten in's Gebiß und setzten sich in einen leichten Trab . . . Der Zimmtprinz begann nach kurzer Pause eben wieder zu geigen.

»*Stop!*« befahl Master Heedfull. »Gottvoller Kerl! . . . Will mit ihm reden . . . Hat offenbar mehr Hunger als *Money* . . .«

Der Wagen hielt vor dem eifrig geigenden Manne ... Master Heedfull beugte sich aus dem Schlage, griff in die Tasche, nahm ein Goldstück heraus und sagte in recht wegwerfendem Tone:

»Sie da, nachgemachter Paganini, fangen Sie auf! ...«

Enno Norrburg ließ die Geige sinken und hob den Kopf ... Er sah dem Manne in der eleganten Equipage gerade in's Gesicht und erkannte ihn ... Auch Master Heedfull wußte, wer vor ihm stand ... Sein braunes Gesicht ward blässer, die Augen trübe, seiner zitternden Hand entfiel das Goldstück ...

»Vermaledeiter Sklavenhändler!« rief Norrburg. »Läufst Du mir endlich in die Klauen? ... So wahr ich elend bin, Du sollst noch elender werden! ...«

Er faßte den Steg der Geige und zerschmetterte das Instrument mit einem gewaltigen Schlage an dem Kopfe des Fremden, den der Volkshumor seiner schwarzen Diener wegen Negerbaron nannte.

Der Schlag des wüthenden Zimmtprinzen hatte das Gesicht Master Heedfull's beschädigt. Er blutete stark, und von allen Seiten rannten Menschen herbei, um zu erfahren, was geschehen sei ... Der Zimmtprinz ward umringt und festgehalten ... Man rief nach Wache, nach Polizei ... Andere schrieen: »Ein Mord! Ein Mord! ... Ergreift den Mörder!« und das Gedränge steigerte sich zum Auflaufe.

»Mir ganz recht, ich will eingesteckt werden; ich will brummen Jahre lang, wenn ich diesen Schuft nur an den Galgen bringen kann!« rief Norrburg. »Nun kostet mich

dieser sonnverbrannte Teufel auch noch meine Geige, das Letzte, was ich mein nennen konnte! ... Aber es thut nichts, wenn ich ihn nur am Galgen hängen und Galgengesichter schneiden sehe! ... Ich kenne ihn! ... Ich weiß, woher er kommt, wohin er geht! ... Ich kenne seine Schliche und will seine Schlechtigkeit an's Tageslicht bringen! ... «

Die herbeigerufene Polizei bemächtigte sich des Geigers.

»Schon gut,« fuhr dieser fort, »ich gehe freiwillig mit; Ihr braucht mich nicht so hart anzufassen! ... Der da im Wagen aber, den ich der schrecklichsten Verbrechen anklage, die ein Mensch auf Erden begehen kann, muß mich begleiten! ... «

»Wo wohnen Sie?« fragte ein Polizeimann den Verwundeten, der nach dem erhaltenen Schläge kein Wort mehr gesprochen hatte. Er nannte sein Hôtel.

»Nur der Ordnung wegen werden Sie zunächst am Stadthause vorfahren,« sprach der Polizeimann, stieg in den Wagen und nahm den Rücksitz ein. »Vorwärts im Schritt!« rief er dem Kutscher zu. Dieser wendete um, und von einer großen Menge Menschen bis in's Thor begleitet, wurden der arme Geigenspieler und der reiche Herr in der vierspännigen Equipage, der ein paar Ellen zerrissene Leinwand mit sechzig Dollars bezahlt hatte, um sich ein besonderes Sonntagsvergnügen zu verschaffen, nach dem Stadthause transportirt.

6. IM HAUSE KRANZBERG'S.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Vorfall, wenn auch vielfach entstellt, schon am nächsten Tage in den verschiedensten Kreisen besprochen ward. Der Zug durch einige der belebtesten Straßen nach dem Stadthause hatte zu großes Aufsehen gemacht. Und als man erst erfuhr, welche Persönlichkeiten die Hauptrolle darin spielten, nahm der Vorfall die Gestalt eines Ereignisses an.

Der reiche fremde Herr, der sich als Amerikaner legitimierte, ward sogleich entlassen, mußte aber Caution leisten, da sein Gegner Anklagen erhob, die gar zu schwer in die Wagschale fielen und daher nicht ganz ignorirt werden konnten . . . Dazu kam, daß Master Heedfull seine deutsche Abstammung zugestand, auch nicht läugnen konnte, daß er an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern unter verschiedenen Namen gelebt habe . . . Ermittelt ward, daß Heedfull amerikanischer Bürger sei, daß er eine große Baumwollenpflanzung in Louisiana besitze, und daß er – wie es schien rechtskräftig – den Namen Heedfull führe. Ursprünglich hieß er Hubertus Ueberschar, was er auch zugab. Selbst in seinem amerikanischen Passe war er als Hubertus Ueberschar, genannt Heedfull, aufgeführt.

Diese Ermittlungen gereichten der Person des Fremden, in dem man freilich eben so sehr den reichen Mann wie den freien amerikanischen Bürger respectiren mußte, nicht eben zur Empfehlung. Am meisten aber fiel es

auf, daß er den Namen seines Geburtsortes nicht kennen oder, wie er nach mehrmaliger Befragung leichthin antwortete, vergessen haben wollte! ... Recht glaubwürdig war das nicht, obwohl Master Heedfull zu jeder Zeit und überall fremdländisches Wesen zur Schau trug, alles Deutsche und was an seine deutsche Geburt erinnern konnte, bis auf den letzten Rest abgestreift hatte und selbst seine Muttersprache nur noch radebrechte.

Enno Norrburg, der weder aus seinem Namen noch aus seiner moralischen Verkommenheit ein Hehl machte, ward vorläufig in Gewahrsam genommen, so ungern dies auch geschah. Diese unbändige Natur hatte schon sehr vielen braven Leuten schweres Herzeleid gemacht ... Sein gegenwärtiges Auftauchen in seiner Vaterstadt und die Lage, in der er sich befand, mußten neue Verlegenheiten schaffen, die man gern vermieden hätte ... Und doch konnte man nicht grausam, nicht ungerecht sein gegen einen Unglücklichen! ... Doch mußte man ihn hören, ehe es erlaubt war, den Stab über ihn zu brechen! ...

Einen sehr schweren Stand hatte Kranzberg, Enno's Oheim ... Schon an der Börse mußte der ernste, stille Mann, der nach seiner besten Ueberzeugung stets das Gute wollte, direct und indirect harte Worte hören, die ihn tief schmerzten. Es gab höchst anständige Börsenbesucher, welche entschieden Partei ergriffen gegen Kranzberg, und die ganze Schuld an Enno Norrburg's Verkommenheit diesem allein zuschoben ...

»Das kommt vom Kopfhängen und ewigen Moralpredigen!« sagten die Gegner kirchlichen Sinnes und Strebens, denen der fromme Makler stets ein Dorn im Auge gewesen war. »Jugend will austoben! . . . Hindert man sie darin zu früh, dann rächt sie sich durch ein ausschweifendes Leben, sobald sie selbstständig wird! . . . Gerade so hat es Norrburg gemacht, der uns nun Allen zur Schande gereicht! . . .«

»Schlimmer noch als des Alten Beten und Frommthun hat auf den lebensfrohen und talentvollen Norrburg des Onkels Geiz gewirkt!« sprachen Andere. »Da sollte der frühzeitig zu großem Vermögen gekommene junge Mann über jeden Schilling Taschengeld dem knickerigen Manne Rechenschaft ablegen! . . . Lächelte er einem hübschen Mädchen zu, da hielt ihm der Fromme vor, daß alles Liebäugeln Sünde sei, und daß, wer ein Gott wohlgefälliges Leben führen wolle, täglich sein Fleisch krenzigen müsse! . . .« Was solche Thorheiten für Folgen hätten, das sehe man nun deutlich an Enno, der nur schlecht geworden, weil der Onkel ihn zu früh an die Kette zahmer Ehrbarkeit geschmiedet habe! . . .

Beide Parteien hatten recht und doch auch wieder unrecht, denn beide verkannten Kranzberg und beurtheilten sein Thun von einem ganz falschen Gesichtspunkte . . . Enno Norrburg war ein viel begabter Jüngling gewesen, dem eine ungewöhnlich glänzende Laufbahn sicher war, wenn er sich zu mäßigen lernte . . . Als Knabe schon hatte er Vater und Mutter verloren, die ihm ein

fürstliches Vermögen hinterließen . . . Sein Onkel Kranzberg wurde Enno's Hauptvormund und suchte als solcher bei der Erziehung des Knaben in der Weise auf Herz und Geist seines Neffens und Mündels zu wirken, die er selbst für geistig fördernd und segenbringend erkannt hatte . . . Dies gelang ihm nur eine Zeit lang. Die Talente des Jünglings, die nicht abzuläugnen waren, und die auch Kranzberg schätzte, machten ihn eitel und hochmüthig . . . Die Gesellschaft, in die er bald nach der Confirmation trat, verzog den für Schmeicheleien empfänglichen Jüngling, die Frauen verhätschelten ihn, die Mädchen machten ihn eingebildet! . . . Hier aber endigte die Gewalt des aufmerksamen Vormundes . . . Er konnte den Frauen nicht befehlen, daß sie seinen Neffen wegen seiner großen musikalischen und geselligen Talente nicht bewundern sollten, die Mädchen nicht hindern, daß sie ihn ungewöhnlich gern hatten . . . Wenn aber einem jungen Manne die Herzen offen entgegen getragen werden, dann ist er auch zu entschuldigen, wenn er sich verschiedene zugleich aneignet. Das that Enno Norrburg, denn man machte es ihm leicht. Und als er an diesen Eroberungen Gefallen gefunden hatte, war der Blütenstaub der Reinheit seinem eigenen Herzen verloren gegangen! . . . Mit zwanzig Jahren nannte er sich selbst mit Stolz einen Roué, fühlte sich in der Gesellschaft gelangweilt, mehr *weil* als *obgleich* er noch immer gesucht war, und lechzte nach pikanterer Lebenskost . . . Der Roué wird gern Verschwender, wenn er die Mittel dazu besitzt. Enno Norrburg fehlte es nicht an Vermögen, dessen alleinige Verwaltung ihm zufiel, als er

mündig geworden war und ein eigenes Geschäft begründete ... Auch hier begünstigte ihn das Glück. Er verdiente spielend ungeheure Summen und bekam dadurch einen hohen Begriff von seinen Gaben als Kaufmann. Uebermüthig, keck und genußsüchtig, ließ er sich in die gewagtesten Speculationen ein, machte einen fürstlichen Aufwand, ward Verschwender im schlimmsten Sinne des Wortes und endete seine glänzende, aber kurze Laufbahn in der Weise, die früher bereits angedeutet wurde ...

August Kranzberg verließ die Börse verstimmt und traurig zugleich: Er sah es kommen, daß er geraume Zeit Gegenstand des Stadtgesprächs sein werde; daß die mißgünstige Welt auch seine tadellos reine Gattin begeistern könne, der es noch immer Viele nicht vergaben, daß sie, ein armes Findelkind, in jungen Jahren ein so großes Glück gemacht hatte ... Am allermeisten aber scheute der ernst religiöse Mann sich vor den Erkundigungen, die man jedenfalls bei ihm über Enno Norrburg nachträglich einziehen werde.

Bei Theodora's Anblick vergaß jedoch Kranzberg seinen Kummer, den er der geliebten Gattin, die von dem Vorgefallenen noch keine Kunde hatte, mitzutheilen gedachte. Sie sah so glücklich, so selig aus, daß sie ihrem Gatten nicht einmal anmerkte, wie bekümmert er war.

»Kranzberg, liebster Kranzberg,« rief sie aus und eilte ihm mit einer Hand voll Briefe entgegen, »wie freue ich mich! ... Wie hat mich diese Anerkennung, dieses Entgegenkommen beglückt! ... Lies selbst und staune! ... Drei, nein vier Briefe auf einmal, und nicht bloß Zusagen,

Zusicherungen von Beiträgen, auch schon eine förmliche Anmeldung! ... «

»Nun, das ist ja recht schön, liebe Seele, das freut mich ebenfalls,« versetzte Kranzberg. »Von wem sind denn diese angenehmen Mittheilungen?«

»Du mußt sie wirklich selbst lesen, lieber August,« sagte Theodora. »Oder nein, es ist besser, ich lese sie Dir vor, dann lebe ich mich tiefer in das Gesagte hinein und erquicke mich noch einmal daran ... Du bist ohnehin, wie ich sehe, sehr abgespannt! ... Armer, lieber Mann! ... «

Sie trocknete ihm den Schweiß von der Stirn und sah ihn mit ihren reinen Kinderaugen so innig, theilnehmend an, daß Kranzberg unter diesem belebenden Blicke seine Bekümmernisse wirklich vergaß.

»Nicht mehr als sonst, liebe Seele,« versetzte er. »Im Geschäftsleben giebt es selten viel Erfreuliches ... «

»Ich verstehe nichts davon und will daher auch lieber nicht fragen,« sagte Theodora. »Unser gemeinschaftliches Geschäft verspricht desto erfreulichere Resultate zu liefern ... Und wir arbeiten nicht für uns allein, sondern für die Nachwelt! ... «

»Gott gebe es; nöthig genug wird es sein,« meinte Kranzberg. »Bitte, sei jetzt mein vortragender Cabinetsrath! ... «

»Mit Vergnügen! ... Also zuerst das Schreiben des hochwürdigen Herrn Kanonikus Moosdörfer ... «

»Moosdörfer? ... Kanonikus Moosdörfer? ... Ein Verwandter des Correspondenten der Gebrüder Medenspan? ... «

»Freilich, freilich, hör' nur zu! ... Aehnelt der Kaufmann nur einigermaßen diesem Bruder, so muß er ein prächtiger Mensch sein! ... Den Kanonikus könnte ich sogleich Vater anreden! ...«

»Schade nur, daß der geistliche Herr Katholik ist!« bemerkte Kranzberg. »Die Katholiken verstehen uns Protestanten nie, wenn sie auch noch so verständig sind! ... Man hört überall das Kettengeklirr ihres eisernen Dogmas durch, und das ist mir zuwider! ...«

Theodora lehnte ihren Kopf an die Brust des ernstesten Mannes und erwiderte lächelnd:

»Ich glaube, es würde viel besser gehen, wenn wir Evangelischen nach und nach das schroffe Protestiren aufgäben ... Wer immer protestirt, kann nie zum Glauben kommen! ... Die Katholiken aber legen großes Gewicht auf den Glauben! ...«

»Ja, wie die Kirche ihn befiehlt!«

»Ungefähr thun wir dasselbe, sobald wir aufhören zu protestiren.«

»Wir glauben nur an das Evangelium, die Katholiken aber ...«

»An noch etwas mehr, gegen das wir Protest erheben,« fiel Theodora ein. »Ich weiß nicht, ob das ganz recht ist; jedenfalls möchte ich den, welcher mehr glaubt als ich selbst, deshalb nicht geringer schätzen! ... Wie viel oder wenig der Kanonikus Moosdörfer glaubt, weiß ich nicht. Aus seinem Briefe lese ich nur heraus, daß er ein lieber Mann sein muß, daß er ein großes Herz besitzt, daß er

alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt und daß er Toleranz nicht nur lehrt, sondern auch übt.«

»Das wäre viel,« sprach Kranzberg. »Ueber zu große Toleranz der Katholiken hat sich meines Wissens die Welt nie zu beklagen gehabt. In dieser Beziehung dürften wir Protestanten den Päpstlichen wohl zurufen: Folget nach unseren Fußstapfen! . . . «

Theodora drückte den Brief des Kanonikus sanft auf den Mund ihres Gatten und entgegnete:

»Ueberheben wir uns nicht, lieber Mann, so werden wir immer tolerant bleiben! . . . «

Kranzberg verstand den Wink seiner Gattin und sagte lächelnd:

»Correspondirt der tolerante Herr Kanonikus direct mit Dir?

»Das thut er nicht, aus – Toleranz!« entgegnete Theodora. »Der kluge Mann tritt nicht aus seiner Sphäre heraus . . . Er hat seine Antwort an die zuständige Adresse gerichtet; der hiesige Empfänger erst theilte sie dem Vorstande mit, und dieser läßt nun die verschiedenen eingelaufenen Briefe die Runde bei sämmtlichen Vereinsmitgliedern machen. Ich erhielt dieselben von Madame Medenspang . . . Darf ich jetzt lesen? . . . «

»Ich bitte darum! . . . «

Da wir die Gesinnungen des Kanonikus über den Verein, dessen geistige Gründerin recht eigentlich Theodora war, aus dessen Gespräch mit seinem Bruder bereits kennen, unterlassen wir die Mittheilung des Briefes, dessen

Wortlaut für uns keine Bedeutung hat. Aloysius Moosdörfer wiederholte darin nur, was wir schon aus seinem eigenen Munde vernommen haben, kündigte seinen Beitritt zu dem Vereine an, sicherte seine eifrige Mitwirkung zu, verhiess die Einsendung einer namhaften Geldsumme und machte am Schlusse dem Vorstande bekannt, daß eine Person, die sich mit vollstem Rechte mühselig und beladen nennen dürfe, wiederholt den Wunsch und die Bitte geäußert habe, in das zu erbauende Asyl aufgenommen zu werden.

»Nun, das ist ja vortrefflich,« sprach Kranzberg etwas zerstreut. »Man sieht daraus, daß wir etwas Zeitgemäßes in's Leben rufen wollen.«

»Gefällt Dir nun der geistliche Herr?« fragte Theodora.

»Charmant, ganz charmant! Ich würde mich höchst wahrscheinlich recht gut mit ihm vertragen ... Und was enthalten die anderen Briefe?«

»Dem Wesen nach dasselbe, lieber Mann ... Medenspang's Correspondent will uns, ist die Zeit gekommen, den Mann zuführen, welcher in unserem Asyl Trost und Frieden zu finden hofft ... Ein Mensch von weichem Gemüth, dieser Herr Moosdörfer! ... Mir scheint, er sehnt sich auch schon lange nach Ruhe, die das Herz befriedigt, kann sie aber nicht finden ... «

»Wem geht es besser, liebe Seele?« fiel Kranzberg ein. »Sind wir immer zufrieden mit unserem Loose? ... «

»Ach nein, leider sind wir es nicht immer, und doch könnten und sollten wir es sein! ... «

»Wenn uns die Welt nicht immer mit Nadelstichen prickelte, liebe Seele! ... Man hält dergleichen freilich aus, aber man zuckt doch zusammen, und dabei geht die rechte Sammlung verloren! ... In diesem Falle z. B. befinde ich mich heute ...«

»Das merkte ich Dir an, bester August,« sprach Theodora und legte die Briefe auf ihren Schreibtisch. »Du hast Verdruß gehabt! ...«

»Verdruß, Aerger, Kummer – Alles zusammen! Es geht eben über meinen armen Namen her! ...«

»Das ist nicht möglich, bester Mann! ... An dem Namen Kranzberg haftet kein Makel! ...«

»Man will ihm aber einen anheften.«

»Es wird nicht gelingen, guter August! ... Du bist besonnen, gerecht, und läßt Dich in keine Wagnisse ein ...«

»Ich bin aber so unglücklich, einen Neffen zu haben, der diese gefährliche Kunst eine Zeit lang mit Virtuosität trieb, dabei zu Grunde ging und gegenwärtig hinter Schloß und Riegel sitzt! ...«

»Enno Norrburg? ... Den wir so lange schon suchen und doch nicht finden konnten? ...«

»Jetzt ist er gefunden, wie ich fürchte weder zu seinem noch zu unserem Glück! ... Es hat gestern einen Auflauf gegeben, von dem heute die Börse ganz voll ist ... Einzelne haben mich angefallen, als wäre ich ein Verschwörer, ein Unruhestifter, und wer weiß, was der blasse

Neid und die blanke Bosheit, die gern Hand in Hand gehen, mir sonst etwa noch andichten! . . . Genug, ich werde von der dummen Geschichte Laufereien haben, ohne doch den unseligen Menschen, der jedenfalls an dem Spectakel schuld ist, retten zu können . . . «

Hierauf erzählte Kranzberg, was er selbst von dem Vorfalle wußte, ohne die Gerüchte zu verschweigen, die von dem reichen amerikanischen Pflanzer umliefen, der schon bei seinem ersten Auftreten in der großen Handelsmetropole durch sein barockes Wesen allgemeines Aufsehen gemacht hatte. Von jener Zeit her schrieb sich sein Beiname ›Negerbaron‹.

»Sollte das wohl derselbe Mann sein, von welchem im Hause der Medenspang wiederholt die Rede gewesen ist?« bemerkte Theodora. »Ich habe mir nur den Namen gemerkt . . . In diesem Falle müßte Capitän Reimer Claußen den wunderlichen Fremden kennen . . . «

»Darüber werden wir bald Aufschluß erhalten, denn ohne Untersuchung geht die Geschichte nicht ab,« erwiderte Kranzberg. »Unsere Polizei ist in solchen Dingen exact, und da Norrburg mit oder ohne Grund den Amerikaner, der übrigens von Geburt ein simpler Deutscher sein soll, arger Vergehen beschuldigt, wird man dem verdächtigen Herrn empfindlich genug auf den Zahn fühlen, wenn man ihn auch schließlich wieder laufen läßt. Für mich persönlich erhebt sich zunächst die Frage: was ist zu thun, daß Norrburg bald wieder auf freien Fuß kommt, und wo bringt man ihn nachher unter, damit er nicht auf's Neue Skandal macht? . . . Fortschicken kann

man ihn nicht wieder, und in unserem Hause hielt es seine gründlich verwilderte Natur nicht aus, selbst wenn wir das große Opfer brächten, ihm unter gewissen Bedingungen, die er natürlich erfüllen müßte, ein solches Anerbieten zu machen ... «

»Willst Du ihn besuchen, lieber August?« fragte die sehr ernst gewordene Theodora. »Nicht eher, bis ich über diesen Vorfall selbst und dessen Veranlassung genaue Erkundigung eingezogen habe ... Man wird mir dazu wohl Gelegenheit geben ... «

Es klopfte.

Auf das Herein! Kranzberg's erschien ein Herr, der einen Stock trug, und überreichte dem Makler einen gedruckten Zettel, worauf er sich stumm grüßend wieder empfahl.

»Da haben wir die Bescherung,« sprach Kranzberg, »eine Citation zu morgen! ... Damit die Leute sich noch mehr zu erzählen haben! ... Und das Alles um eines Menschen willen, der, hätte er nur der Stimme seiner Vernunft Gehör geben und wie ein verständiger Mensch leben wollen, gegenwärtig Senator oder Oberalter oder Leichnamsgeschworener sein könnte! ... «

Er zerknitterte die Citation und warf sie mit dem Ausrufe: »Solch ein Lotterbube!« auf den Schreibtisch seiner Frau ...

Theodora umfaßte den Gatten und blickte ihn seelenvoll an.

»Ich habe eine Bitte an Dich, bester Mann,« sprach sie; »wirst Du mir sie abschlagen?«

»Versagte ich Dir je schon einen verständigen Wunsch?

...«

»Der Citation mußt Du Folge leisten, nicht wahr?«

»Leider! ... Es ist für mich ein widerwärtiger Gang, denn ich muß mich ausfragen lassen.«

»Du erfährst bei dieser allerdings fatalen Gelegenheit gewiß, wo Norrburg sich aufhält.«

»Das wird man mir sicherlich nicht verhehlen! ...«

»Und Du wirst es mir mittheilen? ...«

»Warum nicht, wenn es Dich so sehr interessirt ... Aber freilich, Ihr Frauen habt ja immer eine merkwürdige Passion für Unglückliche und Heruntergekommene! ...«

»Immer laß uns diese Neigung oder Passion, bester Mann!« versetzte Theodora. »Wunderlich mag sie sein, sie hat aber doch ihr Gutes und eben darum ihre Berechtigung ... Ich werde mit Deiner Erlaubniß den armen Neffen besuchen! ...«

»Um Dich von ihm verhöhnen und unwürdig behandeln zu lassen? ... Das ist ein riskantes Wagniß! ...«

»Enno Norrburg wird eine Dame, die ihn im Gefängnisse besucht, um ihm freundliche Worte zu sagen, nicht unwürdig, nicht verletzend behandeln! ... Könnte er es thun, dann freilich müßte ich ihn verloren geben! ...«

»Du kennst ihn ja nicht! ...«

»Eben deshalb! ... Ich werde mich ihm auch nicht eher zu erkennen geben, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es ihm nützen kann ...«

Kranzberg drückte Theodora an sich.

»Du bist ein Engel in Menschengestalt!« sprach er bewegt. »Ich sah es Deinen Augen an, daß Gott Dich mir sandte, als ich Dich aus dem bereiften Schilf der Peute hob! DP Du sollst Alles erfahren, was ich über Enno höre, und sollst ihn sprechen können, wenn Du willst! ...«

»Ich wußte es, liebster Mann, und ich danke Dir, daß Du mich so vertrauensvoll liebst!« sagte Theodora, schloß die erhaltenen Briefe weg und gab sich ihrer gewohnten Thätigkeit im Hause hin.

7. EIN BESUCH IM KERKER.

Enno Norrburg war nach einem längeren Verhör in seine Zelle, ein ganz erträglich eingerichtetes Zimmer, erschöpft zurückgekehrt. Die leidige Gewohnheit, sich durch den Genuß von Spirituosen zu erheitern und die hinschwindenden Kräfte künstlich wieder aufzufrischen, äußerte seit einiger Zeit ihre nachtheilige Wirkung. Er magerte ab, verfiel sichtlich, sein längst schon dünnes Haar ward fahlgrau, das Auge verlor den seelischen Glanz oder glühte in Momenten der Aufregung nur in flackernder Unruhe ...

Die vielen Fragen, die man ihm vorlegte, damit er Antwort daran gäbe, hatten ihn verdrossen. Er sollte zunächst über sich selbst und seine Vergangenheit Rechenschaft ablegen, und dazu fühlte sich Norrburg sehr wenig gedrungen ... Sein Leben war zu wüst gewesen, um mit Klarheit darüber Auskunft geben zu können. Auch lag es gar nicht in seinem Plane, sich selbst anzuklagen;

er wollte nur den Menschen denunciren, der nach seiner Meinung verpflichtet gewesen wäre, ihm zu helfen, nachdem er in der neuen Welt so großes Glück gemacht hatte.

Auf Enno's Wunsch verabreichte ihm der gefällige Schließer ein Glas seines Lieblingsgetränkes, denn er bedurfte der Stärkung. Das Spiel seiner Geige, die er in blinder Wuth an der Stirn des reichen Pflanzers zerschlug, hatte ihm so viel Geld eingebracht, daß er einige Tage mehr als anständig davon leben konnte. Darum verlangte er auch feine Cigarren und erhielt sie ... Gemächlich rauchend und trinkend, dachte er über sein Schicksal nach, das sich traurig genug gestaltet hatte. Da trat der Schließer nochmals ein und meldete den Besuch einer vornehmen jungen Dame ...

»Mich will eine Dame besuchen, und noch dazu eine junge und vornehme Dame?« fragte der Zimmtprinz und sah den Schließer sehr ungläubig an. »Das wird wohl ein Irrthum sein, denn ich habe nichts mehr an mir, was vornehme junge Damen anziehen könnte ... Ja ehemdem, als ich noch Prinz titulirt wurde! ...«

»Kann's nicht helfen,« versetzte der Schließer. »Die Dame fragte nach Herrn Norrburg.«

»Ist sie hübsch?«

»Sie hat eine süße, klangvolle Stimme, trägt aber einen sehr dicken Schleier.«

»Meinetwegen kann sie kommen,« sagte Enno Norrburg, »wenn es sie gelüstet, ihre zarten Glieder auf hartem Holzstuhl auszuruhen ... Rauchen und Trinken aber

gebe ich nicht auf, denn ich fühle mich verteufelt elend!
...«

Der Schließer zuckte die Achseln und ließ die Dame ein. Eigentlich hätte er mit in der Zelle bleiben sollen; allein aus Respect vor den feinen Kleidern, welche die Dame trug, mochte er das nicht thun. Er blieb also vor der Thür stehen, die er nur anlehnte.

Sowie Theodora Kranzberg ihren Schleier zurückschlug und dem Gefangenen ihr edelgeformtes, rosig angehauchtes Gesicht zeigte, fuhr Enno von seinem Sitze auf, nahm die Cigarre aus dem Munde und verbeugte sich wie ein Gentleman. Der Zauber edler Weiblichkeit bändigte die Verwilderung, welcher er durch Ausschweifungen und langes Elend verfallen war ... Er erstaunte, ja er erschrak, daß eine so schöne Dame ihn an diesem Orte aufsuchte ... Von ungefähr konnte das nicht geschehen, es mußte einen Grund und einen Zweck haben ...

»Bin ich Ihnen bekannt?« fragte Theodora und blickte den verwilderten Neffen ihres Gatten voll Milde und Theilnahme an, indem sie sich auf die Lehne des Sessels stützte, welchen Norrburg ihr als Sitz anbot.

»Leider habe ich nicht die Ehre ...«

»Es thut nichts, Herr Norrburg, Sie werden mich später kennen lernen,« fuhr Theodora fort, »wenn Sie nur Vertrauen zu mir fassen könnten ... Sollte das möglich sein? ...«

Diese Frage machte auf Enno nicht den Eindruck, welchen Theodora damit beabsichtigte. Der Zimmtprinz war zu verdorben, um die Menschen noch für uneigennützig

zu halten; und wenn gar Frauen von Vertrauen sprachen, so war er fest überzeugt, daß sie ihn foppen wollten. Unhöflich indeß mochte er doch nicht scheinen, und so sagte er, einen verlangenden Blick auf das halb geleerte Glas werfend:

»Ich bin ein Gefangener, Madame, und füge mich denen, die mir zu gebieten haben . . . Gehören Sie zu diesen Mächtigen und befehlen Sie mir, ich solle . . .«

»Zunächst, Herr Norrburg,« unterbrach Theodora den Neffen ihres Gatten, »zunächst bitte ich, lassen Sie sich in dem kleinen Genusse, den man Ihnen gestattet, nicht stören! . . . Ich werde mir erlauben, falls Sie die Freiheit nicht schon in den nächsten Tagen wieder erhalten, für größere Bequemlichkeit und dergleichen zu sorgen . . . Heute möchte ich Ihnen gern etwas vorlesen . . . Sie haben doch Zeit, mir zuzuhören? . . .«

Die junge vornehme Dame wurde dem Zimmtprinzen durch diesen originellen Vorschlag interessant, und er selbst legte sich in Folge desselben wieder einigen Werth bei. Denn wenn eine Dame aus freiem Entschluß sich herabließ, einem Manne, dessen Lage völlig hoffnungslos war, dem nichts mehr übrig blieb, als entweder von den kargen Gaben Mildherziger zu leben, ein Dieb zu werden oder Hand an sich selbst zu legen, die Zeit im Gefängnisse durch Vorlesen zu vertreiben, so mußte ihm entweder ein Zauber eigen sein, den alles Wüthen gegen sich selbst nicht völlig zerstören konnte, oder es lag diesem Erbieten etwas ganz Besonderes zu Grunde.

Mit verbindlichem Lächeln sagte Norrburg, das verlockende Glas wieder zum Munde führend:

»Sie werden mir damit einen Genuß bereiten, den ich seit sehr langer Zeit entbehren mußte . . . «

Jetzt erst nahm Theodora Besitz von dem Sessel, auf dessen Lehne sie sich bisher gestützt hatte . . . Unter ihrer Mantille zog sie ein kleines, in rothen Saffian gebundenes Büchlein hervor, schlug es auf und las daraus dem Neffen Kranzberg's folgende Sätze vor:

»Wohlthun ist allgemeine Menschenpflicht. Den unberdorbenen Menschen, selbst wenn ihm alle Bildung abgeht, drängt das Herz, das natürliche Mitgefühl zum Wohlthun, desgleichen das Kind, das nur einem unbewußten Naturdrange folgt. Es giebt, wo es Mangel sieht, es theilt mit, wenn es ein bittendes Wort vernimmt . . . Thun wir also wohl, so erfüllen wir nur eine Pflicht, die uns das Herz auflegt, kein Gebot. Daraus folgt, daß alle Menschen zum Wohlthun geboren sind, ohne daß dabei ihr religiöses Bekenntniß, die Confession, in Frage kommt.

»Ist der Hang und Drang, wohlzuthun, jedem Menschen angeboren, so kann er ihn auch jederzeit für sich allein oder vereint mit Anderen ausüben, und man wird bekennen müssen, daß er recht daran handelt, daß er Gutes thut.

»Wer Gutes thut, fördert die Zwecke Gottes auf Erden und wird Gott dadurch wohlgefällig. Es ist demnach Aufgabe aller Menschen, sie mögen glauben, was sie wollen,

immerdar wohlzuthun Allen, welche irgend einer Wohlthat bedürftig sind . . . Dadurch machen sie sich selbst würdig, Gottes Kinder zu heißen.

»Thut Jemand wohl, will Jemand das Gute um des Guten willen, so fragt er nicht, wo und wann er Gutes thun oder wem er Wohlthaten erweisen soll. Er thut jenes überall, wo er kann und wo es angebracht ist, er erweist diese Jedem, der ihrer bedarf.

»Speisen oder tränken wir den Hungrigen und Durstigen, so machen wir uns zu gehorsamen Kindern Gottes. Kleiden wir den Nackten, helfen wir dem Gefallenen auf, trösten wir den Bekümmerten: so thun wir immer nur das ewige Gesetz der Natur, das Gott Allen in's Herz geschrieben hat. Wir erweisen denen Wohlthaten, die derselben bedürftig sind. Wer aber einem Bedürftigen das giebt, was ihm fehlt, der verbindet sich diesem, denn er reichte ihm ja die Bruderhand, als er in Noth, in Angst, in Trübsal war.

»Sind alle Menschen Brüder unter einander, so müssen auch Alle einander, wo es nöthig ist, die rettende, wohlthuende, tröstende Bruderhand reichen, damit an die Stelle der Noth die Befriedigung tritt, damit der Bedrückte mit erhebendem Troste ausgerüstet, damit aller Fluch in Segen verwandelt und der Same des Segens, welcher Zufriedenheit den Seelen bringt, über die ganze weite Welt ausgestreut werde.

»Wo dies geschieht, da kann die Noth nicht mehr gedeihen; da muß die Zahl der Unglücklichen sich mehr und mehr verringern, da kann der Gefallene im Elende

nicht unter-, der Verirrte nicht verloren gehen! ... Die Gesellschaft derer, welche den großen Bruderbund bilden, dessen oberste Gesetze Liebe, Toleranz und Wohlthun heißen, hilft überall, wo Hilfe nöthig ist, und bringt Rettung Jedem, der sich von ihr retten lassen will! ... Die Pforte des Hauses, dem diese Gesellschaft vorsieht, öffnet sich jedem Mühseligen und Beladenen, welcher den Wunsch ausspricht, daselbst eintreten zu wollen.«

Theodora schlug das Büchlein zu und verbarg es wieder unter ihrer Mantille. Norrburg blickte betroffen vor sich nieder. Das vor ihm stehende Glas hatte er nicht mehr berührt.

»Sobald Sie Ihre Freiheit wieder erlangt haben,« fuhr Theodora fort und stand auf, »gedenke ich Ihnen eine zweite Vorlesung zu halten. Bis dahin wird es Ihnen nicht an Zeit fehlen, über das heute Gehörte nachzudenken ...«

Sie ließ den Schleier fallen, um die Zelle zu verlassen. Da ergriff Enno Norrburg ihre Hand.

»Wer sind Sie, wunderbares Wesen?« rief er bewegt. »Ich fühle, daß ich nicht werth bin, in Ihr Antlitz zu schauen! ...«

»Fragen Sie nicht,« versetzte Theodora. »Sie werden mich wiedersehen, und dann werde ich meinen Namen nennen ... Heute kam ich, um Sie zu trösten, zu ermuthigen, das nächste Mal bin ich vielleicht schon im Stande, den Zeitpunkt der Rettung vorausbestimmen zu können ...«

Sie entzog rasch Enno ihre Hand und schlüpfte aus der nur angelehnten Thür, die sich sogleich hinter ihr schloß.

8. WAS MENSCHENLIEBE UND HUMANITÄT VERMÖGEN.

Capitän Reimer Claußen, Holzhändler Boll und Heinrich Medenspang kehrten von der Insel Steinwärder zurück, wo die Brigg Farewell neu gekupfert ward und das bedeutende Handlungshaus Vorbereitungen zur Erbauung eines neuen Schiffes traf. Boll hatte die erforderlichen Holzlieferungen dazu übernommen.

»Können Sie das beschwören?« sprach der Kaufmann zu dem Holzhändler, der ihm eine Mittheilung machte, die er für nicht ganz richtig hielt, und sprang in die Jolle, welche der Capitän eben losgekettet hatte. »Das sind Behauptungen, die noch sehr der Bestätigung bedürfen.«

Boll sprang dem Kaufmann nach, stellte sich breitbeinig vor ihn und begann die Jolle kräftig zu schaukeln.

»Narrenspossen!« erwiderte er kurz, »Beschwören!« Was nützt mich ein Eid, wenn ich nicht an Gott glaube? ...«

»Sie sind ein alter wilder Heide!« entgegnete Medenspang. – »Lassen Sie das Schaukeln sein, sonst können wir alle Drei versaufen, und dann wären Sie ein dreifacher Mörder! ... Schaudern Sie nicht zurück vor solchem Frevel? ...«

»Is mich put egal!« versetzte Boll und rückte seine Mütze stark nach hinten. »Wo ich sterbe und wo mir der Kuhlengräber unterbringt, damit ich nicht ehrliche Leute

incommendire, kümmert mir keinen Augenblick ... Das hat man von die vernünftige Freisinnigkeit! ... «

»Von wem ließen sie sich denn das Märchen aufbinden?« fragte Medenspang, der sehr gut wußte, daß über gewisse Dinge mit dem ungläubigen, Alles abläugnenden Holzhändler, eine so brave und ehrliche Haut er sonst auch war, sich Nicht sprechen ließ.

»Na in's Baumhaus nicht und in die Börsenhalle auch nicht,« erwiderte Boll. »Ich menge mir nie in die Speculationsgeister, denn ich bin vor das Praktische ... «

»Damit thun Sie sehr wohl,« versetzte Medenspang, ergriff ein Ruder und half dem Capitän den Nachen schräg gegen den starken Ebbestrom vorwärts treiben. »Können Sie rudern? ... Das ist auch praktisch! ... «

»Ich überlasse das gewöhnlich meine Floßknechte,« erwiderte Boll, »die haben Hände danach ... Aber jeder Mensch will sein Spalier haben ... «

Heinrich Medenspang lachte.

»Bei alledem sind Sie ein verteufelt gescheidter Kerl, Boll, das muß Ihnen der Feind lassen,« sprach er. »Und nun heraus mit Ihrer Quelle! ... Ist sie gut, so nehme ich mein Wort zurück.«

»Der lustige Tyroler erzählte es gestern in allen Weinhäusern.«

»Unaufgefordert?«

»Ganz aus eigenem Antriebe! ... In wenigen Tagen wird der Amerikaner abreisen.«

»Ich möchte das bischen Geld sehen, das diesem Cujon die Geschichte gekostet hat,« fiel Reimer Claußen ein. »Man hätte ihn sonst nicht laufen lassen!«

»Meinen Sie?« entgegnete Boll. »Sollten sie das ausländische Thier in die schanschemang'sche Gesichtscalör, die vor mir so gut wie gar keine nich is, in't Spiritus setzen und unter die Klapperschlangen und Bandwürmer in's naturhistorische Museum aufbewahren? . . . Wär' die Creatur gar nicht werth gewesen! . . . Viel besser 'raus mit ihm! . . . Buten aus den Thoren leben genug Menschen, denen er auch 'was zu rathen aufgeben kann! . . . Mit die Seelenverkäuferei aber ist's in Richtigkeit . . . Er hat sich ein Patent auf den Menschenhandel gelöst, was drüben für ein Ei und Butterbrod zu haben ist! Denn das steht fest: Taugt das Takelzeug auch wenig, klug sind sie wie die lebendigen Teufel! . . .«

»Ich kann es dennoch nicht recht glauben,« versetzte Heinrich Medenspang. »Das Risico wäre zu groß gewesen . . . Außerdem wußte er auch bereits, daß man die Identität seiner Person zu ermitteln und festzustellen schon längst bemüht war . . . Das allein war der Grund, der Master Heedfull hartnäckig an der Behauptung festhalten ließ, er kenne unser Haus nicht . . .«

»Das müssen Sie freilich besser wissen,« sagte der Holzhändler. »Der Zusammenhang und das Geschäft dieses amerikanischen Menschenwesens geht mir nichts an; was aber in die Acten geschrieben steht, kann doch nicht von selber und von ungefähr hineingekommen sein! . . .«

»Hat man Ihnen Einsicht in die Acten gestattet?« fragte Heinrich Medenspang. »Ich wußte gar nicht, daß Sie auf so vertrautem Fuße mit den Gerichten stünden . . . Früher hörte man sie ja immer nur auf dieselben schimpfen . . .«

»Mich hat man in nichts Einsicht gestattet, denn ich schere mir den Teufel um den Gerichten!« erwiderte mit einiger Heftigkeit Boll. »Aber die Calör in die weißen Halstücher, die sich aus Freundschaft mit das seelenverkäuferische Ungeziefer befassen mußte, die hat ihre Nase in das Geschmier stecken und den eigenen frommen Namen zur Beglaubigung dazu schreiben müssen! . . . Das ist so gewiß, wie hier ein todter Fisch im Wasser schwimmt . . . Der fromme Herr Kranzberg hat's dem steifen und stolzen Herrn Klugjohann wehmüthig klagend selbst erzählt, und mich ist es, Gott sei Dank, noch nicht auf's Gehör gefallen . . . Der Kerl hat mit Schwarzen und Weißen geschachert, wie wir mit Steinkohlen und Reis handeln! Und was sein Kammerdiener ist, der soll auch so eine erhandelte Pflanze sein, die er aber, von wegen die eigene gefährdete Freiheit hinten versilbert und vorne vergoldet in aller Geschwindigkeit hat herausgeben müssen! . . .«

Die Jolle legte am Johannisbollwerke an, und die drei befreundeten Männer erstiegen die Landungstreppe.

»Ich werde sogleich Erkundigungen einziehen,« sprach Reimer Claußen. »Der lustige Schalk von Lohndiener, der mir schon im vorigen Jahre den ersten Wink gab, daß unser vielgesuchter Stromer in der Person des verzwickten

Amerikaners wohl hier vor Anker gegangen sein könne, soll mir unter vier Augen Rede stehen! ... Empfehlen Sie mich Herrn Johann Matthias! ... Wegen der Brigg braucht er sich keine Sorge zu machen. Das Schiff wird jetzt wieder seetüchtig für zehn Jahre und länger.«

Der Capitän entfernte sich; Heinrich Medenspang schritt mit Boll der inneren Stadt zu.

»Was sagen Sie zu den Progressen, die unser Verein macht?« fragte der Kaufmann den Holzhändler. »Geld ist ja bereits mehr vorhanden, als wir brauchen ... Da hat ein Weiberkopf doch wirklich einmal einen brillant gescheidten Einfall gehabt! ... Wer hätte das vor acht, neun Jahren dem stillen, schüchternen Ziehkinde ansehen können! ...«

»Ist doch weggeschmissen Geld!« versetzte Boll mürisch. »Könnte man ein solches Capital in Holz anlegen, Gott bewahre, den ganzen Jungfernstieg stäch' ich mich in der Tasche! ...«

»Sapperment, Boll, dann möcht' ich aber die Tasche sehen und das Zeug, von dem sie gemacht wäre!« entgegnete Heinrich Medenspang. »Doch sagt, wie kommt es, daß Sie plötzlich so kühl von unserem schönen Vereine sprechen? Es hat sich dazu doch entschieden die beste Gesellschaft zusammengefunden.«

»Kann mich die Gesellschaft 'was helfen?« erwiderte der Holzhändler. »Feine Kleider und Schuhe mit hohen Hacken machen auf mir keinen Eindruck nicht ... Ich bin vor's Geschäft, vor die richtige Handarbeit, bei die tüchtig 'was Knochenfett verbraucht wird! Denn warum,

Herr Medenspang? ... Will ich mir einer verkommenen Creatur als Mensch annehmen, so geb' ich die Creatur, ist sie gewaschen, erst 'was Ordentliches zu essen, damit, daß Vernunft in sie hineinkommt; denn mit die gute Kost kriege ich Sie das schlechteste Endivien zu's menschliche Dasein! ... Nach das Essen aber man fort in's Geschäft und gearbeitet, daß alle Nähte platzen! ... Das nenne ich Menschen retten und bilden ... So hab' ich mich auch unsern Verein vorgestellt, und deshalb war ich davor mit Leib und Seele! ... Und nun hör' ich das Weibervolk mit ihre falsche Locken und neu eingesetzte Elephantenzähne von geistige Erziehung faseln und von Ausbildung gekränkter Herzen sprechen! ... Gekränkte Herzen! ... Ist mich ein ganz unbekanntes Baumaterial! ... Vor die Bildung bin ich auch, aber man vor die ordentliche praktische, welche die Menschheit Nutzen schafft und fleißige Arbeiter macht! ... Die andere Bildung, die in die Stuben hockt und mit unfruchtbaren Gedanken bei alle langbeinige Kankern hausiren geht, ist mich verhaßt, und gerade vor diese Sorte ist das Weibsvolk mit ihre Schleppenträger ganz erbärmlich eingenommen!«

»Boll, Boll, Sie haben einen entsetzlich losen Mund!« sprach Heinrich Medenspang lächelnd. »Ich werde Ihre Ansichten über unseren wohlthätigen Verein, auf welchen seine Gründer mit vollem Rechte stolz sind, meiner Frau Schwägerin mittheilen! ... Diese wird sich sehr beleidigt fühlen, Ihr Sündenregister anderen beredten Frauenzungen anvertrauen und – geben Sie Acht, lieber

Boll – ehe Sie es ahnen, trägt man auf Ihren Ausschluß aus dem Vereine an! . . . «

»Thun Sie, was Sie gefällt, ich werde mir zu vertheidigen wissen,« erwiderte Boll, warf die Lippe herausfordernd auf und rückte seine Mütze noch weiter nach hinten. »Faule Menschen, die nichts thun, als in ihre sogenannte Gedanken herumwühlen, sind in meine Augen unnützer Ballast. Arbeit allein wird von mich respectirt, alles Andere belache ich . . . Guten Morgen, Herr Medenspang! . . . «

Boll schlug den kürzesten Weg nach seinem großen Holzlager am Deiche ein. Heinrich suchte sein väterliches Erbe auf.

Morgen war es nun freilich nicht mehr, denn es wimmelte bereits auf allen Straßen von zurückkommenden Börsenbesuchern.

Heinrich traf seinen Bruder im Comptoir, das er kurz vor ihm betreten hatte.

Johann Matthias ging in dem nicht eben sehr großen Raume sinnend auf und nieder. Der Bruder stattete Bericht ab und richtete die ihm aufgetragenen Grüße aus.

»Ich danke,« sagte Johann Matthias. »Weißt Du das Allerneueste?«

»Vielleicht! . . . Ich habe unterwegs allerhand munkeln hören . . . Der sogenannte Amerikaner . . . «

»Heute noch wird er abreisen, versteht sich unter Ueberwachung!« fiel ihm der Bruder in's Wort. »Man will alles Aufsehen vermeiden, um nicht in verdrießliche Collisionen zu gerathen . . . Kann ich nur billigen, nur billigen!

... Leben und leben lassen, dem und jenem einmal durch die Finger sehen, muß das leitende politische Princip eines kleinen Handelsstaates sein, sonst kann er nichts lucriren! ... Master Heedfull reist also ab mit Zurücklassung seines Kammerdieners und seiner beiden Neger, die, wie erwiesen ist, alle Drei seine Sklaven waren! ... Ja, man erschrickt, wenn man's hört; aber es verhält sich dennoch so! ... Die Anklagen des unglücklichen Mannes – Du weißt, wen ich meine – konnte er nicht widerlegen. Weil er sich aber in jeder Beziehung gefügig zeigte, so drückte man eben ein Auge zu und ging über alles Uebrige stillschweigend hinweg ... Eins freut mich, wenn es sich bestätigt ... Die beiden Helfer, die gewissermaßen, wie Reimer Claußen ganz richtig ermittelt hat, abhängige Compagnons dieses superklugen Erzschelmes waren, wissen schwerlich um dessen Schlechtigkeiten. Man hat sie dupirt, indem man sie gut verdienen ließ ... Nun, dergleichen kann wohl auch klügeren und gewiegteren Leuten passiren! ... Und nun rathe, wohin dieser Halb-Yankee sich zunächst wendet, weil er eben muß? ... «

»Vermuthlich nach England ... «

»Nein, mitten in's Herz von Deutschland geht die Reise! ... Die Angaben seines Anklägers führten zu Nachfragen über seine Abkunft, welche die Identität Master Heedfull's mit Hubert, der sich von Dir in der Nacht vor seiner Abreise absentirte, unwiderleglich dargethan haben! ... Die aus seinem Geburtsorte eingelaufenen Nachrichten machten es der Behörde zur Pflicht, den reichen Herrn dahin zu dirigiren ... Man hat ermittelt, daß seine

Mutter noch am Leben ist, und daß sie den längst todtglaubten Sohn noch einmal zu sehen wünscht . . . Hubert Ueberschar ist des Pseudo-Yankees, Pflanzers, Schiffsrheders und Clavenhändlers wahrer Name . . . Man muß gestehen, dieser Glückspilz hat in jungen Jahren Carrière gemacht! . . . Man muß Respect vor seiner Klugheit und seinem Unternehmungsgeiste haben, wenn man auch seinen Charakter nicht achten kann.«

Heinrich Medenspang war von dieser Mittheilung wenig erbaut. Er hörte sich ungern an einen Lebensabschnitt erinnern, über den er sich selbst manchen Vorwurf zu machen hatte. Nur die Bestätigung der Abreise Hubert's, mit dem zusammenzutreffen er fürchtete, wenn, was ja sehr nahe lag, Enno Norrburg sich auf ihn berufen sollte, gewährte ihm Befriedigung.

»Glückliche Reise denn!« sprach er. »Des etwas anrühlich gewordenen Proteus jüngste Erlebnisse in unserer Mitte werden ihn hoffentlich abhalten, nochmals hier einzukehren . . . Es freut mich nur, daß er unser Haus nicht compromittirt hat! . . .«

»Mich ebenfalls,« sprach Johann Matthias, blieb vor dem Bruder stehen und legte seine Hand auf dessen Schulter. »Ahnst Du, wem wir diese freundschaftliche Schonung wahrscheinlich ganz allein zu verdanken haben? . . . Deinem Antipoden August Kranzberg und seiner charmanten Frau! . . . Wir werden auf eine Erkenntlichkeit bedacht sein müssen!«

»Nobel, wahrhaftig nobel!« versetzte Heinrich. »Von der feinen, klugen Frau ließ sich so etwas erwarten, der

salbungsvollen Kratzbürste hätte ich weniger Großmuth zugetraut! . . . Ich werde ihn freihalten im Papillon, wenn ich dort mit ihm zusammentreffe . . . «

»Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Schalk,« sagte Johann Matthias. »Selbst mit dankerfülltem Herzen kannst Du das Spotten und Necken nicht lassen! . . . «

»Mütterliches Erbtheil, Bruder! . . . Soll ich die theure Selige vielleicht noch verklagen, weil sie von ihrem Reichthume in ihrer unerschöpflichen Liebe mir so viel kleine Pretiosen vermachte? . . . Nein, Bruder! . . . Ein Schalk mag ich sein, bisweilen sogar ein arger Schalk, undankbar aber bin ich nicht! . . . Was denn, um Himmels willen, soll nun aus dem – aus . . . Enno werden? . . . «

Johann Matthias nahm ein Billet von seinem Pulte und reichte es dem jüngeren Bruder.

»Ich nenne das großartig, erhaben!« sprach er. »Hut ab vor Kranzberg's Menschenkenntniß! . . . Er wußte, mit welcher Perle vom reinsten Wasser er sein Haus schmückte! . . . «

Das Billet war von Theodora an Hebe Medenspang gerichtet und lautete wie folgt:

»Liebe, traute Freundin!

»Es drängt mich, Ihnen mitzutheilen, daß es mir glücken zu wollen scheint, den Neffen meines guten Mannes, welcher Kranzberg so unglaublich viel Sorge und Kummer verursacht hat, andern Sinnes zu machen. Die Art, wie ich mich zuerst bei ihm einführte, ohne daß er mich kannte, ist nicht wirkungslos auf ihn geblieben.

Auch was ich ihm aus den Statuten vorlas, auf welche unser Verein sich gründet, mag ihn in der Einsamkeit zum Nachdenken über sich selbst gebracht haben ... Die verschiedenen Verhöre, die ihm seine Vergangenheit in einer Reihe sehr greller Bilder wieder in's Gedächtniß zurückrufen mußten, thaten das Ihrige. Mein guter Mann blieb dem Aufgegebenen gegenüber ruhig, zurückhaltend und etwas kühl. Von den verwandtschaftlichen Beziehungen war zwischen Onkel und Neffe bei ihrem mehrmaligen Zusammentreffen keine Rede. Unter uns aber hatten wir Beide im Voraus einen Entschluß gefaßt und einen Plan entworfen, nach dem wir verfahren wollten ... Gestern habe ich den Neffen aus seinem Gefängniß abgeholt und mich ihm entdeckt! ... Er war gerührt wie ein Kind und wirklich unbeschreiblich dankbar ... Ich hatte die Absicht, ihn zu Kranzberg zu führen, damit er auch dem Onkel ein Wort des Dankes sage. Dazu jedoch war Enno nicht zu bewegen ... Erst wolle er die Liebe verdienen, die ich ihm unverdienter Weise entgegenbringe, sagte er, ehe er ohne zu tiefe Beschämung unser Haus wieder betreten könne! ... Mich freute diese Aeußerung, weil sie mir den Beweis liefert, daß die edlen Gefühle in seinem Herzen nicht erstorben, nur verschüttet sind ... Enno wird jetzt aus eigener Kraft den Schutt zu entfernen wissen, und vom Sonnenstrahl reiner, uneigennütziger Menschenliebe getroffen, wird Enno's Herz dereinst auch wieder menschlich wahr und menschlich rein fühlen ... Lernt er das nicht schon früher, so soll unser

Asyl, für das ich ihn bestimme, seiner eigenen Schwachheit Krücke sein ... Auf seinen Wunsch bewohnt er uns schräg gegenüber ein kleines Zimmer, dessen Fenster ich durch den Spion beobachten kann ... Nicht wahr, liebe Hebe, das ist eine recht schöne, reine Freude? ...

»Mehr Theilnahme noch und auch ein viel tieferes Interesse nehme ich an dem Kammerdiener des mir äußerst fatalen Master Heedfull, den Kranzberg in seine Dienste genommen hat. Es ist ein stiller Mensch, kaum älter als ich, obwohl er bedeutend älter aussieht, mit merkwürdig melancholischen Augen, in die ich nie ohne Wehmuth blicken kann ... Sprechen habe ich den jungen Mann eigentlich noch nicht hören ... Den Dank, den er seiner wiedererlangten Freiheit wegen auch mir abstaten zu müssen glaubte, lispelte er nur ganz leise ... Ich hoffe, er wird später mittheilsamer werden, wenn er in unserem Hause erst eingewohnt ist und sieht, daß wir es herzlich gut mit ihm meinen ... Dann bringt man ihn wohl auch zum Erzählen ... Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er viel erlebt und das Leben mehr von seinen Schatten als Lichtseiten kennen gelernt ... Kranzberg hofft diesen Mann seiner Sprachkenntnisse wegen im Comptoir beschäftigen zu können. Ich wäre damit ganz einverstanden ... Gegenwärtig spielt er in unserem Hause nur die Rolle eines Dieners, der mit großer Zartheit behandelt wird ... Um baldigen Besuch zu traulicher Aussprache bittet

Ihre aufrichtige Freundin
Theodora Kranzberg.«

Lächelnd gab Heinrich Medenspang diesen Brief, nachdem er ihn aufmerksam durchgelesen hatte, seinem Bruder wieder zurück, indem er sagte:

»Einen dümmern Streich kann doch der klügste Mann nicht machen, als wenn er aus Eitelkeit, Egoismus und Liebe zur Freiheit sich entschließt, bis an sein seliges Ende Hagestolz zu bleiben! . . . Sollte ich ja noch heirathen, so muß Frau Theodora Kranzberg in nie dagewesener Weise von mir beschenkt werden! . . . Jetzt verfüge ich mich zu meiner theuern Frau Schwägerin, um derselben in schuldiger Devotion anzuzeigen, daß ich ernstlich entschlossen bin, von heute an auf die Brautschau zu gehen . . . «

VIERTES BUCH.

1. EIN BLICK IN MAXIMILIANE'S HERZ.

»Wieder hat ein edles Herz aufgehört zu schlagen, zwei theure Augen sind gebrochen, und die meinigen strömen über von Thränen! . . . Die Mutter habe ich begraben, das Herz eingesargt, das mir zuerst Liebe entgegnetrug, die Augen zugeedrückt, die über mir wachten, als ich noch Kind war, die in bittenden Blicken sich an mein besseres Urtheil wendeten, wenn ich aus Eitelkeit und Oppositionsgeist es unterhaltender fand, die Wege zu wandeln, auf denen auch oft für die Besten und geistig Kräftigsten Gefahr im Hinterhalte lauert! . . . Wie oft war ich ungerecht, undankbar gegen die Mutter! . . . Wie oft hatte sie Ursache, mich zu tadeln, wenn ich es, verblindet von Selbstgefälligkeit, nicht einsah! . . . Ach, eine Mutter, die ihr Kind zurechtweist, ist immer im Recht, auch wenn sie hart oder lieblos erscheinen sollte! . . . Jetzt, wo mich keine Mutter mehr warnen und tadeln kann, jetzt fühle ich das erst, und nun ist es zu spät! . . . Sonst schmolte ich und konnte der theuern Mutter gegenüber recht unliebenswürdig, recht trotzig sein! . . . O ich Arme! . . . «

Ein paar Thränen fielen auf das Papier und machten das Auge Maximiliane's von Allgramm trübe, welche diese Worte in ihr Tagebuch schrieb. Sie mußte die Feder weglegen und eine Pause machen, ehe sie fortfuhr in der Aufzeichnung ihrer Selbstbekenntnisse.

»Wie plötzlich man doch ein ganz anderer Mensch werden kann! ... Ich war von jeher ein Ausbund von Heiterkeit, und ich glaube, es gab keinen Menschen, der mich nicht leiden mochte, selbst wenn er vielleicht einige Scheu vor mir hatte ... Diese Heiterkeit war mein eigentliches Lebenselement, der Sonnenäther, durchfeuchtet von Thautropfen, in dem ich mich an jedem neuen Tage gesund badete. Und nun, was ist aus mir geworden? ... Hat der Todesengel, welcher die Seele der sterbenden Mutter emportrug zum ewig glänzenden Sternenzelt, mir diese glücklichste Weihegabe tückisch geraubt, um mich den Schmerz tiefer empfinden zu lassen, den der Tod Jedem bereitet, der von ihm berührt und dadurch an seine letzte Stunde gemahnt wird? ... Ich kann nicht mehr heiter, nicht mehr lustig, nicht mehr ausgelassen sein, und doch höre ich in mir eine Stimme, die mich dazu ermuntert! ... Die Mutter zu beweinen, ist gewiß recht und gut, sollen wir uns aber vor Schmerz im Grame verzehren und uns so langsam selbst aufreiben? ... Gewiß nicht! ... Das wäre Selbstvernichtung, Selbstmord, und beide kann nur Frevelmuth vollziehen! ... Aber ich werde traurig bleiben lange, lange, bis ... «

Maximiliane schrieb den Satz nicht zu Ende ... Sie nagte an der Fahne der Feder und sah über die Lampe hinweg nach dem Fenster, durch welches noch ein weicher Schimmer des allmählig in Nacht übergehenden Herbstabends hereinfiel. Nach einer längeren Pause schrieb sie weiter:

»In den letzten Wochen habe ich mehr erlebt, als seit dem Tage meiner Geburt, und es ist wohl der Druck dieser gewaltigen Erlebnisse, die mein Herz verschüchtert, meinen Geist so ernst bedroht haben, daß ich mich noch nicht wieder aufrichten kann in alter Keckheit ... Aber das muß anders werden, sonst würde ich alsbald aufhören zu leben! ... Es wird Mühe kosten, mich wieder glauben zu lassen an die ureigene Kraft, die von den Ereignissen gelähmt worden ist; gelingen indeß wird es mir, besonders wenn ... «

Auch dieser Satz blieb unvollendet ... Die Comtesse stand auf und machte gesenkten Hauptes einen Gang durch's Zimmer, ehe sie die Feder abermals ergriff ...

»Es war zu viel, es war zu viel ... meine arme Mutter konnte es nicht ertragen! ... Sie mußte erliegen unter diesem Zusammenwirken von Schreck, von Angst und Entsetzen! ... Der Brand schon – die arme Mutter zitterte seit der Einäscherung Ober-Rense's vor jedem Feuer – machte sie nervenschwach und hilflos ... Und gleich darauf diese Entdeckung! ... Dann der Tod des Grafen, die vom Schäfer aufbewahrten Papiere und die erschütternde Scene zwischen Georg und Eudoxia! ... War ich doch selbst dem Hinsinken nahe, als es zweifellos fest stand, daß Fürst Gudunow, Eudoxia und Georg Kinder *eines* Vaters seien! ... So muß dem Menschen immer zu Muthe sein, wenn das volle Licht der Wahrheit sich blendend hell in sein immer nur an das Halbdunkel unvollkommenen Wissens gewöhntes Auge ergießt ... Solcher

Glanz blendet, erschreckt die Seele und kann sie zwingen, die zu stark erschütterte morsche Hülle des Leibes, in dem sie wohnte, für immer zu verlassen! . . . Ich hab' es ertragen, aber nicht überwunden, und noch jetzt überrieselt es mich kalt, wenn ich Eudoxia in ihrer Schweigsamkeit begegne, diesem betrogenen Weibe, das aus Liebe sich selbst begrub, und an der auch die Treue der Freundschaft sich versündigte, weil sie die Rache falsch verstand! . . . Sie wird nie wieder froh werden, die arme Eudoxia, nie wieder ein ganzer Mensch unter gewöhnlichen Menschen wandeln; denn wer als Lebender für einen ruhelos schweifenden Geist gehalten wurde, wer Jahre lang um Gräber irrte, ein Troglodytendasein führte und um geliebte Verstorbene weinte, ohne selbst sterben zu können, dessen Schritte lassen Moderduft zurück an allen Orten, wo er länger verweilt! . . . Ich liebe Eudoxia, und doch fürchte ich mich vor ihr! . . . Wenn sie mich umarmt und küßt, muß ich bei der Berührung ihrer feuchten, kühlen Lippen immer an die Sage vom Vampyr denken! . . . Unter Eudoxia's Küssen würde ich siech werden und zusammenschrumpfen, mein Blut würde erstarren, das Fleisch meiner Muskeln sich in Stein verwandeln und die Seele in meinem halbtodten Körper wie ein Geist umgehen! . . . Darum kann ich auch nicht zugeben, daß Eudoxia lange auf Bork verweilt! . . . In einem stillen Kloster würde ihr selbst wohler sein . . . Aber man darf die Aermste nicht dazu bereden, nur wenn sie aus sich selbst einen Entschluß faßt, wird sie Ruhe in sich finden; denn ihrem ganzen Wesen nach kann sie selbst jetzt nur das

wollen, was ihr wirklich und für den Rest ihres Lebens Befriedigung gewährt ... «

In den Bäumen auf der Terrasse, deren Blätter schon in den matten Farben des Herbstes schimmerten, säuselte der Wind. Maximiliane stützte den volllockigen Kopf auf den Arm und lauschte dem Flüstern und Säuseln des Nachtwindes. Am Himmel erglänzten die Sterne und blickten neugierig in das Zimmer und auf die Schrift des jungen Mädchens, die für keines Menschen Auge bestimmt war ... Die Comtesse saß so geraume Zeit, ihren Gedanken nachhängend. Plötzlich tauchte sie die Feder wieder ein und ließ sie rasch über das feine Papier gleiten.

»Zu Euch muß ich mich flüchten in meiner Noth, Ihr Himmlischen, Ihr Ueberirdischen oder Seligen, deren Wohnungen sein sollen auf jenen Welten, die wir nur kennen aus dem Lichte, das sie des Nachts auf die finstere Erde fallen lassen! ... Warum hast Du uns so kurz-sichtig gemacht, o Gott, daß wir nicht einmal deutlich lesen können, was in unserem Herzen geschrieben steht? ... Würde ein wenig Allwissenheit uns nicht besser gemacht haben? ... Würde sie uns nicht viel sicherer das Unrechte meiden, das Rechte im entscheidenden Augenblicke immer wählen lassen? ... Und wäre dadurch nicht Deine Welt, diese Erdenwelt, die allein unseren Sinnen wie unserem Geiste zugänglich ist, ungleich vollkommener geworden? ... Guter Gott, vergieb diese vielleicht unerlaubten Fragen einem Mädchen, das keine Mutter mehr fragen kann, und dem das Herz oft recht schwer zu

werden beginnt! ... Ich weiß schon, es geschehen keine Wunder mehr, den einzelnen Menschen zu erleuchten, zu bessern, zu bekehren; aber eine Handvoll recht heller Geistesfunken streuest Du doch noch manchmal über unsere Erde aus, die auch im Fallen nicht ganz verglühen ... Diese Funken leuchten dann fort in den Geistern Deiner Menschenkinder und lassen Dichter, Musiker, Künstler, Weise und Propheten entstehen, die ewig auf's Neue Deine Wunder verkündigen dem Weltall! ... Nur das Atom eines solchen Funkens, der prophetische Gaben verleiht, laß momentan auch in das unerhellte Innere meines Geistes fallen, damit ich zum Propheten werde für das eigene Herz, und damit ich wahrsagen kann, was mir bestimmt ist, auf Erden zu dulden! ...

»Namen und Titel ändern uns nicht; wir werden durch sie weder besser noch schlechter, auf die äußere Gestaltung der Verhältnisse aber wirken sie mächtig bestimmend ein ... Der Philosoph mag darüber lächeln, die Thatsache selbst wird er damit doch nicht ändern ... Es ist das Gesetz der Schwere, dem alle Körper unterworfen sind, nur in anderer Form, und wer eigensinnig gegen dasselbe streitet, der kommt zu Schaden! ...

»Vetter Horatio denkt etwas anders, aber nicht richtiger; vielleicht that er es auch blos, um mir zur Klarheit zu verhelfen, denn er ist edel und hochsinnig ... An Georg fesselt Horatio die Freundschaft nicht weniger fest als an den launigen Anton; dennoch aber würde der Vetter diesen nicht für jenen aufgeben! ... Warum nicht? ... Das ist die Frage! ... Meine Antwort würde anders

lauten, und doch könnte ich einen wirklich vernünftigen Grund für meine Entscheidung nicht angeben, wenn ich mich nicht etwa hinter die halbwahre Maske des Mitleids flüchten wollte! ... Und löge ich nicht, wenn ich dies thäte? ... Belöge ich mich nicht selbst mit Absicht, nur um recht stark, um gegen jede Schwachheit gepanzert zu erscheinen? ... Ich bin mir darüber nicht klar, denn es fehlt an dem Atom eines Lichtfunkens, der allein Weisheit giebt und Erkenntniß ... Soll ich Andrea um Rath fragen? ... Was könnte es mir helfen, wenn auch ihnen das Licht der wahren Erkenntniß nicht leuchtet? ... So muß ich mich denn auf's Ahnen verlassen oder mein eigener Wahrsager werden ... «

Maximiliane spritzte die Feder aus und schloß das Buch, dem sie ihre geheimsten Gedanken anvertraut hatte ... Es war still, fast unheimlich still im Schlosse, denn Horatio war seinem Vater nach Alteneck gefolgt, weil dieser ihm wichtige Mittheilungen machen wollte, und Georg Rauerz – wie er sich noch immer nannte, obwohl er das Recht hatte, sich den Fürstentitel beizulegen – befand sich auf Reisen, um eine spätere Lösung seiner Verhältnisse vorzubereiten. Er that dies weder aus eigenem Antriebe, noch aus Neigung, sondern gedrängt von Fürst Gudunow, an welchem er auf so überraschende Weise einen Stiefbruder gefunden hatte. Dieser und Graf Jermak, der ehemalige Verlobte Eudoxia's, waren bald nach der Bestattung des Grafen von Rothstein abgereist. Eudoxia wurde von ihrem Bruder aufgefordert, ihnen zurück

in's alte Vaterland zu folgen. Diesem Verlangen aber widersetzte sich die Schwester, und der Fürst mußte die Gründe, mit denen sie ihre Weigerung zu rechtfertigen suchte, gelten lassen.

»Laß mich bei den Todten,« sprach sie, »ich gehöre ihnen doch an, wenn ich auch vielleicht noch kurze Zeit leben sollte! ... Rußland ist mir fremd geworden, wie ich ihm eine Fremde bin ... Hier habe ich Bekannte und Freunde und einen unvergeßlichen Geliebten unter den Todten, zu dem ich gehöre, obwohl er mich in seiner Verblendung von sich wies ... Er bedarf meiner im Tode, weil er im Leben mich entbehren konnte, und wenn ich ihm nahe bin, verfolgen mich nicht die Schreckgestalten der Vergangenheit! ...«

So reisten denn die Freunde nach Rußland ab mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wieder kommen zu wollen. Ein Briefwechsel mit ihnen zwischen Maximiliane, Georg und Horatio ward verabredet, um gegenseitig in fortwährender Verbindung zu bleiben. Auch in diese Correspondenz mit einzutreten, lehnte Eudoxia entschieden ab ...

Die Comtesse entbehrte sehr schmerzlich den Umgang der Freunde, mit denen sie von Italien sprechen konnte und die sie durch ihre Unterhaltung erheiterten ... Mit Eudoxia gab es kein rechtes Verhältniß, weil Maximiliane sich einer gewissen Furcht vor der Auferstandenen nicht erwehren konnte ... Auch Eudoxia suchte die Comtesse nicht, wie sie überhaupt alle Menschen mied ... Erst

wenn sich der Tag neigte, wenn die Schatten länger wurden, wagte sie sich nach einiger Zeit, Trauer anlegend, in's Freie und genoß die kühlende Abendluft ... Gestattete es die Witterung nur einigermaßen, so wanderte sie nach Hohen-Rothstein, um an der Gruft Achim's zu beten ... Begegnenden wich die tief melancholische Dame auf diesen Wanderungen stets aus; nur Kinder sprach sie an, küßte sie und erfreute sie durch kleine Geschenke, weshalb alle Kinder von der sanften Frau aus den Schloßruinen, wie man sie nannte, nur Gutes sprachen.

Seit dem Tode der Gräfin von Allgramm war Maximiliane alleinige Gebieterin auf Schloß Bork. Obwohl die Comtesse von jeher sehr gern befohlen und eigentlich Niemand als sich selbst gehorcht hatte, kam ihr die jetzt wirklich ererbte Herrschaft doch sonderbar vor, und sie war fast in Verlegenheit, wie sie die Zügel der Regierung eigentlich anfassen sollte ... Dazu bedurfte es ganz anderer Anlagen, als Maximiliane besaß, die immer nur nach Laune und nach Einfällen gehandelt hatte und daher in Nichts Ordnung halten, auch Niemand zur Ordnung anleiten konnte ... Das Bewußtsein, Herrin zu sein, befehlen nicht blos zu dürfen, sondern zu müssen, peinigte sie, und sie hätte diese schwere Last gern den Schultern eines Fähigeren anvertraut ... Jetzt erst vermißte Maximiliane ihre Mutter; jetzt erst fühlte sie, was die ernste, oft schroffe Frau ihr gewesen war, und welche nie wieder zu ersetzende Stütze sie an ihr verloren hatte ...

Mit verschränkten Armen am Fenster stehend, betrachtete Comtesse von Allgramm den gestirnten Himmel, und ihre Gedanken durchmaßten in jeder Secunde weltweite Räume ... Die Blicke senkend, gewahrte sie die dunkel gekleidete Eudoxia unter den Bäumen wandeln ... Es war das die Stunde, wo die melancholische Dame, welche der Brand des Schlosses Rothstein erst wieder in die Welt eingeführt hatte, von ihrem täglichen Bittgange zur Gruft Achim's zurückzukehren pflegte. Gewöhnlich suchte sie dann Maximiliane für kurze Zeit auf, die sie durch freundliches Entgegenkommen mehr an sich fesselte, als sie beabsichtigte. Um nicht bemerkt zu werden, trat die Comtesse schnell vom Fenster zurück.

»Es ist mir unmöglich;« sprach sie zu sich selbst, »heute kann ich mit der Aermsten auch nicht minutenlang verkehren! Wäre sie doch ihrem Bruder gefolgt! ... Aber wie fange ich es an, um mich ihr zu entziehen, ohne lieblos zu erscheinen und ohne sie zu verletzen? ... Sie ist ja so tief unglücklich und so unendlich zu bedauern ... «

Ihr Blick fiel auf den Tisch, an welchem sie längere Zeit geschrieben hatte ... Er war mit einer Menge Büchern, Broschüren und Zeitungen bedeckt; denn Maximiliane las viel, weil sie das Bedürfniß hatte, mit der Bildung der Zeit gleichen Schritt zu halten.

»Das wird die Gute unterhalten,« fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort und legte einige kleinere Schriften, die ihr erst kürzlich zugeschickt worden waren, über einander. Unter diesen befand sich auch ein dünnes Heft, das sie erst kurz vor dem Tode ihrer Mutter mit einem

verbindlichen Billet von dem Kanonikus Aloysius Moosdörfer erhalten hatte . . . Sie zog die Glocke, übergab der eintretenden Zofe die gedruckten Hefte und sagte:

»Für unsere arme Leidende! . . . Ich bin zu erschüttert, um die Prinzessin heute noch zu empfangen!«

Die Zofe ging, und Maximiliane setzte ihre Wanderung durch das Zimmer fort . . . Der Hufschlag eines einzelnen, schnell trabenden Pferdes ließ sich hören und kam rasch näher . . . Die Comtesse stand wieder am Fenster und sah hinunter auf die Terrasse.

»Vetter Horatio!« sprach sie, froh aufathmend. »Das ist sehr lieb von ihm! Das rechne ich ihm hoch an! Ich fürchtete schon, ihn tagelang entbehren zu müssen, da Onkel Adam seine Begleitung nach Alteneck in so barschem Tone verlangte . . . Vielleicht bringt er auch Nachricht von ihm! . . .«

Sie holte ein paarmal tief Athem, drückte beide Hände gegen die Brust und senkte den schönen Kopf. Als sie den Tritt ihres Veters im Vorzimmer hörte, nahm sie Platz am Tische, schlug das erste beste Buch auf und gab sich die Miene, als sei sie in eine ungewöhnlich ernste Lectüre vertieft . . . Den Klopfenden lud sie in einem Tone zum Eintreten ein, der ganz so klang, als spreche ein Träumender . . . Erst die laut gesprochenen Worte Horatio's: »Guten Abend, Cousine!« machten sie heiter aufblicken und ließen sie den jungen Mann mit offener Herzlichkeit empfangen.

2. EIN BEKENNTNISS.

Horatio's Aussehen machte keinen befriedigenden Eindruck auf Maximiliane. Seine Stirn war sorgenvoll, sein Auge trübe, und wenn er die Cousine auch lächelnd begrüßte, konnte diese es ihrem Vetter doch anmerken, daß ihn Bekümmernisse mancherlei Art drückten.

»Das nenne ich eine artige Ueberraschung, für die ich Dir aufrichtig danke,« sprach Comtesse von Allgramm, an den Tisch zurückkehrend. »Ich fürchtete schon, es würde zwischen uns Beiden eine aufstachelnde Correspondenz in Gang gebracht werden müssen, damit wir uns nicht allmählig ganz wieder fremd würden. Hast Du mit dem Onkel eine Scene gehabt? ... Ich fand ihn sehr knurrig ...«

»Ich ebenfalls,« versetzte Horatio und blätterte gedankenlos in einem Album seiner Cousine. »Das hätte mich indeß nicht abgehalten, eine Zeit lang mich auf Alteneck wieder einzugewöhnen; mich vertrieb diesmal die alte Barbara, die mir schon seit der Rothstein'schen Katastrophe ganz sonderbar begegnete, wenn ich sie zufällig einmal traf ... Hart behandeln mag ich die Person nicht, befehlen aber will ich mir auch nicht lassen, und eben dazu scheint sie große Lust zu haben ...«

»Onkel Adam ließ ihr zu viel Willen,« warf Maximiliane ein.

»Ich fürchte es fast selbst,« fuhr Horatio fort und seufzte. »Barbara beherrscht gegenwärtig meinen Vater, und das betrübt mich nicht nur, das macht mich unglücklich!

... Denke Dir, Cousine, er wünschte nur meine Begleitung, um mir zu sagen, daß ich Alteneck vorläufig meiden solle! ... Hättest Du das für möglich gehalten? ... «

»Es ist auch nicht möglich, Horatio!« erwiderte Maximiliane, und ihr zartes Gesicht röthete sich. »Ein solcher Wunsch, ausgesprochen vom Vater, käme ja einer Verbannung gleich! ... «

»Eine Verbannung auf Zeit soll es auch sein.«

»Hast Du nicht protestirt? Nicht nach der Veranlassung gefragt? ... «

»Zu ersterem war ich zu stolz, und die Veranlassung glaube ich zu kennen. Man will Raum haben in Alteneck, wenn unerwartet vornehmer Besuch eintrifft.«

Maximiliane von Allgramm schüttelte den Kopf.

»Das verstehe ich nicht,« sprach sie. »Das müßte ja ein fürstlicher Besuch sein mit großem Gefolge.«

»Wer weiß!« versetzte Horatio. »Nach der Spannung zu urtheilen, mit welcher man ihm auf Alteneck entgegensteht, ist so etwas anzunehmen. Unser Amtsschreiber freilich, der einiges Spionirtalent besitzt, war anderer Meinung ... «

Die Comtesse blickte ihrem Cousin fragend in die verschleierte Augen.

»Du leidest, Horatio,« sprach sie, »ich sehe es Dir an ... Soll ich Dein Leid Dir nicht mit tragen helfen? ... Wir haben Beide keine Mutter mehr und sind als nächste Verwandte gegenseitig auf einander angewiesen ... «

Horatio legte seinen Arm auf den Stuhl Maximiliane's und zog den seinigen näher heran.

»Vielleicht erinnerst Du Dich vor vielen Jahren, wenn Du Alteneck mit Deinen Aeltern besuchtest, eines wilden Jungen, der ganz entsetzlich unter dem Schloßgesinde herumtobte,« erwiderte Horatio. »Ich kam nie mit ihm zusammen, weil es der Vater mir streng verboten hatte und ich mich auch zu Hubert – so nannte man den Knaben – nicht hingezogen fühlte. Dieser Hubert lebte in der Behausung des Büchsenspanners, eines in seinem Fache tüchtigen, aber unliebenswürdigen und äußerst strengen Mannes, welcher den Knaben erzog oder doch erziehen sollte. Ich glaubte natürlich, der Büchsenspanner sei Hubert's Vater, obwohl der Mann nicht verheirathet war. Dieser Glaube blieb mir, bis der Mann eines Tages das Unglück hatte, sich auf der Jagd bei einem unvorsichtigen Sprunge selbst zu erschießen ... Mit dem Tode des Büchsenspanners ging Hubert die einzige Persönlichkeit im Schlosse verloren, die den bösen, aber mit den verschiedensten Talenten ausgerüsteten Buben im Zaume halten konnte. Mein Vater vermochte dies nicht, einmal, weil er zu stolz und hochfahrend war, um sich mit dem Kinde eines tief unter ihm Stehenden zu befassen, und sodann, weil er den Knaben haßte, was mir nicht verborgen blieb ... Hubert sagte eine Art Instinct, daß der Baron ihm nicht hold sei, weshalb er meinem Vater stets aus dem Wege ging, sich aber für dessen Abneigung durch allerhand bubenhafte Streiche, die er verübte, zu rächen suchte ... Er that, wie ich erst später erfuhr –

denn ich pflog nicht den geringsten Umgang mit dem gelenken Halbwilden – Manches, wozu nur eine böse Natur sich entschließen kann. So weiß ich, um nur Eins zu erwähnen, daß er Singvögel, auf deren Fang er sich verstand, blendete, weil er gehört hatte, sie sängen dann viel schöner! . . . Ob man den Buben für diese Grausamkeit gebührend bestraft hat, weiß ich nicht . . . Einiges Interesse an diesem Hubert, der frühzeitig stark und kräftig ward, weil er mehr im Walde als im Zimmer lebte, und nur lernte, was er mußte, nahm ich erst nach dem Tode seines sogenannten Erziehers und vermeintlichen Vaters. Es gab sich nämlich Barbara, mit der ich stets auf sehr gutem Fuße stand, von jener Zeit an auffallend viel mit meinem Antipoden ab . . . Fast nie ließ sie ihn aus den Augen; entschlüpfte er ihr aber, was häufig genug und zwar mehrmals des Tages geschah, so suchte sie ihn, bis sie ihn gefunden hatte, lockte ihn ins Schloß und steckte ihm hier allerhand Leckereien zu, wobei ich sie selbst betroffen habe . . . Diese sonderbare Anhänglichkeit der so würdigen und bis dahin stets gewissenhaften Person ging so weit, daß sie ihre Pflichten darüber vergaß oder sie wenigstens veinachlässigte . . . Ich bemerkte das, noch ehe es meinem Vater auffiel oder ihm von der Dienerschaft hinterbracht wurde, und ich war einigermaßen erstaunt, daß er nicht heftig aufbrauste . . . Später gab es allerdings heftige Auftritte mit Barbara, welche den

schlimmen Gesellen stets in Schutz nahm. Darüber aufgebracht, schaffte mein Vater den schwer zu Bändigenden, die flehentlichen Bitten der Beschließerin nicht achtend, selbst aus dem Schlosse. Er verreiste auf einige Tage, kehrte allein wieder zurück, und seitdem war auf Alteneck von Hubert nie wieder die Rede . . . Von jener Zeit an ward Barbara still, ernst, verschlossen . . . Sie grämte sich offenbar um den wilden Knaben, an dem ihr Herz zu hängen schien, alterte schnell und nahm das wunderliche Wesen an, das sie noch heutigen Tages zur Schau trägt . . . Seitdem sind viele Jahre vergangen. Ich habe an Hubert kaum mehr gedacht, bis ich durch seltsame Gespräche Barbara's und später durch hingeworfene Winke selbst meines Vaters wieder an ihn erinnert wurde! . . . Du kennst die Veranlassung des gespannten Verhältnisses, das schon geraume Zeit zwischen mir und dem Vater herrscht . . . Lange vor der Katastrophe in Rothstein wünschte ich Aufklärung über gewisse Angelegenheiten zu erhalten, die mir zu wissen wichtig sind . . . Unsere Besitzungen, wie werthvoll sie an sich auch sein mögen, sind stark mit Schulden belastet und mein Vater ist leider muß ich es aussprechen – ein schlechter Wirth und Haushalter von jeher gewesen! . . . Kann ich wissen, ob mir ein einziger Baum in den Forsten wirklich noch zugehört, wenn der Vater sich hartnäckig weigert, mich Einsicht nehmen zu lassen in den Stand unserer Angelegenheiten? . . . Ober-Rense ist mit fremdem Gelde – Donatus Moosdörfer ist der Hauptgläubiger – aufgebaut worden; aber ich fürchte, mein Vater hat kurz vor des Grafen Tode

für diesen über eine sehr große Summe bei eben diesem Moosdörfer Bürgerschaft geleistet . . . Und nun wird – der Amtsschreiber hat es mir verrathen – der Herr Baron gedrängt, wie es scheint, von mehreren Seiten. Und in der Sterbestunde Achim's von Rothstein entglitt dessen Munde ein Wort, dessen furchtbarer Inhalt mich fast zu Boden schmetterte! . . . Seitdem floh ich Alteneck und vermied den Anblick des Vaters . . . O, liebe Cousine, es ist sehr sehr hart für einen Sohn, wenn er über den eigenen Vater erröthen muß! . . . Wenn er des Namens sich zu schämen hat, den er trägt! . . . In dieser schrecklichen Lage befinde ich mich! . . . Was mir der Amtsschreiber heute Abend zuraunte, als ich nach einem nur zu ernsten Gespräch den Vater verließ, hat meine Ahnung zur Gewißheit gemacht und könnte mich der Verzweiflung nahe bringen! . . . «

Er ließ den Kopf in beide Hände sinken, und ein paar Thränen glänzten an seinen Wimpern.

»Ich werde nach der Kreisstadt reiten, um Anton Wacker meinen Kummer mitzutheilen,« fügte er hinzu; »oder meinst Du, ich thue besser, wenn ich mich an den alten Schäfer wende? . . . «

»Mich will bedünken, mein armer kurzsichtiger Vetter,« versetzte Maximiliane, »das theilnehmendste Herz, welches Du finden magst, schlägt Dir so nahe, daß Du es fast hören kannst! . . . Ich hätte wohl ein Recht, mich beleidigt zu fühlen, wenn Du Fremden mehr Vertrauen schenkst, als mir, die Dich so gern und so vertrauensvoll

zu ihrem Ritter und Reismarschall ernannte ... Endige Deine Beichte und sei versichert, ich werde schweigen und in allen Nöthen der Zukunft treu und fest zu Dir stehen! ... Was hat der leidenschaftliche Freund der Criminalistik, der ehrenwerthe Herr Ehrenschild, Dir mitgetheilt? ...«

Horatio legte seinen Mund fest an das Ohr Maximiliane's und sagte so leise, daß er kaum selbst sein eigenes Geflüster hörte:

»Hubert ist der Sohn Barbara's und ... mein älterer Bruder! ... Sein Vater verstieß ihn ... ließ ihn verschicken, damit er ihm nicht Schande machen möge! ... Aber Gottes Gerechtigkeit kreuzte die Pläne und Entwürfe kurzsichtiger Menschen! ... Der kecke Muth, die dreiste Stirn, die freche Rücksichtslosigkeit, welche der Knabe schon an den Tag legte, hat sich in dem werdenden Manne, im guten wie schlimmen Sinne, entwickelt! ... Hubert ist in der neuen Welt ein mächtiger, einflußreicher Mann von großem Vermögen geworden! ... Plantagenbesitzer und Herr über Hunderte von Slaven, kann er es mit manchem europäischen Fürsten aufnehmen! ... Vor dem Negerbaron Master Heedfull beugen sich Tausende bis in den Staub! ...«

Zitternd erhob sich Maximiliane von Allgramm ... Ihr Mund öffnete sich, die Augen glänzten unheimlich. Sie blickte sich angstvoll um, als fürchte sie irgendwo einen Lauscher ...

»Master Heedfull?« rief sie aus und erfaßte die Hände ihres Vetzters. »Der Begleiter Don Rodrigo's, des Chilenen?

... O Gott, dann ist Er es, Er, den ich in Ostende kennen lernte! ... Ich habe ihn Dir geschildert, ich habe mich über ihn lustig gemacht, wie über Alle, die sich damals um meine Gunst bemühten! ... Master Heedfull Dein ... Bruder! ... «

An diesen Mann hatte Horatio nicht gedacht; nun aber Maximiliane seinen Namen in Verbindung mit Don Rodrigo nannte, erinnerte er sich der Gespräche in Venedig und der Schilderung, welche Don Rodrigo von seinem damaligen Begleiter machte. Diese Erinnerung war aber ganz dazu angethan, seine Bestürzung noch zu vermehren.

»Wenn keine Namensverwechslung vorliegt, so haben wir zugleich auch einen Menschen vor Uns, der Sklavenhandel getrieben, durch Verkauf von Menschen sich bereichert hat!« fuhr Horatio sehr niedergeschlagen fort. »Und dieser Mensch ist mein Bruder! ... Diesen geistig Verworfenen erwartet mein Vater! ... Ihm, dem unlegitimen Sohns muß ich, der legitime Erbe von Alteneck, das Feld räumen, damit ... damit ... mein Herr Vater sich im Augenblicke der Noth mit ihm verständigen kann! ... «

Er brach in so bitteres Lachen aus, daß Maximiliane in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit heftig darüber erschrak.

»Du übertreibst, armer Vetter,« sprach sie, ihm sanft zuredend. »So arg, wie Du meinst, kann es nicht sein ... Das gestattet Onkel Adam schon die Ehre seines alten Geschlechts nicht! ... «

»Und dennoch wird geschehen, was ich fürchte, was mir bereits communicirt worden ist!« fuhr Horatio fort.

»Amtsschreiber Ehrenschild hat alle Papiere in Händen! ... Durch ihn hat der Vater sich vertreten lassen, und im Auftrage des Vaters traf Ehrenschild die einleitenden Schritte! ...«

»Welche Schritte, und zu welchem Zweck?« warf Maximiliane ein. »Was konnte den Onkel dazu veranlassen, nachdem er sich vor so langer Zeit schon so gut wie völlig von dem seiner nicht würdigen Sprößlinge losgesagt hatte? ...«

»Hättest Du das mahnende Wort des sterbenden Grafen gehört, würdest Du nicht so fragen!« erwiderte Horatio. »Mir machte jenes Wort das Mark in den Gebeinen erstarren, und in des Vaters schuldbeladene Seele fiel es wie ein zündender Feuerbrand, der jetzt noch fortglüht und wahrscheinlich nie wieder verlöschen wird! ... Die alte Barbara, die Mutter Hubert's, ist eine furchtbare Mahnerin! ... Wie das lebendig gewordene böse Gewissen des unglücklichen Mannes der unedel an ihr und ihrem Kinde handelte, schleicht sie im Schlosse umher und schreckt den armen Baron mit dem Namen Hubert aus seinen Träumen auf, vergiftet ihm den Wein, der ihm allein noch kurze Stunden der Ruhe und des Genusses gewährt ... Sie hat die Macht der Gewissensangst auf Rothstein kennen gelernt – ich hab' es neulich erfahren – und am Ende muß man ihr noch danken, daß sie den Freund ihrer Jugend nicht enden sehen will wie den Grafen Achim von Rothstein! ...

Diese Hinweisung auf ein noch so nahe liegendes Ereigniß machte auf Comtesse von Allgramm einen kaum

zu beschreibenden Eindruck. Sie gedachte Eudoxia's und der traurigen, kaum zu ertragenden Existenz, welche die Unglückliche führte.

»Der Himmel behüte, daß Onkel Adam so dahingeht!« sprach sie und faltete unwillkürlich die Hände. »Man muß ihm vernünftig zureden ... Wenn ich ihn nun besuchte? ... Glaubst Du, daß er mich abweisen könnte? ... Auch mit Barbara bin ich bereit zu sprechen ...«

»Nicht jetzt, liebe Cousine, und nicht, ehe ich selbst einen Entschluß gefaßt habe ...« versetzte Horatio. »Mein Vater fürchtet Hubert zu empfangen, und doch zwingt ihn dazu die eiserne Nothwendigkeit ... Es giebt keinen Andern, der Rath schaffen könnte! ...«

»O Horatio!« rief Maximiliane und blickte ihren Vetter wehmüthig an. »Wie kleingläubig Du bist und wie ungerrecht gegen die, welche Dich lieben, Dir treu anhängen! ... Onkel Adam ist in peinlicher Verlegenheit ... Er hat seine Lage lange und Jedermann verheimlicht ... Nun bricht mit dem Brande von Rothstein und dem Tode dessen Besitzers der morsche Bau zusammen, und vor seinem schwindelnden Auge öffnet sich der Abgrund seines zeitlichen Ruins, den der angeborene Stolz ihn nicht ertragen läßt! ... Da kommt die vernachlässigte Geliebte der Jugend, die Mutter des Sohnes, von dem er nichts wissen wollte, den er vielleicht absichtlich unter fremder, liebloser Zucht verwildern ließ, damit er Veranlassung fände, ihn ganz von sich zu weisen, klopft täglich und

stündlich mit knöchernem Finger an das kühl gewordene Herz des Vaters und spricht: »Adam, gedenke des verstoßenen Sohnes! ... Hubert lebt! ... Hubert sucht seinen Vater! ... Hubert ist reich geworden durch des Vaters Härte. Aber wenn Du ihn Sohn nennst und ihn anerkennst vor aller Welt, wird er Dich erretten aus Noth und Schande, und Dir vergeben, was Du an ihm verbrochen hast! ... ‹ Mit solchen Worten verfolgt Barbara den Mann, der ungerecht war gegen sie und gegen ihren Sohn ... Und die Angst macht den Onkel schwach; sein stolzer Sinn beugt sich und ... als Bettler erhebt er Almosen heischend die Hand zu dem, der ihn vielleicht mit fürchterlichem Hohngelächter von sich weist! ... Kann ein Sklavenhändler Erbarmen haben? ... Wird ein Verstoßener, reich und mächtig geworden im Auslande durch Handel mit Allem, was sich verkaufen läßt, den retten, der ihn verstieß, wenn es sein Herz kitzeln muß, den in Noth Gerathenen schwer leiden zu sehen? ... Mein lieber Vetter, ich fürchte, Dein Vater baut auf Sand, wenn er Menschen, die Gesellendienste beim Satan thun, so großen Edelmuth zutraut! ... ‹

»In der That, Du kannst Recht behalten!« sprach Horatio in großer Aufregung. Aber dem Unglück ist nicht mehr vorzubeugen! Die Gläubiger meines Vaters werden dringend, und selbst Moosdörfer macht Ausflüchte! ... ‹

»Laß uns nicht verzagen, Vetter!« entgegnete Maximiliane von Allgramm. »Ich vermag freilich nicht zu helfen, denn ich habe augenblicklich in meine eigenen Vermögensverhältnisse noch keine Einsicht ... Du weißt nur

zu gut, daß ich wie die Biene lebte und mir weder um den gegenwärtigen noch um den kommenden Tag Sorge machte ... Aber ich werde Hilfe schaffen für Onkel Adam, und müßte ich sie aus dem Monde holen! ... Da ist zum Beispiel Georg Fürst Gudunow, genannt Rauerz ... Blicke ich diesen mit Deiner Erlaubniß so an, wie er es mir nicht verwehrt, so bin ich auf eine ausgesprochene Bitte einer zusagenden Antwort gewiß ... Und zu dem guten Moosdörfer schicken wir als parlamentirenden Abgesandten die braunäugige Tochter Helfer's, von der Dein gelehrter Freund Anton neulich sagte:

»Seh' ich sie wandeln durch's Feld, einer Königin
ähnlich in Allem,
Wünsch' ich ihr Page zu sein, weil Erhabenen die-
nen Genuß ist.«

Horatio's Lippen falteten sich trotz der Bekümmernisse, die sein Herz belasteten, zu einem Lächeln.

»Nun, liebe Cousine, ich will zu hoffen versuchen, weil Du so freundlich bist,« versetzte er. »Georg werde ich von dem, was mir bevorsteht, in Kenntniß setzen. Er verweilt augenblicklich bei Moosdörfer, wie er mir schreibt ... Meine Eröffnungen geben ihm demnach Gelegenheit, auch den Bleicher sogleich über die schwierige Lage, in welche unser Haus durch den jähen Hingang des Grafen gerathen ist, zu unterrichten. Nimmt er Rücksicht auf die Verhältnisse, so wäre ein Ausgleich ja möglich, obwohl ich nicht abzusehen vermag, wie mein Vater, nun es einmal so weit gekommen ist, mit Hubert sich abfinden will!

... Hat Georg seinen Charakter wahrheitsgetreu geschildert, so ist es jedenfalls besser, wenn ich ihm aus dem Wege gehe ... Die Zärtlichkeit zwischen ihm und dem Vater wird keine so innige sein, daß nicht Beide auf baldige Trennung und dauernde Scheidung Bedacht nehmen sollten ... «

Maximiliane gab dem Vetter Recht. Ihre alte heitere und unbefangene Miene wieder annehmend, reichte sie ihm die Hand und sagte:

»So bist Du mein ächter Cousin, so mag ich Dich leiden! ... Morgen schon wollen wir an unsere Arbeit gehen und unsere Fangleinen auswerfen ... Georg's glaube ich sicher zu sein; Moosdörfer ist peinlich in Geldangelegenheiten, hat aber ein gutes Herz ... Dir will er wohl, das weiß ich; er wird also nichts vornehmen, was Dir zum Nachtheil ausfallen oder gar Deinem Rufe schaden könnte ... Im schlimmsten Falle, das heißt, wenn alle unsere Mittel nicht verfangen, müßte der Wunderthäter und Wahrsager, der Retter und Erhalter Eudoxia's, von der Heidenlehne mit seinem Weltenrichtergesicht Onkel Adam unter die Augen treten und den bösen Geist, der ihn hetzt und peinigt, bannen! ... Ich bin gewiß, daß es gelingt und daß Alles noch gut endigt, wenn wir nur Vertrauen haben und uns selbst treu bleiben! ... Mein Wort hast Du, Vetter, gieb und halte mir auch das Deinige! ... «

Horatio drückte warm die Hand seiner schönen Cousine und hauchte einen Kuß darauf ... So trennten sie sich ... In den Wipfeln der Ulmen auf der Terrasse sang

der Nachtwind ein Schlummerlied, und am durchsichtig klaren Himmel blinkten die Sterne so freundlich und mild, als wollten sie der Comtesse, die zu ihnen aufblickte, Trost zuwinken und freudenvolle Tage voll Glück und Liebe in der Zukunft verheißen.

3. HUBERT BEI DEM BARON.

Adam von Alteneck hatte mit seinem Amtsschreiber Ehrenschild lange conferirt. Letzterer war redseliger denn je, denn es war ein Steckbrief eingelaufen, der ihn außerordentlich interessirte, weil er die darin bezeichnete Person zu kennen glaubte. Er legte deshalb das für ihn wichtige Papier zu seinen Lieblingsacten, machte aber seinem Gebieter von dem Eintreffen desselben keine Anzeige, weil er ja wußte, daß sich dieser in keiner Weise um eine so unbedeutende Sache kümmern werde.

Dem Baron war nun allerdings nicht zuzumuthen, daß er aus sich selbst herausgehen solle, denn in den letzten Wochen hatten wahrhaft erdrückende Sorgen auf ihm gelastet. Es schien, als wolle mit dem Tode seines Freundes, des Grafen von Rothstein, der letzte schwache Schimmer des Glücks, der noch wie ein mattes Abendroth am Horizont seines Lebens glimmte, für immer erlöschen. Kaum war der alte Freund in die Gruft gesenkt, da begann die Prophezeiung des Sterbenden schon Leben und Gestalt anzunehmen . . . Ehrenschild legte ihm die Fragen und Schriften vor, die aus dem fernen Hamburg an die Amtsstube der Baronie Alteneck eingelaufen waren und eine ebenso schleunige wie bestimmte Antwort erheischten

... Mit Ausflüchten konnte der Baron diese Fragen nicht umgehen. Sie trafen zu scharf und ätzend die schlimme wunde Stelle in seiner Vergangenheit, die er so geschickt zu verbergen gewußt hatte, daß bloßes Verneinen oder eigensinniges Lügen nichts mehr fruchtete ... Und Ehrenschild war ein viel zu eifriger Criminalist, um sich mit leeren Worten abspeisen zu lassen! ... Daß es sein eigener Gebieter war, der, überführt durch die Logik der That-sachen, als Schuldiger ihm gegenüberstand, machte dem Manne beinahe Vergnügen ... Der Fall war eigenthümlich, ihm persönlich wenigstens noch nicht vorgekommen, und eben deshalb verlangte er eine recht gründliche, eine minutiös gewissenhafte Behandlung ...

Adam von Alteneck begegnete den Ausforschungen Ehrenschild's mit dem ganzen Stolze seines Geschlechts, der ihm angeboren war und den er gern niedriger Gestellten oder von ihm Abhängigen empfinden ließ. Beides war nun freilich der besoldete Amtsschreiber; in seiner Eigenschaft als Criminalist aber stand er über dem Baron, sobald er die Einsicht gewonnen hatte, daß dessen Vergangenheit nicht rein von groben Vergehungen sei ... Er verhörte den Gebieter nicht förmlich, er spann ihn aber durch scheinbar ganz unverfängliche Fragen dergestalt in ein Gewebe von ihm belastenden That-sachen ein, daß er sich dem unerbittlichen Amtsschreiber auf Gnade und Ungnade gefangen geben mußte ... Mit dem Geständnisse des Barons brach für Ehrenschild der glücklichste Tag seines Lebens und seiner Amtsthätigkeit an.

»Der Fall, gnädiger Herr,« sprach er, während diesem der kalte Angstschweiß aus allen Poren brach, »ist höchst interessant und ließe sich zu einem recht fett gespickten Criminalproceſſe verwerthen, wenn man streng juristisch rücksichtslos verfahren wollte ... Schade, daß man es nicht darf, ohne sich selbst den Vorwurf der Härte und gewissermaßen auch der Undankbarkeit zu machen! ... Hart und undankbar aber möchte ich nicht gern erscheinen, und darum will ich mit stumpfen Waffen kämpfen, Ihren Gegner nicht schädigen, Sie selbst aber heraus-hauen aus dem Knäuel der Sie umringenden Feinde, die Sie sich in Ihrer Sorglosigkeit und Ihrem starren Trotze selbst geschaffen haben! ... «

Nach dieser Ansprache, die Ehrenschild mit wichtiger Amtsmiene und in glücklichster Selbstzufriedenheit hielt, setzte er dem Baron ausführlich aus einander, was er thun müsse, was er sich selbst und Barbara schuldig sei, und wie es nach dem Geschehenen die Pflicht der Klugheit gebiete, daß er sich auf friedlichem Wege sowohl mit seinem legitimen wie illegitimen Sohne abfinde oder vergleiche. Ersterer – fügte der Amtsschreiber hinzu – sei weniger zu fürchten als Letzterer, weil dieser über ihm zugefügtes Unrecht Klage führen könne. Eine derartige Kundgebung habe der Baron zu erwarten, schon weil sie in dem Charakter Hubert's liege, welcher als ein in fremden Landen reich gewordener Mann unter bewandten Umständen auch gegen den, der ihm das Leben gegeben, Rücksichten zu nehmen sich nicht veranlaßt sehen dürfte ...

Ehrenschild's Vorstellungen hätten bei Adam von Alteneck schwerlich schnell Eingang gefunden ohne den äußeren Druck, welchen die precäre Finanzlage auf ihn ausübte . . . Dieser Druck ward von Tage zu Tage peinlicher, unerträglicher . . . Die befürchtete Ankunft Hubert's, welcher durch den ärgerlichen Handel mit dem Zimmtprinzen, der ihm allerdings außer mehreren fatalen Vernehmungen nur eine Hand voll Geld kostete, seine wahre Abkunft erfahren hatte, rückte näher heran und konnte jetzt gar nicht mehr unterbleiben. Der reich gewordene Pflanzer nahm sich sogar heraus, dem Baron einen Brief zu schreiben, welcher diesen in namenlose Bestürzung versetzte. Hubert nannte ihn darin ungenirt Vater, versicherte ihn der größten Anhänglichkeit, und hob besonders hervor, daß die kindliche Liebe und Dankbarkeit ihn in des Vaters Arme treibe, der so aufopfernd für ihn gesorgt habe! . . . Das meistentheils satyrisch gehaltene Schreiben, in welchem vier verschiedene Sprachen durch einander gemischt waren, trug die Unterschrift: »Hubert, Baron von Alteneck-Ueberschar, genannt Heedfull, Pflanzer in Louisiana und Rheder in Buenos-Ayres.«

»Unterhandeln, gnädigster Herr!« sprach der Amtschreiber, als der erschrockene Baron ihm dieses bedenklich klingende Schreiben zeigte. »Es hilft nur Freundlichkeit, liebeiches Entgegenkommen, demüthiges Unterducken! . . . Der Schelm hat Gold, und auf goldenem Sitze räkelt sich der Teufel immer am widerlichsten! . . . Wer aber den Teufel oder einen seiner Helfershelfer braucht,

der findet ihn in der Prunkhalle seines Palastes auch gewöhnlich am zugänglichsten . . . Also unterkriechen, gnädigster Herr, und wenn es nicht anders sein kann, anbeten! . . . Es ist ja am Ende doch bloße Selbstanbetung, wenn auch momentan die Rollen dabei vertauscht werden! . . .«

Auf andere Rathschläge wollte Ehrenschild sich nicht einlassen. Es waren die letzten, die er dem Baron in Vorschlag brachte am Todestage der Gräfin Adele von Allgramm, der einzigen Schwester, deren Hilfe er in dringendster Noth noch anzurufen entschlossen war. Mit dem Hinscheiden der Gräfin fiel auch diese letzte Stütze weg und Adam von Alteneck sah sich hilflos einem Manne gegenüber, der die Schale seines Zornes und seiner Rache straflos über ihn ausgießen konnte, wenn die bessere Einsicht und ein Zug von Edelmuth ihn nicht davon zurückhielten. Eins wie das Andere aber traute der Baron dem Sohne Barbara's nicht zu, dessen Eigensinn, Wildheit und Trotz ihm schon früh den Knaben verleidete, der freilich auch allen seinen Plänen hindernd im Wege stand . . . Der Amtsschreiber hatte leider nur zu recht, und Baron von Alteneck beschloß, den Rath des Juristen, der ihm selbst wenigstens nicht übelwollte, zu befolgen.

So lagen die Dinge auf Alteneck am Begräbnißtage von Maximiliane's Mutter. Dem Baron rückte der ernste Augenblick immer näher, der ihn mit dem verstoßenen Hubert wieder zusammenführen sollte. Jede Stunde konnte er mit seinem Gefolge, wie es in dem Anmeldungsschreiben des Gefürchteten hieß, eintreffen. Es war deshalb

höchste Zeit, Horatio von dem Bevorstehenden Kunde zu geben und ihn so lange von Alteneck fern zu halten, bis mit Hubert ein Vergleich zu Stande gekommen war.

Der Baron faßte sich kurz, indem er Eile vorschützte. Er beschränkte sich auf allgemeine Andeutungen, die indeß doch so deutlich waren, daß sie Horatio verstehen mußte. Wegen des Näheren verwies er den Sohn an den Amtsschreiber, welcher diesem desto ausführlicher Rede stand.

Auch Barbara wußte um das Kommende . . . Adam von Alteneck selbst hatte es für nöthig erachtet, der Mutter Hubert's Anzeige von dem bevorstehenden Besuche ihres Sohnes zu machen, um jeder zu großes Aufsehen verursachenden Scene vorzubeugen. Er fügte dieser kühlen Anzeige hinzu, daß Hubert in der neuen Welt ein reicher Mann geworden sei, daß er wie ein geborener Fürst reise, wie ein Prinz leben könne! . . . Ohne Zweifel werde der dankbare Sohn, der sich in der Fremde die harten Hörner hoffentlich abgestoßen habe, seine alte Mutter mit kostbaren Geschenken überhäufen und sie ganz zu sich nehmen.

»Ich hoffe, Bärbchen, Du läßt mir nunmehr Gerechtigkeit widerfahren,« schloß der Baron seine Mittheilung, »und machst mir nicht mehr den Vorwurf der Lieblosigkeit, den ich so oft aus Deinem Munde hören mußte . . . Man ist kein Rabenvater, wenn man die Kinder in die Welt gehen heißt, damit sie ihre Kräfte erproben und

üben, und sich selbst nach allen Richtungen hin vollkommen entwickeln lernen! ... Früh geprüfte Jugend verleiht Einsicht und schafft feste Charaktere! ... «

Barbara nickte stumm mit dem Kopfe, verweilte die meiste Zeit des Tages in der von ihr geliebten Eremitage, erschien aber regelmäßig bei dem Baron, wenn dieser sich den Freuden der Tafel hingeben wollte, den einzigen, die ihm das immer düsterer gewordene Leben noch darbot.

Diese neue Einrichtung verursachte Adam von Alteneck unbeschreibliche Pein, und doch besaß er nicht den Muth, sich dagegen aufzulehnen ... Er fürchtete, Barbara gegen sich aufzubringen, wenn er sie von seinem Tische verwies, und das war in der Lage, in der er sich befand, mehr als gefährlich! ... Die Feindschaft der Mutter Hubert's konnte für ihn verhängnißvoll werden! ...

Er ließ es daher ruhig geschehen, daß Barbara bei jeder Mahlzeit ihm gegenüber Platz am Tische nahm ... Sie genoß nur wenig, sie sprach keine Silbe; aber sie beobachtete den Vater ihres Sohnes, der, seit dessen Geburt nur den Herrn, nie den Geliebten gegen sie herausgekehrt hatte, mit Blicken, welche den Baron mehr schmerzten als Pfeilstiche ... Die Stunden seines Genusses verwandelte ihm die immer schweigende Barbara in Stunden wahrer Höllenpein! ... Und um seine Qualen noch zu steigern, entzog die zürnende Mutter Hubert's ihm auch den Genuß des Weins, der ihm Vergessenheit bereitete oder ihn doch einschläferete! ... So oft Adam

von Alteneck den zweiten Römer füllte, stand Barbara auf und bemächtigte sich der Flasche, indem sie sagte:

»Es ist genug zum Leben und zur Stärkung, Adam! ... Sie müssen Ihren Erstgeborenen nüchtern empfangen, Herr Baron, sonst würde der Sohn Ursache haben, Uebles von seinem Vater zu denken! ...«

Das waren die einzigen Worte, die Barbara bei jeder Mahlzeit immer in gleicher Weise und in gleichem Tone wiederholte. Sie klangen dem Baron wie eine Litanei oder wie ein Sterbegesang, aber er ließ sie sich doch gefallen, weil Barbara's Feindschaft ihn vernichten konnte! Es war die überlegte Rache einer Mutter, die von dem Manne, dem sie ihr Herz bedingungslos schenkte, als er es ganz besaß, gemißhandelt und vergessen worden war, und der ihr ohne Noth das Pfand der Liebe entrissen hatte, damit durch dessen Beseitigung auch für immer das Band zerschnitten werde, das sie so innig mit ihm verknüpfte ...

Der Baron sah immer das von Brandwunden entstellte Antlitz des verstorbenen Grafen vor sich, und wie in dem Ohre Achim's von Rothstein der Angstruf Eudoxia's, der in das Lachen der Verzweiflung überging, nie mehr verklang, so hörte Adam von Alteneck jetzt fast immer das Mahnwort des Sterbenden, das ihn an Barbara erinnerte ... Sterbende sprechen ja die Wahrheit, und das Wort der Wahrheit raubte Adam die Ruhe der Nacht und vergiftete ihm jeden erlaubten Genuß des sorgenvollen Tages! ...

Wieder lag eine wüste, peinvolle Nacht hinter ihm, da trat der spitz lächelnde Latte ein, um dem gnädigen

Herrn zu melden, daß eine mit vier Pferden bespannte Extrapost von der Landstraße her in den Schloßweg einbiege.

»Es ist gut,« erwiderte mit erzwungener Ruhe der Baron. »Sind es Fremde, so führe sie in den Salon und erstatte mir dann Bericht.«

Latte entfernte sich. Adam von Alteneck zog den Spiegel zu Rathe, fand sein Aussehen erträglich, obwohl er in den letzten Monaten auffallend alt geworden war, kämmte sich die ganz weiß und sehr dünn gewordenen Haarbüschel an beiden Schläfen schräg aufwärts, wodurch er ein etwas besseres Aussehen bekam, und musterte seine ganze Kleidung, ob sie auch tadellos sei, wie man es bei einem Manne von Stande und feiner Lebenssitte verlangen könne. In allen Einzelheiten mit sich zufrieden, nahm er Platz in seinem bequemen Lehnstuhle, um Kräfte für die nächste Stunde zu sammeln . . . Er hörte die unreinen Töne des schmetternden Posthorns, Pferdegewieher, befehlende Stimmen, dann eiliges Laufen auf Treppen und Gängen, Zuschlagen von Thüren, Poltern und Rücken von Stühlen oder Tischen, wie es schien, und erst nach etwa einer Viertelstunde ward es wieder ruhig im Schlosse . . . Noch vergingen einige Minuten, und der unmusikalische Postillon stieß abermals in's Horn und mühte sich ab, die Melodie des Mantelliedes seinem widerpenstigen Horne zu entlocken . . . Die Peitsche knallte und die Postkutsche rollte aus dem Schloßhofe . . .

Der Baron stand hoch aufgerichtet im Zimmer, einen Rohrstock mit ciselirtem Silbergriff in der Hand, dessen

er sich seiner Gichtleiden wegen, die ihn selten ganz verließen, auch beim Herumgehen im Schlosse bediente. Da erschien der spöttisch lächelnde Latte wieder und überreichte seinem Herrn eine Visitenkarte. Die Karte trug den Namen:

›Hubert, Baron von Alteneck-Ueberschar, genannt Heedfull.«

Adam von Alteneck warf sie auf seinen Schreibtisch, hob den Stock und sagte:

»An der Thür Wache stehen und Niemand einlassen, bis ich Erlaubniß dazu gebe! Vorwärts! . . . Dieser Fremde aus Amerika soll Respect bekommen vor dem alten Adel Europas! . . . «

Latte verbeugte sich, stieß die Thür auf und ließ den sehr stark hinkenden Baron an sich vorüberschreiten. –

Beim Eintritt in den uns bekannten Gartensalon erblickte Adam von Alteneck einen mittelgroßen hagern Mann, den er seinem Aussehen nach ein Alter von vierzig Jahren gegeben haben würde. Master Heedfull oder – wie wir ihn von jetzt an nennen wollen – Hubert hatte Platz in einem der bequemen Armsessel genommen, welche den großen runden Tisch in der Mitte des Salons umstanden. Ein zweiter gewöhnlicher Stuhl war mit der Lehne dem Sessel zugekehrt, und über die Lehne desselben hatte Hubert beide Beine gehangen. Der Halbamerikaner ging der Abwechslung wegen heute ganz in Grau von einem Stoff, der wie Seide glänzte. Auch sein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopf war von gleicher Farbe . . . Er musterte mit scharfen Blicken die Büsten auf

den Consolen, mit denen der Salon recht geschmackvoll verziert war. Als er den hinkenden alten Mann erblickte, der stolz, und so fest er es vermochte, durch die weit geöffneten Flügelthüren hereinschritt, verfitzte sich sein dunkelbraunes, ungemein scharf ausgemeißeltes Gesicht zu einem garstigen Lächeln. Seinen Platz verließ er nicht. Nur den Hut nahm er ab, und mit dem Freiwerden der Stirn erhielt sein Kopf eine frappante Aehnlichkeit mit dem Kopfe Barbara's . . . Das stärker klopfende Herz sagte dem Baron, daß Hubert sein durchdringendes Auge auf ihn gerichtet halte . . .

Hinter dem Baron hatte Latte die Flügelthüren wieder geschlossen. Vater und Sohn waren allein, und Hubert sah in dem sehr alt gewordenen Manne zum ersten Male den Vater vor sich stehen . . .

Adam von Alteneck blieb betroffen stehen, als er gewahrte, daß der Fremde keine Anstalt machte, die unerhörte Stellung aufzugeben, die er angenommen hatte, und ein finsterer, zorniger Blick traf ihn . . .

»Yes,« sagte Hubert mit einer scharfen, schneidenden Stimme, die hart wie Blech klang, und in der nicht das geringste Gefühl sich kund gab, »der alte Herr sind Baron von Alteneck! . . . Kenne alten Mann an häßliche Schmarre . . . Gottvoll! . . . Bitt' Vergebung, Herr Papa! . . . Hab' vergessen in fremdes Land gut Deutsch . . . Aber nicht genir' sich alter Herr! . . . *Prenez place!* . . . Gottvoll! . . .«

Er ließ die Füße von der Lehne des Stuhles herabgleiten, gab diesem einen Stoß, daß er umfiel, und deutete auf den nächsten Armsessel, als sei er befehlender Herr

im Schlosse, der sich aus Gnade und Barmherzigkeit herablasse, mit einem tief unter ihm Stehenden zu sprechen

...

Dem Baron versagte einige Augenblicke die Sprache. Hätte er seinem Gefühle folgen wollen, so würde er einige Diener herbeigerufen und diesen befohlen haben, den Unverschämten zu entfernen. Allein die ihm bereits innewohnende Ueberzeugung, daß es der Sohn Barbara's sei, der vor ihm sitze, und daß ein ungebundenes langes Leben in Nord- und Südamerika und ein wahrscheinlich ununterbrochener Verkehr mit uncivilisirten Menschen verschiedener Nationen ihn aller Lebensart beraubt haben möge, ließ ihn einiges Mitleid empfinden. Von einem Sklavenhalter, der vielleicht auch Jahre lang mit Menschen Handel getrieben hatte, konnte man feine Gesellschaftsformen und vornehmes Wesen unmöglich verlangen ...

Zögernd streckte Baron von Alteneck seine Hand nach dem Armsessel aus, zog ihn etwas näher zu sich heran und ließ sich darin nieder.

»In welcher Absicht, Master Heedfull, lassen Sie mir die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden?« redete er Hubert an, der ihn mit Blicken fixirte, aus welchen alles Andere, nur keine Liebe sprach.

»Ah, ist gottvoll einfach mein Geschäft,« erwiderte dieser, stellte den umgeworfenen Stuhl auf die Füße und nahm in sofern seine frühere Stellung wieder ein, indem er jetzt nur ein Bein über die Lehne hing. Gleichzeitig zog er ein Stück Holz aus der einen, ein Zuschlagmesser

aus der andern Tasche seines schlecht sitzenden Rockes, und begann mit vieler Seelenruhe die Lieblingsunterhaltung aller Yankees, das unnütze Schnitzeln. »Ich komme, zu bitten mir aus mein Erbtheil! ... Kenne Schloß und Park, kenne altes Mann, kenne auch Frau mit goldener Haub' was ist Mutter von mir ... Habe spät erfahren, daß ich bin Herr von großes altes Schloß, und heiße Baron, was mir gefällt gottvoll! ... Könnte sein bös, sehr bös auf Baron mit häßliche Schmarre, was ist mein Vater, aber will gut sein und ruhig, weil Papa sind sehr schwach und werden sein gottvoll vernünftig ... Wann haben Papa beschlossen zu übergeben mir Schloß und Alles, was ist mein und was ich muß haben? ... Werde sein gottvoll sanftmüthig gegen alten Herrn und haben gar kein Gedächtniß für Vergangenheit! ... Aber ich habe lieb Geld, und brauchen sehr viel Gold, gottvoll viel Gold ... «

Hubert schnitzelte sehr eifrig und zwar so, daß dem Baron mancher Schnitzel in's Gesicht flog.

»Master Heedfull wird zuerst den Beweis zu liefern haben, daß er Rechte auf die Herrschaft Alteneck besitzt,« entgegnete der Baron, welchem diese Art des Verkehrs doch gar zu seltsam vorkam. »Werden diese Beweise genügend befunden, so wird Adam von Alteneck nicht unbillig gegen einen illegitimen Sprößling sein, den er im Leben wiederzusehen nicht hoffen durfte ... «

»Sehr brav, sehr brav!« sagte Hubert und klappte sein Messer zu. »Habe gottvolle Beweise, die schon anerkannt! ... Wissen auch alter Herr Papa! ... Will aber sein guter Sohn, wenn Papa auch sind gut! ... Yes, Sir

Adam! ... Werde sein gottvoll gut in Moment, wo alter Herr macht zu gnädige Frau vor Altar Barbara, was ist meine Mutter! ... Ist Alles gebracht in Ordnung gottvoll von Notar, der gelesen hat Zeugnisse und Taufschein und Beweise sehr viel, und werde ich bleiben auf Schloß, was gehört mir ganz allein, wenn ich will sein hartnäckig, bis altes Papa hat gefeiert Hochzeit mit Mama Barbara gottvoll glücklich! ... «

Hubert lachte den vor Schreck fast erstarrten Baron dämonisch an und wies dabei seine unübertrefflich gesunden, spitzen, weißen Zähne.

Das weinrothe Gesicht Adam's von Alteneck färbte sich dunkler und immer dunkler. Seine Hand umfaßte krampfhaft den Rohrstock, dessen er sich als Stütze bediente, und in seinem Auge blitzte und funkelte es, als müßten in jedem Augenblicke zündende Flammen daraus hervorbrechen ... Ein kräftiger Ruck stellte ihn auf seine Füße. Er schritt fester und rascher, als man hätte erwarten sollen, quer durch den Salon und zog die Glocke ...

Hubert ließ sein Bein von der Stuhllehne gleiten und erhob sich ebenfalls. Die Bewegungen seines Vaters, den er begreiflicherweise nicht lieben konnte, kamen ihm doch etwas verdächtig vor, und er fürchtete eine Scene, die möglicherweise für ihn unangenehme Folgen haben konnte. Das aber lag nicht in seinem Plane. Er wollte den Baron nur zwingen, daß er ihn als Sohn anerkenne, ihn mit seinem jüngeren Halbbruder Horatio völlig gleichstelle und ihm sein Erbtheil sichere. Dieses Ziel glaubte

er bei der körperlichen Schwäche seines Vaters am leichtesten durch recht dreistes Fordern erreichen zu können. Adam von Alteneck war aber geistig wie körperlich noch kräftiger, als Hubert vermuthet hatte. Das starke Tönen der Glocke rief den gehorsamen Latte herbei, der einen giftigen Blick auf den fremdländisch aussehenden Herrn warf, in dem er instinctartig einen Feind des Hauses Alteneck erkannt hatte.

»Führe Master Heedfull zu Herrn Ehrenschild!« befahl mit würdevollem Tone der Baron. »Nach einer Stunde hat mir der Amtsschreiber Bericht abzustatten über die Anliegen dieses Herrn, mit dem ich mich nicht verständigen kann . . . Ich habe die Ehre, Sir, Ihnen guten Morgen zu wünschen! . . .«

Mit einem kalten, stolzen Blick auf Hubert, der eine so schnöde Abfertigung nicht vermuthet hatte, entfernte sich der in tiefster Seele beleidigte Schloßherr. Latte aber verbeugte sich, wie immer malitiös freundlich lächelnd, vor dem Fremden, indem er devot sagte und dabei auf die offenstehende Flügelthür zeigte:

»Ist's gefällig, Herr?«

»*That is a fact!*« rief Hubert, steckte sein Messer ein und versenkte beide Hände in die Taschen seines weiten Rockes. *Go un, good fellow, ich komme nach . . . Gottvoll! . . .«*

Kaum hatte er den Salon verlassen, da stieg Barbara die Treppe zur Veranda herauf. Sie hatte zweimal die Klänge des Posthorns in der Eremitage vernommen, wo sie sich jetzt fast immer aufhielt, und war neugierig zu

erfahren, wer den Baron wohl besucht haben möge. Sie wußte noch nicht, daß ihr Sohn gefunden sei und als ein Mann von unermeslichem Vermögen nur Werth lege auf den Besitz des Goldes und auf alles das, was sich mit Gold erreichen lasse.

4. THEODORA, ENNO UND GOTTHOLD.

Wochen vergingen, und noch immer hatte Enno Norrburg das Haus seines Onkels nicht betreten. Kranzberg ließ zwar zu wiederholten Malen seinen Neffen wissen, daß er ihn zu sehen wünsche, damit man sich gegenseitig aussprechen und Berathungen pflegen könne über das, was fernerhin zu thun sei, um nicht unnütz die Zeit zu vergeuden. Enno aber lehnte jede solche Aufforderung mit der Bemerkung ab, daß er noch nicht würdig sei, dem Onkel vor Augen zu kommen. Er müsse erst ganz den alten Menschen abgestreift und wieder festen Halt in sich selbst gefunden haben, ehe er sich in der Welt und vor Menschen, die ihm Wohlthaten erwiesen hätten, ohne vor Scham zu erröthen, sehen lassen könne . . .

Bloße Redensart war dies fortgesetzte Weigern Enno's, in ein näheres Verhältniß zu seinem Onkel zu treten, nicht. Theodora konnte mit Hilfe ihres Spions den längst von Allen verloren gegebenen Mann, der früh alt geworden war und eher für einen gleichalterigen Cousin Kranzberg's als für dessen Neffen angesehen werden durfte, auf seinem Zimmer überwachen. Am Tage verließ Norrburg dasselbe nie; erst wenn es beinahe ganz finster geworden war, ging er aus, kehrte aber gewöhnlich schon

nach kaum einer Stunde wieder in sein Logis zurück und war dann oft bis gegen Mitternacht thätig. Theodora bemerkte, daß Enno viel schrieb. Ließ er die Feder ruhen, so ging er oft sehr lange in seinem Zimmer auf und nieder. Lesen sah die junge Frau den durch sie Geretteten nur selten. Er schien eine Art Scheu vor allem Gedruckten, ganz besonders vor Zeitungen und Tageblättern zu haben, die sich aus dem Leben, welches der Zimmtprinz so lange geführt hatte, wohl erklären ließ. Mehr wie einmal war in diesen Blättern, noch ehe er wieder auf freien Fuß kam, von ihm und was ihm begegnet die Rede gewesen, und er mochte fürchten, gelegentlich wieder auf seinen Namen zu stoßen. Am liebsten hätte er sich desselben ganz entäußert; da er aber bei ruhigem Nachdenken die Ueberzeugung gewann, daß mit Ablegung des Namens seine Vergangenheit doch nicht zu begraben sei, gab er diesen Gedanken auf.

Endlich nach fast zwei Monaten fragte Enno Norrburg brieflich bei Theodora an, ob und wann der Onkel geneigt sei, ihn vor sich zu lassen? ... Das Billet enthielt nichts, als diese kurze Anfrage, die indeß Theodora triumphirend ihrem Gatten zeigte.

»Sollte der Neffe sich wohl bewegen lassen, mit uns auszufahren?« sagte Kranzberg. »In diesem Falle würde ich ihn zu einer Spazierfahrt in die Umgegend einladen ... Wir wären, dünkt mich, weit ungenirter.«

»Ich theile Enno Deinen Wunsch mit,« versetzte Theodora, »und wenn ich hinzufüge, daß ich ihn billige, so geht er wohl darauf ein.«

Kranzberg war es zufrieden. Theodora beantwortete Enno's Billet, und dieser sagte zu. Um alles Aufsehen zu vermeiden, ließ Kranzberg seinen Wagen zuerst vor der Wohnung des Neffen halten, damit er rasch einsteigen könne. Darauf erst fuhr er an dem Hause des Maklers vor, welcher dem in die Ecke des Rücksitzes gedrückten Neffen freundlich die Hand reichte.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sich zwischen Oheim und Neffen ein wirkliches Gespräch entspann. Beide waren befangen, und da Keiner bei dem Andern anstoßen wollte, so gab es anfangs eine recht peinliche Situation, die Theodora sogleich unerträglich fand. Die Besorgniß, Enno könne an seines Oheims Herzengüte zweifeln und sich durch eine solche Annahme, wenn nicht gerade zurückgesetzt, so doch verschüchtert fühlen, ließ sie sich selbst ein Herz fassen, indem sie offen und frei, das klare Auge theilnehmend dem grau gewordenen Manne zukehrend, die Frage an ihn richtete:

»Sie schreiben, lieber Norrburg? ... Der schalkhafte Spiegel vor meinem Fenster hat es mir verrathen ... Lesen Sie so gern vor, wie ich es thue, dann würde ich bitten, mir später, wenn Sie unser Hausgenosse geworden sind, etwas von Ihren Aufzeichnungen mitzutheilen.«

Mit dieser fragenden Anrede war das Eis gebrochen. Enno antwortete nicht blos, er ward auch mittheilsam, und als der Wagen vor dem Hause des Maklers wieder still hielt, durfte Theodora mit der Ueberzeugung aussteigen, daß Kranzberg seinem Neffen alles Leid und allen Kummer, die er ihm zugefügt, vergeben habe und dessen

festem Willen, fortan andere Wege zu wandeln, Glauben schenke.

Seit diesem ersten Zusammensein trafen Oheim und Neffe sich häufiger, obwohl Letzterer die Einsamkeit seiner Wohnung der Uebersiedelung in das Haus seiner liebevollen Verwandten vorzog. Theils mochte Enno noch immer der Einsamkeit bedürfen, um sich besser sammeln und seinen inneren Menschen wieder aufbauen zu können, theils lebte eine Persönlichkeit im Hause Kranzberg's, der er gern aus dem Wege ging. Diese Persönlichkeit war Gotthold, der frühere Kammerdiener des ihm so verhaßten Hubert. So oft er Gotthold gewahrte, kochte der alte Haß gegen den rücksichtslos egoistischen Hubert, der nur sich selbst liebte, in seinem Herzen wieder auf, und er mußte regelmäßig einen harten Kampf mit sich bestehen, ehe er behaupten konnte, es sei ihm gelungen, sich selbst zu besiegen. So viel moralische Kraft und Willensstärke aber traute sich Enno doch nicht zu, um sich gar zu oft der Erneuerung eines solchen Kampfes auszusetzen. Wenn es ihm gelang, Hubert ganz zu vergessen, dem er alles Unglück seines späteren Lebens zuschrieb, glaubte sich Norrburg der Welt noch nützlich machen zu können.

Theodora, gegen welche sich der Neffe ihres Gatten offen ausgesprochen hatte, hörte dies ungerne. Die junge herzensgute Frau hätte es weit lieber gesehen, wenn der Feind und der Slave Hubert's sich recht brüderlich an einander geschlossen. Die Schicksale Beider boten mancherlei Vergleichspunkte dar, so verschieden sie auch im

Allgemeinen sein mochten. Und Theodora liebte es, die Menschen, mit denen sie umging, gründlich zu erforschen, weil es ihr Bedürfniß war, überall zu trösten, zu beruhigen und zu belehren.

Gotthold war für Frau Kranzberg eine ungemein interessante Persönlichkeit, zu welcher sie sich seltsam hingezogen fühlte. Der noch junge Mann war von einer Fügsamkeit, die sie häufig betrückte, weil es ihr wehe that, einen Mann von Begabung so unterwürfig zu sehen. Aber der Mann war ja Jahre lang Slave gewesen, wenn er auch nicht Slavenarbeit verrichten mußte, und daraus erklärte sich dessen übergroße Fügsamkeit. Nebenbei schwieg Gotthold immer und antwortete nur, wenn er gefragt wurde.

Je länger aber Theodora den neuen Hausgenossen studirte, der zu Allem verwendet werden konnte, desto unverständlicher ward ihr derselbe. Sie mußte ihrem Gatten beipflichten, welcher ihn ein lebendiges Räthsel nannte. Beschwerde irgend welcher Art konnte über Gotthold Niemand führen, denn er gab Jedem nach und widersprach nie. Man würde ihn den vortrefflichst erzogenen Menschen haben nennen können, wäre nur eine Spur eigenen Willens an ihm zu entdecken gewesen. Dieser gänzliche Mangel aller Selbstständigkeit, der überall zu Tage trat und Gotthold zu einem belebten Instrumente, zu einem athmenden, sprechenden und wandelnden Automaten machte, betrückte Theodora und ließ sie unablässig nachsinnen, wie sie es wohl anzufangen habe,

ein gleichsam mehr menschliches Selbstgefühl und wirkliches Seelenleben in dieser menschlichen Körperhülle zu erwecken.

Kranzberg gab seiner Frau recht, meinte aber die Zeit und der veränderte Umgang sowie die menschenwürdige Behandlung, welche Gotthold in ihrem Hause erfahre, werde ihn nach einiger Zeit schon von selbst anders machen.

»Man sieht an diesem jungen Manne,« sprach er, »welch entsetzlicher Fluch die Sklaverei ist. Sie vernichtet alle edleren und höheren Anlagen im Menschen und würdigt ihn noch unter das vernunftlose Thier herab! Der vollkommenste, treueste und zuverlässigste Sklave ist wenig mehr als eine Maschine, die sich zu den verschiedensten Verrichtungen gebrauchen läßt.«

»Und dabei besitzt dieser Mensch eine erstaunliche Menge von Kenntnissen,« fügte Theodora hinzu, »Kenntnisse, die sich mancher mit größter Sorgfalt erzogene Mann nicht anzueignen vermag.«

»Allerdings,« erwiderte Kranzberg. »Gotthold scheint mir eine reich begabte Natur zu sein, die frühzeitig eine strenge Schule des Lebens durchgemacht haben muß . . . Es giebt, glaube ich, kaum irgend etwas, das er nicht versucht hat! Letzthin, als die Kunstreitergesellschaft ihren Einzug in den neuerbauten Circus hielt, erfuhr ich ganz zufällig von ihm, daß auch er ein vertrefflicher Reiter sei und es nebenbei manchem geschickten Jongleur zuvor thun könne, wenn es verlangt werde. Selbst in der schwierigen Kunst, auf schwankem Seile mit und ohne

Balancirstange zu gehen, muß seinen Aeüßerungen nach dieser räthselhafte Mensch sich geübt haben . . . «

»Wenn man doch sein Vertrauen gewinnen könnte!« sprach Theodora. »Es ist mir schrecklich, ein menschliches Wesen nie mehr als das Allernothwendigste sprechen zu hören.«

»Gieb ihm Zeit und laß ihn erfahren, daß wir Geduld haben und ihn wie einen Bruder behandeln, dann wird er auch wieder menschlich fühlen lernen und uns sein Herz erschließen.«

»Ich möchte gern seine Lebensgeschichte ihn selbst erzählen hören,« meinte Theodora. »Man könnte gewiß viel daraus lernen!«

»Sobald er einsieht, daß wir es ehrlich mit ihm meinen, wird er aus eigenem Antriebe von seiner Vergangenheit sprechen,« versetzte Kranzberg. »Er begreift schon jetzt, daß wir ihm nicht befehlen, kann sich aber an die ihm so ganz neue Freiheit und Unabhängigkeit noch nicht gewöhnen. Eben das macht ihn still und nicht selten auch scheu.«

Inzwischen lebte sich Gotthold doch ziemlich schnell in die neuen Verhältnisse ein und ward dadurch freier in seinem ganzen Wesen. Der so lange unterdrückte Mensch erwachte allmähig in ihm. Seine Physiognomie, bisher kalt und todt, bekam Leben; man sah ihn sogar bisweilen wieder lächeln. Diese Veränderung in Gottholds Aeüßerem ermuthigte Theodora eines Tages, in dem Augenblicke, wo sie ihn bat, er möge so gut sein und ihr ein

Buch, das sie im Salon vergessen hatte, bringen, zu der Frage:

»Wie heißen Sie denn eigentlich mit Ihrem Geschlechtsnamen?«

»Man,« versetzte Gotthold und blickte der jungen Frau tief in die großen lichten Augen.

»Das ist ein englischer Name,« sagte Theodora. »Da Sie Deutscher von Geburt sind, haben Sie sich wohl selbst einen andern Namen beigelegt?«

»Nicht doch,« entgegnete Gotthold. »Ich wurde so genannt, als ich zur Flotte gepreßt wurde.«

»Und wie hießen Sie früher?«

Gotthold schlug die Augen nieder und sagte traurig:

»Ich weiß es nicht ... Mein Name ist mir schon frühzeitig verloren gegangen ... «

Theodora konnte es nicht über's Herz bringen, weitere Fragen an den jungen Mann zu richten, denn in seinem Blicke, der sie nach der gegebenen Antwort traf, las sie die stumme Bitte ausgesprochen, sie möge seinen Lebensschicksalen nicht weiter nachforschen.

Dieser an sich unbedeutende Vorfall ward für Theodora in sofern wichtig, als sie dadurch an ihre eigene Jugend und unbekannte Herkunft wieder erinnert wurde. Seit ihrer Verheirathung gedachte sie der Vergangenheit seltener wie früher. Sie lebte glücklich und hatte alle Ursache, mit ihrem Loose zufrieden zu sein. Das Wort Gotthold's aber verursachte ihr ein ganz bestimmtes Schmerzgefühl, das sie lange nicht wieder verlassen wollte. Wer

einen Namen verliert, ist wenigstens in dem Besitze eines solchen gewesen. So glücklich konnte sich Theodora nicht preisen, denn als ein namenloses Kind hatte Kranzberg sich ihrer mit der ihm eigenen Großmuth angenommen ...

Was Gotthold mit dem Worte ›verloren‹ eigentlich sagen wollte, blieb Theodora unklar, da sie den jungen Mann nicht um erklärende Auseinandersetzung angehen konnte. Vielleicht wollte er damit aller Nachfrage auch in Zukunft vorbeugen, sei's, weil es ihm schmerzlich war, an ein unwürdiges Dasein erinnert zu werden, das Fremde ihm bereiteten, sei's, weil er aus anderen Gründen den Schleier, welcher über die Vergangenheit gebreitet lag, zu lüften verschmähte.

»Verloren!« wiederhallte es im Herzen Theodora's, als Gotthold Man, wie er sich nannte, schon längst von ihr gegangen war. »Verloren! ... Gott im Himmel, was geht dem Menschen nicht Alles im Leben verloren, bis er zuletzt sich selbst im Tode verliert! ...«

Sie trat in ihr Schlafzimmer und suchte mit feuchtem Auge den kleinen Koffer, welcher die Kleider barg, in denen ihr jetziger Gatte sie an sich genommen hatte ... Es war zum ersten Male, daß Theodora nach ihrer Verheirathung mit Kranzberg diesen Koffer öffnete ... Als der Deckel zurückschlug, gewahrte die junge Frau mit Betrübniß, daß die alten Kleider zu zerfallen begannen. Noch einige Jahre, und es blieb wahrscheinlich nur ein Häufchen faseriger Staub von ihnen übrig! ...

Schon jetzt ließen sie sich nicht mehr entfalten. Theodora mußte sich mit der bloßen Beschauung derselben begnügen. Diese erfüllte aber so ganz ihre Seele, daß sie das Kommen Kranzberg's überhörte, der sich wunderte, seine Frau plötzlich vor dem Koffer zu finden, dessen Inhalt er von Theodora ganz vergessen glaubte, da so lange keine Rede mehr davon gewesen war.

»Du weinst, liebe Seele?« redete er die vor dem offenen Koffer knieende Frau an, als er Thränen an Theodora's Wimpern glänzen sah. »Mich dünkt, Du hast eher Ursache, zu frohlocken!«

Theodora schloß den Koffer, stand auf und fiel Kranzberg um den Hals.

»Bester Mann,« sprach sie, »verzeihe, daß ich einige Augenblicke schwach sein konnte! Gotthold war vorhin hier, und ein ihm entschlüpftes Wort stimmte mich ernst.«

»Du hast ihn ausgefragt,« fiel Kranzberg ein. »Er sieht das nicht gern und wird gewöhnlich durch solche spionierende Fragen verstimmt.«

»Ich begehrte nur seinen Geschlechtsnamen zu erfahren, weil ich mich genire, ihn immer Gotthold zu nennen, da er ja nicht unser Bedienter ist und sein soll.«

»Hat der einsilbige Name, den er führt, Dich erschreckt?«

»Das nicht, wohl aber das ihm nachfolgende Geständniß, er habe früh seinen Namen verloren! . . . Kannst Du Dich darüber wundern, bester Mann? . . . Vermagst Du mit mir zu fühlen, so verstehst Du auch meinen Schmerz!

Ich konnte mich nicht fassen, ich mußte die zerfallenden Kleider des namenlosen Kindes betrachten! . . . Nun ist's vorüber, und ich verspreche Dir, von heute an den Koffer nie wieder zu öffnen! . . . «

Kranzberg legte seinen Arm um Theodora's schlanke Taille und führte sie zurück in ihr Zimmer. Vor dem Fenster blieb er stehen, indem er auf den Spion deutete. Das helle Glas zeigte die Figur eines emsig Schreibenden.

»Das ist Dein Werk, liebes Weib!« sprach er. »Ohne Dich wäre Enno nie dazu gekommen, sein Herz und vielleicht auch sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er schreibend sich selbst über den Gang seines Lebens Klarheit zu verschaffen sucht . . . So weit ist Gotthold Man noch nicht gekommen! . . . Ich hoffe aber, es wird nicht lange mehr dauern, so erzählt auch er sich selbst allein oder uns, was ihm begegnet ist, wenn er oft Deine sanfte, theilnehmende Stimme hört. Ich bin überzeugt, unser eigen gearteter Hausgenosse hat ein Schicksal von höchst abenteuerlicher Gestalt, und er weiht uns sicherlich unaufgefordert in dasselbe ein, wenn wir uns selbst beherrschen und ihn durch unzeitige Fragen nicht belästigen.«

»Mein Wort darauf, ich werde schweigen!« sprach Theodora fest und lehnte sich auf die Schulter des geliebten Mannes, den Blick der Straße zukehrend, wo sie unter der wandelnden Menge die Gebrüder Medenspang in lebhaftem Gespräch mit Capitän Reimer Claußen wahrte. Alle drei Männer blieben dem Hause des Maklers gegenüber stehen, zu dessen Fenstern Heinrich Medenspang sogleich aufblickte. Er zog grüßend den Hut

und deutete durch eine Handbewegung an, daß er einen Besuch daselbst zu machen beabsichtige. Theodora erwiderte lächelnd die Grüße des Kaufmanns und sagte zu ihrem Gatten:

»Laß uns die Herren im Salon empfangen! Sie sehen erheitert aus und haben uns gewiß angenehme Eröffnungen zu machen.«

5. NACH DEM RICHTFEST.

Das Haus war gerichtet, die Kranzrede gehalten. Die Zuschauer verließen den Bauplatz und zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten hin. Capitän Reimer Claußen, die Gebrüder Medenspang und Boll, der Holzhändler, schlugen, neben einander fortschreitend, dieselbe Straße ein, während Frau Hebe mit Theodora in die vor dem Eingange zum Bauplatze haltende Equipage Kranzberg's stieg.

»Habe ich nun recht oder unrecht?« sagte Heinrich Medenspang, klopfte dem Holzhändler auf die Schulter und deutete auf zwei Männer, welche vor dem Portale einer kleinen Kirche standen, die soeben abgerüstet wurde. »Die Frau thut Wunder, wohin sie kommt! Das Bekehren und Bessern ist ihr eigentliches Element! Sie sollten sich auch einmal von dieser toleranten Heiligen in die Cur nehmen lassen, Boll! . . . Hohe Zeit wäre es, sonst frißt Sie der Teufel doch mit Haut und Haar auf!«

»Wenn er Ihnen zuerst glücklich verdaut hat, soll mich's Spaß machen, von diese verrückte theologische

Creatur mir anbeißen zu lassen,« versetzte der ungläubige Holzhändler. »Richtig ist's, und ich werde meine Wette bezahlen. Haben aber gar keine Ursache nicht, sich auf Ihre speculative Wissenschaftlichkeit 'was einzubilden! Denn warum? Weil es man bloßer Schund ist, der Sie zu's Gewinnen verholphen hat! ... Schund, sage ich, nichts als Schund, und mordschlechte Zuthat zu beide! ... Thut mich leid um das allerliebste Frauchen, das von den grauköpfigen Hänsen doch ganz erbärmlich geprellt wird! ...«

»Sie sind aber wahrhaftig ein vollständiger Heide, Boll, und grob dazu, Boll, grob ...«

»As en Diecker,¹ ick weet Bescheed!« fiel der Holzhändler ein. »Thut weiter nichts, liegt in meiner Natur und paßt zu's Geschäft. Ohne mir hätten Sie vor's Bauholz zu unser neumodisches Rettungshaus, mit das wir den schief gewickelten Einseitigen von die ortoxige Calör Concurrentz machen, den vierten Theil mehr bezahlen müssen! ... Bei mich ist Alles put egal! ... Ich behandle alle meine Kunden gleichmäßig reell, denn mein mich importirter oberste Glaubenssatz heißt: Thue recht, scheue Niemand und Sorge immer vor's Geschäft! ... Glauben Sie, daß ein Mohr sich mit grüne oder gelbe Seife, ein halb Buddel Fleckwasser dermang, weiß scheuern läßt? ... Nicht d'ran zu denken und schade um die Ausgabe! ...«

¹Einer vom Deich.

»Mein lieber Herr Boll,« entgegnete der ältere Medenspan, »Enno Norrburg ist kein Mohr und, was Sie nicht vergessen dürfen, ein gebildeter Mensch, wenn er sich auch nur zu lange abscheulich verworfen hat!«

Der Holzhändler blieb stehen und schob seine Mütze sehr weit nach hinten.

»Ein gebildeter Mensch sagen Sie?« versetzte er. »Nennen Sie das Bildung, wenn Jemand in drei, vier oder fünf Jahren aus pure eingebildete nichtsnutzige Vornehmigkeit ein riesiges Vermögen in seidene Kleider, Sammetmäntel, vergoldete Schuhe, Brillantringe, feine französische Pasteten, die wie Blei im Magen liegen, in vulkanisch heiße Weine und andere geistreiche Getränke, gerade wie der reiche Mann im Evangelium, verpraßt, dann unter das große Corps der Halunken geht und sich gemein macht mit die elendeste Subjecte auf beide Erdhälften, um endlich dem Teufel 'was vorzugeigen, wenn's einen giebt, und aus pure Nichtsnutzigkeit und elende Mißgunst den Verräther zu spielen? ... Ich, Herr Medenspan, nenne das Grundschlechtigkeit und charakterlose Hundsfötterei! ... Und wenn mich Einer sagt: der Mensch ist gut, denn er faltet drei- oder viermal des Tags die Hände und trinkt keinen mehr über den Durst, obwohl er früher sausen konnte wie ein Spritzenschlauch, so weiß ich, was mich solch ein Endivien werth ist! ... Heuchelei, Herr Medenspan, richtige ortoxige, kopfhängerische Heuchelei von die teufelmäßigste Präperatur! ... Art läßt nicht von Art, das ist mein Gesetz, und damit Basta! ... «

»Schreien Sie doch nicht wie ein Zahnbrecher!« fiel Heinrich Medenspang ein. »Sie bekommen sonst den schönsten Injurienproceß!«

»Wär' nicht der erste,« versetzte Boll und schlug sich auf die Tasche. »Mehr als Geld kosten kann es doch nicht, und ich bezahle! Meine Meinung ändere ich nicht, und was ich gesagt habe, halte ich aufrecht!«

»Und ich sage Ihnen,« fuhr Heinrich fort, »Sie werden dem, auf den Sie jetzt so maßlos schimpfen, noch Abbitte thun, denn er ist wie umgewandelt und wird sicherlich noch ein großes Licht unter uns werden! ...«

»Ein Irrlicht vielleicht!« höhnte der Holzhändler. »Ich lasse mir von solchen unsauberen Sumpfgeistern nichts vortanzen! Mein Respect ist größer vor einem Kerl, der sich absolut dem Teufel in die Arme wirft, als vor einem Schwachkopf, der jauhlend zu Kreuze kriecht, wenn ihm das höllische Schwefel und Pech auf den Nägeln brennt! ... Was treibt denn die exprinzliche Judaspflanze in seine neue weißhalstuchige Montur?«

»Er macht Proselyten,« sagte der ältere Medenspang. »Wollen Sie das nicht glauben, so lassen Sie sich von dem Capitän oder, falls Claußen keine Zeit hat, von dem lustigen Tyroler, der in allen feinen und unfeinen Spelunken zu Hause ist, an solche Orte führen, wo ehrliche Leute mit kräftigem Willen viel Gutes wirken können!«

»Wenn das wahr ist, Herr Medenspang, und ich seh's mit eigenen Augen, so werd' ich – Gott straf' mir – vor meinem Ende noch fromm!« rief in komischer Heftigkeit

der ungläubige Boll. »Mich ist blos die gleißnerische Heuchelei verhaßt; auf der richtigen Gläubigkeit, mit welcher das Herz von Natur zu schaffen hat, und auf welcher das weibliche Geschlecht insbesondere von wegen seiner schwächlichen Nerven geister angewiesen ist, habe ich keinen Zahn nicht! ... Wer aber sagt Sie denn, daß dieser erprinzliche Herr von Zuckerland mit die weiße Halsbinde und das seidengefütterte Schlaffitchen Herz und Kopf auch in eine edlere körperliche Seelenwärmerhülle gestochen hat? ... Mich will das nicht einleuchten, darum, daß es gegen die eigentliche vernünftige menschliche Natur verstößt.«

»Der Umgang, den er pflegt,« antwortete der Kaufmann. »Kranzberg können Sie indem doch nicht zu den Heuchlern zählen. Er hat's bewiesen durch sein Leben und Wirken, daß er es ehrlich meint, und vor seiner Frau ziehen Sie ja selber den Hut ab.«

Boll brummte, was er immer that, wenn er nicht widersprechen konnte, und warf noch einen Blick zurück auf Kranzberg und Norrburg, die sich den fertigen Neubau sehr gründlich besahen. Im Weitergehen wendete sich Johann Matthias Medenspang an Reimer Claußen, indem er sagte:

»Nächstes Frühjahr gedenken wir Brüder unser Geschäft zu erweitern. Es sind uns von dritter Hand Capitallen angeboten worden, welche bei zeitgemäßer Verwendung reichen Gewinn abwerfen müssen. – Der Dampf

und die Dampfschiffahrt erschließen uns Quellen des Erwerbes, von welchen unsere Aeltern keine Ahnung hatten ... Der denkende Kaufmann darf nicht stabil werden ... Er muß auf jede neue Erfindung achten, sonst geht er zurück und wird von Aufmerksamern zu seinem eigenen Nachtheile überholt! Auch in Eurem Fache, Capitän, ist es der Fortschritt, welcher goldene Ernten einheimst. Ihr müßt Euch ebenfalls Fortschrittsstiefeln anziehen! ...«

»Erst will ich sehen, wie Anderen das Laufen darin bekommt, Herr Medenspang!«

»Ihr seid eingenommen gegen den Dampf, Capitän!«

»Das bin ich nicht, Herr Medenspang; nur kann ich's nicht ruhig mit anhören, wenn Leute, die von Seewesen und Schiffahrt nichts verstehen, sich anstellen, als ob mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt die Schiffahrt überhaupt erst erfunden worden wäre. Segel und Wind, Herr Medenspang, sind wie Fluth und Ebbe eine Gabe Gottes, die wir dankbar annehmen und niemals gering schätzen sollen. Ohne sie, wo wäre unsere Stadt? ... Darum vertheidige ich das Segelschiff, so lange ich athmen kann. Es hat uns die neue Welt erobert und uns zum Herrn der Meere gemacht!«

»Aber nicht zu deren gebietendem Beherrscher,« fiel Heinrich Medenspang ein. »Das wird der Dampf erst thun, der uns gehorchen muß, dessen Kraftäußerungen wir berechnen können. Und ich denke, Capitän, es muß doch auch für Leute Eures Schlages ein wahres Vergnügen sein und Euch mit Stolz erfüllen, wenn Ihr mit der

Kraft von fünfhundert oder meinetwegen tausend Pferden in weniger Tagen über das Weltmeer jagen könnt, als Ihr selbst bei gutem Winde sonst Wochen brauchtet! . . . «

»Herr Medenspang hat recht, Capitän, und Ihr seid bloß ein vierkantiger Quesenkopf,« sagte Boll. »Ich bin in allen Dingen vor's Neue, mithin auch vor's Dampfgeschäft. Nächstes Jahr setzte ich mich eine Dampfschneidemühle gerade vor die Nase vor mein Haus, und wenn es recht wüthend puhstet und qualmt, daß die Luft schwarz anläuft wie ein Kohlensack, soll's mich besser riechen als Lavendelwasser! . . . Ich schwärme vor's Praktische – das ist mein Spalier!«

»Jeder nach seiner Weise und nach seinen geistigen Einsichten, Boll,« erwiderte Reimer Claußen. »Mir ist's einmal nicht gegeben, das Alte, wenn es mir Nutzen geschafft hat, gleich zu verwerfen, weil etwas Neues auch Gutes verspricht.«

»Das verlangen wir auch nicht, Capitän,« nahm Johann Matthias Medenspang das Wort. »Ich wünschte nur Eure Erfahrung, Eure Umsicht und Tüchtigkeit dem guten Neuen mehr zugewendet, denn, um es kurz zu sagen, die Sache liegt mir am Herzen, und ich möchte Euch gern die Führung des ersten Dampfschiffes, das wir auf eigene Gefahr in Fahrt zu setzen gedenken, übertragen.«

»Das wird aber bannig viel Geld kosten, Herr Medenspang,« entgegnet Reimer Claußen und zeigte dem Kaufmanne ein keineswegs sehr freundliches Gesicht . . . »Mißglückt's, so haben Sie den Schaden davon, und ich

komme möglicherweise um meinen wohlerworbenen Ruf als Seemann. Eine Dampfmaschine verstehe ich nicht zu stellen, wie meine Bram-, Mars- und Vorstängsel, noch kann ich sie nach dem Winde brassen . . . Schon daß ich das Schiff in Gang bringe, zwingt mich, Menschen zu vertrauen, die das Wesen eines Segelschiffes nicht kennen, und anstatt daß ich befehlen sollte als Commandeur, muß ich gehorchen, weil unter meinen Füßen eine unheimliche Kraft arbeitet und stöhnt! . . . Dagegen sträubt sich das Herz jedes geraden Seemannes, dessen Schiff sein Haus, seine Geliebte, seine ganze Welt ist!«

»Nun gut, Capitän,« versetzte der ältere Medenspang. »Laßt es denn auf einen Versuch ankommen . . . Ihr sollt nicht gebunden sein, sondern stets freie Wahl haben. Gefällt Euch das Commando auf einem Dampfschiffe nicht, so kehrt Ihr wieder auf Eure Brigg zurück . . . Und nun erfahrt, was mir angeboten worden ist, und was ich vorhabe! . . . So ganz gefahrvoll und schwindelerregend nun kann die Idee doch nicht sein, denn Klugjohann hat Meinung dafür und bot mir aus freiem Antriebe Capitalien dazu an . . . Wir wollen eine Anzahl Dampfschiffe nach England und Portugal, später vielleicht auch weiter gehen lassen und dazu eine besondere Gesellschaft gründen. An Geld fehlt es nicht; selbst amerikanisches Gold steht in beträchtlichen Summen zu unserer Verfügung.«

»Hm, hm! Was man doch Alles erlebt!« sagte Reimer Claußen. »Am Ende giebt wohl gar Master Heedfull von seinem Ueberflusse zu dieser Speculation etwas her, um

den Fluch, der an seinem Gelde haftet, nach und nach dadurch, daß er es in redlicher Leute Hände arbeiten läßt, zu entkräften! . . . «

»Halb und halb ist es ungefähr so, obwohl ich die mir angebotenen Gelder für ehrlich erworbenes Gut halten darf,« entgegnete der Kaufmann. »Die Vorsehung läßt die Menschen wunderliche Wege wandeln, um sie allesammt richtig verwerthen zu können . . . Wir in unserer Kurzsichtigkeit sehen immer nur das Nächste; was dahinter liegt, bleibt uns gewöhnlich längere Zeit verborgen, und deshalb fällen wir so häufig falsche Urtheile und verkennen die großen Ziele, welche die Vorsehung, unser Aller Führer und Leitstern, fest im Auge behält! . . . Da muß der Neffe des wackern Kranzberg, um ein recht nahe liegendes Beispiel anzuführen, heimlich zurückkehren aus Amerika, Jahre lang in entwürdigenden Verhältnissen leben und nach unserem Dafürhalten dem Laster dienen, der Sünde aufspielen, damit sie in ewig wüstem Taumel sich selbst vergißt, und von dem Lohne der unglücklichen Person leben, deren Reize ihn erst verführten und der er in unbegreiflicher Verblendung Jugend, Vermögen und seinen Ruf opferte. Der Tod jener Sirene, die Ihr genauer kanntet wie ich, der ich nur von ihr sprechen hörte, schleuderte den Aermsten mit seiner Geige auf die Straße, und hier wurde dasselbe Spiel, das ihn zum geschäftigen Müssiggänger, zum Schwelger und Verschwender machte, sein eigener Retter! . . . Können wir behaupten, Capitän, daß ohne diese Vorgänge, die in sich einen tiefen, nur uns nicht erkennbaren Zusammenhang haben,

der Mann gefunden worden wäre, den der eigene Vater verstieß, um ihn in der fernen Welt verloren gehen zu lassen? Und wissen wir, was die Vorsehung bezweckte, als sie diesen Mann durch verbrecherische Speculationen einen Krösus werden ließ? ... Auch hier vermögen wir nur das Naheliegende mit einiger Klarheit zu durchschauen, und dies besteht in Folgendem: ... Master Heedfull oder Hubert, ein natürlicher Sohn des Barons Adam von Alteneck auf Alteneck, Ober- und Nieder-Rense, hat vor Kurzem die Herrschaft Hohen-Rothstein gekauft, dessen abgebranntes Schloß in glänzendem Styl von ihm wieder aufgebaut werden soll ... Der langjährige Correspondent unseres Hauses, Donatus Moosdörfer, hat uns von den Vorgängen in Alteneck und Hohen-Rothstein, so weit diese für uns von Bedeutung waren, in Kenntniß gesetzt, und eben in Folge dieser Mittheilung reiste der Plan, welcher zum nächsten Frühjahre ausgeführt werden soll. Die Gebrüder Helfer in Buenos-Ayres – Ihr kennt sie ja sehr genau, Capitän, und von Euch erhielten wir die ersten dunkeln Andeutungen von der Stellung, welche die arglosen Menschen in Folge ihrer Verbindung mit dem – Slavenhändler einnahmen ... «

»Ich fange an zu begreifen, Herr Medenspang,« unterbrach Reimer Claußen den Kaufmann, »und in der That, auch mir wird der rothe Faden erkennbar, welcher sich durch diese Ereignisse hindurchzieht und alle auf das strengste mit einander verbindet! ... Der adelsstolze Baron will keinen Slavenhändler zum Sohne haben, und

zwei treuherzige, alte Deutsche kernigen Schlages fühlen sich in ihrem Gewissen beschwert, wenn sie länger in Compagnie und gewissermaßen als Handlanger eines Mannes arbeiten, der nur den Zweck, nie die Mittel ansieht.«

»Ihr hättet Kaufmann werden sollen, Capitän, denn Ihr versteht zu combiniren,« sprach Heinrich Medenspang. »Die Helfer – der Vater ist Organist in Hohen-Rothstein und ein Ehrenmann, wie sie immer seltener werden – haben sich von Master Heedfull getrennt, beabsichtigen nach Europa zurückzukehren und wünschen ihr drüben erworbenes Vermögen in einem lucrativen Geschäft gut anzulegen ... Durch Donatus Moosdörfer haben sie es unserem Hause anbieten lassen.«

»Gratulire, gratulire von Herzen!« sagte Reimer Claußen und schüttelte den ihm befreundeten Kaufleuten kräftig die Hände. »Hätte nicht gedacht, daß so schnell ein Bruch stattfinden würde ... Aber es ist, wie Sie sagen! ... Wir sind von erschreckender Kurzsichtigkeit, und begreifen äußerst selten, wie gut es Gott mit uns meint, wenn wir Stein und Bein darauf schwören, das Schicksal spiele uns ganz niederträchtig mit! ...«

»Seid Ihr toll, Cap'tän?« rief der Holzhändler ganz giftig dazwischen. »Soll ich mir bedanken, wenn mich ein Grobian eine Mauschelle sticht? ... Ick will'n Düvel dohn! ... Wenn mir das Schicksal unter de Fööt petten deiht, werde ich wild! ... Ihr loopt ja warhaftig all' halbwegs mit de Preesterkruse! ...«

Wenn Boll halb Hoch-, halb Plattdeutsch sprach, war er sehr aufgebracht, und wer Grobheiten scheute, mußte ihm dann aus dem Wege gehen. Reimer Claußen aber nahm einen Mund voll der härtesten Worte mit dem Gleichmuth eines Mannes auf, den auch die wildesten Sturzseen nicht aus der Fassung zu bringen vermögen. Er klopfte dem Holzhändler gelassen auf die Schulter und sagte lächelnd:

»Geben Sie sich zufrieden, Mann, und kreuzen Sie mir mit ihrem wackligen Flosse nicht mein Fahrwasser! Ich weiß, was ich thue ... Mit halb gerefftem Vormarssegel fährt man immer sicher, wenn eine scharfe Kühle im Anzuge ist! ... Will's versuchen mit dem Maschinenschiff, und hisse also die Dampfflagge auf! ... Hier, meine Hand, Ihr Herren! ... Wenn das Geschäft so gut einschlägt wie das, dem zu Ehren wir heute einen Kranz ausgesetzt haben, brauchen wir um die Zukunft nicht bange zu sein ... Es kommt mir wirklich so vor, Boll, als sei die Welt doch von einem Baumeister zusammengezimmert worden, der weiter sieht wie wir, und der uns im Denken eben so weit voraus ist wie im Wissen! ... Wie Sie wohl räsonniren wollten, wenn der alte Gott nicht mehr lebte, der den Winden gebietet, daß sie die Segel unserer Schiffe schwellen, und den Meereswogen, daß sie rauschen und rollen und uns geduldig von Land zu Land, von Pol zu Pol tragen! ... Ihre Ungläubigkeit verfliegt spurlos vor dem Athemzuge dieses Baumeisters wie die Sägespähne auf Ihrem Holzplatze ... Für einen ehrlichen Mann aber halte ich Sie doch trotz Ihres Schimpfens und Lästerns,

und wenn wir unser Asyl einweihen, hoffe ich, Sie noch andächtig beten zu sehen! ...«

»Verrückte Wasserratte!« murrte Boll und schüttelte die Hand Reimer Claußen's von sich ab. »Wenn ich andächtig sein will, arbeite ich stramm; Augenverdrehen und Worte gedankenlos herplärren pumpt mich weder Frohsinn in's Herz noch Courage in der Brust! ... Aber Seevolk ist noch abergläubischer als der Geestbauer, der sich's nicht ausreden läßt, daß der Mann im Monde die Witterung macht ... Bildung, Cap'tän, aufgeklärte Bildung, wie sie in der Zeit paßt, und gesunde Arbeitslast sind die Retter der verkannten Menschheit! ... Vor dieser einzigen und wahrhaftigen Bildung könnte ich mir kreuzigen lassen, und müßte ich auch das Holz dazu umsonst hergeben! ...«

»Ich wollte, unser Herrgott nähme Sie beim Worte, Boll!« sagte Heinrich Medenspang. »Böses will ich Ihnen nicht wünschen, wie Sie aber auf einem Kreuze, das aus unbezahltem Holze von Ihrem Lager gemacht wäre, zu Kreuze kröchen, das mit anzusehen, würde mir einiges Vergnügen gewähren!«

»Sie sind eben ein schadenfroher und boshafter Mensch!« rief Boll. »Aber ich lasse mir nicht importiren, und ärgern thun thue ich mir auch nicht!«

Er grüßte mit kurzem Ruck der Mütze, Reimer Claußen pfiffig zublinzelnd.

»Uebermorgen Abends acht Uhr ist Comitésitzung!« rief dem rasch davoneilenden Johann Matthias Medenspang nach. »Sie kommen doch? ... Die Liste der Angemeldeten soll geprüft werden ... Von meiner Frau hörte ich, daß der Eine und Andere dem Vorstande einen interessanten Abriß seines Lebensganges mit eingesendet habe ...«

»Ich lasse mir von Niemand an meiner Pflicht erinnern,« gab Boll zurück und griff noch einmal an den verbogenen Schirm seiner sehr abgetragenen Mütze. »Guten Morgen!«

6. SCHÄFER UND ORGANIST.

Lotto-Clemens saß, Netze strickend, vor dem Eingange zur Feengruft. Am Fuße der Heidenlehne weidete die Heerde, welche der immer noch muntere Flink in Ordnung hielt. Ueber den Dächern des langgestreckten Hohen-Rothstein lagerte bläulicher Dunst, den ein leichter Luftzug aus Osten den bewaldeten Bergen zutrieb.

Emsig arbeitend, warf der alte Schäfer, dessen Haar noch weißer geworden war und dessen Gesichtszügen das Alter den Ausdruck der Strenge mehr und mehr aufdrückte, nur manchmal einen langen Blick auf Heerde und Dorf, oder horchte auf den Schall der Aexte, die von den Händen nerviger Zimmerleute auf einer Wiese unsern der Heidenlehne geschwungen wurden, um Bauholz zuzuhauen.

Es war um die Vesperzeit im Mai. Alle Bäume blühten, und aus Hag und Flur stiegen balsamische Düfte auf. Bei

einem abermaligen Ausblick gewährte der Schäfer den Organisten Helfer, wie er, auf seinen Stock sich stützend, der Heidenlehne zuschritt und die sich sanft erhebende Anhöhe hinaufstieg. Clemens konnte nicht zweifeln, daß der alte pensionirte Schulhalter ihm einen Besuch zgedacht habe. Er blieb indeß ruhig vor der Grotte sitzen und handhabte fleißig seine Nadel. Erst als Helfer ihn grüßte und, beide Hände auf den Knopf seines Rohrstockes legend, in geringer Entfernung vor ihm stehen blieb, ließ Clemens die Arbeit ruhen.

»Noch immer so fleißig?« redete der Organist den Schäfer an. »Ihr seid ein beneidenswerther Mann, Clemens, aus zweierlei Gründen: erstlich habt Ihr eine eiserne Gesundheit, und zweitens besitzt Ihr ein ruhiges, zufriedenes Herz, das außer für Euch selbst auch noch für viele Andere schlägt . . . Solchen Reichthum findet man selten! . . .«

Der Schäfer legte sein Netz zusammen, rückte zur Seite und lud den Schulhalter ein, auf dem platten Steine vor der Grotte Platz zu nehmen.

»Sie müssen mein Glück, vorausgesetzt, daß ich's besitze, nicht beschreien, Tobias Helfer, sonst werden Sie es verscheuchen,« entgegnete Clemens. »Und was sollte ich alleinstehender Mann wohl beginnen, ließe das Herz mich im Stiche, das so lange mein zuverlässigster Freund und Rathgeber gewesen ist?«

Er blickte den Schulhalter, auf dessen gutmüthigem Gesicht ein glückliches Lächeln stand, frei an. Kaum aber hatte er dessen Auge erschaut, da streckte er ihm auch

schon die harte Hand entgegen, verließ seinen niedrigen Sitz am Boden und fuhr fort:

»Ei der Tausend, Tobias Helfer! ... Sie bereden mein sogenanntes Glück, und über Ihrem lichten Scheitel schlägt es zusammen, daß Sie aussehen, wie ein gemalter Heiliger? ... Was ist das, Freund? ... Was hat's gegeben? ... Ich merke schon, Ihre Nachbarn werden vor Mitternacht wenig Ruhe bekommen! Denn daß Sie gleich nach Sonnenuntergang das ›Herr Gott Dich loben wir &c.‹ auf der Glasharmonika zu spielen beginnen, steht Ihnen in's Gesicht geschrieben! ... Man darf doch gratuliren? ... Haben sich die Herzen zusammengefunden? ...«

»Ich verstehe Euch nicht, Clemens,« versetzte der Schulhalter, den ehrlichen Händedruck des Schäfers mit Herzlichkeit erwidern. »Fröhlich bin ich allerdings, und voll Dank gegen den Schöpfer ebenfalls, denn er läßt mir in meinen alten Tagen noch große Gnade widerfahren, die ich gewiß nicht verdient habe ... Es hielt mich nicht mehr im Hause, ich mußte hinaus in's Freie! Und da dachte ich, bei Euch wäre mein stilles, aber großes Glück wohl am besten aufgehoben ... Ach ja, Clemens, es ist ein großes Glück und eine unendlich liebe Gabe Gottes, wenn man zu hohen Jahren gekommen, nach langem, langem Sehnen seine Kinder wiedersehen soll! ...«

»Ist es gewiß, Tobias Helfer? ... Sind sie abgereist? ...«

Der Schulhalter mußte ein paar Thränen freudiger Rührung zurückdrängen, ehe er antworten konnte.

»Lange, lange schon, Clemens,« sprach er, »beide Söhne mit Weib und Kind, und Caspar Spät begleitet sie auch! . . . Wer weiß, ob sie nicht in dieser Stunde schon ihre Füße auf deutschen Boden setzen! . . . Nicht wahr, Clemens, das ist Gnade, das ist Segen Gottes im Alter für mühseliges Ringen in einem langen Leben, um zu erjagen das Kleinod irdischer Glückseligkeit, ehe das müde Auge im Tode bricht? . . .«

Tobias Helfer war so erschüttert, daß er die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. Sie fielen vereinzelt wie Perlen von den weißen Wimpern des alten Mannes und benetzten seine auf dem Rohrstocke ruhenden Hände.

»Und diese Mutterfreude, Clemens, davon könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen!« fuhr der Organist fort. »Da ist kein Schemel und keine Fußbank im ganzen alten Hause, die meine Rahel nicht schon aus der Rumpelkammer hervorgeholt und dahin gestellt hat, wo sie standen, als die Kinder von uns gingen, der Aelteste vor nunmehr fünfundzwanzig, Joachim, unser Jüngster, mit Caspar Spät vor sieben Jahren! . . . Ja, ja, Clemens, die Wunden eines Mutterherzens und die Liebe, die in solchem Herzen ruht, und immer von Neuem frische Blüten treibt, lernen wir Männer nicht auskennen! . . . Ich habe ein leidlich gutes Gedächtniß, mit der Treue der Erinnerung aber, die meine Rahel sich bewahrt hat, kann ich es lange nicht aufnehmen! . . . Wird das ein Fest sein, wenn die Kinder wieder bei uns einziehen! . . . Sitzen sollen sie auf

dem nämlichen Flecke und auf derselben Hütsche,¹ wo sie mit verhüllten Augen saßen und Abschied nahmen von der Mutter! ... Nun, 's wird wacker angreifend werden das erste Wiedersehen, aber der Rahel darf ich ihr Thun nicht wehren ... 's gehört eben zu dem Glück des Wiedersehens, auf das sie so lange hat warten müssen.«

»Glaub's gern,« versetzte der Schäfer und ließ den Blick über die im Frühlingsschmuck prangende Landschaft schweifen. »Ich danke auch für das geschenkte Zutrauen und werde keiner von den Letzten sein, welche die Heimkehrenden mit offenen Armen empfangen ... «

»Sie sind brav und treu geblieben, und haben nichts Fremdes angenommen ... O diese Angst, Clemens, daß die Kinder sich doch verwerfen möchten, besonders als uns die Kunde aus Hamburg überbracht wurde, die auf Alteneck Alles auf den Kopf stellte! ... Vergehen zu müssen glaubte ich! ... «

»Ich sah es, und deshalb drängte ich so zum Schreiben ... Es war hohe Zeit, aber doch nicht zu spät! Und wiedersehen werden sie Hubert nicht. Ich weiß, daß er auf Reisen geht. Was soll er auch hier! ... Seine unglückliche Mutter auslachen und den Baron reizen, bis er in Wuth geräth? ... Es ruht auf ihm der Fluch der Sünde, der er das Leben verdankt und die mit ihm groß geworden ist, daß er ihr dienen muß als Slave! ... «

»Arme Barbara!« sprach Tobias Helfer. »Sie sah auch einen Sohn wieder, um den sie Leid getragen hat von

¹Niedriger Schemel.

Jugend auf, und bei diesem Wiedersehen brach ihr das Herz! . . . Sie läßt sich nur selten vor Fremden noch sehen. Zu Andrea allein scheint sie Vertrauen zu haben . . . «

Clemens saß mit verschränkten Armen am Eingange der Feengruft und sah hinüber nach dem Thurme von Alteneck. Sein Blick war düster, sein Aussehen streng. Das Glück, das noch vor Kurzem der Schulhalter gepriesen hatte, schien augenblicklich nicht in des alten Schäfers Brust zu wohnen.

»Verlassen ist Barbara dennoch nicht,« sprach er, »denn ich werde ihr beistehen in allen Aengsten des Lebens, obwohl sie mich verrieth! Der Sohn, das Pfand der Liebe, nach dem ihr Herz so heiß verlangte, dieser Sohn ist wider Willen mein Rächer geworden an Barbara und an dem Baron! . . . Zu viel, zu viel, will mich bedünken; aber wer kennt die Rathschlüsse Gottes! . . . Er ist geworden, wozu der Vater ihn gemacht hat durch seine Lieblosigkeit und Härte, ein Gesell des Satan! . . . Ich hasse ihn, weil er die Mutter verlacht und mir zu drohen wagt; aber ich mag mich nicht an ihm vergreifen, denn er bleibt immer ein Sohn Barbara's . . . Und thäte ich ihm wehe, wen würde es tiefer schmerzen wie seine Mutter? . . . Das darf nicht sein! . . . Den Kummer Barbara's will ich nicht vermehren . . . Darum soll Hubert fort, weit fort, in die ferne, wilde Welt, wo er vielleicht noch Gutes vollbringen hilft, ohne daß er selbst es weiß! . . . «

»Der Baron hätte nicht zugeben sollen, daß Hubert die Grafschaft kaufte,« warf Tobias Helfer ein. »Es giebt nicht

einen Menschen in ganz Hohen-Rothstein, der über diesen Kauf nicht erschrocken wäre! . . . «

»Es ließ sich nicht verhindern,« sagte Clemens, »und wenn man ruhig darüber nachdenkt, so kann man's für kein Unglück halten. Wie es nach des Grafen Tode mit der Herrschaft stand, ist bekannt genug . . . Der Baron wäre ohne die großmüthige Hilfe der Freunde seines Sohnes ein Bettler geworden und hätte vielleicht ein noch schrecklicheres Ende genommen, als der Graf von Rothstein. Ganz allein die Großmuth des braven Horatio, auf dessen Haupte der Segen seiner frommen Mutter ruht – und Muttersegen schlägt braven Kindern gut zu Buche, alter Freund – rettete den Baron vor Hubert, dem es Vergnügen machte, sich an Anderer Schmerz und Qual zu weiden . . . Die Baronie ward dem legitimen Erben ungeschmälert dadurch erhalten und Hubert durch Gold befriedigt . . . An dem Glanze des verführerischen Metalls hängt sein Herz, ihm hat sich seine ganze Liebe zugewandt! . . . Hinter Horatio aber wollte er nicht zurückstehen, und deshalb ward er Herr von Hohen-Rothstein . . . Wäre Hubert's Natur nicht so geartet, wie sie es durch das Leben geworden ist, so würde ich für Horatio besorgt sein. So aber ist der falsche Yankee seinem Halbbruder als Nachbar nicht gefährlich . . . Er hat nirgends Ruhe; nur wenn er in Saus und Braus leben oder tolle Streiche machen kann, ist ein erträglicher Umgang mit ihm. Dazu aber findet sich hier keine Gelegenheit.«

»Wo hält er sich denn auf?« fragte der Schulhalter. »Mit Comtesse von Allgramm haben ihn vor wenigen Tagen

Bekannte von mir über Land reiten sehen ... Er kennt die Erbin von Bork und hat sich ihr wohl in einer Weise aufgedrungen, die nicht abzuweisen war.«

»Sein Standquartier ist noch immer die Kreisstadt,« erwiderte der Schäfer. »Dort macht er Aufsehen und findet wohl auch einzelne Narren, die ihn bewundern, wenn er eine Hand voll Goldstücke unter spielende Kinder wirft, die sich dann blutig um das schöne Geld schlagen, oder wenn er wie ein Verrückter durch die Töpferwaaren galoppirt, einen Spaß, den er sich erst in voriger Woche machte und der ihn beinahe in's Stockhaus gebracht hätte, obwohl er den angerichteten Schaden dreifach vergütete.«

»Wenn dieser unheimliche Gast unsere Gegend verliesse vor der Heimkehr meiner Kinder, würde ich Gott auf den Knien danken, daß er mein und meiner Rahel Gebete erhörte,« sagte Tobias Helfer. »Joachim ist noch immer ein Hitzkopf, das geht aus seinem Schreiben hervor, in dem er sich über Master Heedfull in bitterbösen Ausdrücken ergeht ... Den wackern Menschen ärgert's, daß er sich von einem schlechten Charakter hat täuschen lassen. Träfe er unvermuthet mit ihm zusammen, was auf alle Fälle vermieden werden muß, so könnte sich auf's Neue unsere Freude in Traurigkeit verkehren.«

»Es wird dazu nicht kommen,« sprach Clemens, »und müßte ich selbst den treuen Eckardt spielen. Die Freude des Wiedersehens soll für Aeltern, Kinder und Freunde eine reine, wahrhaft segenbringende sein.«

Er trat aus dem Schatten der Grotte und reichte Tobias Helfer nochmals die Hand. Die Zimmerleute und Maurer hatten eben Feierabend gemacht und verließen ihre Arbeitsplätze.

»Bauen soll der Sohn Barbara's das niedergebrannte Schloß,« sprach er, nach den Grundmauern Rothsteins deutend, die bereits über der Erde sichtbar wurden, »darin wohnen soll er aber nicht! Ich hab's geschworen, daß ich nur einem gutgerathenen Menschen, der seine Mutter ehrt, die Hand reichen will, keinem entarteten! Und so wahr Gottes ewige Sonne auf- und untergeht über Gerechte und Ungerechte, ich werde meinen Schwur halten als gewissenhafter Mann!«

Er pfiß seinem Hunde, damit dieser die um den Fuß der Heidenlehne zerstreut weidende Heerde zusammen treibe, und gab darauf dem Schulhalter das Geleit bis zu den ersten Häusern von Hohen-Rothstein. –

Beim Eintritt in sein Haus wurde Tobias Helfer durch Rahel mit der Nachricht überrascht, es sei während seiner Abwesenheit ein Bote von Schloß Alteneck dagewesen mit dem Auftrage von dem Amtsschreiber, der Herr Organist möge so bald wie möglich nach dem Schlosse kommen, um in einer überaus wichtigen Angelegenheit Zeugniß abzulegen.

Hatten den gutherzigen Organisten die erst am Vormittage ihm zugegangenen Briefe seiner Kinder in eine nahezu glückselige Stimmung versetzt, so verursachte ihm diese neue Nachricht, die halb und halb einem Befehle

gleich sah, banges Herzklopfen. Auch Rahel war davon betroffen worden und hing den Kopf.

»Ich soll in einer wichtigen Angelegenheit Zeugniß ablegen?« wiederholte er und stellte seinen Rohrstock in die Ecke. »Und auf Schloß Alteneck? ... Was kann das zu bedeuten haben? ...«

»Lotto-Clemens wird auch dort sein,« fügte Rahel hinzu, »und wenn ich recht gehört habe, so ist auch Niklas Wacker, der Einöd'-Schulze, eingeladen. Weitere Auskunft wollte oder konnte der Bote nicht geben.«

»So bald wie möglich!« repetirte Tobias.»Das heißt, dünkt mich, noch heute!«

»Man kann es annehmen,« bemerkte Rahel. »Wenn Du nicht zu müde bist – der Abend ist schön und die Luft von erquickender Frische – es ist nur der Nachtruhe wegen ... Bis zu den sieben Fichten könnte ich Dich begleiten ... Dort würde ich Deine Rückkehr abwarten ... Wir haben Mondschein, und die Nacht wird nicht finster ...«

»Recht, Mutter, laß uns das thun!« versetzte der Schulhalter. »Wir krabbeln uns wohl die kleine Stunde Weges fort. Und wenn Du Dich nicht fürchtest, so sagt Dir gewiß Niemand ein unschönes Wort. Denn die sieben Fichten stehen bei den Meisten noch immer in Verruf, obwohl der Geist, welcher daselbst umging, seit dem Brande von Rothstein gebannt ist. Da sieht man, auf welche Weise Sagen, Märchen und Gespenstergeschichten in die Welt kommen! ...«

Nach kurzer Rast trat das alte Paar seine späte Wanderung nach Schloß Alteneck an, Tobias in seinem uralten

Feiertagskleide, Rahel mit halbverhülltem Gesicht, indem sie einen Hut mit riesigem Schirm aufsetzte und ein altes Saloppentuch, das auch schon Manches erlebt hatte, um die Schultern schlug.

Kaum lag Hohen-Rothstein hinter dem alten Ehepaare, als sie aus dem dünnen Nebel der Moorwiesen mit großen Schritten die wohlbekannte Gestalt des Schäfers von der Heidenlehne in seiner gewöhnlichen Tracht auftauchen sahen. Clemens war von dem wachsamen Flink begleitet und führte als Stütze und Waffe seinen fast mannshohen Stab.

»Das trifft sich gut,« redete er die Eheleute an. »Ich kann mir zwar nicht denken, was der Amtsschreiber von uns wissen will, daß es aber Eile haben muß und daß sich's um wichtige Dinge handelt, ist wohl gewiß. Jedenfalls fällt uns in der Stube des Amtsschreibers der Kopf nicht ab, sobald wir mit Vorsicht unsern Mund brauchen. Thu's Maul auf, hör' bald auf! soll Doctor Luther den Predigern gerathen haben, damit ihre Zuhörer 'was hätten von ihren Worten. Die gleiche Regel gilt für Jeden, der Zeugniß ablegen soll. Er leistet sich und Anderen den besten Dienst, wenn er alsbald spricht und sich kurz faßt.«

7. DIE VERHAFTETE WAHRSAGERIN.

Nur in wenigen Fenstern Altenecks schimmerte noch Licht, als Tobias Helfer mit dem Schäfer den Schloßhof betrat. Die Rampe war glänzend hell vom Monde beschienen. Ueber dieselbe herab beugte sich der Kopf Barbara's, die ihre goldbrocatene Haube abgelegt hatte und

heute eine schwarze Kappe mit langen dunkeln Bändern trug. Weder Clemens noch Helfer würden die Beschließerin in dieser ungewohnten Kopfbedeckung erkannt haben, wären sie nicht von ihr angeredet worden.

»Ich wußte, daß Ihr kommen würdet,« sagte Barbara, unter das Schloßportal zurücktretend, »und darum habe ich auf Euch gewartet. Es ist Zeit, daß Licht kommt in das Dunkel der Vergangenheit, denn es geht mit Allen zu Ende ... «

Clemens richtete einige leise Fragen an die Geliebte seiner Jugend, da er annehmen mußte, sie sei genau unterrichtet; Barbara jedoch blieb stumm und wies die beiden alten Männer nach der Amtsstube, in welcher man laut sprechen hörte.

Der Amtsbote trat eben heraus, als Lotto-Clemens durch Klopfen seine Gegenwart kundgeben wollte.

»Man soll ihr jeden Wunsch erfüllen!« rief der Amtschreiber dem Boten nach. »Personen von solcher Wichtigkeit müssen aufmerksam und zart behandelt werden! ... Ah, das ist schön, das ließe sich wirklich gottvoll nennen, wie unser gottloser Hubertus Ueberschar, amerikanischer Nabob und Slavenhalter *en gros* sich auszudrücken beliebt, wenn er wehrlosen armen Teufeln die Zehen abtritt oder die Zähne einschlägt« – fuhr er fort, als er Clemens und dessen Begleiter erblickte –; »es handelt sich um ein merveilleuses Verbrechen, um ein Verbrechen, wie es in solch' schöner Vollendung selten vorkommt! ... Die Criminalistik kann sich Glück zu diesem Falle wünschen; ich aber bin stolz darauf, daß es meiner

steten Wachsamkeit gelungen ist, ihn so gut wie spruchreif zu machen. Stünde ich jetzt als Criminalrichter im Dienste eines Fürsten, so könnte mir der Falkenorden gar nicht entgehen! . . . Bitte, placiren Sie sich, lieber Meister der Töne, und auch Ihr, Clemens, würdiger Nachfolger des unsterblichen Eumäos! . . . «

Diese merkwürdige Anrede Ehrenschilds die fast wie ein Hymnus klang, ermuthigte die beiden Alten, obwohl sie aus ihr entnehmen konnten, daß sie über Dinge Zeugniß ablegen sollten, die mit einem Verbrechen zusammenhängen mußten.

Ehrenschild war an sein Pult getreten, nahm ein Papier auf und las dasselbe den alten Freunden vor.

»Wie nennt man sothane Bekanntmachung?« fragte er, die Schrift wieder auf's Pult legend.

»So viel ich von Gerichtssachen verstehe, Herr Amtschreiber,« versetzte Clemens, »bedeutet das Ding einen Steckbrief. Ich nehme das besonders aus der Personalbeschreibung ab. Nur finde ich es auffällig, daß die Person keinen Namen hat.«

»Hatte! Hatte!« fiel Ehrenschild ein, und sein Gesicht strahlte vor Freude. »Ich habe sie benamset, weil mein Blick ihr Herz durchbohrte, und eben das ist mein Triumph, die schönste Genugthuung für früher erlittene Schmähungen und der glänzendste Sieg der Wissenschaft! Wie viele Jahre sind vergangen, seit der Hof von Ober-Rense abbrannte?«

»Das wissen der Herr Amtsschreiber selbst ganz genau,« sagte der Schäfer. »Der Herr Baron übertrug Ihnen ja schon damals die Untersuchung.«

Ehrenschild rieb sich vergnügt die Hände.

»Sehr richtig,« sprach er, »und eben, um dasselbe von Euch zu hören, was ich so genau selber weiß, ließ ich Euch rufen. Ihr sollt mir helfen, eine Thatsache zu constatiren, den wirklichen Thatbestand festzustellen. Und dazu seid Ihr die rechten Leute! ... Ihr saht den Hof brennen, nicht wahr?«

»Das haben außer uns noch einige Tausend Leute mehr gesehen, Herr Amtsschreiber,« bemerkte Clemens, der sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht sah. »Wenn Sie weiter nichts von uns erfahren wollten, hätten Sie uns nicht erst müde Füße zu machen nöthig gehabt!«

»Göttlicher Schafhirt, Dich übermannt zur Unzeit die Ungeduld,« versetzte Ehrenschild. »Zur Erbringung eines bündigen Beweises gehören sehr viele Fragen und zu einem giltigen Zeugnisse unantastbare Antworten! Ich hoffe und erwarte deshalb, daß Ihr ein wenig Geduld haben und jede meiner wohlgestellten Fragen der Wahrheit gemäß und ohne allen Rückhalt beantworten werdet! ... Damals hatten wir das Unglück, einen Schuldlosen verdächtig zu finden ... Kann dem gewissenhaftesten Richter passiren, also Streusand darüber! Haben nicht versäumt, jenem Unschuldigen, sobald Entlastungsbeweise vorlagen, *restitutio in integrum* zu Theil werden zu lassen ... Caspar Spät ist für uns ein ehrlicher Mann! ...

Was aber sagt unser bejahrter Meister auf der Glasharmonika, wenn ich anjetzo die Frage an selbigen richte: ob man sich einer Person erinnert, die ich zu kennen nicht die Ehre habe, weil sie im Dienste der verstorbenen Gräfin Isabella von Rothstein stand und eine Landsmännin jener hochgestellten Dame war?«

»Das könnte nur deren Kammerjungfer Lisette sein,« versetzte Tobias. »Es war dieselbe eine ansehnliche Person, welche der verstorbene Herr Graf nicht ungern sah.«

Ehrenschild rieb sich abermals die Hände, blätterte in seinen Acten und legte ein angebranntes Stück Papier zu dem Steckbriefe »Vortrefflich!« fuhr er fort. »Ich bitte jetzt den Meister der Töne und den göttlichen Schafhirten, wohl aufzupassen! Lisette Fichtler, zur Zeit, als Gräfin Isabella ihren Einzug auf Rothstein hielt, achtzehn Jahre alt, muß jetzt ein Alter haben zwischen vierzig und fünfzig ... Braune Augen, groß und feurig; graues Haar; schmale, etwas krause Stirn; schmale lange Hände; Füße proportionirt; Mund pikant; Nase gebogen; Wesen und Tracht zigeunerhaft! ... Altdeutsche Männer mit altdeutschen Herzen, würdet Ihr in einem weiblichen Wesen, auf welches diese Beschreibung paßt, wohl Lisette Fichtler wiedererkennen, wenn man Euch Gelegenheit gäbe, mit sothaner zigeunerhaften Person zu sprechen, Euch auch gestattete, sie ein wenig durch fein gestellte Fragen, die ich kräftigst unterstützen würde, in die Enge zu treiben? ...«

»Zu welchem Zwecke wollen Sie ein jedenfalls unglückliches Geschöpf so ängstigen, Herr Amtsschreiber?«

erwiderte der Organist. »Daß ich Lisette, wie sehr sie sich auch verändert haben mag, wiedererkennen würde, wenn ich mich eine Zeit lang mit ihr unter vier Augen unterhalten könnte, möchte ich wohl glauben. Im Beisein Anderer hält sie aber gewiß zurück und dürfte auch mich verläugnen . . . «

»Ich erkenne Lisette, auch wenn sie nicht spricht,« fiel der Schäfer ein; nur muß der Herr Amtsschreiber mir erlauben, daß ich das Innere ihrer Hände betrachten darf, denn ich habe den losen Schalk gezeichnet!«

»*Ecce macula illa!*« rief Ehrenschild wie begeistert, raffte die herausgesuchten Pariere zusammen und forderte Tobias Helfer und Clemens auf, ihm zu folgen. »Es ist entschieden, die Brandstifterin von Ober-Rense hat sich selbst verrathen, und ich bin der beneidenswerthe Mann, welcher diese Unthat an's Licht zu bringen vom Schicksal auserwählt war!«

Er rief den Amtsboten, daß er vorleuchte, und führte die beiden Alten, die einander kopfschüttelnd anblickten, in ein Parterrezimmer des Schlosses, das früher als Garderobezimmer benutzt worden war. Hier saß eine betagte Frau mit stark markirten Zügen, auf deren Aeußeres die Beschreibung allerdings paßte, welche der Amtsschreiber seinen Begleitern vorgelesen hatte. Ein buntfarbiges Tuch bedeckte in einfacher Schürzung ihr Haar, ließ aber die gebräunte Stirn vollkommen frei. Die übrige Tracht bis auf die Halbsandalen wurde mit dem Worte ›zigeunerhaft‹ ganz richtig bezeichnet. Auf Ehrenschild's

Befehl hatte man die Gefangene mit allen Bequemlichkeiten versehen und ihr eine Auswahl vortrefflicher Speisen vorgesetzt, von denen sie indeß nur wenig genossen hatte. Der Verlust der Freiheit schien sie, wenn nicht zu drücken, wenigstens zu verstimmen. Jedenfalls war sie durch ihre Verhaftung sehr überrascht worden, da sie sich vollkommen sicher glauben mußte, weil sie sonst nicht so leichtsinnig dem schlaunen Amtsschreiber in die Hände gelaufen sein würde . . .

Ein Steckbrief, welcher auf die zigeunerhaft gekleidete Person, die jetzt, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor dem mit leckeren Speisen beladenen Tische saß, ruhte schon geraume Zeit in Ehrenschild's Händen. Keinem andern Papiere ähnlichen Inhalts würde der Amtsschreiber von Alteneck gleiche Beachtung geschenkt haben. Ihn reizte am meisten die Unvollständigkeit des Steckbriefes, welche eine Menge Unterstellungen zuließ, und gerade deshalb in der Hand eines diensteifrigen Criminalisten mehr wie einer Person gefährlich werden konnte. Da man den Namen der Verfolgten, die sich an vielen Orten als Wahrsagerin herumgetrieben und sich dabei mancher Unrechtfertigkeiten verdächtig gemacht hatte, nicht kannte, so fehlte dieser auch im Steckbriefe, und es blieb nur übrig, auf Personen zu fahnden, deren Aeußeres, wie deren Art zu sein und sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, der Beschreibung im Steckbriefe möglichst genau entsprach.

Ehrenschild hatte einen seltenen Glückstag. Von einem Spaziergange zurückkehrend, der ihn an den sieben

Fichten vorüberführte, wurde er hier von dem fremdartig aussehenden Weibe angesprochen, nach dem er so oft schon vergeblich sich umgesehen hatte. Zugleich erbot sich die Thörin, gegen Verabreichung einer entsprechenden Gabe dem Amtsschreiber Aufklärung über sein Schicksal zu geben.

Ehrenschild hatte die Personenbeschreibung als tüchtiger Criminalist so genau im Kopfe, daß er auf der Stelle wußte, mit wem er es zu thun habe. Er ging aber harmlos auf das Verlangen der Wahrsagerin ein, hörte ihren geschickt eingekleideten Prophezeiungen gläubig zu und lockte sie bis in die Nähe des Schlosses, da er leider zu spät erst die Bemerkung machte, daß er kein Geld bei sich habe. Erst an der Schloßrampe kehrte der Amtsschreiber den Criminalisten heraus. Die von selbst in's Garn gelaufene Fremde ward zur Gefangenen gemacht. Der vorhandene Steckbrief, von dessen Erlaß sie eine Ahnung haben mußte, und einige kecke Fragen des schlaunen Mannes machten sie verwirrt und ließen sie ein Geständniß ablegen, über das sie selbst erschrak. Mehr aber noch als die Dreistigkeit Ehrenschild's als indiscreter Verhörriechter arbeitete der Zufall diesem in die Hände. Das Brieffragment, welches der Amtsschreiber noch während des Brandes von Ober-Rense gefunden hatte und das ihn auf den Gedanken kommen ließ, Barbara oder der Schäfer Clemens, vielleicht auch Beide, wüßten um die Entstehung dieses Feuers, lag neben dem Steckbriefe und fiel vor der angehaltenen Fremden nieder. Diese bückte sich, um es aufzuheben und dem Amtsschreiber wieder

einzuhandigen, sah die Schrift, begann zu zittern, warf sich Ehrenschild zu Füßen und flehte in großer Aufregung um Erbarmen! ... Der Amtsschreiber hätte kein leidenschaftlicher Freund interessanter Rechtsfälle sein müssen, wenn er diese schwerlich je wiederkehrende Gelegenheit, einem schweren Verbrechen oder einem dunkeln Geheimnisse auf die Spur zu kommen, unbenutzt hätte wollen vorübergehen lassen. Er sah also die Wahrsagerin darauf an, daß sie um den Brand von Ober-Rense wisse. Seine Fragen trafen wie Dolchstöße das geängstete Herz der Schuldigen, und fast willenlos entpuppte sich vor dem überglücklichen Criminalisten das zigeunerhaft aussehende Weib als die aus Rothstein vertriebene Lisette Fichtler, welche erst viele Jahre später, um Rache an dem Grafen Achim von Rothstein, wie an dessen bösem Rathgeber, dem hinkenden Baron von Alteneck, zu nehmen, dem Einen den Wald, dem Andern seinen schönsten Hof in Brand steckte ...

Die Freude Ehrenschild's über diese Entdeckung, welche ihm großen Ruf in der criminalistischen Welt machen mußte, war außerordentlich; er konnte aber erst dann zu einem reinen Genusse desselben kommen, wenn durch gleichlautende Aussagen Dritter die Identität der in Frage stehenden Person festgestellt wurde. Dazu bedurfte der Amtsschreiber unbescholtener Leute, welche Lisette Fichtler als Kammerjungfer der verstorbenen Gräfin gekannt hatten und überhaupt über die Führung des damals jungen und wahrscheinlich auch sehr hübschen Mädchens nähere Angaben zu machen wußten.

Volle fünfundzwanzig Jahre lagen zwischen Lisette's gewaltsamer Entfernung und ihrer jetzigen Verhaftung auf Alteneck. Diese lange Zeit hatte das Haar der jungen Dienerin, in welcher Gräfin Isabella nur zu bald eine Rivalin zu erblicken gegründete Ursache fand, gebleicht. Die Schönheit war verwelkt, der schlanke Bau des Körpers in eckige Hagerkeit verwandelt. Nur die kleinen, zierlichen Füße, welche der Graf nie ohne Entzücken betrachten konnte, die schmalen Hände mit den fein geformten Fingern und die großen braunen Augen waren von den Stürmen des Lebens, die über Lisette's schuldbeladenem Haupte hinbrausten, unberührt geblieben.

Der heißeste Wunsch des Amtsschreibers ging in Erfüllung. Tobias Helfer und Lotto-Clemens erkannten in der Gefangenen die aus Rothstein verwiesene Lisette. Hätte sie zu läugnen versuchen wollen, so würde das Zeichen, welches der Schäfer in einem Anfall von boshafem Uebermuth ihr zur Strafe dafür, daß ihm das ebenfalls übermüthige Mädchen prophezeite, er werde bis zum Tode von einer bösen Sieben, kenntlich an einer goldbrocatenen Haube, viel zu leiden haben, in den Ballen der linken Hand eingeätzt hatte, sie verrathen haben. Aber Lisette machte keinerlei Ausflüchte. Sie wiederholte mit fester Stimme ihre Aussagen, gab zu, daß sie viel Böses angestiftet habe, daß sie aber schon seit Jahren dafür büße und nur den Wunsch hege, die Verzeihung derer zu erhalten, die sie vor langer Zeit wissentlich oder unwissentlich gekränkt habe. Auf Befragen Helfer's, der mit dem unglücklichen Weibe das meiste Mitleid hatte, erzählte

Lisette, sie habe ein äußerst unstätes, oft recht abenteuerliches Leben geführt und nirgends Ruhe gefunden. Von Zeit zu Zeit sei sie, oft aus ziemlich bedeutender Entfernung, wieder in die Nähe von Rothstein gekommen, um über die Verhältnisse des Grafen Erkundigungen einzuziehen; denn sie habe nicht glauben können, daß der Graf, könne sie ihn nur einmal allein sprechen, nicht etwas für sie thun werde. Dieser Wunsch blieb jedoch Lisette unerfüllt. Einmal war sie sogar in Gefahr gerathen, von dem Flurschützen ergriffen und als muthmaßliche Diebin vor den Grafen geführt zu werden. Empört von diesem Gedanken und entsetzt über das Loos, das man ihr dann wohl bereitet haben würde, beschloß sie, sich an denen zu rächen, die ihr ja doch nichts mehr sein konnten. Es kitzelte die rachsüchtige Lisette, daß sie unscheinbare Papiere, die für sie keinen Werth hatten, die sie aber aus des Grafen eigener Hand erhielt, als er ihr noch freundlich zulächelte, so oft sie ihm begegnete, und in welche eines Tages ein liebes Geschenk für sie eingeschlagen war, benutzen konnte, um ihm selbst und seinem Freunde Böses zuzufügen ... Die Vorsehung aber schloß nicht ihr allsehendes Auge, und der halb verbrannte Brief Eudoxia's ward der Ankläger Lisette's, vor dem sie jetzt verstummen mußte. –

Auf Ehrenschild's Verlangen unterschrieben Organist und Schäfer das in aller Schnelligkeit von ihm entworfene Protokoll, welches die Zeugenaussagen derselben enthielt. Schweigend und in eigenthümlicher Stimmung verließen die alten Freunde das Schloß, um den Heimweg

wieder anzutreten. Zu einem Gedanken- und Meinungs-
austausch zwischen ihnen kam es nicht. Beide waren zu
sehr von dem eben Erlebten überrascht, um sich sofort
eine feste Ansicht über die Folgen bilden zu können, die
sich aller Wahrscheinlichkeit nach daran knüpfen muß-
ten. Tobias Helfer war besorgt, es werde abermals zu ei-
ner lange dauernden Untersuchung kommen, die auch
ihm und den Seinigen noch manche trübe Stunden berei-
ten dürfte. Denn daß der diensteifrige Amtsschreiber die
gemachte Entdeckung zu seinem Vortheil und zur Ver-
herrlichung seines Rufes als Criminalist nach Kräften aus-
beuten werde, konnte Niemand in Frage ziehen, welcher
den Mann und die ganze Tendenz seines juristischen Wir-
kens und Wollens kannte.

Beide Männer freuten sich deshalb, daß sie Rahel in
lebhafter Unterhaltung mit Niklas Wacker und dessen
heiterem Sohn fanden, der seit Jahr und Tag eine sei-
nen Neigungen entsprechende Anstellung als Collabora-
tor an der gelehrten Schule der Kreisstadt erhalten hat-
te. Der Einöd'-Schulze war wenige Minuten nach dem
Weggange der beiden Alten bei den sieben Fichten ange-
langt, und zog es vor, sich von Rahel erzählen zu lassen,
welche Freude ihr für die Tage des Alters noch vorbe-
halten sei. Die Kunde von Lisette Fichtler's Verhaftung,
welche Niklas Wacker häufig gesehen hatte, und von den
ganz unerwarteten Ermittlungen des Amtschreibers ver-
anlaßten den Schulzen, seinen Besuch auf Alteneck bis

zum nächsten Tage zu verschieben, da nach den einstimmigen Aussagen des Schäfers und des Organisten die Bestätigung des Schulzen von keinem großen Gewicht war. Anton's Erscheinen auf dem Schlosse würde sogar gestört haben, denn der gelehrte Collaborator erinnerte sich nur sehr undeutlich, daß seine Mutter bisweilen, wenn sie sich mißbilligend über Graf Rothstein äußerte, von Lisette als von einer Persönlichkeit sprach, zu der sie nie rechtes Vertrauen habe fassen können.

Die Befürchtungen des Schulhalters, dem er einen Besuch schon in den nächsten Tagen zudachte, theilte Anton nicht, wie ihn denn überhaupt die Entdeckung der Brandstifterin von Ober-Rense eher ein erfreuliches als ein betrübendes Ereigniß zu sein schien. Dieser Ansicht gab er denn auch sofort in seiner Weise Ausdruck, indem er laut in die helle Mondnacht hinein declamirte, daß nach der Entfernung von den sieben Fichten ein verschwommenes Echo aus diesen antwortete:

»Also mit tönendem Pfeil, von schwirrender Sehne entsendet,

Traf die Vervehmte mitten in's Herz Apollo, der Seher!

Nicht zu trauern geziemet ob solcher göttlichen Fürsicht

Erdgeborenen uns, die oft mit erblindetem Auge Führet zu größerem Heil durchs düstere Leben Kronion!

Nein, frohlockend in Jubelgesängen die Freude

des Herzens

Auszutönen ist heilige Pflicht, wenn gerettet wir
sehen

Und zu Ehren gebracht vollständig verleumdete
Freunde ...

Darum schmähe mir Keiner die Himmlischen,
Keiner auch trotze,

Daß er, war fündig sein Pfad, durch eigene Klug-
heit entrinne

Dem ihm bestimmten Verhängniß, dem Men-
schen zur Warnung!

Nicht zum Seher erkor mich ein Gott, nur mit
leuchtendem Finger

Ward des Denkens Gehäuse berührt von Phöbos
Apollon,

Daß ich erkenne mit Leichtigkeit stets, was
schlecht oder gut ist,

Wen ich als Freund zu begrüßen und wen als
Feind ich zu meiden;

Wer die schwellende Lippe mir reicht zum Kusse
in Liebe,

Oder mit bösem Blick das Herz mir möchte ver-
giften!

Und so wandle ich denn getrost durch's gaukeln-
de Leben,

Sicher, daß nur ich breche, die Frucht, die gereift
mir das Schicksal!«

»Ich bitte Dich, mach' ein Ende,« fiel der Vater ihm in's Wort; »denn fährst Du fort, in dieser Weise Deine Gedanken an den Mann zu bringen, so erleben wir's noch, daß Dich schon morgen alle Kaffeeschwestern Hohen-Rothsteins für verrückt erklären.«

»Solches soll nimmer geschehen, beim wolkennumhüllten Olympos!«

declamirte mit noch größerer Emphase Anton. »Ursache aber, mir nach oder ohne Noten den Text zu lesen, will ich den weisen Müttern dieses glücklichen Ortes doch geben,« setzte er hinzu. »Nur bitte ich um einige Tage Bedenkzeit,

Weil ein besonnener Mann nicht handelt, bevor er befragt hat

Vater, Mutter, den Freund oder Schwestern auch, so sie ihm leben!«

Mit diesem etwas dunkeln Worte, das sich Jeder beliebig deuten konnte, das aber Alle für eine gewöhnliche Scherzrede des zu heiteren Possen stets aufgelegten jungen Philologen hielten, trennte er sich von den Bewohnern Hohen-Rothsteins, um mit dem Vater auf die Einöd' zurückzukehren.

8. EIN BRIEF ANTON'S UND EIN WIEDERSEHEN.

Horatio lebte noch immer auf Bork, um seiner Cousine hilfreiche Hand bei Verwaltung des bedeutenden Besitzes zu leisten, welcher ihr mit dem Tode der Mutter allein zugefallen war. Alteneck hatte schon lange keine

Anziehungskraft mehr für den jungen Baron, da ein unauflöslicher Zwiespalt ihn seinem Vater immer mehr entfremdete. Seinem Halbbruder war er noch nicht begegnet und wünschte es auch nicht, weil eine innere Stimme ihm sagte, es sei besser für Beide, wenn sie sich gegenseitig mieden. Ueber die Vorgänge auf Alteneck blieb Horatio gut unterrichtet. Dafür sorgte theils der Amtsschreiber, welcher gern correspondirte, theils der Schäfer, der schon deshalb nicht umgangen werden konnte, weil er in alle Verhältnisse tief eingeweiht war, und weil er entschieden am meisten über Barbara vermochte und durch diese wieder mittelbar auch über den Baron.

Hubert war ebenfalls nicht übertrieben begierig, den Mann kennen zu lernen, den er hassen mußte und in dem er, seinen Gefühlen und seiner ganzen Naturanlage nach, immer nur einen Feind und Widersacher erblicken konnte. So lebten denn die feindlichen Brüder in nächster Nähe, Einer von dem Andern nicht belästigt, neben einander fort, hörten wohl von einander sprechen, sahen sich aber nie. Seit Hubert die Herrschaft Hohen-Rothstein durch Kauf an sich gebracht und – Dank der energischen Einmischung des umsichtigen Ehrenschild – sich mit seinem Vater auseinandergesetzt hatte, blieb er ebenfalls fern von Alteneck, wo er sich nur langweilte. Es gefiel dem an ganz andere Verhältnisse Gewöhnten überhaupt nicht in seinem Geburtslande. Die unglaubliche Einfachheit, das stille Leben, das fast ausnahmslos Jeder führte, der Mangel an großem Verkehr und eine lächerliche Sitteneinfalt und kindliche Ehrlichkeit widerten ihn bald

dergestalt an, daß er ernstlich an die Rückkehr in sein neues Vaterland dachte, wo er doch Menschen fand, die zu ihm paßten, die ihn verstanden, mit denen er sich unterhalten oder die er übervortheilen konnte. Nur sein Leben, das Gefahren barg, hatte noch Reiz für Hubert; die gefahrlose Sicherheit geordneter Zustände machte ihn unruhig. Er mußte dann wider Willen an das denken, was hinter ihm lag, an das, was er selbst gethan oder mit Hilfe Anderer vollbracht hatte, und diese oft sich wiederholenden Rückblicke in die Vergangenheit brachten ihm mitten unter den stillen und ehrlichen Bürgern einer deutschen Kleinstadt einen Vorgesmack von dem bei, was man im gewöhnlichen Leben Gewissensbisse nennt. Er sah dann, oft selbst am hellen Tage, jammernde Männer, Frauen und Kinder, die mit verzerren Gesichtern die gefesselten Hände rangen oder unter entsetzlichem Kettengerassel fürchterliche Verwünschungen ausstießen ... Frei von diesen quälerischen Phantasien war er nur, wenn er wie ein Halboller die Zeit auf die thörichtste Weise vergeuden oder so lange in materiellen Genüssen aller Art schwelgen konnte, bis seine physischen Kräfte erschöpft waren.

Die Nachricht von der beabsichtigten Rückkehr der Gebrüder Helfer, die ihm durch ihre grundehrliche Pünktlichkeit wesentliche Dienste bei allen seinen Unternehmungen, auch bei solchen geleistet hatten, die vor dem Richterstuhle der Moral als Verbrechen gebrandmarkt werden, gab seinem Geiste neue Schwungkraft. Er beschloß, die Heimkehr dieser Männer, die ihm unmöglich

wohlwollen konnten, nicht abzuwarten, sondern vorher die Gegend zu verlassen, um einer unliebsamen Begegnung auszuweichen.

Dieser Beschluß Hubert's fiel zusammen mit der Verhaftung Lisette's, die in der Gegend bald rüchbar wurde, den Sohn Barbara's aber sehr gleichgiltig ließ. Erst als bei dieser Gelegenheit auch der Name Joachim Helfer genannt wurde, wie denn überhaupt die bereits vergessene Befreiung Caspar Spät's aus demselben Gefängnisse, in welches demnächst Lisette übergeführt werden sollte, wieder zur Sprache kam, nahm Hubert einigen Theil daran, und es schien ihm eine gewisse Befriedigung zu gewähren, daß wenigstens Einer der Männer, mit deren Hilfe er seine Schätze gewonnen hatte, nicht so makellos dastand, daß seine Vergangenheit frei blieb von schielenden Bemerkungen.

Horatio erhielt von dem Vorfalle direct Anzeige durch Ehrenschild, welcher dabei Gelegenheit nahm, seine Verdienste um die Rechtspflege auf der ganzen Baronie hervorzuheben, um dem jungen Herrn damit anzudeuten, daß seine Persönlichkeit auf Alteneck nicht wohl zu entbehren sei. Uebrigens stellte er es demselben anheim, ob er sich die Verhaftete vor ihrer Ablieferung an das Kreisgericht ansehen und sie vielleicht auch persönlich sprechen wolle oder nicht. Noch unschlüssig, was er thun sollte, ob auf Bork bleiben oder nach Alteneck gehen, entriß der Inhalt eines Briefes, den ihm Maximiliane von Allgramm einhändigte, ihn allen Zweifeln und versetzte ihn

in eine wahrhaft glückliche Stimmung. Dieser Brief war von Anton Wacker und lautete, wie folgt:

»Lieber Freund und hoher Gönner!

»Sintemalen es dem hochweisen Rathe einer Stadt, welche nicht zu den größten zählt im Reiche, das da hieß in der guten alten Zeit das heilige deutsche römische und von jeher schlecht zusammenhing, gefallen hat, mich mit dem illustren Amte eines Collaborators an däsiger gelehrter Schule zu betrauen, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß in der Zukunft noch ein großer Beruf meiner wartet. Rom ist nicht an einem Tage erbaut, es bestand sogar höchst wahrscheinlich zur Zeit seiner großen Gründer aus eitel Terracottapalästen, vulgo ordinären Lehmhütten; und als Sixtus V. noch barfüßiger Sauhirt war, ohne jeglichen Anflug von Göttlichkeit, konnte er unmöglich ahnen, daß er einst die dreifache Krone tragen und ein politisch kluger Oberhirt aller christlichen Schafe und Böcke werden würde. Es ist aber jeglicher Mensch ein Schaf, das bis auf's Blut geschoren zu werden verdient, der nicht einiges Selbstbewußtsein besitzt. Sonderlich Männer in Amt und Würden müssen wissen, weshalb sie von Anderen so ausgezeichnet werden. Es heißt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand!

Lieulich tönende Phrase, vor der mein Herz sich
beweget,
Meine Lippe sich spitzt, als sollte mit Grazien ich
tändeln

Und in vertraulichem Spiel ihnen rauben manch schüchternes Küßchen.

Gelt, hochwohlgeborener Herr Baron, das wäre so 'was für Deines und meines Vaters Sohn? Schon in jener dunkeln Zeit, wo es nicht einmal eine Blumensprache, viel weniger eine Stenographie gab, und wo die edle Schneiderkunst aus Feigenblättern die ersten Modeanzüge als Ersatz für das verlorene Paradies zusammenstichelte, sah der grundgütige Schöpfer aller Dinge bereits ein, daß es nicht gut sei, einen einzigen Menschen mutterseelenallein zu lassen. Ich bin ganz der Ansicht des Erfinders des Paradieses, um so mehr, als ich ein Amt von den weisen Vätern der Stadt und mithin auch Verstand empfangen habe. Um mich nun dem Amte und mir das Amt zu erhalten – denn in der Welt ist alles reciproque – bedarf ich der Pflege. Pflege aber, wirkliche stärkende Pflege hat man nur unter der streichelnden Obhut eines weichen weiblichen Patschhändchens,

Das unermüdlich sich regt und rühret und schafft,
um in Ordnung
Stets zu erhalten das Haus dem liebevollen Er-
nährer.

»O ich, kann mir Dich vorstellen, schnöder Aristokrat, wie Du die wohlgepflegte Hand in Dein kastanienbraunes Haar versenkst, mit dem glanzbewichsten, nein, wicksbe-glänzten, nein abermals falsch, mit dem von glanzleder-nem Stiefel umhüllten Fuße wippst und in die erhabenen Worte ausbrichst: Ist der Kerl toll geworden? ...

»Haben Sie die Gnade, hochwohlgeborener Herr Baron, ein armes kleines lateinisches Schulmeisterlein, ehe Sie dasselbe reif für das Irrenhaus erklären, anzuhören. Noch bin ich nicht toll, nur verliebt, aber bis über die Ohren, ja noch über die Augenbrauen hinaus verliebt, und es wäre möglich,

Daß ich verfiel höh'rer Tollheit Liebesgram,
Müßt' ich verzichten auf das Herz, das ich erwählt.

»Da siehst Du, daß ich nicht einseitig bin, wie Du behauptest. Ich mache Verse auf Commando nach jedem Zuschnitt,

Und der Himmlischen Zorn vernichte den Mann,
Der mit stümpernder Feder mich angreift!

»Aber lieber Bruder in Apollo, meine Ruhe ist bei all' meiner Verliebtheit hin, mein Herz ist sehr schwer, denn ich weiß

– Beim ew'gen Tanz der Horen schwör' ich's,
Freund, Dir zu –

wahrhaftig nicht, ob sie mich will, ob die Aeltern meiner Auserwählten freudig ihr Jawort geben,

Wenn sie gütig auch sind und im Kampfe um's
Leben gealtert',

und ob nicht etwa ein Dritter – so ein klug lächelnder Höfling, ein feiner Schmeichler, ein galanter Junker, z. B. ein Mensch wie Du – mich bei Seite drängt! ... Aha, da lacht Baron Horatio von Alteneck nicht mehr! ... Da

lehnt er sich nur etwas tiefer zurück in den weichen Fauteuil, in welchem zuvor Comtesse Allgramm ihre schönen Glieder ausruhte, leckt sich die Lippen und wippt noch stärker mit dem Fuße.

»Forellen schmecken Jedem gut, der sie zu fangen versteht, und jedes hübsche Mädchen ist eine Forelle, die gefangen sein will. Sind sie erst in's Netz geschlüpft, so lassen sie sich das Verspeisen als liebe, gutherzige Dinger ganz ruhig gefallen.

»Solch ein Forellchen habe ich mir nun ausgesucht und gestellt, und falls Dein Appetit auf das schlanke Fischlein nicht etwa noch größer sein sollte als der meinige, so würde ich es mir einsaugen, um mich das ganze Leben lang an ihm zu laben. Es hat schon in mancher krystalenen Welle geplätschert und sich dabei immer prächtig wohlbefunden. Gegenwärtig läßt es sich wieder von der heimathlichen Sonne bescheinen, in der es gar wunderschön glitzert und schillert. Genug, ich bin als Fischer meinem Schicksal verfallen. Andrea Helfer muß mein Weib werden, oder ich gönne sie nur Dir! Und nun schilt mich tüchtig aus, Herzensfreund, wenn ich Dir thöricht vorkomme, oder drücke mir brüderlich die Hand und laß mich auch fernerhin für einen guten Jungen gelten! . . .

»Sobald ich Deine Antwort in Händen habe, ziehe ich die Werbehandschuhe an und bringe mein Anliegen da vor, wo es am rechten Orte ist. Um die Antwort bangt mir nicht. Du sollst sie aber erfahren, wie immer sie auch lauten mag. Nur bedenke, daß ich keine Zeit zu verlieren habe! Die Pfingstferien gehen zu Ende, in der Einöd'

wird's mir öde, obwohl ich wie früher Eier suche, den
Milchkeller revidire und der Mutter Holz spalte, wenn
sie 'was Apartes zusammenbranzten will, und es ist bei
mir beschlossene Sache, entweder als begossener Pudel
mit hängenden Ohren, oder als glücklicher Bräutigam,
jodelnd wie der erste Tyrolerbub, in meine Mansarde ein-
zuziehen,

Wo durchleuchteten Blickes die Göttlichen alle
mich anschau'n,
Denen Altäre ich baute und Opfer brachte im
Herzen,
Als ich erfahren die Macht und Gewalt, die mild
sie verleihen
Jeglichem, der ihnen dient in begeisterter Liebes-
verehrung!

Unter diesen Lieblingen meines Geistes soll Andrea als
Königin und Beherrscherin meines Herzens walten und
regieren mit ordnendem Sinn, und wenn Du mich einst
nach genossenen Flitterwochen besuchst, sollst Du Dein
blaues Wunder sehen, wenn Du einen Collaborator, der
jährlich ein Fixum von zweihundert und fünfzig Thalern
zu verzehren hat, dennoch reicher und zufriedener fin-
dest, als Krösus es jemals mit allen seinen Schätzen war!
... Von Mütterlein habe ich die Kunst des Sparens, vom
praktischen Vater die des klugen Wirthschaftens gelernt!
Ist also Andrea keine Verschwenderin, was ich nicht be-
sorge, so gedenke ich freudig und hoch zu leben in der

Mitte meiner geistigen Schätze, ohne nach *res alienum* die Hand ausstrecken zu müssen.

»Der gnädigen Schloßherrin, Comtesse von Allgramm, bitte ich meine ehrfurchtsvollsten Grüße zu überbringen. Du hast die Erlaubniß, ihr in meinem Namen die rosigen Fingerspitzen zu küssen und ihr mein Herzensgeheimniß zu verrathen . . . Sieh' ihr dabei recht tief und recht liebevoll in die Augen – vorausgesetzt, daß sie bei recht guter Laune ist und ächt weiblich empfindet – und sie bekommt vielleicht Lust, ebenfalls Forelle zu spielen und sich von Dir fangen zu lassen . . .

»Aus Alteneck hast Du jedenfalls Nachrichten. Mein Vater hat sich heute die Person besehen, die vor Jahren hier so viel Unglück angerichtet, und statt welcher ohne unser entschlossenes Dazwischentreten ein ehrlicher Kerl ohne Gnade hätte baumeln müssen . . . Der Vater meinte, das Weib müsse noch mehr auf dem Herzen haben, denn sie werde von großer Unruhe gepeinigt und seufze fortwährend, obwohl sie auf Befehl des Amtsschreibers wie eine Prinzessin behandelt, ja sogar fetirt wird. Dieser wunderliche Jurist ist selig, einen Criminalfall zu haben, bei dem es sich doch um etwas Rechtes handelt. Es könnte, glaube ich, doch nichts schaden, wenn Du Dir das unheimliche Weib auch einmal oberflächlich betrachtest! Gelegenheit dazu findet sich nächster Tage von selbst. Herr Donatus Moosdörfer kommt nämlich mit seiner Frau und dem gefürsteten Georg herüber von seiner Bleiche, um mit einem wunderlichen Heiligen, den ich für verrückt halte, nach Hamburg zu reisen. Dort soll

eine Wohlthätigkeitsanstalt, glaub' ich, eingeweiht werden, die, so viel ich von dergleichen Dingen verstehe, einen edlen und großen Zweck hat. Ist nun Moosdörfer's Begleiter nicht *pure* verrückt, so ist's immerhin möglich, daß er in dem Asyl für Mühselige und Beladene, wenn man ihn nicht etwa mit Bibelsprüchen und mystischen Gesangbuchversen überfüttert, ein ganz zufriedener Weltheiliger wird. Ich habe das Frauchen kennen gelernt, in deren hübschem Köpfchen dies Asyl geistig aufgebaut wurde, und wäre es erlaubt, neben dem einen Gott im Himmel, den sich Jeder so schön und erhaben denken kann wie er will, auf Erden zwei lebendige Göttinnen zu haben, so würde ich das Bild von Theodora Kranzberg neben das meiner Andrea – wenn sie nämlich mein wird – auf meinem Hausaltare aufstellen . . .

»Hast Du Zeit, so reise mit nach Hamburg. Du würdest Dich in dem dortigen merkantilen Trouble, weil er nichts Krämerhaftes an sich hat, ganz gut gefallen . . . Und sollte es Dir schwer werden, eine anmuthige, erheiternde Begleiterin zu finden? . . . Spiegelberg, ich kenne Dir! . . .

»*Addio, cher Baron!* Bedenke, daß ich an fortwährendem Herzklopfen leiden muß, bis ich Antwort von Dir haben. Kommst Du mit oder ohne Begleitung zur Begrüßung Georg's nach Alteneck, der seine russischen Verwandten in M*** abholen will und dann vermuthlich ebenfalls längere Zeit auf Reisen geht, so sehen wir uns persönlich . . . Schreibe bald und schreibe lieb! . . . Es schätzt und verehrt Dich mehr als Du weißt,

Dein

alter, treuer Freund
Anton Wacker, Coll.«

Schon Tags darauf traf die Antwort Horatio's im Schulzenhofe ein. Sie enthielt die herzlichsten Glückwünsche zu dessen Wahl, die – wir wollen es nur gestehen – Andrea kein Geheimniß mehr war, wenn auch bisher noch nichts öffentlich darüber verlautet hatte. Nicht nur der erprobte Freund, auch Comtesse Maximiliane von Allgramm gratulirte dem jungen Collaborator, der nun erst wahrhaft aufzuleben begann.

Wenige Tage später stieg Donatus Moosdörfer mit Brühs bei dem Schulzen von Hohen-Rothstein ab, um mit Tobias Helfer noch vor seiner Weiterreise nach Hamburg zu sprechen. Georg ging sogleich weiter nach Schloß Bork, da er daselbst Briefe aus Rußland zu finden hoffte, deren Inhalt für ihn zunächst bestimmend sein sollten. Hier forderte Horatio den Freund auf, ihn und Maximiliane nach Alteneck zu begleiten, was Georg auch that.

Fast zu gleicher Zeit trafen die verschiedenen Personen, welche seltsame Lebensschicksale einander so eng und fest verbunden hatten, daß sie mit vollem Recht sich Freunde nennen durften, am Park von Alteneck ein. Brühs allein war bei dem Schulzen geblieben, da ihn die Nähe Mehrerer, auch wenn er sie kannte, ängstigte.

Eben, als Donatus Moosdörfer an Anton Wacker's Seite in den Schloßhof trat, wollte diesen ein offener Wagen verlassen, auf welchem Lisette zwischen zwei Gerichtsdienern saß. Die Ueberführung der einer doppelten

Brandstiftung geständigen Verbrecherin nach der Kreisstadt ließ sich nicht länger aufschieben. Amtsschreiber Ehrenschild sprach der Gefangenen wiederholt sein Bedauern aus, daß sie jetzt ihr ritterliches Gefängniß mit der wahrscheinlich schlecht eingerichteten Zelle eines ganz gemeinen Bürgergewahrsames vertauschen müsse. Seine Schuld sei das nicht, das Gesetz aber verlange es. Uebrigens dürfe sie stets auf ihn zählen; er sei bereit, ihr in allen Dingen den besten und uneigennützigsten Rath zu ertheilen. Auch für einen ausgezeichneten Vertheidiger wolle er sorgen; der Gerechtigkeit aber müsse natürlich freier Lauf gelassen werden . . .

Diese Gruppe mußte an sich schon auffallen und die Augen Aller auf sich ziehen. Kaum aber erblickten Horatio, Georg und Maximiliane von Allgramm die Gefangene, so entschlüpften Allen zugleich die Worte:

»Das Weib vom Markusplatze in Venedig!«

Der Wagen rollte an den Freunden vorüber. Der Blick Lisette's traf sie der Reihe nach. Sie blickte sich um und winkte mit der Hand, als wolle sie Abschied für immer von ihnen nehmen . . .

»Wie kommt das Weib nach Alteneck?« fragte Horatio den Amtsschreiber. »In Venedig wollte sie der Comtesse wahrsagen, und einen leichten Schreck hat sie uns Allen einmal eingejagt . . .«

Ehrenschild lächelte sehr schlau.

»Die Herrschaften sollen Alles erfahren,« versetzte er, »wenn Sie die Gnade haben wollen, einen der interessantesten Criminalfälle des Jahrhunderts sich von mir erzählen, deuten und illustriren zu lassen.«

Entblößten Hauptes geleitete er sie in's Schloß, wo im Gartensalon bereits ein Dejeuner aufgetragen war und ihrer harrete ... Der Baron, seit Hubert's Ankunft sehr leidend, ließ sich entschuldigen. Auch Barbara erschien nicht, nur die blitzende Spitze ihrer Haube zeigte sich manchmal hinter dem Gesträuch des Parkes, in dessen Gängen sie einsam und mit sich selbst redend lustwandelte.

FÜNFTES BUCH.

1. DER ZUSAMMENSTOSS.

Ueber dem Meere lag schwerer Nebel. Ein feuchter, kalter Wind machte die breiten Wogen höher anschwellen und schwirrte pfeifend durch das Takelwerk der Fregatte, die mit gerefften Segeln mitten in der Wasserwüste Anker geworfen hatte. Die undurchdringlich dicke Luft und die häufigen Windstöße aus Nordwest, die das Herannahen eines Sturmes anzukündigen schienen, geboten dem Capitän Vorsicht. Seiner Berechnung nach mußte das Schiff die Helgolander Bucht bereits erreicht haben, wenn es von der großen Fluthwelle nicht westwärts abgetrieben worden war. In letzterem Falle konnten Risse und Untiefen bei wirklich aufspringendem Sturm ihm gefährlich, ja verderbenbringend werden.

Bei einbrechender Nacht meinte der Capitän in Momenten, wo der scharfe Wind die Nebelmassen, die gleich dunkeln Gewitterwolken über das hohlgehende Meer fortrollten, etwas zerstreute, einen mattröthen Lichtschimmer Ost zu Nordost zu entdecken. War dies kein Irrthum, so konnte dieser Schimmer nur von dem Leuchtfeuer aus Helgoland herrühren. Um sich selbst gegen die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit anderen denselben Cours steuernden Schiffen zu schützen, wurden Lichter ausgesteckt, die wenigstens eine Strecke weit durch den Nebel sichtbar waren. Anker zu lichten und die Fahrt nach der Elbe fortzusetzen, durfte der Capitän vor Tagesgrauen nicht wagen.

In dem beschränkten Kajütenraume dieser Fregatte sitzen um einen viereckigen Tisch drei Männer, von denen uns zwei von früher bekannt sind. Der Eine mit dem noch immer starken, nur bereits graugewordenen Haaren ist Joachim Helfer, der jüngste Sohn des alten Organisten und pensionirten Schulhalters von Hohen-Rothstein, der Andere Caspar Spät; der Kunsttischler, welchen das Gericht als der That überführten Brandstifter vor Jahren zum Tode verurtheilt hatte. Der dritte, sehr hagere und schon fast greisenhaft aussehende Mann, welcher zwischen den genannten Beiden in der Mitte sitzt und eine Cigarre raucht, während er aus einem offenen Beutel Goldstücke abzählt, hat ein großes, kluges Auge, dessen Blick Gutmüthigkeit, gepaart mit Schlaueit, verräth. In ihm lernen wir den ältesten Sohn des Organisten, Ludwig Helfer, kennen, welcher früh seine Heimath verließ und die größere Hälfte seines Lebens in Südamerika zugebracht hatte. Von den Verhältnissen begünstigt, war er bald wohlhabend geworden. Jetzt kehrte er als reicher, unabhängiger Mann in sein Geburtsland zurück, um, wie er sagte, wieder menschlich zu leben und das Leben mit Behagen genießen zu können . . .

»Wird das reichen?« wendete er sich fragend an seinen Bruder Joachim und schob ihm die abgezählten Goldstücke zu.

»Wie viele sind es?« gegenfragte dieser.

»Gerade hundert Dublonen,« erwiderte Ludwig. »Es ist das kein Vermögen; zur Ausstattung für die Tochter eines

armen Landschulhalters aber, der blankes Gold selten genug in die Hände bekommen haben wird, reicht es doch wohl aus. Zuggedacht habe ich's der Schwester, die noch nicht ordentlich gehen konnte, als ich zum Wanderstabe griff, von jeher. Zu spät kommt das Geschenk ja nicht, da ihr Herz dem letzten Briefe nach noch frei zu sein scheint.«

»Ich lege fünfundzwanzig Dublonen zu, um die Hochzeit ausrichten zu helfen, wenn's erst so weit sein wird,« sagte Joachim. »Schade nur, daß ich Ihn nicht mehr damit ärgern kann! Hätte mich doch amüsirt, wenn er sich vor Wuth darüber, daß er Keinem von uns 'was anhaben kann, den zottigen Schnurrbart ausgedreht oder einen Zahn an seinen silbernen Fingerspitzen ausgebissen hätte! . . . Na, es sollte eben nicht sein! . . .«

»Und ich schenke Eurer Schwester das Mobiliar für's Putzzimmer,« fiel Caspar ein. »Dreimal bin ich's ihr schuldig geworden, denn wie hätte ich die Freiheit erlangen sollen ohne Dich, treuer, tapferer Freund?«

Er reichte Joachim die Hand, der sie ihm brüderlich drückte.

»Sprich nicht mehr davon!« versetzte dieser. »Ich habe nicht mehr als meine Pflicht gethan. Aber, weiß der Himmel, wie es kommt, mich befällt eine Unruhe, fast möchte ich sagen eine Angst, die ich mir gar nicht erklären kann . . . Sollte das Folge der schweren, kalten Nebelluft sein, an die ich freilich nicht mehr gewöhnt bin? Oder macht es die Erinnerung an unsern schuftigen Meister

und Compagnon, mit dem wir doch noch zusammentreffen können, da ihm Europa diesmal besser als vor einigen Jahren zu gefallen scheint? ... Ich werde doch giftig, so oft ich an diesen Schalksknecht denke, und möchte ihm gern einen kleinen Denkkzettel geben, damit er wenigstens erführe, daß ehrlichen Leuten über niederträchtige Schuffereien, auch wenn sie gut dabei verdienen, die Galle überläuft! ...«

»Laß ihn!« entgegnete Caspar Spät. »Ich möchte nicht in seiner Haut stecken ... Ruhe kannte er nie, das habe ich gleich von Anfang unserer Verbindung an gemerkt, und eigentlich heiter wie andere Menschen habe ich ihn auch nicht gesehen. Wollte er lachen, so verzerrte sich sein ganzes Gesicht, und wo Andere harmlos scherzten, höhnte er ... Sein Herz ist eben dem Bösen verfallen! ...«

»Damit es uns später nicht ähnlich ergeht, wollen wir unmittelbar nach der Landung unser Vorhaben auszuführen suchen,« fiel Joachim ein. »Ich habe in den letzten Tagen genauere Bergleichungen angestellt und streng geschieden, was wir allein durch unsere gemeinsame Thätigkeit erwarben und was die Verbindung mit Hubert, genannt Heedfull, uns abwarf. An der Hälfte dieser Summe klebt, das weiß ich, kein Blut, die andere Hälfte, die uns schwerlich Glück bringen würde, wollen wir nicht als Eigenthum betrachten ... Seht meine Rechnung nach, und findet Ihr sie richtig, so laßt uns zu Rathe gehen, wie wir das immer noch ganz ansehnliche Capital zum allgemeinen Besten verwenden können! Die Herren Medenspang

und ihre Freunde werden schon Rath zu schaffen wissen.«

»Mir ist noch ein anderer Gedanke gekommen,« fiel Ludwig mit schlauem Lächeln ein, »nur kann ich freilich nicht wissen, ob Ihr ihn gutheißen werdet. Man könnte unserem gewesenen Compagnon die Summe, von der wir annehmen, es hafte der Fluch Unschuldiger und Gemißhandelter daran, wieder in die Hände spielen! . . . Er hätte dann all' das Seinige beisammen, um ruhmvoll darauf auszuruhen . . .

»Welche Thorheit, Bruder!« rief Joachim, und die Zornader auf seiner Stirn schwoll an. »Dem Schalksknechte unsern sauern, wenn auch nicht ganz ehrlichen Verdienst noch schenken? . . . Keinen halben Piaster gönne ich dem gefühllosen Tyrannen und Menschenhändler! . . . Lieber schütte ich das Gold gleich in's Meer! Dann erhält wenigstens unser Herrgott das freie Verfügungsrecht darüber und kann es durch seine Boten, die Winde, überall da an den Küsten auswerfen, wo darbende, hart arbeitende Menschen wohnen! . . . «

»Der Einfall ist nicht übel, nur gar zu originell,« meinte Spät. »Säcke Geldes in's Meer schütten – wenn's Einer von der Schiffsmannschaft sähe, trügen wir am Ende noch blutige Köpfe davon . . . «

»Ihr seid doch gar zu grün geblieben,« fiel Ludwig ein. »Wer spricht von Schenken, wer davon, daß ein

Schuft deshalb bereichert werden soll, weil wir uns wegen Handlungen, für die uns Niemand zur Verantwortung ziehen kann, in unserem Gewissen beschwert fühlen . . . Einen Handel, einen ganz ehrlichen Handel, wie er alle Tage hundertmal vorkommt, habe ich im Sinne . . . Wir kaufen ihm die Rothstein'sche Besitzung ab und geben ihm dafür sein Sündengeld zurück . . . Damit werden wir es auf anständige Weise los, und die Last seines Sündenbündels wird dadurch um eine Anzahl Pfunde schwerer. Es wäre das eine ächte lustige Yankeerache! . . . «

Joachim schüttelte mißbilligend sein grau gewordenes Haupt.

»Mit Spitzfindigkeiten konnte ich mich mein' Tage nicht befassen,« versetzte er, »sie sind einmal gegen meine Natur. Gegen den Handel selbst hätte ich nichts, ließe er sich überhaupt abschließen, was ich bezweifle; die ihm zum Grunde liegende Absicht aber beleidigt mein Gefühl . . . Pfiffig, yankeehaft pfiffig mag Dein Einfall sein, das gebe ich zu, mir schmeckt er nur zu sehr nach gewürztem Zuckerbrod aus der Staatsbäckerei der Jesuiten.«

»Dann müssen wir Kirchen bauen,« sagte lachend der schlaue Ludwig, »oder einige Millionen Bibeln zur Verteilung unter die Heiden anschaffen. Verläßt Euch darauf, die Herren Missionäre sind weniger gewissenhaft wie wir! Sie nehmen so viel Gold, als sie irgend bekommen, wenn es ihre Zwecke fördern hilft, und fragen den Henker danach, woher es kommt oder durch welche Manipulationen es verdient worden ist! . . . «

»Einerlei, Bruder, ich kann und will mich aus eine solche Verwendung des Verdienstes, der mich drückt, nicht einlassen,« erwiderte Joachim. »Es wird sich dafür schon eine Verwendung finden, die unser Aller Beifall hat. Uebereilung ist ja nicht nöthig; kommt Zeit, kommt Rath! ...«

Der Rumpf des Schiffes hob sich unter einer gewaltigen Woge, welche die über dem Tische hängende Oellampe in so heftiges Schwanken versetzte, daß sie beinahe verloschen wäre. Auf Deck vernahm man eiliges Hin- und Hergehen ...

»Wir segeln!« rief Ludwig. »Sollte das Ankertau gerissen sein?«

Joachim und Caspar gaben keine Antwort ...

Die nächste Minute schon sah alle drei Männer auf dem Quarterdeck, wo auch der Capitän der Fregatte Posto gefaßt hatte und der Mannschaft kurze Befehle zurief. Das Schiff segelte wirklich, nicht aber in Folge eines Unglücksfalles, sondern weil der Capitän die Zeit gekommen glaubte, die Hälfte der Segel an den Raaen wieder entfalten zu dürfen. Es wehte eine frische Brise, der Nebel lag nicht mehr wie bisher in dicht geballten, finsternen Massen auf dem Meere, sondern war durchsichtiger geworden und zerflatterte im Winde. Die See rauschte auf in hohen, breiten Wogen, deren Rücken hin und wieder weißschimmernde Kämme zeigte. Im Zenith flimmerte da und dort ein Stern, gerade über dem Klüverbaume aber sah man deutlich den hellen Schein des Leuchtfeners auf Helgoland. Die Fregatte lag kaum drei Seemeilen

ab von der sturmgepeitschten rothen Klippe, und konnte, hellte das Wetter sich auf, wie es augenblicklich den Anschein hatte, unter Führung eines erfahrenen Seemannes ohne Gefahr ihre Reise nach der Mündung der Elbe fortsetzen.

Die Fregatte, welche die heimkehrenden Ausgewanderten der vaterländischen Küste wieder zuführte, war ein tüchtiger Segler. Sie legte in der Stunde neun bis zehn Knoten zurück und sah daher bald das Helgolander Licht hinter sich verschwinden. Eben entdeckte der Capitän das erste Feuerschiff, als plötzlich wieder dunkle Nebel gleichsam aus der Tiefe ausstiegen und sich dergestalt verdichteten, daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Da es inzwischen Tag geworden, warfen die Lichter an den Masten keinen Schein mehr. Es blieb deshalb nichts übrig, als abermals die Segel einzuziehen und den Anker fallen zu lassen. Dazu jedoch wollte sich der Capitän gerade an dieser Stelle nicht entschließen, weil er fürchten mußte, das Fahrwasser zu sperren oder doch in See gehenden Schiffen das Auslaufen zu erschweren. Wo er sich befand, wußte er genau, und da ihm auch das Fahrwasser bekannt war, glaubte er trotz des Nebels die Fahrt wenigstens noch eine Zeit lang fortsetzen zu dürfen.

Die Gebrüder Helfer waren mit Caspar Spät auf Deck geblieben, um den ersten grauen Streifen des Vaterlandes mit sehnsüchtigem Auge zu erhaschen. Diese Freude zerstörte ihnen der wiederkehrende Nebel. Nun saßen sie

unfern des Steuerrades neben einander und sahen traurig in die dunkelrollenden Wogen, die schäumend an den Borden zerschlugen. Da machte ein einziger schreiartiger Ruf des Capitäns, der nicht wie ein Befehl klang, sie zusammenfahren und aufblicken . . . Aber schon krachte und knisterte es, als brächen die Rippen des Schiffes. Die ganze Fregatte zitterte und stöhnte, Stangen brachen, Segel und Taue rissen wie Bindfaden, und aus dem Nebel beugte sich gleich einem Ungeheuer das Takelwerk eines andern Fahrzeuges über das Schiff, das von den gewaltigen Raan der Fregatte in Fetzen zerrissen ward . . . Der Zusammenprall beider Schiffe war so gewaltig, daß die Schanzkleidung splitterte, die Wanten zerrissen und der Rumpf des entgegenkommenden Seglers unter dem schrecklichen Stoße barst! . . . Geschrei, Flüche, jammervolles Wehklagen, Bitten wimmernder Kinder und hilferufender Frauen mischte sich in das Krachen, Prasseln und Schwirren der brechenden Raaen und reißenenden Taue, in das Schäumen und Brausen der Wogen, die hoch aufstrudelten und in brechenden Sturzseen über Deck sich ergossen . . .

Mehrere Minuten lang war die Verwirrung grenzenlos. Unbeachtet verhallten die Befehle der Capitäne beider Schiffe, die sich wie zwei kämpfende Riesen umschlungen hielten und nicht mehr zu trennen waren. Jeder dachte nur an sich selbst und wie er dem Tode entgehen möge, der den Meisten unvermeidlich schien.

Auch unsere Freunde eilten zunächst in die Kajüte, um nach ihren Frauen und Kindern zu sehen, die noch in ihren Kojen weilten. Die Entschlosseneren von der Mannschaft schwangen sich mit Beilen auf die Seisinge, um mit rasch geführten Schlägen die Fesseln zu zerhauen, in welche die Schiffe sich selbst gelegt hatten . . .

Erleichtert athmeten die Brüder auf, als sie Kajüte und Kojen unversehrt fanden. Ihre Frauen zitterten zwar vor Schreck, die Kinder weinten und umschlangen einander mit schwachen Armen, als könne eins das andere retten, der Zusammenstoß aber hatte Niemand beschädigt.

Es zeigte sich bald, daß die Fregatte verhältnißmäßig weniger gelitten, als die bedeutend kleinere Schooner-Brigg, mit welcher sie in so unheilvolle Collision gekommen war. Diese war stark leck und durch den Verlust des Bagspriets, der Hauptsegel und fast der ganzen Schanzkleidung des Backbordes segelunfähig geworden. Während die Mannschaft der Fregatte mit Beulen und Schrammen glücklich davonkam, erschlug die niederstürzende Bramraae der Schooner-Brigg einen Mann auf der Stelle und zerschmetterte zwei Anderen die Arme. Auch von den zwei Passagieren, die sich an Bord befanden, wurde der eine durch einen abspringenden Splitter gefährlich am Kopfe verwundet, so daß er bewußtlos zusammenbrach und ohne Besinnung, von Blut überströmt, auf die Fregatte geschafft wurde.

Die Schooner-Brigg mußte verlassen werden. Daß sie schon demnächst sinken werde, war indeß nicht zu besorgen, obwohl sie durch den Leck ziemlich viel Wasser

einnahm. Von der Fregatte in's Schlepptau genommen, setzte diese nach einiger Zeit ihre Reise ohne weiteren Unfall nach Cuxhaven fort, wo das so stark beschädigte Schiff in den Hafen legte und die schwer Verwundeten an's Land schaffte, um ihnen die so nöthige ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Es war den aus Amerika Heimkehrenden gelungen, Kinder und Frauen zu beruhigen, nur konnten weder diese noch jene bewogen werden, ihre Kojen zu verlassen. Dagegen zog es die Männer jetzt wieder nach oben. Die Fregatte lag still, und es drängte die drei einander so eng Verbundenen doch, den ersten Blick vereint auf das Land zu heften, das ihnen nach so langer Abwesenheit ein fremdes geworden war.

Das Deck eben betretend, begegneten ihnen drei Matrosen, die mit vieler Vorsicht einen bewußtlosen Mann nach dem Fallreep trugen, um ihn in ein Boot hinabzulassen. Ueber das Gesicht des Verwundeten hatte man ein Tuch gebreitet, wahrscheinlich, um den Frauen und Kindern, sollten sie zufällig das Deck betreten, einen afrösen Anblick zu ersparen. An diesem Manne fiel Joachim beim Vorübergehen das Schuhwerk und die Kleidung auf. Beide waren nicht europäisches Fabrikat, das sagte ihm der erste Blick. Ein so Gekleideter mußte entweder in Amerika gewesen sein oder von daher stammen ... Das Schwanken des Schiffes auf dem fluthbewegten Strome und ein stärkerer Luftzug verschoben das Tuch, und aus dem blutigen Antlitz starrten Joachim bekannte Züge entgegen.

Erschrocken zurücktretend, erfaßte er die Hand des hinter ihm gehenden Bruders, deutete auf den blutenden Mann und sagte:

»Sieh' hin, sieh' hin! . . . Er muß es sein! . . .«

»Master Heedfull!« rief Ludwig aus und hielt den Bruder fest. »Wenn er uns sähe! . . .«

»Das ist Gottes Finger!« sprach Joachim wieder. »Die Heimath stößt ihn aus als einen Gezeichneten, und das Meer weigert sich, ihn auf seinem Rücken wieder in das Land der Freiheit hinüber zu tragen, wo er zu den Ersten gehört, welche der Slaverei das Wort reden und den Handel mit Menschen für ein erlaubtes Geschäft halten, weil es goldene Berge einträgt! . . .«

»Sollen wir ihn an's Land begleiten?« fragte Ludwig. »Ich möchte doch erfahren, was er im Sinne hat . . . Jetzt, wo er schwer leidet, könnte man ihm die Wahrheit sagen . . . Ihm fehlt die Kraft, sich zu rächen! . . .«

»Es würde uns nichts helfen,« entgegnete Joachim. »Der Zustand dieses Frevlers ist ein solcher, daß er in den nächsten Tagen schwerlich einen Gedankenaustausch mit Anderen gestatten wird. Wir müssen uns also unter allen Umständen gedulden. Ueberlebt er aber diesen Schlag, dann soll er, ehe er stirbt und verdirbt, noch einmal das Auge eines zürnenden Mannes über sich erblicken! . . .«

»Ho-up! . . . Ho-up!« riefen die Matrosen, und abwärts in's Boot glitt, von Tauen gehalten, der bewußtlose Sohn Barbara's. Die Führer des Bootes regten die Ruder, und pfeilschnell durch die grauen Wellen, über welche jetzt,

den Nebel durchbrechend, die Sonne ihr Licht ausgoß, flog es dem nahen Hafen zu . . .

2. AN DER BÖRSE.

»Haben Sie gehört?« redete Klugjohann den Kaufmann und Rheder Johann Matthias Medenspang an, mit großen Schritten den Platz vor der Börse durchmessend und einen Fuß gerade vor den andern gesetzt wie ein Abkömmling der Pharaonen in schwarzem Leibrock und großen Vatermördern vor diesem Stellung nehmend. »Große Havarie! . . . Backbordseite halb eingedrückt, Vormars-, Stag- und Stengenstagegel mit allen Brassen fort, Steuer geborsten, sechs bis sieben Fuß Wasser im Raum, ein Mann todt, fünf verwundet, davon zwei schwer! . . . Merkwürdiger Fall! . . . Kann beide Capitäne um ihr Renommée bringen! . . .«

»Sollte sich die Nachricht wirklich in allen Einzelheiten bestätigen?« entgegnete Medenspang. »Ich kann es kaum für möglich halten . . . Bedenken Sie, in dieser Jahreszeit! . . . Früh um zwei Uhr ist es schon halbe Dämmerung! . . . Und das Unglück soll ja zwischen den Feuerschiffen passirt sein! . . .«

Klugjohann zupfte an seinen Manschetten, bis sie genau die halbe Hand bedeckten, und sagte, den großen Kopf zwischen den steifen Spitzen der Vatermörder nur wenig bewegend:

»Nebel, dicker Nebel, mein Herr Medenspang! . . . Und die Fregatte ohne Lootsen!«

»Das könnte Reimer Claußen nie passiren!« versetzte der Kaufmann. »Ist der Schaden bedeutend?«

»Hm! ... Hörte von siebenzig, achtzigtausend Mark Banco sprechen! ... Bagatelle! ... Schiff und Ladung versichert! ...«

»Und auch Menschen sind dabei verunglückt?«

»Nur der Schiffsjunge, vier Matrosen und ein Passagier ...«

»Auch ein Passagier? ... Der Arme! ...«

»Ist allerdings nicht versichert,« sagte Klugjohann und machte dabei ein Gesicht, auf dessen Ausdruck er sich innerlich 'was Rechtes einbildete.

»Ein Splitter hat ihm das Nasenbein zerrissen ... Soll infam häßlich aussehen, ist aber kein Hiesiger ...«

»Wer ist kein Hiesiger?« fuhr Boll dazwischen, der schon einige Zeit in dem sich immer mehr füllenden, beschränkten Raume den Kaufmann gesucht hatte. »Sprechen Sie von dem Schafskopp, der sich gestern hinter der rothen Tonne hat überfahren lassen?«

»Nein, Herr Boll,« entgegnete Klugjohann und warf dem Holzhändler einen seiner überlegensten Blicke von der Seite zu, »von dem spreche ich nicht, sondern von dem Andern, der so unvorsichtig war, seine Nase zwischen ein paar zersplitternde Raaen zu stecken! ... Der Mann ist böse verstümmelt, aber doch, Gott Lob, kein Hiesiger! ...«

»Und das läßt Ihnen ein niederträchtig meschantes Gott Lob fluchen?« fiel Boll ein. »Nehmen Sie mich's nicht

übel, Herr Klugjohann, aber das ist mit Respect zu vermelden eine Gottloberei, die Sie das Donnerwetter int's aus- und inwendige Gekröse fahren lassen soll! ... Ob ein Hiesiger in die Krabusche geht oder ein Butenmensch, macht mich den Kohl nicht fett! ... Sein gesundes Nasenbein und die gesammte Visamentur mag sich Niemand nicht caput schmeißen lassen, ob er hier seinen ersten dummen Streich gemacht hat, wie vieles Dickthuer auf die Börse, oder in die Carbonarische Wildniß! Das sag' ich!«

»Und ich bestätige, Herr Boll, daß ich Sie vollkommen verstanden habe,« erwiderte Klugjohann. »Ich danke Ihnen für Ihre ausgezeichnete Höflichkeit ... «

»Nicht nöthig, Herr Klugjohann, ist gern geschehen! ... Kann's einmal pertoutement nicht leiden, wenn ein Mensch oder eine Naschon schlecht gemacht wird, die gerade anderswo irgend einen Dummerjan die Leviten lesen muß! ... Aber da kommt der rechte Mann! ... Reimer Claußen wird uns die Geschichte ohne alle Visamenten ganz genau erzählen ... Man zu, Cap'tän! Schießt los! ... Wer hat mehr Schuld, die Schipper oder dat verdrehte neblige Hexenwetter? ... «

»Die Verklarung wird's ausweisen, lieber Boll,« erwiderte Reimer Claußen und führte Johann Matthias Medenspang einige Schritte seitwärts. »Auf ein paar Worte, wenn ich bitten darf!« fuhr er fort. »Der verunglückte Passagier ist ein Bekannter! ... «

»Von uns?«

»Es kennen ihn Mehrere ... Im vorigen Jahre hat er von sich sprechen gemacht ...«

»Kann mich ohne Fingerzeig durchaus nicht orientiren, lieber Capitän.«

Reimer Claußen flüsterte Medenspang die Worte »Hubert, genannt Heedfull,« in's Ohr.

»Ihr irrt, Capitän! Gewiß, Ihr irrt! Der Mann lebt seit Monaten auf seinen neuerworbenen Gütern in Mitteldeutschland! ... Ich kann's Euch durch Briefe beweisen, die ich erst neulich von meinen zuverlässigsten Correspondenten erhielt! ...«

Da sich Klugjohann, einherschreitend wie ein Storch, der einen appetitlichen Frosch im Grase entdeckt hat und sich diesen nicht entgehen lassen will, den beiden leise Sprechenden wieder näherte und Boll wie ein Stößer ebenfalls auf sie zuschoß, führte der Capitän den Kaufherrn aus der Umhegung der Börse der Bank zu.

»Es ist schon ermittelt,« fuhr er fort, »daß dieser unheimliche Gesell, der schwerlich irgend einen Freund auf Erden hat, vor kaum acht Tagen unter dem Namen eines Herrn von Rothstein hier eintraf. Unser lustiger helläugiger Fremdenführer traf an einem Orte mit ihm zusammen, der größtentheils nur von Fremden besucht wird. Natürlich kannte der kluge Lohndiener den Master nicht, da er bemerkte, daß dieser nicht erkannt sein wollte. Schon Tags darauf sah er ihn wieder im Gespräch mit dem Capitän der Schooner-Brigg, der bekanntlich amerikanischer Abkunft ist ... Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß dieser Mann genau die Zeit wußte, wo

die Fregatte aus der Elbe eintreffen konnte. Die Ankunft war Allen gemeldet, die mit der Schifffahrt zu thun haben ... Ebenso kannten wir Eingeweihten die Zahl und die Namen der Passagiere, welche sich auf dem Schiffe befanden! ...

»Aber, Capitän Claußen, man wird doch wohl nicht so toll sein, aus einem ganz zufälligen Unglück, das sich jeden Tag wiederholen kann, das vorausberechnete Ergebniß eines verbrecherischem Complottes zu machen? Oder wie anders soll ich Eure Worte verstehen?«

»Es hat nur eine Ansegelung stattgefunden, Herr Medenspang, aber eine Ansegelung – das ist nun einmal nicht abzustreiten – unter höchst verdächtigen Umständen! ... Soll ich Ihnen die Namen der Fregatten-Passagiere nennen? ...«

»Ich glaube sie bereits errathen zu haben.«

»Es befanden sich die aus Buenos-Ayres zurückkehrenden Brüder Ludwig und Joachim Helfer nebst ihren Familien auf dem angesegelten Schiffe, die vormaligen Compagnons Master Heedfull's, über dessen Charakter uns die Untersuchung Aufklärung verschafft hat, welche seiner Zeit der Zimmtprinz veranlaßte. Ohne Mittel sind die Gebrüder Helfer und die Freunde, die sich ihnen wahrscheinlich mit angeschlossen haben, nicht, und lassen sie sich in ihrem Geburtslande nieder, das ja auch die Heimath dieses yankeesirten Halbbarons ist, so bekommt derselbe höchst unbequeme Nachbarn ... In deutschen Monarchien wird Geld und großer Besitz zwar geachtet, und ein Reicher kann auch in solchen Staaten mehr

wagen als der Arme, Alles jedoch ist ihm nicht erlaubt . . . Fordert er gar die Gesetze heraus, indem er sie mißachtet, so kann ihm ein solcher Uebergriff schlecht bekommen. Ich bin nun der Ansicht, mein Herr Medenspang, daß Master Heedfull wohl die Absicht gehabt haben kann, wieder hinüber zu gehen in das Land, wo sich das Gold mit Besen auf der Straße zusammenkehren läßt, wenn man die rechte Straße und die geeigneten Besen dazu findet; ganz dort zu bleiben hat der gewissenlose Schlaukopf schwerlich beabsichtigt. Und nun, mein werther Herr Medenspang, machen Sie sich gefälligst den Vers auf diese Melodie selbst! . . . «

Johann Matthias Medenspang war genöthigt, die Voraussetzungen des Capitäns als richtig zuzugeben, die Folgerungen aber, welche Reimer Claußen daraus zog, wollte und konnte er nicht für möglich halten. Kopfschüttelnd trat er an des Seemanns Seite wieder in die Umhegung der Börse. Er freute sich, Kranzberg im Gespräch mit seinem Bruder Heinrich zu sehen, die dabei immer ein und denselben Baum, der ihnen Schatten gewährte, umschritten.

»Ich danke Euch, Capitän,« sprach der Kaufmann und ließ ihn da zurück, wo sich die Schiffscapitäne während der Börse aufzuhalten pflegten. »Dort steht mein Bruder neben Kranzberg und bespricht vermuthlich dasselbe Thema. Ich will doch hören, was diese Beiden von dem Vorfalle wissen, und wie sie darüber urtheilen . . . Später sprechen wir uns wieder . . . «

Heinrich war seines Bruders schon ansichtig geworden und kam mit Kranzberg auf ihn zu.

»Reimer Claußen hat Dich unterrichtet, nicht wahr, Matthias?« redete Heinrich den Bruder an. »Ich bin unerschüssig, was man thun soll. Lassen wir gar nichts von uns hören, so sieht es mehr wie unfreundlich aus . . . «

»Folgen Sie meinem Rath und fahren Sie hinunter nach Cuxhaven!« sprach August Kranzberg sehr bestimmt. »Der Mann ist in's Unglück und in seine gegenwärtige Lage gekommen ohne eigenes Verschulden. Ich gehe mit, wenn ich mich irgend los machen kann . . . Die Statuten des Vereins, dessen Mitglieder wir Alle sind, legen uns die Pflicht auf, so zu handeln, wie ich Ihnen schon auseinandergesetzt habe . . . Nicht die Person und deren Vergangenheit darf unser Handeln bestimmen, wollen wir in der That und Wahrheit Einsammler und Retter Mühseliger und Beladener sein, sondern die Noth, die sie drückt, das Leid, das sie quält, das tiefe Weh, unter dessen Qual die gefolterte Seele seufzt . . . Ich lasse auch Enno keine Ruhe, bis er mir recht giebt! . . . Er soll den Mann sehen in seinem Elend, der ihn verlachte und verließ, als ein theilnehmender Händedruck Wunder hätte thun können! . . . Schlägt des verstümmelten Unglücklichen letzte Stunde, der viel gesündigt hat auf Erden in einem kurzen Leben, so soll er nicht entrückt werden in's Jenseits, ohne den Trost mit sich zu nehmen, daß wenigstens die ihm vergeben haben, die ihm die Hand zur Versöhnung reichen konnten, ehe sein letztes Stündlein herannahte . . . «

Johann Matthias sah es nicht gern, wenn Kranzberg in's Reden über Dinge kam, die außerhalb der Grenzen seines Geschäfts lagen, denn der streng christliche Mann konnte dann leicht zu salbungsvoll werden. Diesmal aber hörte er ihm mit Interesse zu und mußte ihm auch recht geben. Das peinliche Gefühl, welches sich im Herzen des Kaufmannes in Folge der Aufstellungen des Capitäns festgesetzt hatte, verlor sich während der Rede Kranzberg's, und es lag für Medenspang eine Beruhigung in der Annahme, daß der fromme Makler die Ansicht Reimer Claußen's jedenfalls nicht theilte.

»Sie nehmen also auch an, daß ein ganz einfaches Seeunglück vorliegt?« fragte er den Makler, mit forschendem Blick seinen Bruder streifend.

»Haben Sie den Fall anders beurtheilen hören?« gab Kranzberg zurück.

»Nicht mit Urtheilen, nur mit Ansichten bin ich gequält worden,« versetzte der Kaufmann. »Ich lasse mich aber nicht irre machen, sondern halte mir den Kopf immer kühl. Nach der Börse, wenn es beliebt . . . «

»Herr Kranzberg will heute Abend für uns zu Hause sein,« unterbrach Heinrich seinen Bruder. »Ich erlaubte mir zuzusagen.«

Die Herren grüßten sich gegenseitig und begaben sich auf ihre festen Stände, denn der eigentliche Börsenverkehr hatte bereits begonnen, und während der Geschäfte mußten alle Privatangelegenheiten ruhen. Es war daher von dem Zusammenstoße der beiden Schiffe in der

Mündung der Elbe, welcher nur deshalb Aufsehen machte und ungewöhnlich lebhaft besprochen wurde, weil mehrere Menschen dabei verunglückt waren und manche Zufälligkeiten Vermuthungen eigener Art Raum gaben, auch zwischen den beiden Brüdern während der Geschäftszeit mit keinem Worte mehr die Rede.

Nach der Börse nahm Heinrich Medenspang den abgebrochenen Faden des Gespräches zuerst wieder auf.

»Ich möchte Kranzberg gern zu Gefallen leben,« sprach er, »in Verlegenheit aber können wir gerathen, wenn uns der Besuch in Cuxhaven mehrere Tage kosten sollte. Donatus Moosdörfer hat sich angemeldet. Er will der Einweihung und Eröffnung des Stiftes beiwohnen.«

»So früh schon?« versetzte Johann Matthias. »Die Einweihung kann ja vor August nicht stattfinden.«

»Du findest die Briefe vor,« fuhr Heinrich fort und sah den Bruder schlau lächelnd an. »Es ist auch etwas für die Frauenzimmer darin ... Unser alter Correspondent scheint sich auf eine längere Vergnügungsreise vorbereitet zu haben.«

Johann Matthias beschleunigte seine Schritte, um die angekommenen Briefe einzusehen. Er fand nur das Schreiben Moosdörfer's geöffnet auf seinem Pulte, das in aller Kürze dem Geschäftsfreunde die Ankunft des Bleichers ankündigte. Ein bestimmter Tag, an dem man ihn erwarten konnte, war nicht genannt. Die Kaufleute brauchten sich deshalb auch nicht gebunden zu erachten. Am Schlusse des Briefes war noch bemerkt, daß der schon früher angemeldete Aspirant des Asyls ihn begleite.

Der zweite Brief, der gar nicht versiegelt war, den aber Heinrich absichtlich wieder zusammengefaltet hatte, rührte von Anton Wacker her. Zwei feine Karten entglitten dem Papier, als der Kaufmann es entfaltete. Der Collaborator meldete den Geschäftsfreunden Moosdörfer's, bei denen er so freundliche Aufnahme gefunden hatte, daß er sich mit Andrea Helfer, der Tochter des alten Schulhalters von Hohen-Rothstein, verlobt habe, und ersuchte den Kaufmann, eine der beiden Karten Frau Theodora Kranzberg zu überreichen.

»Es wäre möglich,« schloß der glückliche Bräutigam sein Schreiben, »daß mich unmittelbar nach erfolgter Copulation – ob ich mich evangelisch-lutherisch, nach orthodox griechischem Ritus oder allgemein, d. h. katholisch, trauen lassen soll, weiß ich noch nicht – ein unwiderstehlicher Wandertrieb ergriffe, in welchem Falle ich gar nicht dafür einstehen will, daß Sie mich eines Tages sammt Frau als in Reisekleider gepackte Colli auf Ihre Diele fallen sehen. Mit meiner Andrea würde sich, glaub' ich, Madame Medenspang, in deren Gunst ich stehe, gut vertragen. Sie liebt die Häuslichkeit, die Stille und ein sauberes Zimmer, in dem es ihr ganz mollig werden kann, wenn ein freundliches Mollyschnurren es wie Zephyrwehen durchsäuselt. Geschieht, was mein Herz wünscht, und meine Braut als christlich erzogene Tochter eines christlichen Schulhalters, der auch mich privatim beten gelehrt, von dem gütigen Himmel betend erfleht, so begleitet uns vielleicht noch ein zweites Braut- oder

auch junges Ehepaar. Sie wollen nämlich gütigst gestatten, daß es bei uns zu Hause, wie wir zu sagen pflegen, in den letzten Monaten bunt übereck gegangen ist, und daß wir etwas amerikanisch – polnisch wäre nicht der richtige Ausdruck – gelebt haben. Als Pfadfinder lernten Sie mich und den stolzen Agenten, der mir Begleiter, Führer, Freund und noch weit mehr war, kennen, als glückliche Sucher leider nicht. Inzwischen hat sich Mancherlei gefunden, was wir nicht suchten, wovon Sie aber zum Theil wohl auch schon Kunde erhielten. So fand man in einer Krypta des brennenden Schlosses Rothstein, bei welchem Feuer sich dessen Besitzer, Graf Achim, sogar das Hirn verbrannte, eine Frau, die niemals wirklich eine Frau war, und der man höchstens als Geist einige Lebensfähigkeit beigelegt hatte. Später, und zwar als naturgemäße nothwendige Folge dieses Fundes, über den sich Verschiedene heftig alterirten, ward ein junger Mann, welcher stets tapfer die Fahne Merkurs hochhielt, wider Willen in den erblichen Fürstenstand erhoben. Derartige plötzliche Standeserhöhungen bleiben selten ohne rückwirkende Kraft. Immer kann man solchen Rückwirkungen kein Loblied singen, weder psalmistischen Styls noch in heidnisch gekünstelter Fassung! Hier aber würde Horaz, wenn er noch lebte, vielleicht ein ganz neues Odenversmaß erfinden und Ovid die Liebe und die Kunst zu lieben ein wenig anders zu schildern sich veranlaßt fühlen, denn es ist doch immer eine schöne, eine erhabene und zugleich eine wirklich wunderbare Sache, wenn sich ein schöner Kopf von einem edlen Herzen für's ganze

Leben durch einen einzigen herzhaften Kuß zurechtsetzen läßt. Dies Wunder ist meinem edlen Freunde, Georg Fürst Gudunow, im gewöhnlichen Leben Georg Rauerz genannt und als solcher sehr achtenswerthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft,

Weil er, die Course berechnend, dem göttlichen Chef seines Hauses,
Der einem Fürsten vergleichbar wohl vermöge der Mittel,
Die zu Gebote ihm stehn, den goldenen Schatz stets vermehrte,

vortrefflich gelungen. Alle Welt hat sich darüber gefreut; nur ein Mensch, glaub' ich, war eine Secunde lang traurig, obwohl er der beste ist von Allen und mir auch als Freund so hoch steht, daß ich mich bisweilen selbst mit ihm verwechsele.

»Dieser neugebackene Fürst und seine dereinstige Gensonsin, Comtesse Maximiliane von Allgramm, Erbherrin und Selbstherrscherin aller Grazien auf Bork, welches da grenzt im Osten gegen das verwüstete Rothstein, dürften Erquickung suchen am Wogenschlage des Meeres. Denn, wie schon Wallenstein sagte, als er sich endlich ein richtiger Rebell zu werden entschlossen hatte,

Ihrer letzten Wochen – nicht blos Tage –
Qual war groß!« . . .

Wohl habe ich –

Mit wahren Graus erkenn' ich's und gelobe Besserung schnell –

Ihre Zeit sehr lange in Anspruch genommen. Aber Sie wollen bedenken, daß ich ein mitarbeitendes Schulmeisterlein geworden bin auf einem Gymnasium, wo die altheidnische Weisheit und Gelehrsamkeit den vernagelten Köpfen moderner Bauerjungen beigebracht werden soll. Das geht nicht so leicht, wie Sie ein Geschäft an der Börse abschließen. Dazu, mein überaus hochverehrter Herr Medenspang, gehört mehr als Demosthenische Beredtsamkeit, wobei die Zunge nicht ein einziges Mal anstoßen darf, und heidenmässig viel Geduld.

Daß mir nun beides verliehen die Götter, wem
hab ich's zu danken,
Als dem liebenden Blicke der Braut und der
schmeichelnden Rede,
Die stets ruhigen Flusses entströmt ihrem blü-
henden Munde?

»So gestatten Sie mir denn noch zu bemerken, daß meine zukünftigen Schwiegerältern Sie durch mich bitten lassen, Ihren Kindern, welche gegenwärtig auf der Rückreise aus Amerika den Kanal bereits erreicht haben dürften, bei ihrer Ankunft in Hamburg die freundlichsten Grüße der Aeltern entgegen zu bringen. Es wird ein freudiges Leben geben in Hohen-Rothstein, wenn diese weit Gewanderten ihren Einzug halten in den stillen Ort, wo Alles geblieben ist, wie es war vor zehn, respective vor fünfundzwanzig Jahren. Der Organist Tobias aber wird auf der Glasharmonika anstimmen ein hohes

Lied der Freude und des Dankes, und die Frau Organistin wird ihr kleines Haus schmücken mit grünen Reisern aus den Rothstein'schen Forsten, in denen jetzt einsam wandelt ein Unheimlicher, dem man es an der Nasenspitze ansieht, daß er mit dem Teufel schon manch' Hühnchen gepflückt und verzehrt hat! . . . Schalmeien, Hoboen und Flöten würden die Heimkehrenden jedenfalls an der Grenzscheide des Dorfes unter prangender Ehrenpforte empfangen, reichten unsere musikalischen Mittel dazu aus. Zimmermeister Hake, der in meiner Jugend ein fixer Musikant war und die Baßposaune an allen hohen Festtagen in der Kirche blies, daß einem Hören und Sehen verging, ist taub geworden, der Huf- und Waffenschmied Nagler wackelt vor Alter zu sehr mit dem Kopfe, so daß alle Töne, die er seinem Instrumente entlockt, das Zittern bekommen und sich wie im Fieber schütteln. Mein Vater brachte es nie über die ersten schüchternen Anfänge im Triangelschlagen hinaus, und was mich selbst betrifft, so würde ich als Paukenschläger vielleicht Vorzügliches leisten, wenn ich über mein eigenes Spiel nur nicht immer gleich so in Angst gerieth, daß ich laut heulen müßte! . . . Kurz, mit dem musikalischen Empfange meiner lieben Landsleute wird es schlecht genug bestellt sein. Desto herzlicher und nachhaltiger soll sich die Begrüßung im Hause des Organisten gestalten. Diese aber verrathe ich Niemand im Voraus, denn ich bin zwar, wie Sie gütigst bemerken wollen, ein Schwätzer, wenn ich erst recht in den Zug komme, allein aus der Schule schwatze ich

nicht! . . . Verzeihen Sie meine vielleicht zu weit gehende Zudringlichkeit und empfehlen Sie mich Madame Medenspang. Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung
Dero

ganz ergebenster

Anton Wacker,

Collab. Gymn. und vielleicht Rector in spe.«

Der ernste Kaufmann war nur an kurz gefaßte, trockene Geschäftsbriefe gewöhnt, weshalb ihm denn auch der rede- und schreibselige Gelehrte durch seine lange Epistel etwas viel zumuthete. Dennoch las Johann Matthias das Schreiben des Collaborators, dessen unverwüstliche Heiterkeit ihm sehr wohl gefallen hatte, zu Ende, ohne ein einziges Mal die Stirn zu runzeln. Als dies geschehen war, nahm er Brief und Verlobungskarten und winkte dem Bruder.

»Komm, Heinrich,« sprach er, »wir wollen den Frauen ein Vergnügen machen, wie sie es gerne haben! Erst soll sich Hebe allein an dem Briefe dieses schalkhaften Herrn ergötzen, später schicken wir ihn dann Theodora zu, wo denn die Freude, weil sie Zwei zugleich genießen, noch einmal so groß sein wird. Und während die Frauen sich den Kopf über das mögliche Aussehen der Braut eines Mannes zerbrechen, der selbst Verse auf sie macht, wollen wir mit Kranzberg berathen, was uns zu thun obliegt, damit wir nicht anstoßen und unserer eigenen Würde auch nichts vergeben. Ich gestehe, daß ich noch immer zu keinem festen Entschlusse gekommen bin.«

3. DIE ANKUNFT.

Mittlerweile segelte die Fregatte, deren Ankunft in Cuxhaven durch den optischen Telegraphen gemeldet worden war, elbauswärts. Die Beschädigungen, welche sie bei der Collision mit der Schoner-Brigg erlitten, hatte die Mannschaft nothdürftig ausgebessert.

Als die Thürme der belebten Handelsmetropole in nebeliger Ferne sichtbar wurden, suchten sich die Gebrüder Helfer unfern der Ankerwinde Plätze aus, wo sie der Mannschaft in Verrichtung ihrer Geschäfte nicht hinderlich waren. Hier versammelten sich nach und nach auch die Frauen und Kinder um sie, denn man wollte gemeinsam die Eindrücke in sich aufnehmen, welche mit dem Betreten eines neuen Landes oder einer fremden großen Stadt immer verbunden sind.

Ganz fremd war der Mehrzahl unserer Freunde die alte Hansastadt zwar nicht, als ein bekannter Ort aber konnte sie ihnen auch nicht gelten. Nur Erinnerungen, Erinnerungen verschiedener Art weckte sie ohne Ausnahme in Allen. Es lagen Jahre voll seltsamer Erlebnisse und schwerer Lebenserfahrungen zwischen der gegenwärtigen Stunde und jenem längst vergessenen Tage, wo sie mit wehendem Tuche zum letzten Male die am Hafenuai versammelte Volksmenge grüßten.

Alle fühlten sich älter und anders geworden, und doch waren Alle wieder die Alten geblieben. Das Herz schlug

ihnen hoch und immer höher, ein freudiges Glänzen verklärte ihr Auge, und die Zunge lallte unhörbar und immer von Neuem die Worte: »Im Vaterlande! ...« Am ruhigsten verhielt sich Ludwig Helfer. Er blickte wohl auch mit Theilnahme auf den Mastenwald und das bewegte Leben im Hafen, aber nicht mit so vielem Interesse, wie sein jüngerer Bruder Joachim und Caspar Spät mit ihren Frauen, deren Eindrücke sich weniger verwischt hatten.

»Das ist das Blockhaus!« sprach Joachim und deutete auf ein altes Gebäude, dessen Dach zwischen den Kolossen der Schiffe sichtbar wurde.

»Du fandest es ja so interessant, daß Du es abzeichnen wolltest, kamst aber leider nicht ganz damit zu Stande. So geht es fast immer und in allen Dingen. Man will, man hat die besten Vorsätze, die Ausführung aber will selten gelingen! ...«

Caspar Spät, dem diese Worte galten, lächelte.

»Freilich wohl,« versetzte er, »und doch habe ich mich kaum je glücklicher gefühlt, als in jenen mir unvergeßlichen Stunden ... Ich war frei, brauchte Niemand mehr zu fürchten und freute mich, in ganz neue Verhältnisse zu kommen und drüben in Amerika ein ganz neues Leben beginnen zu können ... Dieser Wunsch ist uns Beiden in Erfüllung gegangen, und gegenwärtig, glaub' ich, ist das damals Neue für uns ein Altes geworden und es gelüftet uns nicht, wieder dahin zurückzukehren.«

Joachim schüttelte sein grau gewordenes Haupt.

»Nimmer! Nimmer!« sprach er. »Freilich, rechte Leute, Leute, die Anderen 'was erzählen können, sind wir geworden. Wie oft aber wurde uns das Herz blutig geritzt, wie zahllose Male gedachten wir seufzend der Heimath! . . . Ich denke, wenn wir erst wieder in Hohen-Rothstein einziehen, wird es uns vorkommen, als sähen wir die Pforten des Paradieses sich öffnen! . . . «

»Demnach hätten wir also doch mehr oder weniger Alle an Heimweh gelitten,« meinte Caspar Spät.

»Ich immer!« sagte Else, die sehr gealtert war, drückte den starken Knaben, der neben ihr stand, an's Herz und schlug ihr feuchtes Auge dankend zum Himmel auf. »Aber Gott sendete mir des Nachts in glücklichen Träumen stets Trost, indem er mich die Heimath und Alle, die unserer stets in Liebe gedachten, sehen und mich in traulichster Weise mit ihnen verkehren ließ.«

Jetzt legte das Schiff in den Hafen und bald sank der Anker in den Grund. Jollen stießen ab vom Lande und näherten sich mit schnellen Ruderschlägen der Fregatte. Diese trug den Rheder, jene den Schiffsmakler, eine dritte die Assecuradeure. Auch Freunde des Capitäns, durch die Nachricht von dem Unfalle betroffen, eilten an Bord, um Näheres über den bedauerlichen Zusammenstoß zu erfahren und sich persönlich von dem Wohlbefinden des Commandeurs zu überzeugen.

Reimer Claußen, der häufig am Hafen plaudernd auf und nieder ging, und der, wenn Schiffe aussegelten, in seinem Hause niemals Ruhe hatte, bestieg ebenfalls eine Jolle, um die Fregatte, deren Capitän er zwar nur

oberflächlich kannte, zu besuchen und zu besichtigen. Im Grunde aber war es bloße Neugierde, welche den Seemann in die Jolle trieb. Er wollte wissen, ob die Gebrüder Helfer nebst Anhang unter den Passagieren sich befänden, sie als Freund begrüßen und sogleich Erkundigungen über Hubert oder Master Heedfull, wie Reimer Claußen ihn regelmäßig nannte, einziehen.

Noch ehe der joviale Seemann an der Schiffstreppe anlegte, erkannten ihn die Brüder schon und begrüßten ihn mit lautem Hurrah, das Reimer Claußen mit einem nicht minder lauten: »Willkommen, Jungens!« erwiderte.

Wenige Minuten später saßen die Heimgekehrten mit all' den Ihrigen neben dem Capitän in der Jolle und schwammen dem Baumhause zu, wo zunächst nach Claußen's Bestimmung ein volles Glas auf glückliche Ankunft im Vaterlande geleert werden sollte.

Während die Kinder mit wohlgefälligen Blicken auf das laute Leben und das ununterbrochene Schiffsgewühl im Binnenhafen hinaus sahen und sich gegenseitig auf Alles, was ihnen neu war, aufmerksam machten, wobei es an eben so drolligen als originellen Bemerkungen nicht fehlte, saßen die Aeltern um den Capitän, der sie mit Fragen förmlich überschüttete. Die erste und wichtigste für Reimer Claußen war selbstverständlich die nach dem Zusammenstoße und was demselben vorausging; denn er wollte zunächst ermitteln, ob begründeter Verdacht, daß ein Bubenstück beabsichtigt worden sei, vorliege. Nach Allem aber, was er von den Brüdern hörte, waren die Gerüchte über den betäubenden Vorfall gänzlich aus der

Luft gegriffen. Reimer Claußen gewann die Ueberzeugung, es sei Alles mit rechten Dingen zugegangen und an dem ganzen Unglück trage einzig und allein der böse Nebel Schuld. Er freute sich dieser Erkenntniß aufrichtig, denn er konnte es nicht gut haben, wenn Seeleute unredlich handelten oder sich gar grobe Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen ließen.

»Und der braunwangige Master hat bei dem Spectakel das Nasenbein gebrochen?« wandte er sich fragend an Joachim, der meistentheils das Wort führte oder sich desselben doch immer wieder zu bemächtigen suchte. »In Europa scheint ihm das Glück nicht so günstig zu sein, wie unter den Tropen und bei seinen Lehrmeistern und Busenfreunden, den Yankees ... Habt Ihr Euch gesprochen oder ...«

»Ihm ist geschehen nach seinen Thaten,« fiel Joachim ein, und sein Blick ward sehr düster. »Wir hatten eben unter uns berathen, was wir thun müßten, um unsere Hände rein zu waschen, damit kein Gerechter sich argwöhnisch von uns wende, da ereilte den Seelenverkäufer und Slavenzüchter sein Verhängniß! ... Einem Halbtodten ähnlicher als einem Lebenden sahen wir ihn an uns vorübertragen.«

»Ist Hoffnung vorhanden, daß er wieder genesen wird?«

»Das glaubt man, wie der Capitän uns mittheilte, der ihn an's Land begleitete; nur für die Erhaltung seiner Sehkraft möchte der Arzt nicht eintreten, da in beide Augen des unseligen Mannes Splitter gedrungen sind ...«

»Unselig!« sprach Reimer Claußen. »Das ist das rechte Wort.«

»Der braune Master wird bald genug erfahren, wie lustig sich's leben und tanzen läßt, wenn uns ewige Finsterniß umgiebt und die Fiedelbogen der Musikanten, welche zum Tanz aufspielen, mit den Seelen verschacherter Menschen bezogen sind. Dankt Gott, daß Ihr von dem Elenden loskamt, ehe Ihr ebenfalls seine Slaven wurdet!«

»Das haben wir zunächst Euch zu verdanken,« entgegnete Joachim, »denn Ihr waret der Erste, der immer mißbilligend den Kopf schüttelte, so oft wir den Geschäftseifer und die glücklichen, immer glänzend einschlagenden Speculationen des unternehmenden Mannes lobten.«

»Schon gut,« versetzte Reimer Claußen, den Dank ablehnend, mit welchem ihn jetzt auch die Uebrigen überhäuftten. »That nur, was ich für recht hielt, nichts weiter ... Aber freut mich, daß Ihr doch aufmerktet und später selber nachdachtet! Wäret sonst so stark mit ihm in Collision gerathen, daß Ihr Schopf und Hirn dabei verloren hättet! ... Jetzt ist das Schlimmste vorüber und Ihr seid gerettet! ... Und nun – ich sehe, meine Zeit ist abgelaufen – was habt Ihr vor? ... Wo nehmt Ihr Wohnung? ... Wann gedenkt Ihr den Herren Medenspang zu sagen: Lohn's Euch Gott?«

»Wir können wohl kaum etwas Besseres thun,« fiel Ludwig Helfer ein, »als uns Eurer Führung anzuvertrauen, Capitän. Wo Ihr meint, daß es gut sei, da werden wir es gut finden. Auf einige Wochen aber möchten wir

vorläufig Wohnung nehmen, damit wir daheim mit einem Lebensrocke ankommen, der uns doch einigermaßen wieder auf den Leib paßt.«

»Verstehe,« sagte der Capitän, »und gebe Euch vollkommen recht! . . . Wird fremd und ausländisch im Auslande, und muß erst wieder heimische Sitten und Gewohnheiten anlegen, will man sich selbst und Anderen im alten Vaterlande gefallen! . . . Soll Euch aber leicht gemacht werden, so wahr ich Reimer Claußen heiße und schon über dreißig Jahre zur See fahre . . . Führe Euch demnächst zu Bekannten, zu Landsleuten!«

»Die wir kennen und die hier wohnen?« warf Else, Caspar Spät's Frau dazwischen.

»Die hier von einem Tage zum andern erwartet werden,« fuhr der Capitän fort und blinzelte Else lächelnd zu. »Sind Leute von gutem Ruf und hoch angesehen bei den Herren Medenspang! . . . «

Else rieth hin und her, ohne das Rechte zu treffen. Auch die Männer waren nicht glücklicher. Reimer Claußen mußte auf wiederholtes Bitten den Namen selbst nennen.

»Moosdörfer, der Bleicher!« rief da Joachim hoch erfreut. »Das ist ja ein alter, lieber Freund unseres alten Vaters und recht eigentlich unser Erretter aus aller Noth und Drangsal, die wir vordem in der Heimath zu erdulden hatten! . . . Du Erinnerst Dich des Mannes wohl nicht mehr, Bruder?«

»Des Mannes nicht, nur des Namens,« sagte Ludwig.
»Es ist ohne Zweifel derselbe, von dem Ihr stets mit großer Anerkennung sprach.«

»Der Stellvertreter des Vaters auf der Orgel,« fuhr Joachim fort. »Es steckt unglaublich viel in diesem Bleicher . . . Für Darbende hat er stets eine offene Hand, Leidenden hilft er auf, und wem das Herz schwer wird unter dem Druck des Lebens, dem versteht er auch Trost zu spenden, wenn er sich dabei auch etwas anders anstellt als die privilegierten Tröster, die gewöhnlich nichts dabei fühlen . . . Moosdörfer fühlt fremdes Leid immer mit, denn er hat lange Zeit selbst schweres Leid getragen und trägt's wohl auch noch . . . An unserer Schwester Andrea hat er sich, so zu sagen, einen wahren Gotteslohn verdient . . . Ob sie uns wohl wiedererkennen wird? . . .«

Reimer Claußen lächelte abermals, indem er erwiderte:

»Von dieser Prinzessin habe ich ganz kürzlich ein Liedlein singen hören, das mir ganz wohl gefiel. Lernte vor einiger Zeit – kann wohl zwei Jahre her sein – einen jungen Mann kennen, der mit einem Andern sich alle Raritäten unserer weltberühmten Stadt besah und die curiosesten Verse darauf machte . . .«

»Anton Wacker!« rief Joachim dazwischen. »Ein Mensch, der in Gold gefaßt zu werden verdient! Ohne Falsch, immer lustig, ein Herz, das wohl verdiente, Herzen zu finden, die seinen Werth und seine Gaben ganz zu würdigen verstehen . . .«

»Will mir scheinen, werther Herr Helfer,« als habe dieser Herr Anton Wacker wenigstens *ein* solches Herz gefunden, worüber die Gebrüder Medenspang genaue Auskunft zu geben im Stande sind . . . Jetzt, wenn's gefällig ist, will ich für angenehmes Unterkommen in sauberen Kojen gebührend Sorge tragen . . . Ist wirklich höchste Zeit, daß wir hier Anker lichten, sonst gerathen wir zuletzt auf den Grund und machen am Ende auch noch Havarie! . . . «

Mit diesen Worten brach Reimer Claußen auf und geleitete die Heimgekehrten in ein mittelgroßes Hôtel, in dem er selbst häufig verkehrte, und dessen Besitzer ihm als ein billig denkender Mann, der in seinen Gästen nicht Citronen sah, die sich beliebig auspressen lassen, bekannt war.

4. UNTER FREUNDEN.

Die nächsten Tage brachten den Freunden mehr Unruhe als Erholung. Die sehr lebhaften Kinder, denen fast Alles neu war, ließen sich nicht im Zimmer halten. Sie wollten sehen, um Vergleichen mit dem, was sie schon kanten und in anderen Städten gefunden hatten, anzustellen. Dadurch ging den Aeltern viel Zeit verloren. Außerdem fühlten Alle das Bedürfniß, ihre glückliche Ankunft auf deutschem Boden den Freunden in der Heimath zu melden.

Capitän Reimer Claußen erkundigte sich früh und Abends nach dem Befinden der Heimgekehrten und bot

Jedem seine Dienste an. Im Hause der Gebrüder Medenspang ließen sich Ludwig und Joachim Helfer schon am Tage nach der Landung anmelden; ein Besuch bei den Kaufleuten mußte jedoch verschoben werden, da beide Brüder mit noch einigen Herren auf wenige Tage verreist waren.

Von einem Ausfluge in die idyllische Umgegend, auf welchem der gefällige Capitän ihnen Begleiter und Führer war, später als gewöhnlich zurückkehrend, trafen sie in dem gemeinschaftlichen Conversations- und Speisezimmer einen Mann, welcher zuerst den Kindern auffiel. Leicht wunderten sich diese kleinen, pfiffigen und etwas altklugen Südamerikaner, die schon so viel in der Welt gesehen hatten, nicht über etwas ihnen Fremdes; das Aussehen und die Tracht dieses Mannes aber hatte für sie eine eben so große Anziehungskraft, wie etwa für Europäer der Anblick der ersten Rothhaut mit wild phantastischem Kopfputz. Auch Caspar Spät und die Gebrüder Helfer wurden von selbst aufmerksam auf den neu angekommenen Gast, weil sein Aeußeres Jugenderinnerungen in ihnen weckte. In solchem Rock, das in den Nacken gekämmte Haar mit solchem Dreispitz bedeckt, hatten sie noch viele ältere Leute in der Heimath einhergehen und Sonntags zur Kirche wandeln sehen, und in Allen stieg der Gedanke auf, es müsse dieser hagere, ernste alte Mann, der allein in einer Ecke des Zimmers saß und ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen hatte, in dem er aufmerksam zu lesen schien, ein Landsmann sein.

»Ich rede ihn an, sobald er sein Buch zumacht,« sagte Joachim. »Wenn er nicht so ganz allein wäre, würde ich ihn für einen Auswanderer halten. Er ist nur gar zu alt dazu.«

»Mir kommt er sogar bekannt vor,« meinte Else, die den Fremden besonders scharf fixirte.

»Natürlich,« fiel Caspar Spät ein. »Dein Vater, lebte er noch, würde ungefähr ebenso aussehen und jedenfalls die alte, ihm liebgewordene Tracht beibehalten haben, die uns jetzt lächerlich vorkommt.«

»Scheint mir ein Sectirer zu sein,« bemerkte Ludwig. »Es ist die Bibel, in die er sich so vertieft hat. Eifrige Bibelleser sind immer Herrnhuter, Methodisten oder Pietisten! . . . «

Vielleicht hatte der alte Mann diese Worte gehört. Wenigstens schlug er das Buch zu und blickte sich um. Als er der Frauen ansichtig ward, nahm er den dreieckigen Hut ab und legte ihn auf den Tisch. Es zeigte sich jetzt, daß er fast ganz kahlköpfig war. Nur an den Schläfen wucherte noch dünnes weißes Haar.

»Reisen Sie allein?« fragte im Vorübergehen Joachim, als der Blick des Fremden auf ihn fiel. »Sie kommen gewiß aus Innerdeutschland?«

»Aus Böhmen.«

»So! So! Und wollen weiter über See?«

»Wenn man mich nicht fortschickt, gedenke ich hier zu bleiben.«

»Ah, Sie haben Freunde, vielleicht gar Verwandte hier und bringen Empfehlungen mit?«

»Durch Dritte. Meine Reisegefährten sind sehr gütig . . . Und Sie, mein Herr, Sie kommen gewiß von weit her?«

»Aus Buenos-Ayres,« fiel Ludwig ein, der mit den aufhorchenden Kindern jetzt ebenfalls zu dem Alten trat. »Uns verlangt, nachdem wir uns die Welt tüchtig besehen und lange Zeit sehr hart gearbeitet haben, zurück in die alte Heimath. Wenn man älter wird, wünscht man zur Ruhe zu kommen!«

»Zur Ruhe!« wiederholte Brühs. »Die suche ich schon lange, konnte sie aber noch immer nicht finden. Darum bin ich nun hierher gekommen.«

»Logiren Ihre Reisegefährten in einem andern Hôtel?« fragte Caspar Spät, der Brühs für einen schwachsinnigen, halb kranken Mann hielt und deshalb Mitleid mit ihm hatte.

»O nein,« entgegnete dieser. »Es sind reiche Herrschaften, die bei vornehmen Leuten wohnen! Mich nahmen sie nur aus Gnade und Barmherzigkeit mit, obwohl ich's nicht verdient habe . . . Ist Ihnen das Haus Medenspang bekannt? . . .«

»Gebrüder Medenspang?« riefen Ludwig und Joachim Helfer zugleich. »Da wird ja unser Freund, Herr Moosdörfer, erwartet! . . .«

»Den Herrn also kennen Sie auch!« sprach Brühs und ließ seine Augen lange auf den Brüdern ruhen. »Ein grundgütiger Mann, gar nicht nachtragend! . . . Es ist viel, was er an mir gethan hat . . . Und doch will er nicht einmal Dank von mir hören! . . .«

Caspar winkte den Brüdern, das Gespräch mit dem alten Manne abzubrechen.

»Man hört es ja aus jedem Worte, daß er nicht mehr vollkommen zurechnungsfähig ist,« sagte er. »Ich vermute, Herr Moosdörfer will den wunderlichen Alten hier bei irgend einem Arzte unterbringen, der sich Ruf in Behandlung Geisteskranker erworben hat. Wir wollen ihn durch Fragen nicht weiter belästigen . . . «

Brühs bedeckte sich wieder und vertiefte sich abermals in seine Lectüre. Da ließ sich die Stimme Reimer Claußen's hören, der sehr heiter zu sein schien und nach den Gebrüdern Helfer fragte.

»Gut, daß ich Euch beisammen treffe!« rief er ihnen zu. »Von morgen an sollt Ihr besser gepflegt werden . . . Sie sind da allesammt! Eben bin ich ihnen begegnet . . . «

»Gebrüdern Medenspang?« fiel Joachim ein.

»Johann Matthias und Heinrich Medenspang, Herrn August Kranzberg mit seinem anderthalb Hände breiten, untadelig weißen Halstuche, dem weiland überlustigen, nun gar zahm und geschmeidig gewordenen Zimmtprinzen und dem schweigsamen Herrn, der einem Diplomaten ähnlicher sieht als einem Kammerdiener . . . Sie kommen direct von Cuxhaven und bringen erträgliche Nachrichten . . . Was ist das für eine Pflanze? Sieht verdammt quäkerisch aus! . . . «

Joachim deutete auf die Stirn und bemerkte dem Capitän, er möge ein wenig leiser sprechen.

»Weiß Bescheid,« erwiderte dieser, warf noch einen Blick auf Brühs und setzte sich neben Else.

»Der Mensch soll schrecklich aussehen,« fuhr er fort. »Kranzberg war nahe daran, zu weinen, als Heinrich Medenspang mir seinen Zustand beschrieb. Der Arzt giebt aber Hoffnung, nur das Augenlicht wird nicht zu retten sein.«

»Haben die Herren den Verunglückten gesprochen?« fragte Joachim, den Hubert doch dauerte, obwohl er ihm sehr böse war.

»Ich habe Grund, es zu glauben,« versetzte der Capitän. »Der bloße Anblick hätte sie nicht so erschüttert. Ich sage Euch, sie kamen mir Alle vor, als wären sie entschlossen, zur Beichte zu gehen! . . . Es wird Mühe kosten, sie über das, was sie etwa erfahren haben, zum Sprechen zu bringen! Indessen hoffe ich, der jüngere Medenspang entschließt sich noch zu einer Mittheilung, wenn er die ersten Eindrücke in sich verarbeitet hat.«

»Leider werden wir uns nunmehr noch einige Tage gedulden müssen,« erwiderte Ludwig Helfer. »Herr Moosdörfer ist angekommen und wird seine Geschäftsfreunde wohl ganz in Anspruch nehmen.«

»Das wißt Ihr?« fragte Reimer Claußen.

»Und ich alter Hans Dampf in allen Gassen habe noch nichts erfahren? . . . Wie ist das möglich?«

»Uns war der Zufall günstig,« versetzte Joachim. »Mich plagte die Neugierde, weil mir der alte Dreispitz dort in die Augen stach, und dabei erfuhren wir, daß dieser fremde Unbekannte zugleich mit dem reichen Bleicher hier angekommen ist . . . «

»Sieh' so!« sprach der Capitän. »Nun fange ich an zu begreifen. Also eine Reisebekanntschaft.«

»Das Gewächs will hier Wurzeln schlagen,« fiel Ludwig ein, »und Moosdörfer scheint dazu gerathen zu haben. Er spricht von dem braven Manne, als sei er sein größter Wohlthäter.«

»Kenne das,« sagte Reimer Claußen. »Fixe Ideen Schwachsinniger muß man weder bekämpfen noch belächeln. Ich werde mein Loth auswerfen und das Fahrwasser sondiren! ... Morgen um diese Zeit sind wir Alle um einen Dreiling klüger geworden ... Guten Abend, und seid nicht zu mittheilsam! ... Man schützt sich immer am besten, wenn man schräg gegen den Wind luvt! ... Glaubt einem alten Seemanne auf's Wort! ... «

Die Freunde beherzigten diesen Rath und hielten sich fern von Brühs, der mit sich viel zu sehr beschäftigt war, um sich um Andere zu kümmern. –

Am andern Morgen treffen wir die Gebrüder Medenspang wieder in ihrem Comptoir, und zwar Beide emsig schreibend. Das übrige Comptoirpersonal ist noch nicht erschienen. Johann Matthias legte zuerst die Feder nieder und blickte hinüber auf das Pult des Bruders.

»Ich bin sogleich fertig,« sprach Heinrich, »nur die hochachtungsvolle Verehrung zappelt noch im Schnabel meiner Feder ... So, nun ist sie ihr glücklich entschlüpft ... Das war – hol' mich Dieser und Jener – ein saures Stück Arbeit!«

»Gut, daß wir damit zu Stande gekommen sind, ehe uns Störungen aller Art es noch schwieriger gemacht haben,« entgegnete Johann Matthias. »Lies Du jetzt mein Schreiben an den Baron, ich erlaube mir das Deinige an den Schäfer Clemens anzusehen, und sind wir gegenseitig zufrieden, so können beide Briefe schon mit der nächsten Post abgehen.«

Heinrich stimmte bei, und beide Brüder lasen die ausgetauschten Briefe.

»Sehr gut!« sprach Heinrich. »Man kann nicht zarter die Wahrheit sagen und dabei verständlicher an das von Moos überwucherte Herz eines unnatürlichen Vaters klopfen.«

»Auch Deinem Schreiben wüßte ich nichts beizufügen,« sagte Johann Matthias. »Es muß dem Schäfer überlassen bleiben, den geeigneten Gebrauch davon zu machen. Geschieht dies und glückt es, so haben wir im Geiste unseres Vereines gehandelt und, wie ich glaube, etwas Gutes gethan.«

Er couvertirte beide Briefe und legte sie auf sein Pult. Im Comptoir war es inzwischen lebendig geworden und alle Pulte mit jungen arbeitenden Männern besetzt.

»Es ist mir lieb,« fuhr Johann Matthias fort, »daß unser lieber Moosdörfer es vorgezogen hat, zunächst in einem Hôtel Wohnung zu nehmen. Steht man auch seit langen Jahren in intimster Geschäftsverbindung, so kennt man sich doch nicht persönlich, weiß nicht, wie man sich

im persönlichen, dem Geschäftsleben abgewendeten Verkehr gefällt ... Wir Alle haben unsere besonderen Gewohnheiten, wohl auch Eigenheiten, an denen Fremde zuerst Anstoß nehmen. Der gute Moosdörfer steht in dieser Beziehung schwerlich hinter uns zurück, denn seine Briefe schon haben ein originelles Gepräge ... Und dann die arme, leidende Frau! ... Hebe hat eine Aversion vor Menschen, die nie gesund werden ... Sie erschrak sehr heftig, als ich auf ihre Lieblinge zu sprechen kam und die Bemerkung fallen ließ, man werde einstweilen diesen Thieren doch wohl eine andere Behausung anweisen müssen ... Seit Jahren habe ich Hebe nicht so verstimmt gesehen ... Es hat eben Jeder von uns auch seine Schwächen. Also dürfen wir uns insgesamt zu dem Entschlusse Moosdörfer's gratuliren. Ein täglicher Gast genirt nie, wenn man ihn tactvoll behandelt ... Und was wir unter einander zu besprechen und abzumachen haben, läßt sich bei gegenseitigen Besuchen fast noch leichter erledigen ... Ohnehin haben wir alle Ursache, mit unserer Zeit haushälterisch umzugehen, da wir ja auch die Helfer nicht vernachlässigen dürfen ... Ich denke, diese nimmst Du einstweilen für Dich allein, während ich bei Moosdörfer und Frau die Honneurs mache.«

»Ich und der Capitän, der große Anhänglichkeit an die Helfer zeigt, werden diese Pflicht der Gastfreundschaft gemeinschaftlich ausüben,« entgegnete Heinrich. »Ohnehin wünsche ich noch Mancherlei über Hubert zu erfahren, damit wir, gelingt es den Bemühungen des Arztes, ihn zu retten, mehr Gewalt über ihn gewinnen. Seine

Widerstandskraft dürfte stark gebrochen sein, falls ewige Finsterniß seine Augen umhüllt.«

»Vor der Börse werde ich unsern langjährigen Geschäftsfreund in seinem Hôtel aufsuchen,« sagte Johann Matthias. »Vielleicht lerne ich alsdann auch zugleich den Menschen kennen, um deßwillen Moosdörfer sich eigentlich entschlossen hat, seinen Wanderstab einmal nordwärts zu setzen.«

»Und ich will mich auf das Examen einüben, dem ich die Gebrüder Helfer nebst Anhang zu unterwerfen gedenke,« sprach Heinrich. »Ist uns das Glück nur einigermaßen günstig, so machen wir Proselyten für unser Asyl, dessen bin ich gewiß.«

Geschäftliche Fragen, die von verschiedenen Seiten an die beiden Chefs des Hauses gerichtet wurden, nöthigten die Brüder, sich zu trennen, und nahmen Beide während des ganzen Vormittags so in Anspruch, daß sie erst wieder vertrauliche Worte mit einander wechseln konnten, als sie beim Verlassen des Hauses sich trennten.

5. VATER UND SOHN ERKENNEN SICH.

Lange hatte Theodora der Heimkehr ihres Gatten nicht mit so großem Verlangen entgegengesehen wie heute, wo sie wußte, daß Kranzberg mit Donatus Moosdörfer zusammentreffen wollte, der sich für das Unternehmen, dessen geistige Urheberin sie war, so warm interessirte und demselben so bedeutende Mittel schon zweimal hatte zufließen lassen. Der Mann interessirte die geistig aufgeweckte junge Frau theils seiner großen Freigebigkeit

wegen, theils weil dessen Bruder, der Kanonikus, durch die an den Vorstand des Vereins gerichteten Briefe sich ihre Gunst in hohem Grade erworben hatte.

Endlich hörte sie den Schritt des Gatten und flog ihm erwartungsvoll entgegen.

»Wie gefällt Dir der Mann, bester August?« redete sie ihn an. »Hat er Dich angesprochen? ... Erweckt seine Persönlichkeit, sein ganzes Wesen Vertrauen? ... Entspricht er der Vorstellung, die Du Dir von ihm gemacht hast? ...«

»Liebe, herzige Seele,« versetzte Kranzberg, »Du begehrst sehr viel auf einmal zu erfahren ... Um einen Menschen seinem wahren Werthe nach taxiren, ihn richtig beurtheilen zu können, bedarf es eines längeren Zusammenseins und eingehender Gespräche. Im Allgemeinen hat Moosdörfer einen guten Eindruck auf mich gemacht, und ich glaube, Du wirst ihn bald lieb gewinnen und Dich gern mit ihm unterhalten. Er besitzt eine eigenthümliche, fast scherzhafte Art, selbst ernste Fragen zu besprechen, so daß man bisweilen denken kann, er meine es nicht ernst ...«

»Wie sieht er aus?« fiel ihm die neugierige Theodora in's Wort. »Hat er keine entfernte Aehnlichkeit mit irgend einem Herrn unserer Bekanntschaft?«

»Daß ich nicht wüßte,« versetzte Kranzberg und blickte Theodora liebevoll an. »Aber eine Aehnlichkeit mit Dir, lieb Weibchen, hat er, und zwar eine ganz unverkennbare! ...«

»Bester Mann, wo sollte die wohl zu finden sein!«

»Im Auge, nirgend anders! ... Wenn Moosdörfer lächelnd zuhört – und er lächelt fast immer – schlägt er die Lider fast ganz so auf und zu, dagegen ist sein Auge dunkler als das Deine und von ziemlich unbestimmter Farbe ...«

Theodora senkte leicht erröthend den Blick, indem sie erwiderte:

»Wie hoch schätzezt Du das Alter des Herrn?«

»Jünger als ich ist er nicht, vielleicht sogar einige Jahre älter,« entgegnete Kranzberg. »Er sieht aber blühender aus, ist mittelgroß und wohlbeleibt und hat etwas Predigerartiges an sich, obwohl er sicherlich zu leben versteht. Wein scheint ein Lieblingsgetränk von ihm zu sein, denn alle Unterredungen von Wichtigkeit, die er mit Anderen gepflogen hat, berechnet er nach Seideln Wein, die dabei getrunken wurden ...«

»Du scherzest, lieber August!«

»Keinewegs, herzige Seele! – Wir tranken zwei Seidel Wein – sagte er zu mir – und wir waren vollkommen einig, als er von seinem Bruder, dem Kanonikus, sprach, dessen Briefe Du so anziehend findest.«

Theodora lächelte, und ihr Gatte machte die Bemerkung, daß sie die Augenlider abermals ebenso wie Moosdörfer senkte.

»Du wirst den Mann noch vor Ende dieser Woche kennen lernen,« fuhr Kranzberg fort. »Johann Matthias Mendenspanng fragte mich, ob wir Freitag seine Gäste sein wollten, und ich habe mir erlaubt zuzusagen. Wir einzelnen Leute können uns ja immer einrichten.«

»Sind nur wir allein eingeladen?« fragte Theodora.

»Wahrscheinlich auch die Familien aus Buenos-Ayres.«

»Aber Niemand mehr aus unserem Hause?«

»Es thut mir leid, kann's aber doch nicht ändern! . . . «

»Wenn es bald einmal geschehen könnte,« fuhr Theodora fort, »ich glaube, die Wirkung auf unsern armen jungen Freund würde bedeutend sein . . . Ich sehe es ihm an, daß er mehr Umgang wünscht, daß er namentlich wieder ganz als Freier unter Freien sich bewegen, als Freier und vollkommen Ebenbürtiger auch von Anderen betrachtet und behandelt werden möchte. Und Gotthold Man verdient es, denn er hat den Trieb und den festen Willen, etwas Tüchtiges aus sich zu machen.«

»Was Andere unterlassen, bleibt uns selbst ja unbenommen zu thun,« versetzte Kranzberg. »Es würde unfreundlich oder doch wunderlich exclusiv aussehen, laden wir Moosdörfer und Frau nicht bald auch zu uns ein. Bei dieser Gelegenheit werde ich den jungen Mann unseren Freunden vorstellen, was, denk' ich, einer förmlichen Einführung in unsere Umgangs- und Gesellschaftskreise gleichkommen dürfte.«

»Du bist doch immer gütig,« sprach Theodora; »diesmal aber erquickt Deine Güte mich mehr noch als sonst, weil ich mir selbst sagen muß, daß gewisse Leute wieder recht häßliche Glossen darüber machen werden . . . «

Im Vorzimmer ward laut gelacht. Gleich darauf klopfte ein sehr fester Finger stark an die Thür, und Heinrich Medenspang in der rosigsten Laune von der Welt trat ein.

»Pardon, Madame, wenn ich stören sollte!« redete er Theodora an, sich in förmlichster Weise vor ihr verbeugend. »Ich konnte mir aber wirklich das Vergnügen nicht versagen, Ihnen das große Evenement als Erster und zuerst mitzuthemen ... Ich sage Ihnen, verehrter Herr Kranzberg, ein wahres Prachtexemplar, dieser Mann aus den böhmischen Wäldern! ... Sie müssen dieses Original sehen, sonst bleiben Sie hinter aller wahren Bildung zurück!«

Und der vergnügte Kaufmann begann wieder so herzlich zu lachen, daß sogar Theodora davon angesteckt ward und auf einmal mitlachte, ohne zu wissen, weshalb ...

»Von welchem Menschenwunder sprechen Sie denn?« fragte mit einiger Verwunderung der ernsthafte Kranzberg.

»Ja, von welchem?« erwiderte Heinrich Medenspang. »Da heißt es: Namen nennen Dich nicht! Aber darauf kommt es gar nicht an. Die Hauptsache besteht in dem Haben dieses Menschenwunders, in dem Hereinragen dieses Urwaldskelettes in die moderne Gegenwart, und in dem Verbleiben desselben bei und unter uns ... Kurz und gut, ich habe einen zukünftigen Bewohner unseres Asyls gesehen – und bin zurückgefahren, wie Papageno vor dem Mohren! ... «

»Waren Sie denn bei Herrn Moosdörfer?« fragte Theodora.

»*Pas du tout!*« fuhr Heinrich fort. »Mir war die Rolle zugefallen, mich nach den überseeischen Herren umzusehen, die so merkwürdig naiv sind, im Schütteln des goldenen Baumes gerade in dem Augenblicke einzuhalten, wo die meisten Früchte auf sie herabfallen. Es ist das ein Zug von Bescheidenheit und Selbstüberwindung, vor dem ich mich sehr, sehr tief beugen würde, erhöhe der Rheumatismus, der mit souveräner Macht meinen Rücken beherrscht, nicht Einsprache dagegen. Da nun sah ich, was zu beschreiben nur einem Manne der Feder gelingen dürfte.«

Ungeachtet dieser Versicherung seines Unvermögens entwarf der heitere Kaufmann ein Conterfei von Brühs, das dem Originale in Bezug auf das Aeußere vollkommen ähnlich sah, so wenig es einen Blick in des bejahrten Mannes tief verschlossenes Innere gestattete.

Theodora ließ Heinrich Medenspang ruhig aussprechen, ohne den geringsten Einwurf zu machen. Erst als er schwieg, sagte sie lächelnd und ihm die Hand entgegenstreckend:

»Wie lieb ist es von Ihnen, Herr Medenspang, daß Sie stets für erheiternde Zerstreung sorgen! Ich kenne nun durch Ihre Beschreibung den Mann schon so genau, daß er mir kein Fremder mehr ist, und wenn ich ihm, wie ich hoffe, demnächst begegne, brauche ich seine Kleidung gar nicht weiter zu beachten. Ich versuche in seinem Auge zu lesen, und das wird meinem fragenden Blicke schon Antwort stehen.«

Heinrich Medenspang schwieg verlegen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war, brachte das Gespräch auf andere Gegenstände, und entfernte sich schließlich stiller und ernster, als er gekommen war.

»Ich will den Mann kennen lernen, und zwar noch heute,« sprach Theodora zu Kranzberg. »Hat unser überlustiger Freund die Farben nicht etwa gar zu stark aufgetragen, so dürfte es sich der Mühe verlohnen, ihn allein zu sprechen. Willst Du mich begleiten, lieber August?«

»Wenn ich Zeit gewinne, gute Seele,« versetzte Kranzberg. »Sollte ich aber verhindert werden, so könnte ja, falls Du nicht warten willst, Dein Schützling meine Stelle einnehmen.«

Theodora war dies zufrieden, konnte aber kaum den Augenblick erwarten, wo ihr Gatte sich entscheiden werde. Denn der Gedanke, es weile ein aus weiter Ferne hergekommener Mensch mit ihr an demselben Orte, den einzig und allein der Wunsch dahin führte, sein zitterndes, sorgenschweres Haupt und sein müdes Herz für immer in dem Institute niederzulegen, das allen Mühseligen und Beladenen eine Stätte des Friedens und irdischer Ruhe sein sollte, hatte für sie etwas wunderbar Erhebendes. Gott, so schien es, versagte ihr Mutterfreuden! Ein Kind auf den Armen zu wiegen, an ihr liebevolles Herz zu drücken, es zu erziehen und zu einem möglichst vollkommenen Menschen heranzubilden, war ihr nicht vergönnt. Darum wollte sie Mutterstelle vertreten bei solchen, die

im Leben die Lehren ihrer Mütter vergessen oder überhaupt nie beachtet hatten, die dann auf Abwege gerathen, in Versuchung und Stricke gefallen waren, Andere vielleicht verführt und sich selbst verloren hatten . . . Von ihrer liebenden Mutterhand geleitet, sollten diese das von ihr in's Leben gerufene Asyl betreten und an der Tafel der edelsten Toleranz und des reinsten Humanismus sich erquicken; wiederfinden, was sie irrend verloren und in unseliger Verblendung leichtsinnig von sich geworfen: Glauben an eine allwaltende Vorsehung, Vertrauen auf die Liebe Anderer und jene Krystall-Linse, die uns den unvergänglichen Schatz der Selbsterkenntniß entdecken und heben läßt, welche allein Klarheit giebt und dauernde Zufriedenheit . . .

Kranzberg mußte wirklich auf die Begleitung seiner Frau verzichten, weshalb Gotthold für ihn eintrat. Theodora war sehr aufgeregt, in sich aber froh und heiter, als warte ihrer eine besonders erfreuliche Nachricht.

»Hat Ihnen mein Mann gesagt, wohin wir fahren?« fragte sie den auch jetzt wieder ihr stumm gegenüber Sitzenden.

Gotthold verneinte.

»Dann sollen Sie überrascht werden,« fuhr Theodora fort. »Ich selbst bin es ebenfalls und neugierig dazu.«

Der Wagen hielt vor der Thür des Hôtels, das nicht zu den vornehmen, von der Tante vorzugsweise besuchten gehörte, und Theodora wies ihren Begleiter an, etwas zurückzubleiben, da sie besorgte, die Persönlichkeit, der ihr

Besuch gelte, könne eingeschüchtert werden, wenn zwei Unbekannte zugleich vor sie hinträten.

»Ohnehin soll der Mann alt und hinfällig sein,« fügte sie hinzu, »und wahrscheinlich auch befangen. Ich indeß will ihm wohl Vertrauen einflößen, da ich nur meinen Namen und den Zweck meines Kommens zu nennen brauche. Sobald ich es für nöthig halte, lasse ich Sie rufen.«

Gotthold blieb zurück; Theodora bezeichnete seinem Aeußern nach den Mann, den sie zu sprechen wünschte, da ihr dessen Name unbekannt war. Man führte sie in ein Gemach zu ebener Erde, das von dem größeren Conversationszimmer durch Glasthüren geschieden war.

Als bald trat Brühs von der andern Seite ein und blieb, verwundert, eine elegant gekleidete Dame vor sich zu sehen, mißtrauische Blicke auf sie heftend, stehen. Theodora trat in ihrer gewinnenden Weise auf ihn zu und sagte in einem Tone, der zum Herzen drang:

»Wenn Sie der Begleiter des Herrn Moosdörfer sind, nenne ich Sie freundlichst willkommen. Ich heiße Theodora Kranzberg und gehöre zu den Vorstandsmitgliedern des Asyls für Mühselige und Beladene.«

Das Auge des alten Mannes ward von Secunde zu Secunde größer, ruhte aber nicht mehr auf der sanft lächelnden jungen Frau, sondern richtete sich auf die Glasthür und die hinter derselben sichtbar werdende Gestalt eines Mannes, der, in Gedanken vertieft, vor derselben wie eine Schildwache auf und nieder ging. Er begann zu zittern, erhob seine knöcherne Hand und deutete nach der Thür, indem er stotternd die Worte hervorstieß:

»Madame, Madame, kennen Sie dort ... den Mann?
...«

Theodora wendete sich schnell um, und da gerade in diesem Augenblicke Gotthold den Kopf hob und sein Gesicht der Glasthür zukehrte, so winkte sie ihm.

Gotthold riß hastig die Thür auf, ballte die Faust und stürzte mit dem Ausrufe herein:

»Brühs! Brühs! Mein Verderber! ...«

Das immer sanfte und melancholische Gesicht Gotthold's war entstellt, verzerrt. Seine Augen rollten und sprühten Flammen, und er hätte sich in der Aufwallung des Zornes wahrscheinlich auf den alten, abgemagerten Mann gestürzt, wäre Theodora nicht wie ein Engel des Friedens zwischen Beide getreten.

»Was ist Ihnen, junger Freund?« sprach sie. »Hat dieser gebrechliche, alte Mann sich an Ihnen vergangen, oder verkennen Sie ihn und glauben eine andere Persönlichkeit vor sich zu haben? ... Wie dem auch sei, mein Freund, der Mann steht jetzt unter meinem Schutze, denn er ist der erste von Allen, welche Aufnahme begehren in unser Asyl, damit sie Frieden finden auf Erden!«

Gotthold ließ die zum Schlage erhobene Faust sinken und wich einen Schritt zurück, während sich der Name Brühs noch einige Male schreiartig seinem Munde entrang.

Diese klagenden Rufe vernahm Moosdörfer, welcher sich nach seinem Reisegefährten erkundigen wollte. Die Gruppe im Nebenzimmer erblickend, überschritt er rasch

die Schwelle und sagte zu Brühs, der auf den Knien lag und sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte:

»Was geht hier vor? ... Was soll das bedeuten? ...«

Die bekannte Stimme des Bleichers, der bald den jungen Mann, bald die vornehme Dame anblickte, veranlaßte Brühs, seine Hände zu diesem zu erheben, indem seinen zitternden Lippen die Worte entflohen:

»Vergebung! ... Erbarmen! Er ist es! ... Des Himmels Gnade hat Ihnen den Sohn ... gerettet! ...«

Moosdörfer breitete seine Arme aus und sprach, das feuchte Auge dankerfüllt zum Himmel erhebend:

»Ist's möglich, Gott? ... Du läßt den Sohn mich wiederfinden? ... Gotthold! ... Gotthold! ... Dein Vater ruft! ...«

Brühs betete laut, als Vater und Sohn einander in die Arme sanken, sich küßten und wieder küßten, einander die Wangen streichelten und endlich, Einer an der Brust des Andern liegend, in lautes Schluchzen ausbrachen.

Theodora faltete die Hände und schlich weinend von dannen. Ein unnennbares Weh durchzuckte ihr Herz, als sie Gotthold in Moosdörfer's Arme sinken sah ... Sie beneidete dem jungen Manne, der so viel Trübes erlebt und Jahre lang als gekaufter Slave alle Launen eines herzlosen Herrn, ohne zu murren, ertragen hatte, nicht sein Glück, o nein, sie freute sich dessen, weil sie wußte, daß Gotthold jetzt erst ganz und für immer der Welt und einem entsprechenden Wirkungskreise in derselben wiedergegeben werde. Die Erkenntniß dieses Glückes aber

ließ sie tief empfinden, was sie selbst immerdar hatte entbehren müssen . . . Theodora weinte, weil sie nicht Vater, nicht Mutter besaß! . . .

6. AELTERN UND TOCHTER SEHEN EINANDER.

Es war keine leichte Aufgabe für Moosdörfer gewesen, Josephine auf das Wiedersehen ihres Sohnes vorzubereiten und ihr diesen zuzuführen. Jetzt lag Gotthold seiner Mutter zu Füßen und preßte sein Gesicht in deren Hände. Sprechen, erzählen, was er erlebt, gelitten hatte, seit Brühs sich seiner angenommen, vermochte er nicht. Bis zu dem Zeitabschnitte, wo mit der Trennung von seinem Ernährer und Verführer für ihn ein neues Leben begann, waren die Aeltern von seinem Lebensgange unterrichtet, denn Brühs hatte die Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen. Das spätere Leben hatte Gotthold schwere Prüfungen auferlegt, ihn selbst aber durch mannigfache Trübsal geläutert. Während seines Zusammenseins mit Brühs hatte sich Gotthold manche strafbare Handlung zu Schulden kommen lassen, für welche die Verantwortung freilich weniger ihn selbst, als seinen gewissenlosen Verführer traf. Das Bewußtsein dieser Schuld war es auch, das Brühs nicht zur Ruhe kommen ließ, und das selbst den milden Tröstungen aus dem Munde des Kanonikus nicht dauernd weichen wollte.

Anfangs vermochte Gotthold die versöhnte Stimmung seiner Aeltern nicht zu begreifen, und es kostete Moosdörfer einige Mühe, dem Sohne seinen eigenen Standpunkt klar zu machen. Nach wiederholten Unterredungen aber, an denen auch Josephine Theil nahm, leuchtete Gotthold doch ein, daß er dem Beispiele seiner Aeltern bedingungslos folgen müsse, wenn er ihr würdiger Sohn werden und auch dereinst Gutes stiften wolle. Sie konnten und durften nicht anders handeln, ohne sich selbst der Heuchelei zu bezichtigen. Sie befolgten nur die Vorschriften und lebten den Grundsätzen gemäß, welche sie als Mitglieder des Vereins aufrecht zu halten und weiter zu verbreiten sich verpflichtet hatten, dessen höchster Zweck Duldung und durch Duldung zur That gewordene Nächstenliebe, Rettung derer war, die aus eigener Kraft sich nicht zu retten vermochten.

Josephine hatte die Statuten dieses Vereins ihrem Gedächtnisse nicht weniger fest eingeprägt als Theodora, und nun sie von Gotthold selbst erfuhr, daß er dieser ausgezeichneten Frau sehr viel zu verdanken habe, konnte nichts natürlicher sein als der Wunsch, möglichst bald mit Theodora zusammen zu kommen.

Sogleich indeß ließ dieser gerechtfertigte Wunsch Josephine's sich nicht erfüllen. Die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn, deren Zeuge Theodora gewesen war, hatte diese geistig und körperlich so erschüttert, daß sie sich erst völlig wieder sammeln und in sich selbst beruhigen mußte, ehe sie gerade mit der Frau zu verkehren wagen durfte, deren bloßer Anblick schon die nie ganz

geschlossene Wunde in ihrem Herzen wieder weiter aufreißen mußte. Selbst Gotthold ließ sie nicht vor, obwohl sie sehnlichst ihn zu sprechen wünschte.

Kranzberg war sehr besorgt um seine Frau, denn er fand sie nach ihrer Rückkehr aus dem Hôtel in einem so fieberhaft erregten Zustande, daß er zu seiner eigenen Beruhigung den Arzt kommen ließ.

Nach einigen Tagen indeß legte sich Theodora's Nervenaufrigung. Sie besprach den Vorgang vollkommen ruhig, ließ sich von Gotthold, der wieder Zutritt erhielt, von seiner Mutter erzählen, und war es zufrieden, Frau Moosdörfer in der Familie Medenspang zuerst vorgestellt zu werden.

Hierhin, zu Hebe, flüchtete sich Theodora, als sie wieder unter Menschen gehen konnte, um ihr Herz in offener Aussprache gegen die Freundin, welche in den meisten Dingen mit ihr übereinstimmte, zu erleichtern. Hebe fühlte vollkommen mit Theodora. Sie konnte einsehen, daß die junge Frau mit Josephine Moosdörfer vertraut zu werden wünschen und vor der ersten Anknüpfung einer bloßen Bekanntschaft doch zurückschrecken könne. Welcher Frau hätte sie lieber einen Blick in das Dunkel gestattet, das die ersten Jahre ihrer Kindheit umhüllte! Und welche Frau würde sie leichter verstanden haben als die Mutter, die unter ähnlichen Schmerzen einen Sohn suchte, wie sie Vater und Mutter? ... Wer aber mochte dies Thema zur Sprache bringen, und wie sollte ein schicklicher Vorwand gefunden werden, daß es dennoch geschehen könne! ...

»Ich würde mich unglaublich gedrückt fühlen in Frau Moosdörfer's Gegenwart, wenn ich über mein Schicksal, das für mich persönlich eine so unverdient glückliche Wendung genommen hat, nicht sprechen dürfte,« erklärte Theodora ihrer Freundin. »Wie aber fange ich es an, daß es geschieht, und daß ich nicht zudringlich erscheine? ... Kranzberg bleibt mir auf alle meine Fragen jede Antwort schuldig. Mir scheint, er sieht es ungern, wenn ich Fremden mittheile, daß ich ein Findelkind bin ... Ich würde auch gewiß nicht darüber sprechen, wenn nicht geschehen wäre, was uns doch Alle beschäftigt und wahrscheinlich noch geraume Zeit beschäftigen wird ... «

»Lassen Sie uns fein ruhig bleiben und den Kopf oben behalten, liebe Freundin!« versetzte Hebe. »Unsere kleine Fete hat in Folge dieses Vorganges schon einmal verschoben werden müssen, und ich habe das Herz, aus Liebe zu Ihnen krank zu werden, um noch einige Tage Zeit zu gewinnen und etwas für Sie auszuklügeln ... Herr Kranzberg wird gar nicht gefragt, auch nicht Mynheer Medenspang, noch weniger mein boshafter Herr Schwager. Das sind Frauenzimmersachen, die wir unter uns ganz allein abmachen müssen. Männer, und wären es die klügsten Börsenspeculanten, haben da gar nichts hinein zu reden! ... Ein böser Mensch aber muß dieser Brühs, oder wie er heißt, doch sein! ... Mein Schwager sagte, er sähe aus wie eine versteinerte Vogelscheuche, in der ein schlechtes Talglicht brenne! ... Und vor dem Herrn Moosdörfer und dessen Großmuth müssen Kaiser und Könige sich beugen! ... Es ist ganz leicht zu sagen: Liebe Deine Feinde!

es aber auch wirklich zu thun, ist wirklich lebendig gewordenes Christenthum, und dies Kräutlein wird in unserer materiellen Zeit, wo die Meisten nur für sich sorgen, leider gar selten gefunden! . . . «

»Eben darum ist es unsere Pflicht, liebe Freundin, eine Hand voll Samen davon wieder auszustreuen,« entgegnete Theodora. »Wären Herr Moosdörfer und Frau weniger versöhnlich, als sie es jetzt sind, ich würde nicht das Herz haben, ihnen zu sagen, daß ich dasselbe Loos mit ihrem Sohne theile, und daß Gotthold gerade dadurch meinem Herzen nur noch theurer geworden ist.«

Hebe wiederholte mit Wärme, sie werde thun, was in ihren Kräften stehe, um zwischen Theodora und Josephine ein möglichst intimes Verhältniß anzubahnen.

»Es wird gar nicht schwer sein, die gute Frau, die ungemein sanft sein soll, für Sie einzunehmen, meine Liebe,« schloß sie. »Schon als Mutter Gotthold's ist Frau Moosdörfer Ihnen verpflichtet, und dann bestechen Sie ja alle Menschen durch Ihre Milde, Ihren Blick und Ihre Stimme! . . . Lassen Sie mich nur machen, und ich stehe dafür, daß alle Ihre Wünsche in Erfüllung gehen! . . . «

Diese Zuversichtlichkeit Hebe's machte den besten Eindruck auf Theodora, und als der Tag erschien, an dem sie mit Josephine zusammentreffen sollte, war jede Bangigkeit von ihr gewichen.

Absichtlich zögerte Theodora, um etwas später als die übrigen Gäste im Hause der Gebrüder Medenspang einzutreffen. Sie wollte Josephine bereits daselbst finden,

damit Frau Hebe sie zu ihr führen könne. Diese Berechnung glückte. Kranzberg und Frau waren die Letzten von den Geladenen und wurden mit Ungeduld erwartet.

Josephine Moosdörfer begrüßte Theodora mit gewinnender Herzlichkeit, wobei sie der jungen Frau so lange in die Augen sah, daß diese fast in Verlegenheit gerieth und den Blick scheu niederschlug.

»Verzeihen Sie, gute, liebe Dame,« sprach sie, »daß ich mein Auge so lange auf Ihren sanften Zügen ruhen lasse! ... Ich möchte diese Züge meiner Seele gern so tief einprägen, daß sie mir nie wieder verloren gehen ... Ich bin Ihnen so unendlich viel Dank schuldig und weiß doch nicht, wie ich meine Schuld gegen Sie abtragen soll ... Das Einzige, was ich Ihnen mit vollem Herzen, mit dem Herzen einer Mutter entgegen zu bringen vermag, ist meine Liebe! ... Nehmen Sie diese an und Sie werden mich glücklich machen! ... Könnte ich nicht Ihre Mutter sein?«

Theodora durchrieselte ein Wonnegefühl, wie sie es nie früher empfunden hatte. Sie beugte sich zu der blassen Frau, an deren Seite sie saß, und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

»Meine Mutter!« hauchte sie, und Thränen erstickten ihre Stimme. »Ich habe keine Mutter! ... Wie traurig das ist!«

»Und ich keine Tochter, liebe, gute Dame!« versetzte Josephine. »Das ist fast noch trauriger! ... Sind Sie so glücklich, Kinder zu besitzen? ... «

Theodora schüttelte ihr Haupt und athmete schwer auf.

»Nein,« sprach sie. »Gott hat mir viel gegeben, weit mehr als ich verdient habe, ein liebes Kind aber an mein Herz zu drücken, auf meinen Armen zu wiegen, dies höchste Glück einer Frau blieb mir versagt!«

»Lassen Sie mich noch einmal in Ihr helles Auge sehen!« bat Josephine. »Es thut mir so wohl, wenn Sie mich ansehen! ... Wie oft hat Ihr liebevoller Blick so theilnahmsvoll auf meinem Sohne, auf meinem Gotthold geruht! ... Mich dünkt, Sie müssen ihn wie einen Bruder lieb haben ... O, bitte, seien Sie ihm geistig eine liebende Schwester! ... Er sollte eine haben ... Kennen Sie denn seine Geschichte? ...«

»Ihr lieber Sohn, Madame Moosdörfer, war sehr schweigsam und zurückhaltend,« erwiderte Theodora, »und wenn ich auch zu der Annahme berechtigt zu sein glaube, daß er Vertrauen in mich setzte, zum Sprechen konnte ich ihn doch niemals bewegen! ...«

»Sie sollen Alles erfahren, liebe, gute Dame,« versetzte Josephine. »Nachher, wenn wir ganz unter uns sind ... Jetzt müssen wir uns doch Wohl der Sitte fügen, um unseren liebenswürdigen Wirthen nicht zu mißfallen ... Madame Medenspang wird schon ungeduldig ...«

Sie lächelte Theodora freundlich zu, als wolle sie noch sagen: wir verstehen uns schon, und ließ sich von Johann Matthias Medenspang zu Tische führen. Gleichzeitig bot Donatus Moosdörfer Theodora seinen Arm, während dessen Sohn Gotthold Frau Hebe's Geleitsmann ward.

»Wir Beide bleiben ledig,« sprach Heinrich Medenspang zu Kranzberg und legte seinen Arm schwer auf den des Maklers. »Dafür wollen wir aber auch meiner trefflichen Frau Schwägerin Weinkeller in die Schranken fordern und weder bei einem Seidel noch bei einer Sorte stehen bleiben. Da Schwägerin Hebe einmal will, daß es zwischen uns brennen soll, so soll's auch lichterloh brennen!«

Moosdörfer war gegen Theodora ein aufmerksamer und unterhaltender Tischnachbar. Er erzählte viel von seinen früheren Reisen – in den letzten Jahren war er häuslicher oder vielmehr bequemer geworden – und kam schließlich auf seinen Bruder, den Kanonikus, zu sprechen.

»Das ist ein Mann, gnädige Frau, den sollten Sie kennen,« sagte er. »Nicht, weil er mein Bruder ist, lob' ich den Aloysius, sondern weil er einen ächt priesterlichen Wandel führt, obwohl er gar nichts Priesterliches an sich hat als das Embonpoint. Das ist aber Naturanlage und liegt in der Moosdörfer'schen Familie ... Um Vergebung: gehören Sie unserer Kirche an? ... «

»Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß ich Ketzerin bin!«

»Aber eine liebe und gute Ketzerin,« fuhr Moosdörfer fort, »ungefähr in der Art, wie mein Bruder, der Kanonikus, ein katholischer Priester! Möchte die Welt voll solcher Ketzerinnen wimmeln, dann, glaube ich, bekämen wir die *eine* Kirche, die wir schon seit Jahrhunderten bei

Laternen- und Fackellicht suchen, der wir zahllose Brandopfer anzündeten und die wir doch immer noch nicht gefunden haben! . . . Auf daß dieser fromme Wunsch in nicht gar ferner Zeit in Erfüllung gehe!«

Er füllte sein schon ein paarmal geleertes Glas und stieß mit Theodora an, und als er es abermals geleert hatte, fügte er hinzu:

»Ich trank schon häufig mit liebenswürdigen Ketzern zwei bis drei Seidel Wein und vertrug mich stets vortrefflich mit ihnen.«

»Weil Sie tolerant sind,« sprach Theodora und sah ihm freundlich in die Augen, von denen Kranzberg ja behauptet hatte, sie hätten große Aehnlichkeit mit den ihrigen. »Der Herr Kanonikus ist gewiß nicht blos ein Priester seiner Kirche, sondern auch ein Apostel der Toleranz. Aus den Briefen wenigstens, die er an den Vorstand unseres Vereins richtete, konnte ich das herauslesen.«

»*Ad vocem* Verein, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt,« entgegnete Moosdörfer, »wie ist man eigentlich darauf gekommen, einen so schönen Gedanken praktisch für das Leben zu verwerthen? Das Asyl für Mühselige und Beladene muß eine Entstehungsgeschichte haben, die ich wohl kennen möchte, und die Ihnen jedenfalls nicht nur bekannt ist, sondern die Sie gewiß selbst mit erlebt haben . . . «

»Glauben Sie?« versetzte Theodora. »Und ist Ihr Herr Bruder, der sanftmüthige, weise Kanonikus, vielleicht derselben Ansicht?«

»Wer den Geist der Statuten unseres Vereins in sich aufnimmt, kann überhaupt eine andere Ansicht nicht haben,« sprach Moosdörfer. »Nach dem Geiste dieser Statuten soll Jeder, welcher Mitglied des Vereins wird, Alles an Alles setzen, um Seelen vom ewigen Untergange zu retten. Er vollbringt dasselbe nur durch andere Mittel und in ganz anderer Weise, was Aufgabe der Kirche sein soll, der ich dem Bekenntnisse nach angehöre. Er bedarf dazu aber nicht erst eines Fischerringes, verliehen vom Papste; er rettet, weil Retten ihm Bedürfniß ist, und weil die Zahl derer, die sich von selbst weder retten können noch wollen, unglaublich groß ist . . . Dieser Verein sendet, will er erfüllen, was er verspricht, Schnitter aus, um die Ernte einzuheimsen, eine Ernte, mit der auch das Unkraut reif wurde, das der Teufel austreut . . . So ungefähr denke ich von dem Zwecke des Vereins, und wenn ich mich darin nicht irre, wenn ich also, um es kurz zu sagen, annehmen darf, daß die Wirksamkeit unseres Vereins dahin geht, die geheimnißvolle Thätigkeit der Kraft abzuschwächen, die immer nur Böses anstiften will und dennoch gegen ihren Willen doch stets Gutes schafft, so muß er eben eine eigenthümliche Geschichte haben . . . «

»Ich bin hoch erfreut, daß Sie an unserer Schöpfung so warmen Antheil nehmen,« erwiderte Theodora, »und ich verspreche Ihnen, die Entstehungsgeschichte derselben mitzuthemen, wenn wir ganz unter uns, in meinem Hause sein werden. Hier ist nicht der Ort dazu. Auch möchte ich weder den Spott herausfordern, noch die Liebe kränken.«

»*Sempre prudente*, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt,« entgegnete Moosdörfer und leitete das Gespräch auf andere, weniger ernste Gegenstände, wodurch die Unterhaltung allgemeiner und lebhafter ward. Als man endlich die Tafel aufhob, suchte Josephine sofort Theodora wieder auf und setzte sich mit ihr in ein halbrundes Sopha, um recht ungestört mit der neugewonnenen jungen Freundin plaudern zu können. Die Unterhaltung der beiden Frauen dauerte sehr lange und ward ganz leise geführt. Eigentlich sprach nur Josephine. Theodora hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und warf nur dann und wann eine Frage dazwischen. Frau Hebe, die von Zeit zu Zeit zu den Flüsternden trat und einige Worte an sie richtete, freute sich, Theodora so ganz vertraut mit der leidenden Dame zu finden, und mochte um so weniger stören, als diese hingebende Vertraulichkeit ja das sicherste Zeichen war, daß Theodora ihren Wunsch würde in Erfüllung gehen sehen. Je länger aber Josephine sprach, desto stiller und in sich gekehrter ward Theodora. Sie fragte nicht mehr, sie hörte nur noch zu, und alles Leben, alle Bewegung schien sich in ihren Blicken zu concentriren. Endlich faßte Josephine die kühl gewordenen Hände der neben ihr Sitzenden und schloß mit den Worten:

»Was ich gelitten habe, wie tief ich trauerte, das kann nur eine Mutter fassen ... Ueberwinden werde ich es auch nie im Leben! ... Das Unglück und der Schreck zerstörten meine Gesundheit schon im ersten Jahre nach dem entsetzlichen Vorgange. Und als dann Brühs erschien und seine Aussagen machte, da zehrte die Aufregung

und wiedererwachte Hoffnung an meiner Lebenskraft, und ich ward fast noch elender als zuvor! . . . Und doch, doch hat Gott mein Seufzen und Flehen erhört. Der Sohn ist mir wiedergegeben worden, und er liebt mich, dieser Sohn, und ich brauche mich seiner nicht zu schämen! . . . «

Theodora erwiderte herzlich Josephinen's Händedruck und suchte Moosdörfer mit den Augen, der von dem Baron und von Hubert sprach, dessen Schicksal ihm der jüngere Medenspang ausführlich mittheilte.

»Für heute müssen wir uns trennen,« sprach sie und verließ ihren Sitz. »Kranzberg hat mir schon ein paar-mal gewinkt, und er sieht es nicht gern, wenn man ihn lange warten läßt . . . Nächstens sehen wir uns bei mir auf längere Zeit, und dann werde ich mich revanchiren. Ich habe Herrn Moosdörfer versprochen, ihm die Entstehungsgeschichte unseres Vereins zu erzählen, der Ihnen mittelbar den Sohn wieder zugeführt hat . . . Das ist zwar nicht wunderbar; aber es läßt uns das ewig weise Walten der Vorsehung erkennen, die wir so oft tadeln, oder mit der wir grollen, wenn wir meinen, es geschehe uns Unrecht . . . Und nicht wahr, liebe, mütterliche Freundin, Sie erlauben, daß Ihr Sohn, so lange er noch hier bleibt, recht oft unser Haus betreten darf? . . . Predigen Sie ihm nur vor, daß er immer denken soll, er gehe zu einer Schwester! . . . Er muß, ehe ich ihn ganz entlasse, noch einige Male Beichte bei mir sitzen . . . Wir lieben und achten uns, doch erst dann, wie wir sollen, wenn wir uns ganz erkannt haben! . . . «

Josephine sagte zu und umarmte zum Abschiede Theodora so herzlich, daß diese an der Brust einer Mutter zu ruhen glaubte und ihre Thränen nur mit Mühe zurückhalten konnte. Als sie im Wagen saß, begann sie auf das heftigste zu weinen.

Kranzberg war ungehalten, daß sich Theodora so aufregen ließ, obwohl er tief mit ihr fühlte.

»Du hättest mit der blassen Dame nicht so lange sprechen sollen,« sagte er, »Ihr habt schwerlich Beide Nutzen davon!«

»Laß mich, bester Mann, laß mich!« versetzte Theodora. »Es ist mir besser, und ich werde sehr bald ganz ruhig werden, wenn ich mich vorher recht gründlich ausweinen kann . . . «

7. DAS ERKENNEN.

Es geschieht oft, daß wir selbstquälerisch einer Entscheidung, der wir nicht ganz sicher sind, möglichst lange aus dem Wege gehen, obwohl wir uns sagen müssen, daß sie doch eintreten wird. In einer ganz ähnlichen Lage befand sich Theodora, seit Josephine Moosdörfer ihr die Geschichte ihres Leidens, umgeben von dem Glanze irdischer Güter, erzählt hatte. Die sanfte blasse Frau mit dem merkwürdig verklärten Blicke war ihr schnell vertraut geworden, fast vertrauter als irgend eipe ihrer intimeren Bekannten, und doch hielt sie ein unerklärliches Etwas ab, sie wieder zusehen und Moosdörfer ihr Versprechen zu halten. Den Verkehr mit Josephine brach Theodora zwar nicht ab, aber sie verkehrte nicht direct,

sondern durch die Vermittelung Gotthold's welcher bei seinen Aeltern Wohnung genommen hatte, mit dessen Mutter.

Gotthold erschien täglich im Hause Kranzberg's, und Theodora unterhielt sich gewöhnlich eine Stunde und länger mit dem jungen Manne. Dadurch erfuhr sie nach und nach dessen ganze Lebensgeschichte: wie Brühs sich an ihm versündigt hatte, wie er dadurch beinahe Verbrecher geworden und später erst durch das Unglück, das sich an seine Fersen geheftet, gebessert worden sei. Das Schicksal hatte das Schiff, auf welchem er gezwungen diente, an die afrikanische Küste verschlagen. Bei einem heftigen Sturme litt es Schiffbruch, und die ganze Mannschaft gerieth, soweit sie sich an's Land rettete, in die Hände beutegieriger Eingeborener, welche Sklavenhandel trieben. Gotthold ward mit mehreren seiner Gefährten verkauft und mit einer Anzahl Schwarzer nach Amerika eingeschifft. Seiner großen Gewandtheit verdankte er es, daß man ihn menschlicher wie alle Uebrigen behandelte, so daß er im Allgemeinen seine Lage erträglich fand. Er war allerdings Slave; aber seine vielen Kenntnisse, die er in einem wechselvollen Leben sich erworben, und die große Kunst, sich in Alles zu fügen, empfahlen ihn als einen Menschen, der zu Allem verwendet, für jede Beschäftigung zurecht gestutzt werden konnte. Das erkannte Hubert, der Besitzer des Schiffes, an dessen Bord Gotthold halb und halb als Aufseher seiner Leidensgenossen bis zur Landung gelebt hatte, und diese nicht eben alltäglichen Eigenschaften machten ihn zu einem

Lieblinge des schlauen Pflanzers, der die Menschen nur nach ihrer Nutzbarkeit beurtheilte.

Theodora hörte Gotthold gern zu, und Gotthold erzählte immer freier und ungezwungener, je tiefer die junge Frau das Elend, das er so lange geduldig ertragen hatte, mit ihm fühlte. Jedesmal, wenn Gotthold von ihr ging, nahm sie herzlicher von ihm Abschied, und jedesmal gab sie ihm die Versicherung mit auf den Weg, sie sei nun bald im Stande, seine Aeltern bei sich zu sehen. Immer jedoch kam wieder etwas dazwischen, so daß seit dem ersten Zusammentreffen mit Josephine schon volle zwei Wochen vergangen waren, ohne daß sich die Frauen noch einmal von Angesicht zu Angesicht sahen.

Josephine fiel dies zuletzt auf, was ihr Anlaß zu der Frage an Moosdörfer gab, ob Frau Theodora Kranzberg doch stolzer sei, als sie auf den ersten Blick scheine? . . .

»Das glaube ich nicht,« versetzte dieser, »ich halte sie nur für zu beschäftigt, um frei über ihre Zeit und nebenbei über ihr Gedankenleben verfügen zu können . . . Das Asyl soll ja demnächst eingeweiht werden, und da Frau Kranzberg so wesentlichen Antheil an dessen Schöpfung hat, nehmen die Vorbereitungen dazu sie zweifelsohne sehr in Anspruch. Auch darfst Du nicht vergessen, daß die liebe Dame mir die Entstehungsgeschichte desselben zu erzählen versprochen hat. Um sich dieses Versprechens in Ruhe entledigen zu können, wartet sie höchst wahrscheinlich bis nach der Einweihung des Asyls, an der wir ja Alle betheilig sind.«

Ursprünglich beabsichtigt war ein so langes Hinausschieben der Beichte, zu welcher Theodora das eigene Herz drängte, nicht; die Vermuthung Moosdörfer's bestätigte sich aber, und die bevorstehende Festlichkeit bot einen schicklichen Vorwand für Theodora's Zögerung, die ihren wahren Grund in der Zaghaftheit ihres Herzens hatte. Sprach sie aus, was sie aussprechen mußte, so war damit das tiefste Geheimniß ihres Lebens vor den Augen Fremder enthüllt, die sie möglicherweise doch mißverstehen und falsch beurtheilen konnten.

So erklärte sich das Zögern der sehnsüchtigen Theodora auf die natürlichste Weise; und war sie auch täglich mit sich selbst unzufrieden, daß ihr der Muth fehlte, rasch ein Ende zu machen, so fand sie doch wieder eine Beruhigung in der Thätigkeit, die ihr die Pflicht auflegte.

Theodora hatte wirklich mehr als andere Mitglieder des Vereins zu thun. An sie wandten sich Alle, Männer wie Frauen. Sie sollte ihr Gutachten abgeben, in vielen Fällen das letzte, entscheidende Worte sprechen. Mit ihrer Meinung hielt Theodora nie zurück, da sie sich ihres Strebens und Wollens klar bewußt war; als aber die entscheidenden Fragen an sie gerichtet wurden: Wer soll der Inspector des neuen Stiftes sein? Welche Persönlichkeit eignet sich am besten dazu? Wer besitzt die nöthigen Lebenserfahrungen, die erforderliche Milde und Ruhe? Wer hat den festen Willen, für den Verein nur im Sinne des Vereins zu wirken? da zögerte Theodora lange mit ihrer Antwort.

Die meisten Stimmen im Vorstande vereinigten sich auf einen Mann, dessen Namen Theodora selbst nicht genannt haben würde. Sie erschrak fast, und doch war es ein freudiges Erschrecken, als sie den Neffen ihres Gatten als denjenigen bezeichnen hörte, welcher alle Eigenschaften in sich vereinige, die von einem Manne auf solchem Posten verlangt werden müßten. – Gedacht hatte Theodora an Enno Norrburg, aber sie ließ den Gedanken sogleich wieder fallen, weil sie fürchtete, es könnten zu viele mit dem verworrenen Lebensgange Enno's Vertraute Anstoß an ihm nehmen. Daß sie sich darin geirrt hatte, erfreute und beglückte die edelmüthige Frau. Denn war Enno Norrburg ein Anderer geworden, so hatte sie den ersten Anlaß dazu gegeben und durch den Hinweis auf die Statuten des Vereins dem Asyl für Mühselige und Beladene den ersten Geretteten zugeführt, noch ehe es in's Leben getreten war.

Theodora zögerte also, ging mit sich selbst zu Rathe, unterwarf aber ganz besonders einer sehr strengen Prüfung das seitherige Verhalten Enno's. Das Resultat dieser Prüfung lautete sehr befriedigend und lieferte den schlagendsten Beweis für den Satz, daß Selbsterkenntniß die Mutter aller Weisheit und der nie trügende Pfadfinder zur ewigen Wahrheit ist! . . . Enno Norrburg, getroffen durch das fromme Auge Theodora's, ergriffen von dem reinen, seelenvollen Klange ihrer Stimme, zu Boden gedrückt durch den Inhalt und die Kraft der Worte, die sie ihm vorlas, hatte sich selbst erkannt. Damit war seine moralische Wiedergeburt schon halb vollzogen. Es bedurfte nur des

fortwährenden Hinblickes auf die edelsinnige Frau, die aus freiem Entschlusse ihm die zarte Hand gereicht hatte, daß sie ihm eine Leiter werde, um an ihr sich zu einem geläuterten Leben emporzuschwingen, und des liebevollen Umganges mit edlen Menschen, die ihn durch keine Silbe an seine Vergangenheit erinnerten oder sie ihm gar vorwarfen, und ein Mann von Enno's natürlichen Anlagen mußte gerettet werden! . . .

Mit hoher Freude gewann Theodora die Ueberzeugung, daß auch sie dem Neffen ihre Stimme geben könne. Enno Norrburg hatte anstrengend gearbeitet und sein eigenes Leben aus der Erinnerung mit dem festen Willen, wahr zu sein und Licht in dasselbe zu bringen, niedergeschrieben. Das ist immer eine Beichte, welche das Herz dem Gewissen ablegt, und bleibt der Beichtende wahr, so kann sie nur Segen bringen . . .

Theodora las diese Beichte Enno's, und sie hätte kein Weib sein, sie hätte nicht das Dogma von der Toleranz der Lehre von der christlichen Nächstenliebe gleichstellen müssen; wenn sie ihm nicht unbedingte Absolution ertheilen wollte.

Enno Norrburg lebte aber nicht blos in der Rückerinnerung an eine Vergangenheit, aus der er Staffeln zimmerte, um auf ihnen dem Ziele zuzuschreiten, das noch in weiter Ferne lag, das er aber doch zu erkennen vermochte, er war auch thätig gewesen und hatte bereits praktisch gewirkt für das Gedeihen des Asyls, dessen ersten Bewohner er sich nennen durfte. Niemand als er konnte besser die Orte, wohin die moralische Verkommenheit

sich flüchtet, wenn sie das Licht des Tages zu scheuen beginnt. Er sammelte die angesengten Aehren, damit sie gerettet würden, und seine Bemühungen, unterstützt von Kranzberg und anderen Mitgliedern des Vereins, waren vom besten Erfolge begünstigt. Man konnte dem Asyl am Tage der Einweihung eine kleine Schaar Auserwählter zuführen, die ohne Enno's und seiner Gehilfen Bemühen schwerlich dem moralischen Verderben entgangen wären ...

So war der Gedanke Theodora's Wahrheit geworden. Wem sich die Pforten des von ihr gegründeten Asyls erschlossen, war gerettet für den Himmel, wenn er auch an der Werkstatt des Satan gearbeitet haben sollte.

Am Einweihungstage war bei Kranzberg große Gesellschaft, denn man wollte den Tag in jener schönen, Geist und Herz erhebenden Heiterkeit vollbringen, die der gute und wahrhaft edle Mensch sich immer zu erhalten weiß, und die ihn recht eigentlich als einen tüchtigen Mitarbeiter an dem Tempelbau der Zukunft kennzeichnet, in welcher das Doppelbild der Liebe und Toleranz aufgestellt ist ... Liebe und Toleranz verleihen auch in der Trübsal noch Heiterkeit des Geistes, während die Intoleranz die Liebe nur heuchelt, finster, gebeugten Hauptes und mit scheuen Blicken umherschleicht, Niemand liebend, Niemand tröstend, Niemand rettend! ...

Es war aber eine recht buntgemischte Gesellschaft im Hause des reichen Maklers Kranzberg zusammengekommen, in die wir jetzt auch den freundlichen Leser führen müssen. Da sehen wir dort in der Ecke unter den

großen Oelbildern Kranzberg's und Theodora's zwischen Capitän Reimer Claußen und dem Holzhändler Boll die beiden Helfer, die mehr erzählen sollen, als sie wissen, weil der sehr gründliche Boll unbeantwortbare Fragen an sie stellt. Des Tischlers Caspar Spät hat sich der vornehmsteife Klugjohann bemächtigt, dessen Riesenfüße heute prächtig glänzende Lackstiefeln schmücken, was den eiteln Mann veranlaßt, der Gesellschaft bald den linken, bald den rechten Fuß zu zeigen. Erzählen aber läßt sich Klugjohann von dem weitgereisten Caspar Spät nicht, dieser muß sich vielmehr von jedem Capitalisten erzählen lassen, wie man es anzufangen habe, um reich zu werden und hochgeachtet dazustehen, ohne erst nach Amerika zu gehen und sich dort mit allerhand zweideutigem Gesindel herumzutreiben, wobei gelegentlich doch ein Zipfelchen Ehre verloren gehen könne.

Moosdörfer hatte sich zu Heinrich Medenspang gesellt, dessen humoristische Auffassung und Beleuchtung auch der ernstesten Gegenstände ihm gar nicht übel gefällt, während Kranzberg es sich angelegen sein läßt, Josephine und Hebe zu unterhalten.

Gotthold, welcher von einer Gruppe zur andern tritt und mehr zuhört als spricht, wird manchmal abgerufen, kehrt aber immer sehr bald wieder zur Gesellschaft zurück.

Enno Norrburg allein fehlt. Er hat es vorgezogen, in dem Asyl zu bleiben und hier als ein Bruder unter Brüdern den ersten Tag mit den Bewohnern desselben zu verleben.

»Muß aber doch ein hundsföttisches Leben sein, in dem ich mir nicht fügen könnte,« erwiderte Boll auf eine Schilderung Joachim's über das Treiben in Buenos-Ayres, dem er manche angenehme Seite abgewonnen hatte, die er ungern in der alten Heimath entbehrte ... »Schon mit die Hitze und die ganze klimatische Temperatur würde ich mir nie nicht vertragen. Denn warum? ... Weil es mich wie eine Nutzlosigkeit in die tropische Natureinrichtung vorkommt, daß die Sonne immer drauf los heizen muß, bis die arbeitende Menschheit die Puhste ausgeht, worin kein tactmäßiges Commando und vernünftiges Regiment liegt! ... Nein, meine Herren, Ordnung muß sein, auch in die Naturkräfte, sonst ist das nichts nicht vor den praktischen Menschen ... Und ausruhen muß sich jede Creatur, sonst kriegt sie das Elend ... Warum nicht auch die Sonne? ... Genug und per toutement, diese hitzige Temperatureinrichtung in Eurem gepriesenen Amerika ästimire ich für eine fehlerhafte Construction in die südamerikanische Schöpfungs-maschinerie ...«

Zu belehren war Boll sehr schwer, weshalb denn auch Capitän Reimer Claußen die Brüder bat, sie möchten lieber davon abstehen. Boll selbst schien des Erzählens müde zu sein, eben weil er so Vieles hörte, was ihm außerordentlich mißfiel. Er ließ also die Brüder ruhig stehen, kehrte ihnen ziemlich unhöflich den Rücken und näherte sich dem Fenster, wo der steifhalsige Klugjohann Caspar Spät mit Weisheitslehren überschüttete.

»Recht so, alter Schwede!« sagte er zu dem Geldmanne und schlug ihm dabei vertraulich auf die Schulter. »Mit blauem Dunst können wir auch aufwarten, das brauchen wir uns von die retournirende Superklugheit nicht erst vormachen zu lassen. Lügt der Mann auch wie gedruckt?«

Klugjohann hob den Kopf, so gut es gehen wollte, aus seinen steifen Vatermördern und blickte den Holzhändler mit halbem Auge sehr ungnädig an.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte er, »und dann mache ich mich auch nicht gern gemein.«

»Natürlich nicht,« erwiderte Boll, »wozu soll sich der Mensch gemein machen? Wird ja von Niemand nicht verlangt, und von mich am wenigsten. Mit die hochnasige Vornehmigkeit aber, mein lieber Herr Klugjohann – dabei klopfte ihm der Holzhändler fortwährend auf die Schulter – kommen Sie auch nicht weiter. Sie ist ein Hemmschuh in's Geschäft und eine Art Dummerhaftigkeit in die neue Lebensmaxime, die wir so schön mit prächtige Reden und anderes Ceremoniell eingeweiht haben ... Ich denke, Sie verstehen mir, Herr Klugjohann, und schütteln mich meine ehrliche Arbeiterhand! ... «

Dem Geldmanne blieb nach dieser jovialen derben Anrede des Holzhändlers etwas Anderes nicht übrig; er suchte aber doch mit guter Manier aus dessen Nähe zu kommen, um sich in den Schutz der Damen zu begeben, von denen sich Boll aus Princip fern hielt, weil er sie stets zu zimperlich, nach seiner Ausdrucksweise zu sehr für's ›modegeschäftliche Waarenfach‹ eingenommen fand.

Theodora hatte sich anfangs ziemlich lange mit Josephine unterhalten, die jedoch eine gewisse Befangenheit an ihr bemerken wollte, welche ihr bei der ersten Begegnung nicht aufgefallen war. Später verließ sie die sich gut und lebhaft unterhaltende Gesellschaft, und zwar nach einer kurzen Besprechung mit Hebe, welche diese mit den Worten endigte: »Ich würde es thun.«

Nach Theodora's Entfernung ward, wie schon bemerkt, Gotthold zu verschiedenen Malen abgerufen. Es geschah jetzt wieder in dem Augenblicke, wo Klugjohann seine hohe Gestalt vor Josephine in Positur setzte und ein Gespräch mit ihr beginnen wollte. Zu seinem Leidwesen mußte er aber darauf verzichten, da Gotthold schon wieder eintrat und zu seiner Mutter sagte:

»Madame Kranzberg wünscht Dich auf einige Minuten allein zu sprechen.«

Josephine erhob sich und lehnte ihren Arm auf den des Sohnes.

»Zettelt keine Verschwörung an,« rief Moosdörfer Beiden nach, »sonst trete ich dazwischen!«

»Du sollst später gerufen werden,« versetzte Gotthold. »Meiner bedient sich Madame Kranzberg nur als Bote. Ich werde schon am Eingange zum Allerheiligsten gnädigst entlassen.«

Und so geschah es wirklich. Josephine durfte das Boudoir Theodora's nur allein betreten.

Die Begrüßung war so bewegt und so herzlich, als hätten sie sich lange nicht gesehen. Schwestern konnten sich nicht zärtlicher umarmen und küssen . . .

»Verzeihen Sie meine Aufregung!« begann Theodora, die blasse Frau zum Sopha geleitend, vor dem ein großer runder Tisch stand, welcher außer verschiedenen Büchern und einigen Mappen einen kleinen Koffer trug, der sich zwischen den übrigen Säckelchen ein wenig seltsam ausnahm. »Ich habe, seit wir uns nicht mehr sahen, viele recht schwere Stunden verlebt und manchmal hart gelitten . . . Das Vertrauen, das Sie mir entgegenbrachten, indem Sie mich einen tiefen Blick in Ihr an Prüfungen so reiches Leben thun ließen, verlangt ein gleich offenes Entgegenkommen von mir. Dazu bin ich bereit, wenn Sie nur mit dem Wenigen, was ich geben kann, zufrieden sein wollten . . .«

»Liebe, gute Dame!« fiel Josephine ein. »Habe ich Forderungen zu stellen? Bin ich nicht Ihr Gast? . . . Und wie können Sie sich so aufregen! . . .«

»Ich werde gleich ruhiger sein,« fuhr Theodora fort und rückte sich den Koffer näher, den Josephine's Blick bereits einige Male gestreift hatte. »Herrn Moosdörfer versprach ich, die Entstehungsgeschichte der Wohlthätigkeitsanstalt, die eigentlich heute erst ihren Geburtstag feiert, zu erzählen. Dieses Versprechen, so gern ich es gab, peinigt mich doch auch wieder, denn es zwingt mich, ganz allein von mir zu reden . . . Das steht aber jungen Frauen gewiß sehr schlecht an, und darum dachte ich, es sei doch wohl besser, wenn ich Sie früher als Moosdörfer mit meinem Geheimniß, das in einer unklaren Geschichte besteht, bekannt machte . . . Werden Sie Geduld haben, mich anzuhören?«

»Nicht weniger aufmerksam und theilnehmend, wie Sie mir zugehört haben,« sprach Josephine.

Theodora zog den Schlüssel aus ihrem Busen und schloß den Koffer auf, ohne den Deckel zurückzuschlagen. Dann sagte sie, eine abermals aufkeimende Rührung kräftig bekämpfend und ihre Rechte auf den Koffer legend:

»Das ist das Grab meiner Kindheit, von der ich nichts weiß, und was es enthält, ist um Weniges besser als Moder und Staub! Sehen aber müssen Sie es, sonst könnten Sie mein Streben und Wirkens in so weit ich es nach meinem eigenen Willen und besten Erkennen regeln darf, nicht verstehen . . . «

Langsam hob Theodora den Deckel und breitete den Inhalt des Koffers auf dem Tische aus. Josephine blickte ängstlich zu der jungen Frau auf, deren Thun ihr fast unheimlich vorkam. Als aber ihr Auge das zerfallende Kindergewand bemerkte, ward es größer und heller; sie athmete tief und schwer, stand auf, beugte sich über den Tisch, streckte die alabasterweiße Hand zitternd darüber aus und sprach:

»Wer hat Ihnen diese Kleidungsstücke gebracht? . . . «

Theodora flirrte es vor den Augen. Ueber ihrem Haupte glänzten tausend Sonnen, sie glaubte Engelchöre singen zu hören, unter ihren Füßen aber bebte und wankte die Erde.

»Als ich ein Kind war, trug ich diese Kleider,« hauchte sie mit ersterbender Stimme und schloß die Augen, denn

Sie konnte den lichternden, immer geistiger werdenden Blick Josephine's nicht ertragen . . .

Da erhob diese ihre Hände und rief mit fast übermenschlicher Kraft:

»Seraphine! Seraphine! Seraphine! . . .«

Dieser Ruf verhallte nicht ungehört im Hause. Es vernahmen ihn Alle, aber nur Einer in der Gesellschaft verstand ihn, nur Einem wollte das Herz vor Angst brechen, dem Bleicher Donatus Moosdörfer . . .

»Meine arme Frau!« rief er. »Sie stirbt! . . . Denn nur eine Sterbende kann so den Namen der ihr in die Ewigkeit vorangegangenen Tochter nennen! . . .«

An der Seite Gotthold's trat Moosdörfer in Theodora's Boudoir, die bald weinend, bald lachend am Halse Josephine's hing, ihr Lippen, Augen, Stirn und Haare küßte, ihr die zärtlichsten Namen gab, dann vor ihr niedersank, ihre Kniee umfaßte, und als sie nun Moosdörfer erblickte, diesem mit dem jauchzenden Freudenrufe: »Vater! Mein Vater!« an die Brust stürzte . . .

Ein Blick des Bleichers auf den Tisch und die darauf ausgebreiteten alten Kleidungsstücke erklärten diesem Alles. Es bedurfte keiner Frage, keiner Antwort mehr. Das Kind, das diese Kleider trug, war sein Kind, war die Schwester Gotthold's, seines wiedergefundenen, durch's Leben zu einem denkenden Manne erwachsenen Sohnes! . . .

Kranzberg, den der Ruf kaum weniger als Moosdörfer erschreckt hatte, war diesem und Gotthold auf dem Fuße gefolgt und ward so Zeuge des Glückes, das so reich und

rein der Himmel über ein treues Aeltern- und ein edles Geschwisterpaar ausschüttete.

»Das hat die Liebe gethan!« sprach er, als der erste Sturm der Gefühle sich etwas gelegt hatte und die einander für dieses Leben Wiedergeschenkten ihr Glück mehr in Ruhe genießen konnten. »Die Liebe Gottes zeigte mir den Weg zum Lager Seraphine's, die ich Theodora, die Gottgeschenke, nannte, und die ich an Gottes großes Vaterherz legte, damit sie mir nie verloren gehe! ... Die Liebe ließ Ihnen Brühs, dem Entführer Ihres Sohnes vergeben, und Liebe war es, welche den Grundstein legte zu dem Bau des Asyls, wo diejenigen Wohnung nehmen und Ruhe finden sollen, die als Gesellen des Satan Böses wollten und doch das Gute schaffen halfen! ... Mir scheint, die Sonne des Glückes ist heute über unser Aller Häupter aufgegangen. Vielleicht enthält auch dieser Brief einen eingesiegelten Lichtstrahl derselben ... Er ist soeben abgegeben worden.«

Kranzberg überreichte Moosdörfer ein Schreiben, das unter der Adresse in großen Buchstaben das Wort ›Cito‹ trug.

»Von meinem Bruder, dem Kanonikus!« sprach der Bleicher und brach das Siegel. Der Brief enthielt nur wenige Worte, die er schnell überflog. Dann gab er das Schreiben an Josephine und sprach:

»Ja, es ist heute ein Glückstag, ein ›*dies faustus*‹, wie mein Bruder, der Kanonikus, sagt. Eine sterbende Sünderin hat ihm ein wichtiges Geständniß abgelegt. Wir werden es von ihm hören, sobald wir allesammt uns zusammenfinden im alten Vaterhause.«

SECHSTES BUCH.

1. EIN SEHR ARMER MANN.

Adam von Alteneck war ein bedauernswerther Mann. Er lebte in seinem Schlosse wie ein Einsiedler und hatte weder Umgang noch irgend einen Freund. Bei Lebzeiten des Grafen von Rothstein wußte er sich stets Zerstreuungen zu verschaffen, wenn es ihm zu eng oder einsam auf Alteneck wurde. Er ritt dann aus, allein oder in Gemeinschaft mit dem Grafen, zu welchem gleiche Gewohnheiten und gleiche Lebensanschauungen ihn hinzogen, jagte, spielte oder vertrieb sich dadurch die Zeit, daß er theils allein, theils mit Anderen zechte.

Der jähe Tod des Grafen und in den letzten Monaten seines Lebens auch schon dessen an Geisteszerstörung streifende Krankheit hatte darin eine Aenderung hervorgebracht, welche der Baron mit stillem Mißmuth ertrug. Dazu gesellten sich körperliche Leiden und Gebrechen der Jahre, die auch den gewohnten Genüssen Abbruch thaten. Dennoch würde der alte und nicht eben verweichte Edelmann sich noch ganz leidlich mit dem Leben abgefunden haben, wäre der Friede im eigenen Hause nicht durch das Erscheinen Hubert's auf Alteneck gründlich gestört worden.

Wenn in früheren Jahren Graf von Rothstein dem Freunde und alten Kriegskameraden bisweilen Barbara als eine Person bezeichnet hatte, die ihm das Leben noch einmal zur Hölle machen könne, so pflegte Adam von Alteneck darüber spöttisch zu lächeln, denn er meinte, das

böse Gewissen spreche aus dem Grafen. Jetzt mußte er dem verstorbenen Freunde recht geben. Barbara machte ihm das Leben wirklich zur Hölle, und Hubert schürte die Gluth, die ihn peinigte! . . .

Es beschlich in den qualvollen Stunden müßiger Einsamkeit den Baron bisweilen der Gedanke, das, was er jetzt erdulden müsse, was ihn drücke und ihm so oft die Ruhe gänzlich raube, könne der Lohn sein für Vergehungen, die ihm, als er noch einen von Gesundheit strotzenden Körper besaß, für Vergnügungen und Genüsse angesehen hatte, die sich ein Mann von seiner bevorzugten Lebensstellung und seinem Vermögen wohl erlauben dürfe . . . Gewissensbisse, Vorwürfe machte sich Adam von Alteneck deshalb nicht, denn er besaß kein so reizbares Nervensystem wie Graf von Rothstein. Der Baron ward nur zornig, und hätte am liebsten Unschuldigen entgelten lassen, was er jetzt erdulden mußte.

Anfangs hoffte der stolze und hochfahrende Edelmann sich mit Hubert, den er als Sohn nicht mehr verläugnen konnte, weil die juristische Ehrlichkeit des Amtschreibers aus lauter Gewissenhaftigkeit die Beweise dafür beibrachte, durch kluges Entgegenkommen auf erträglichen Fuß zu stellen. Ehrlich meinte er es mit diesem Menschen, der aus einem verwilderten Buben zu einem noch verwilderteren Manne herangewachsen war, durchaus nicht. Er stellte sich nur so, um auf Mittel zu sinnen, den unbequemen, zudringlichen, frechen und boshaften Mahner bald wieder aus seiner Nähe zu entfernen, denn er haßte Hubert und hatte ihn von jeher gehaßt. Dem

schlaunen Halb-Yankee, der an Gewissenlosigkeit den Baron noch weit übertraf, war aber weit schwerer beizukommen, als er je geglaubt hatte. In allen Kniffen zeigte sich Hubert seinem herzlosen Vater überlegen, so daß sich dieser auf einen Kampf mit dem an Kraft ihm Ueberlegenen nicht einlassen konnte.

Im Schlosse war Hubert allerdings nicht lange geblieben, weil er sich daselbst langweilte; aber er ließ den kränkelnden Baron stets seine Nähe fühlen, und das war für diesen Strafe genug. Auch Barbara behandelte Hubert lieblos, weil sie ihm als Mutter eben so gleichgiltig war wie der Baron als Vater; doch verstand er es meisterhaft, sie als Peinigerin desselben zu benutzen. Adam von Alteneck hatte daher Grund genug, über sein trübes Geschick nachzudenken und in dem, was er erleben, was er zähneknirschend erdulden mußte, das Herannahen der Nemesis zu erblicken . . . Hätte er seines verstorbenen Freundes nervöse Reizbarkeit und dessen lebhaftes Phantasie besessen, so würden sich auch in seinem Kopfe die Gedanken verwirrt haben. Adam von Alteneck war eine kühlere und viel nüchternere Natur, die viel ertragen konnte und sehr schwer zusammenbrach. Auch wollte er sich nicht werfen lassen, denn nichts verachtete er mehr als Feige und Schwächlinge.

So hielt er denn tapfer Monate aus, kämpfte in aller Stille auf Tod und Leben mit dem verwilderten Sohne, mit dem er sich zwar arrangirt hatte, der aber doch zuweilen wie ein Meteor auf Alteneck erschien und wieder verschwand, und dann regelmäßig durch die Art seines

Auftretens, durch seine Auslassungen und höhnischen Höflichkeiten, mit denen er den kranken Baron am allermeisten kränken konnte, immer neues Oel in's Feuer goß.

Nach jedem solchen gewöhnlich nur kurzen Besuche wurde Barbara, trotzdem der Sohn seine Mutter und diese den Sohn mied, des Barons ruheloser Quälgeist! Sie gab sich das Ansehen, als sei sie Frau Baronin, und ließ die dienenden Personen im Schlosse dies fühlen, was Adam von Alteneck stets in Wuth versetzte.

Wirklichen tiefen Schmerz empfand der Baron über die geräuschlose Flucht Horatio's von Alteneck, nachdem er den Zusammenhang der Dinge, zum Theil durch Ehrenschild's sehr gründliche Auseinandersetzung, kennen gelernt hatte. Diesen Sohn lernte der Vater jetzt lieben, und er wäre gern bereit gewesen, ihm sprechende Beweise seiner aufrichtigen Liebe zu geben, hätte sich Horatio nicht ganz von ihm zurückgezogen ... Diese Trennung, ja Loslösung des Sohnes vom Vater war ohne Abschied und ohne ein Wort des Vorwurfes erfolgt. Horatio war einfach fortgegangen, indem er dem Amtsschreiber Ehrenschild erklärte, er wolle nicht Anlaß zu unerquicklichen Scenen geben. Sollte Master Heedfull eines Tages die Gegend verlassen und sein Vater ihn wieder zu sehen wünschen, so sei er bereit, einer direct an ihn ergehenden Einladung nach Alteneck Folge zu geben. Vorläufig erlaube er sich, auf Schloß Bork seinen Wohnsitz zu nehmen ...

Als nun Hubert wirklich, ohne daß ihm einfiel, seinen Entschluß irgend Jemand mitzutheilen, abreiste, hätte Baron von Alteneck seinen legitimen Sohn gern wiedergesehen. Daß er dennoch Wochen lang zögerte, hatte einen doppelten Grund. Erstens achtete er es unter seiner Würde, ein Wort an den Sohn zu richten, das eine wenn auch sehr verschleierte Bitte verbarg, und zweitens hielt ihn eine Anwandlung von Scham ab, diesen vielleicht entscheidenden Schritt zu thun. Er fürchtete den Eindruck, welchen sein ungemein verändertes Aussehen auf Horatio machen mußte, denn der Spiegel sagte ihm, daß er sich kaum mehr ähnlich sähe . . .

Ungeachtet seiner rasch zunehmenden Kränklichkeit änderte der Baron doch nicht seine Lebensweise. Er hatte sich seit Jahren an gewisse Genüsse dergestalt gewöhnt, daß ein Aufgeben derselben eine vielleicht schnelle Zerstörung seines ganzen Organismus zur Folge haben mußte. Noch mehr aber, als er ohnehin schon litt, wollte er nicht leiden, und eben so wenig mochte er von den Genüssen, welche das Leben im Schlosse ihm gestattete, einen entbehren. Deshalb lebte er in der alten, schwelgerischen Weise fort, bis er ein willenloser Slave seiner Genußsucht geworden war.

Die Folgen dieser thörichten Lebensweise ließen sich seit einiger Zeit nur noch künstlich verbergen. Das war Fremden gegenüber möglich, nicht aber einem Sohne, welcher mit dem Vater unter einem Dache wohnte. Und so blieb denn der Verkehr zwischen Alteneck und Bork

auch noch einige Wochen nach der plötzlichen Abreise Hubert's abgebrochen.

Da erhielt Horatio eine Zuschrift Ehrenschild's, welcher ein offener Brief beigelegt war. Der Inhalt des letzteren machte es dem Sohne zur Pflicht, sich dem sehr erschöpften Vater wieder zu nähern, der jetzt einer Stütze bedurfte.

Der offene Brief rührte von Johann Matthias Medenspang her und lautete folgendermaßen:

»Hochzuverehrender Herr Baron!

»Es ist mir von einem Manne, der Ew. Hochwohlgeborn sehr nahe steht, der Auftrag geworden, Sie von einem Evenement in Kenntniß zu setzen, welches Ihnen nicht verschwiegen bleiben darf. Da ich die Ehre habe, schon früher Dero Gnaden durch Beantwortung gewisser Fragen Dienste geleistet zu haben, so stehe nicht an, darin fortzufahren, indem ich vermeine, es sei dies gegenwärtig meine Pflicht.

»Ew. Hochwohlgeboren erhielten vor mehreren Monaten Besuch aus Amerika, und ist mir nicht unbekannt geblieben, daß selbiger Besuch Ihnen die Person wieder vor Augen geführt hat, auf welche sich frühere Anfragen und Aufträge an unser Haus bezogen.

»Erst vor Kurzem kam mir zu Ohren, daß Master Heedfull – Ew. Hochwohlgeboren werden entschuldigen, so vielleicht ein anderer Name schicklicher gefunden würde – allhier wieder gesehen worden und an Bord eines Schiffes gegangen sei. Wenige Tage später liefen Berichte ein, erwähntes Schiff habe durch Ansegelung schwere

Havarie erlitten. Zu unserem Bedauern bestätigten sich diese traurigen Nachrichten und ward noch weit Schlimmeres hinzugefügt, das leider ebenfalls auf Wahrheit beruhte. Um nun über den Hergang Authentisches zu erfahren, indem Unglaubliches darüber gefabelt wurde, begaben wir uns, nämlich ich und mein Bruder, begleitet noch von einigen Anderen, welche Master Heedfull kennen, an die Mündung unseres Stromes, und fanden wir daselbst genannten Herrn in einem sehr desolaten Zustande, schwer, sehr schwer verletzt und, wie es uns bisweilen scheinen wollte, etwas unklaren Geistes. Dennoch erkannte uns Master Heedfull und schien unser Kommen ihn einigermaßen zu beruhigen. Allein uns wollte bedünken, es sei wenig Hoffnung zu des unglücklichen Mannes Genesung, der sich in seinem Schmerze schwerer Thaten schuldig bekannte und sich selbst durch seinen Eigensinn und Trotz in die gegenwärtige Verfassung gesetzt hat. Ew. Gnaden wollen mir die Bemerkung gestatten, daß genannter Master Heedfull ein sehr excentrischer Herr ist, der Stunden hat, wo er sich klüger dünkt als andere denkende Köpfe . . . Solche Stunde muß ihn wie ein Raptus befallen haben, als er als Eigenthümer des Schiffes auch dessen Führung beanspruchte und, ungeachtet erhobener Einsprache, dieselbe auch auf wenige Minuten ertrotzte. Durch so unüberlegtes Thun verloren ein paar Menschen das Leben, und der, so ganz allein als Anstifter des Unglücks zu bezeichnen ist, wird dasselbe schwerlich lange überleben . . . Er liegt verstümmelt, hilflos in der niedern Hütte eines Lootsen, verflucht sich und

sein Schicksal und leidet grauenvolle Schmerzen . . . Uns erbarmte der Unglückliche, der frevelnd gegen sich wüthete und einen Namen nannte, der auch in den früheren Anfragen erwähnt wurde. Aengstigen den Leidenden nicht bloß schreckliche Phantasien, so würde man ihm eine Wohlthat erweisen, wenn man ihm Gelegenheit geben könnte, sich mit Vater und Mutter auszusöhnen . . . Es ist freilich ein altes, doch auch ein wahres Wort, daß ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen sei; wer aber unter seinem Haupte einen Pfühl fühlt, der sich leicht in ein Sterbekissen verwandeln kann, den soll man aufrichten und ihm sanft zureden, daß er das Lästern nachlasse und daß er, wenn auch mit sterbender Zunge, stammele: Vater, Mutter, vergebt mir, denn ich habe Euch viel gekränkt und bin böse gewesen von Jugend auf! . . .

»Als wir sehr ergriffen das Schmerzenslager des Unglücklichen verließen, hörten wir denselben Ew. Hochwohlgeboren Namen und den einer andern Person murmeln, und auf unsere Frage, ob eine Benachrichtigung von dem Geschehenen Ew. Gnaden er zugefertigt werden solle, neigte der Leidende unter Schmerzensstöhnen sein halbzerschmettertes Haupt.

»Ew. Hochwohlgeboren uns gehorsamst empfehend, zeichnet hochachtungsvoll

ergebenst

Johann Matthias Medenspang

(Firma: Gebrüder Medenspang.)«

Horatio hatte mit seinem Halbbruder nie ein Wort gewechselt, nur begegnet war er ihm einige Male, während

Hubert sich in der Kreisstadt aufhielt. Er wußte aber, in welcher unwürdiger und ausgesucht verletzender Weise der entartete Seelenverkäufer seinen Vater behandelte, und dies brachte ihn gegen Hubert auf. Dennoch erschütterte ihn die Nachricht von dem, wie es schien, in trotzigem Uebermuth selbst verschuldeten Unglück des Bedauernswerthen, denn Horatio hatte ein weiches Herz und konnte Andere nicht leiden sehen. Außerdem ging aus dem Briefe des Kaufmannes hervor, daß die Schwere des Unglücks und die Furcht vor einem baldigen Tode doch Eindruck auf Hubert's verhärtetes Herz gemacht habe . . .

Einem Hilfsuchenden, einen um Rettung Bittenden soll Niemand kalt und hart von sich weisen! Horatio stieg daher unverweilt zu Pferde und ritt nach Alteneck. Er wollte zunächst hören, wie sein Vater die Nachricht aufgenommen, und was er zu thun wohl beabsichtigen möge.

Unterwegs nach dem Schlosse überholte er den Schäfer Clemens, welcher, von seinem treuen Hunde begleitet, mit großen Schritten die Straße nach Alteneck hinaufschritt . . . Horatio mäßigte den Gang seines Pferdes und blieb dem Schäfer zur Seite, dessen Hund mit freudigem Gebell den Freund seines Herrn begrüßte.

»Da haben wir ein und dasselbe Ziel, junger Herr,« sprach Clemens, als er von Horatio vernahm, daß er in Alteneck einen Besuch machen wolle und die Veranlassung dazu nannte. »Von der nämlichen Firma ist auch mir eine Zuschrift überbracht worden, die von demselben

halb verlorenen Menschen handelt und mich beauftragt, dessen Mutter von dem Unglück in Kenntniß zu setzen. Es ist mir seither ungefähr so gegangen wie Ihnen, gnädiger Herr . . . Barbara hat sich von mir gewandt, weil ihr wilder Sohn ihr einen Faustschlag auf's Herz gleich bei der ersten Zusammenkunft gab . . . Manchem Menschen habe ich schon mit harten Worten den Kopf zurecht gesetzt und ihn auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit gewiesen; an Barbara's Sohne aber scheiterte meine Kunst . . . Mit einem Menschen aber, dessen Seele der Teufel schon zu zerpfücken beginnt, will ich nichts zu schaffen haben! . . . Darum kroch ich in meine Höhle, wo ich still beobachtend gelegen habe bis heute. Nun jedoch ist es Zeit, daß ich den Kopf wieder aufrichte und auf das Sausen und Brausen des Windes höre, der an den Felsen der Feengruft rüttelt! . . . Ich klopfe an Barbara's Thür, um ein letztes, ernstes Wort mit ihr zu sprechen.«

Auf dem Schloßhofs trennte sich Horatio von dem Schäfer. Dieser begab sich sofort in den Park, und der junge Baron trat in's Schloß, wo ihn der diensteifrige Amtschreiber mit vielen Bücklingen begrüßte.

»Hat mein Vater die Absicht, den Unglücklichen zu besuchen?« fragte er. »Abrathen würde ich nicht, denn eine Reise könnte ihn kräftigen; aber ich würde mich ihm zum Begleiter aufdringen.«

»Glaub's nicht, gnädiger Herr,« entgegnete Ehrenschild. »Der Fall ist zwar sehr interessant und eigentlich ein Capitalfall, aus dem der Jurist viel lernen kann; aber

der Herr Baron besitzen gar zu wenig wissenschaftlichen Sinn, und so zweifle ich, daß wir ihn vermögen . . . «

»Melden Sie mich, Herr Ehrenschild,« unterbrach ihn Horatio. »Es verlangt mich, den Vater nach so langer Zeit wieder einmal allein zu sprechen . . . «

»Sehr natürlich und sehr edel, gnädiger Herr,« versetzte der Amtsschreiber, »indeß habe ich doch erst Anfrage zu halten, ob der Herr Baron schon *in eo, ut* sind . . . «

»Schon?« erwiderte Horatio und zog die Uhr. »Es ist beinahe Zwölf! Um zehn Uhr pflegte mein Vater sonst regelmäßig das Frühstück einzunehmen.«

»Allerdings, gnädiger Herr, sonst! . . . Aber wir werden alt; wir sind nicht mehr voll bei Kraft; wir zittern bisweilen mehr, als gut oder wünschenswerth ist, und wir müssen uns deshalb erst stärken, erfrischen, *rinfriscare con qualche cosa picante* – wie die Italiener sagen – um *in eo, ut* zu kommen! . . . «

Der Amtsschreiber hatte mittlerweile die Glocke gezogen, und der ewig lächelnde Leibdiener Latte, um den Hals die unvermeidliche weiße Binde, trat ein. Als er den jungen Baron gewahrte, ward das stereotype Lächeln noch ausdrucksvoller, oder vielmehr widerlicher, und der Rücken des geschmeidigen Dieners krümmte sich wie ein Fiedelbogen.

»Sind wir so weit, Latte?« fragte der Amtsschreiber. »Ist das Schütteln vorbei?«

Latte machte eine Verbeugung, die halb dem jungen Baron, halb dem Amtsschreiber gelten sollte, und sagte:

»So ziemlich . . . Ein kleiner Anflug von Schwäche ist immer vorhanden und durch kein Mittel mehr zu beseitigen.«

Diese halb unverständliche Unterhaltung Ehrenschild's mit dem Leibdiener seines Vaters machte Horatio verdrießlich und ungeduldig, und ohne Latte's Meldung abzuwarten, eilte er die Wendeltreppe hinauf, welche zu den Zimmern des Barons führte.

Adam von Alteneck erwartete seinen Sohn und hatte daher alle ihm bekannten Mittel angewendet, um das schreckliche Uebel, an dem er seit einiger Zeit litt, möglichst zu verbergen. Er saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhle mit steif ausgestreckten Beinen, die er nur wenig bewegte. Vor ihm stand ein großer silberner Becher, in dem sich noch ein kleiner Rest Wein befand.

Horatio prallte bei dem Anblick dieser gänzlich gebrochenen Gestalt, die mit leicht zitterndem Haupte vor ihm saß und mit beiden Händen den Griff des Stockes festhielt, ohne dessen Hilfe er nicht mehr aufzustehen vermochte, unwillkürlich zurück.

»Mein Vater!« rief er und wagte nicht weiter vorzuschreiten. »Ich wußte nicht, daß Du so elend seiest! . . .«

Der Baron versuchte zu lächeln, was ihm auch glückte, obwohl es fast aussah, als ob eine geschminkte Leiche lächelte. Die Hand streckte er dem Sohne nicht entgegen, denn es zitterten die auf dem Stocke ruhenden Hände und dieser in ihnen! . . . Und dennoch befand sich Adam von Alteneck in diesem Augenblick wohler als seit langer

Zeit und fühlte sich verhältnißmäßig sehr kräftig, denn er war dem Feinde mit scharfen Waffen zu Leibe gegangen.

»Ich bin weder elend noch krank, mein Sohn, ich werde nur schwach,« lautete Adam's Antwort. »Wenn der Mensch alt wird, geht es schnell mit ihm bergab . . . Das glaubt man erst, wenn man's fühlt, und das allein kann mich ärgern! . . . Wie geht's Deiner Cousine? . . . Sie wird noch Schlimmeres erleben als ich, wenn sie nicht bald ihre Sitten ändert!«

»Du weißt, daß sie verlobt ist,« sagte Horatio, »und die Liebe thut Wunder! . . . Maximiliane ist ein Engel von Sanftheit geworden . . .«

Der Baron sah ihn mit seinen trüben, gelblich-rothen Augen an und lächelte faunisch.

»Warum hast Du dies Wunder, wie Du es nennst, nicht selber vollbracht?« sprach er. »Sich von einem hergelauften Russen, dessen Schwester aus Liebe eine Närrin ward und schon bei lebendigem Leibe als Gespenst umging, ausstechen zu lassen! . . . Pfui! . . . Deines Namens solltest Du Dich schämen! . . .«

Horatio schoß das Blut in's Gesicht; aber er beherrschte sich, weil er einsah, daß ein unglücklicher Kranker zu ihm sprach. Er schob einen Stuhl an den Tisch, setzte sich und warf einen Blick in den Becher. Es war Champagner darin.

»Man wird nicht glücklich, wenn man Andere in ihrem Glücke stört,« erwiderte er. »Das lehrt uns das Leben tausendfältig, und das predigt auch der Brief, für dessen Zusendung ich Dir sehr dankbar bin.«

Er legte das Schreiben Medenspang's auf den Becher und deckte diesen damit zu.

»Wünschst Du, daß ich Hubert besuchen soll?« fragte er. »Ich bin dazu entschlossen, obwohl ich Grund habe, zu fürchten, daß er einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen hat . . . Ich bin unschuldig an Allem, was ihn betroffen hat, und meinetwegen hätte er das, was die Welt Glück nennt, nicht in der Ferne zu suchen brauchen.«

Der Baron fühlte die Vorwürfe, die in den mild gesprochenen Worten Horatio's lagen, was die eingesunkenen, sich stärker röthenden Wangen diesem verriethen.

»Eine so schwere Bürde will ich Dir nicht auflegen,« versetzte er, »ich würde ja selbst mit darunter leiden . . . Nein, ich will ein Ende machen, ein rasches Ende! . . . Sterbende erkennen die Wahrheit, und wenn sie uns etwas auftragen, sollten wir es unverweilt thun! . . . Ich bin jetzt entschlossen, den Rath meines verstorbenen Freundes zu befolgen . . . Die Mutter soll zu ihrem Sohne! . . .«

Er hob die noch immer leicht zitternden Hände von dem Stocke, stieß den Brief von dem silbernen Becher, führte diesen mit beiden Händen zum Munde und schlürfte den Rest des Weines begierig aus.

»Der Sohn hat seine Mutter verhöhnt!« sprach Horatio. »Barbara ist darüber, wie es scheint, tiefsinnig geworden.«

»Barbara ist ein Weib und sehr empfindlich,« fuhr der Baron fort. »Sie liebt und haßt, sie segnet und flucht, sie trägt nach und vergiebt, je nachdem man sie anblickt

oder zu ihr spricht . . . Mir fehlt es an Kraft, nicht an Willen, um mit ihr zu unterhandeln, Du aber bist jung, Du kannst es! . . . Sobald Du Barbara beredet hast, zu ihrem Sohne abzureisen, übergebe ich Alteneck Deiner Verwaltung und ziehe mich zurück in die Eremitage . . . Vielleicht glückt es mir doch noch, dem Teufel die Rechnung zu verderben,« fügte er mit bösem Lächeln hinzu. »Wozu hält man so lange zu dem amüsanten Schalke, als um ihm das Betrügen und Ueberlisten gründlich abzulernen? . . .«

Horatio's Auge ruhte mitleidig auf den verzerrten Zügen seines Vaters, und ein tiefes Weh ging durch seine Seele.

»Barbara weiß in diesem Augenblicke gewiß schon um das Geschehene,« versetzte er bang aufseufzend. »Der Schäfer von der Heidenlehne ist bei ihr . . .«

»Der alte, schleichende Sünder!« rief der Baron, und sein schwaches Haupt bewegte sich stärker. »Hast Du ihn unterrichtet?«

»Man hat ihm wie Dir geschrieben,« sagte Horatio.

»Desto besser,« sprach Adam von Alteneck. »Wenn Clemens vorarbeitet, wirst Du Barbara sehr gefügig finden. Beredet aber muß sie werden, sonst find' ich keine Ruhe mehr!«

Er lehnte das zitternde Haupt zurück und schloß die Augen. Horatio stand auf und erfaßte die ebenfalls fortwährend zitternde und feucht-heiße Hand des Vaters.

»Ich vollziehe Deinen Willen,« sprach er, »und wünsche, daß Dein Herz, Deine Seele und Dein kranker Körper Ruhe in der Erfüllung desselben finden! ...«

Der Baron hielt mit geschlossenen Augen seine Stellung bei.

»Schnell! schnell!« rief er. »Geh' und handle! ... Und sage Latte, dem lächelnden Schurken, den ich nicht entbehren kann, er solle mir ... eine Erquickung besorgen! ...«

Horatio legte seine Hände über die Augen und verließ schweigend das Zimmer seines bejammernswerthen Vaters.

2. SCHMERZ EINES CRIMINALISTEN.

Auf der Treppe schon vernahm er die Stimme des laut scheltenden Amtsschreibers, der soeben mittelst Expresß einen Brief aus der Kreisstadt erhalten hatte.

»Beehren Sie mich noch einmal, gnädiger Herr!« rief Ehrenschild ihm zu und führte ihn fast gewaltsam in sein Zimmer. »Es ist eine schuftige Welt, Herr Baron, glauben Sie dem Worte eines erfahrenen Mannes ... Man erlebt nichts wie Täuschungen, besonders wir grausam geplagten Juristen ... Und ärgern oder maltraitiren uns die Menschen nicht, so legt sich zur Unzeit der Tod in's Mittel und verdirbt uns die kleinste Freude, macht alle aufgewandte Mühe zunichte! ... Solch ein eclatanter Fall, und nun dies Ende! ... Verrückt könnte man werden! ... Aber wie steht's« – unterbrach er sich, das erhaltene Schreiben auf sein Pult legend – »sehr wacklig, nicht

wahr? ... Jammerschade, weiß Gott! ... Fehlte nicht an vortrefflichen Anlagen, aber diese Verliebtheit in Bacchus – ich sage Ihnen, würdigster aller Landedelleute, diese Verliebtheit zehrt alle Lebenskräfte auf! ...«

Horatio mußte dem Amtsschreiber leider recht geben, sagte aber nur, er habe seinen Vater sehr verändert und sehr schwach gefunden, geistig aber klarer, als er zu hoffen gewagt.

»Sehr richtig bemerkt,« fiel Ehrenschild ein, »ausgezeichnete Naturanlagen, nicht tod zu machen! ... Darin haben geistig begabte Menschen die merkwürdigste Aehnlichkeit mit recht grundschlechten Subjecten ... Ausgefemte Verbrecher bessert nichts, weder Lachen, noch Predigt, noch Buße, ihnen thut nur der Galgen gut oder das Richtschwert! ... Eben deshalb sehen Sie mich so unglücklich, weil nun doch wieder nichts aus der ganzen prachtvollen Geschichte werden soll! ...«

»Von welcher Geschichte sprechen Sie denn?« fragte Horatio, der sich die Aufregung des Amtsschreibers durchaus nicht erklären konnte.

»So hören Sie zu, Herr Baron!« fuhr dieser fort. »Hier, das ist der Stuhl für Ehrenmänner, den dort bitte ich stehen zu lassen, weil er für die Scheusale reservirt wird, die hier das ABC ihrer Verbrechen aufsagen, aus dem wir Criminalisten ihnen dann später mit geschickter Hand den Strick drehen, der sie gen Himmel fahren läßt ... Das Weib, die famose Wahrsagerin, die ja auch Ihnen und Ihren Freunden ein paarmal den Weg vertreten hat, angeblich, um durch ihr unverständliches Kauderwelsch Ihnen

Gutes zu thun – dies Weib also, geständige Brandstifterin und Mordbrennerin aus Rache und gemeinem Eigennutz, nimmt sich jetzt, wo sie kein Gott mehr vom Schaffot erretten kann, heraus, der wohlverdienten Strafe durch den Tod entschlüpfen zu wollen! . . . «

»Hat sich die unselige Person vergiftet?« warf Horatio ein.

»Wo denken Sie hin, Herr Baron!« erwiderte Ehrenschild. »Sie müssen einen sehr schlechten Begriff von der Einrichtung unseres Gefängnißwesens haben, wenn Sie meinen, ein Delinquent könne Hand an sich selbst legen. Bei einem wohleingerichteten Gefängnißsystem und sorgfältiger Ueberwachung desselben kann dergleichen gar nicht vorkommen . . . Nein, Herr Baron, diese unverbesserliche Person ist so frech, eines natürlichen Todes sterben zu wollen, ehe der Henker sie beim Schopfe faßt! . . . Soll man nun darüber nicht ärgerlich werden? . . . «

»Mein lieber Herr Ehrenschild,« entgegnete Horatio, dem es schwer fiel, den seltsamen Kummer des Amtsschreibers nicht zu belächeln, »gegen diese Fügung Gottes wird Ihnen kein Protest etwas nützen.«

»Das ist's ja eben, was mich so unglücklich macht, Herr Baron!« versetzte Ehrenschild. »Und ich hatte mir so unbeschreiblich viel Mühe gegeben! . . . «

»Wünscht die Verurtheilte Sie vor ihrem Ende noch einmal zu sprechen?« fragte Horatio.

»Kann's nicht sagen,« erwiderte der Amtsschreiber. »In die Stadt kommen soll ich, so wünscht es der Pfaffe. Da lesen Sie selbst! . . . « Er reichte Horatio das erhaltene

Schreiben. Kaum hatte dieser die Schriftzüge desselben erblickt, so rief er aus:

»Was seh' ich! Von dem Kanonikus Moosdörfer? Und diesen ausgezeichneten Mann nennen sie einen Pfaffen?

...«

»Ist das etwa eine Injurie, Herr Baron?«

»Ich weiß nicht,« fuhr Horatio fort, »so viel aber steht fest, daß Kanonikus Moosdörfer ein Mann ist, den ich sehr hochachte. Sie werden der Aufforderung doch Folge leisten?«

»Bleibt mir etwas Anderes wohl übrig? ... Begleiten Sie mich, Herr Baron!«

»Gern würde ich es thun, hätte ich nicht zunächst einen wichtigen Auftrag meines Vaters zu vollziehen, der einen Aufschub durchaus nicht zuläßt. Uebrigens muß Ihnen die Einladung des Herrn Kanonikus nur erwünscht sein, da die Sterbende, wie in dem Schreiben angedeutet wird, ja noch ein Bekenntniß ablegen will.«

»Das allein kann mich einigermaßen trösten,« versetzte Ehrenschild, »und es zeigt von Weltklugheit, daß der würdige Herr Kanonikus dies letzte Bekenntniß einer argen Sünderin in Gegenwart Anderer anhören, es also nicht als unter dem Siegel der Beichte abgelegt betrachtet wissen will ... Sie können mich also nicht begleiten?«

»Ich bin überzeugt, lieber Herr Ehrenschild, daß Sie für derartige Bekenntnisse ein weit feineres Ohr besitzen, als ich,« sagte Horatio. »Und dürfen Sie das Vernommene späterhin bekannt werben lassen, so weiß ich, daß ich

nicht der Letzte bin, dem Sie das Interessanteste daraus mittheilen werden.«

»Mein Wort darauf, Herr Baron,« versetzte der Amtsschreiber. »Ich war stets für genossene Wohlthaten und für freundliche Begegnung erkenntlich! . . . Darf ich hoffen, Sie noch auf Alteneck zu treffen, wenn ich aus der Kreisstadt zurückkehre? . . . Ich fahre sogleich dahin ab, damit der Tod, dieser schadenfrohe Cujon, mir nicht etwa noch zuvorkommt.«

»Das hängt von den Umständen ab,« erwiderte Horatio, »besonders von dem Empfange, den ich bei Barbara finde . . . «

»Wünsche die beste Verrichtung,« sagte Ehrenschild. »Vielleicht haben wir uns gegenseitig wichtige Eröffnungen zu machen, wenn wir uns früher oder später wiedersehen . . . «

Horatio verließ die Wohnung des Amtsschreibers, um sich durch den Gartensalon in den Park zu begeben, dessen Gänge er langsam durchschritt, ehe er sich der versteckt gelegenen Eremitage näherte, in welcher Barbara für gewöhnlich sich aufhielt. Die Wohnung der alten Beschließerin zu betreten wagte er nicht, weil er zu stören befürchten mußte. Er hielt sich deshalb in der Nähe auf, um die Rückkehr des Schäfers abzuwarten, den er doch erst sprechen mußte, ehe er sich des von seinem Vater erhaltenen Auftrages entledigen konnte.

Nach fast einstündigem Harren trat endlich Clemens allein aus der Eremitage. Sein Gesicht war ernst, sein Blick verschleiert.

»Barbara hat Dich unfreundlich empfangen,« redete Horatio den Schäfer an. »Sie will nichts mehr von ihrem unglückseligen Sohne hören!«

»Brechen Sie nicht den Stab über das Herz einer Mutter, junger Herr, das sich unter den Schlägen des Schicksals krümmt und aus vielen Wunden blutet!« versetzte Clemens. »Niemand kennt Barbara besser als ich, denn sie war meine Braut, und ich habe sie lange treu und uneigennützig geliebt . . . Die Flatterhaftigkeit der Jugend und fremde Gleißnerei ließen sie auf Abwege gerathen. Als sie später zur Einsicht ihrer Thorheit kam, war ihr nicht mehr zu helfen. Sie duldete, sie litt, sie hoffte, bis die in Erfüllung gehende Hoffnung sie fürchterlich enttäuschen sollte! . . . Ein so grausam gemißhandeltes Herz ist weder leicht zu beruhigen noch aufzurichten. Man muß ihm Zeit lassen, damit es den Balsam nur erst annimmt, der es erquicken und heilen soll! Und solchen Balsam habe ich Barbara gereicht.«

»Dann wird auch meines Vaters Wunsch in Erfüllung gehen,« rief Horatio.

»Wenn der Baron sich entschließen kann, der Mutter Hubert's Abbitte zu thun, wäre es wohl möglich –«

»Abbitte? . . . Du glaubst selbst nicht daran, Clemens! . . . Mein Vater hat gewiß Niemand je im Leben Abbitte gethan . . . «

»Um so besser wird es für den Herrn Baron sein, wenn er es jetzt noch lernt. Der Mensch wird nachgiebiger, je schwächer er sich fühlt! Und mit etwas Ruhe im Hause

wie im Herzen dürfte dem gnädigen Herrn doch wohl gedient sein . . . «

»Aber Abbitte, Clemens!« rief Horatio. »Das bloße Wort schon empört den Stolz jeden Mannes! . . . «

Der Schäfer zuckte die Achseln.

»Man wird es doch versuchen müssen,« sprach er, »und da ich mich als natürlicher Beschützer Barbara's der Sache nun einmal angenommen habe, will ich auch nicht müßig sein . . . Der Herr Baron befindet sich in zugänglicher Stimmung, ich kann es Ihnen ansehen, junger Herr!«

»Du wirst ihn sehr unzugänglich finden, wenn das verhaßte Wort über Deine Lippen kommt! . . . «

»Gleichviel, ich thue meine Schuldigkeit! . . . Barbara verlangt nichts Unbilliges. Gewährt aber der Herr Baron ihre Forderung, so ist damit auch die Abbitte geleistet . . . «

»Nun dann in Gottes Namen, versuche es!« sprach Horatio. »Meine Gegenwart bei dieser Verhandlung ist hoffentlich nicht nöthig.«

»Sobald sie beendet ist, werde ich Ihnen Nachricht geben.«

»Ich erwarte Dich in der Veranda.«

Der Schäfer nickte beistimmend. Horatio setzte seine Wanderung durch die Gänge des Parkes fort. Nach einer Weile sah er die blitzende Haube Barbara's, die gesenkten Hauptes, die Arme über die Brust gekreuzt, von der Eremitage nach dem Schlosse ging.

3. DAS LETZTE BEKENNTNISS DER BRANDSTIFTERIN.

Die Brandstifterin von Ober-Rense war zum Tode verurtheilt worden. Amtsschreiber Ehrenschild auf Alteneck hatte recht, wenn er diesem Criminalfalle nicht geringe Wichtigkeit beilegte, denn die Beweggründe des Verbrechens entsprangen einer krankhaften Seelenstimmung, wie sie nicht häufig vorkommen dürfte.

Bei der Untersuchung stellte es sich nämlich heraus, daß die zunächst wegen betrügerischer Wahrsagerei verfolgte Fichtler aus Rachsucht sowohl den Forst von Rothstein wie später den Hof Ober-Rense in Brand gesteckt hatte. Beide Verbrechen verübte die Frevlerin, weil sie meinte, Baron von Alteneck sei eben so viel Schuld an ihrer Vertreibung von Rothstein, wie dessen Besitzer, der Graf, von dem sie glaubte, er höre mehr auf die Einflüsterungen des Barons, als auf die Rathschläge Anderer.

Die eingeschlossene Luft im Gefängnisse und die Strapazen eines lange Jahre hindurch fortgesetzten ruhelosen Lebens warfen die Angeklagte bald nach beendigter Untersuchung auf's Krankenlager. Zwar gab es noch manchen dunkeln Punkt im Leben der Unglücklichen, über welchen sich das Gericht gern Aufschluß verschafft hätte, das oder die Verbrechen aber, auf welche Todesstrafe erkannt wurde, waren genügend ermittelt. Man nahm deshalb von weiteren Nachforschungen Abstand und ließ auch die nächste und naheliegende Frage fallen, welche dem Gericht Auskunft geben sollte über die

nochmalige Rückkehr der Verbrecherin auf den Schauplatz ihrer dunkeln Thaten. Es war nicht anzunehmen, daß der Zufall allein ihre Schritte wieder dahin geleitet habe, und doch ließ sich auch wieder mit Bestimmtheit behaupten, es müsse dieser Rückkehr eine besondere Absicht zum Grunde gelegen haben.

Ohne Zweifel hätte das Gericht sich darüber um so leichter beruhigt, als ja das Urtheil gefällt war und nur noch der Vollstreckung harrte. Leider aber wurde die Verurtheilte jetzt so schwer krank, daß es grausam gewesen sein würde, ihr die Tröstungen der Religion vorenthalten zu wollen, nach denen sie großes Verlangen trug. Gleichzeitig äußerte sie, daß nur eine Generalbeichte ihr Gewissen erleichtern könne, und daß sie nicht ruhig in den Tod zu gehen fähig sei, ehe sie von Priesterhand Absolution erhalten habe.

Kanonikus Moosdörfer, welcher auf seiner Inspectionsreise die Kreisstadt besuchte, in der übrigens nur sehr wenige Katholiken als Fremde lebten, hörte von dem Falle sprechen, zog nähere Erkundigungen ein und ließ sich in die Zelle der Verurtheilten führen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen kannte ihn die offenbar hoffnungslose Kranke und nannte seinen Namen. Es ergab sich, daß dieselbe jener Firmung in der Bischofsstadt beigewohnt hatte, deren Zeuge auch der Bruder des Kanonikus, Comtesse Maximiliane von Allgramm, Horatio und Georg Rauerz gewesen waren.

An diese Mittheilungen knüpften sich andere Bekenntnisse der Verurtheilten, welche dem Kanonikus einen tiefen Blick in deren verschleiertes Seelenleben thun ließen . . . Sie bekannte dem geistlichen Herren, daß sie gewahrsagt habe, um die, welche ihr vertrauensvoll die Hand reichten, vor Unheil zu warnen, das Jedem drohe, und sie fühle sich zum Wahrsagen gedrängt, weil sie damit ein Unrecht, das sie vor langen Jahren begangen, gut machen zu können glaube.

Von dem Kanonikus befragt, worin dies Unrecht bestanden habe, das sie selbst als solches bezeichne, ward die Verurtheilte still. Das milde Zureden des Geistlichen indeß ließ sie Muth fassen, und sie erklärte sich zu einem Bekenntniß bereit, wenn sie dann auf Absolution hoffen dürfe . . .

In der Voraussetzung, es werde dies neue Geständniß irgend welchen Zusammenhang mit den bereits eingestandenem Verbrechen haben, hielt der Kanonikus es für nöthig, die Aussagen der offenbar mit schnellen Schritten dem Tode entgegengehenden Delinquentin nur im Beisein einiger Gerichtspersonen anzuhören. Diese entsprachen sofort der Aufforderung des Prälaten und fanden sich so schnell wie möglich in dem Gefängnisse der Verurtheilten ein.

Um in dem sehr beschränkten dunkeln Raume doch hinreichend sehen zu können, hatte man einige Talglichter angezündet. Ein kleiner Tisch mit Schreibmaterialien mußte, um den nöthigen Platz zu gewinnen, gegen die Thür der Zelle gestellt werden. An ihm nahm der eifrige

Amtsschreiber von Alteneck Platz, um die Aussagen der Sterbenden sorgfältig niederzuschreiben. Einem zuverlässigeren Manne als Ehrenschild konnte man das Amt eines Protokollanten nicht anvertrauen; denn sollte der für ihn so ungemein interessante Rechtsfall ohne einen Schluß endigen, wie die weltliche Gerechtigkeitspflege ihn im Auge hatte, so lag für den Amtsschreiber doch in dem Bewußtsein eine Beruhigung für sein juristisches Gewissen, daß er das Herz der Verurtheilten bis auf den Grund erforscht habe.

Eine niedrige Pritsche diente der schwer Leidenden zum Lager. Neben ihr saß Kanonikus Moosdörfer im priesterlichen Ornat, der aufmerksam Zuhörenden Worte des Trostes vorsprechend.

»So Du bekennst, meine Tochter, und aufrichtig be-reust, was Du gesündigt hast im Leben, wird die Kirche Dir vergeben und der allgütige Vater im Himmel Dir gnädig sein. Zögere also nicht länger, sondern beginne! Denn siehe, es ist spät geworden, und an Dich heran tritt die Nacht des Todes, aus der Dich Niemand erretten kann, als die vergebende Liebe unseres Erlösers! . . . «

Die Verurtheilte faltete die braunen knöchernen Hände über der Decke, heftete ihre Augen fest auf den Kanonikus und legte dann, oft stockend und von längerem Röcheln unterbrochen, folgendes Geständniß ab:

»Als Graf Achim von Rothstein mich aus seinem Schlosse verwies, richtete ich meine Schritte zunächst nach Alteneck, indem ich hoffte, es könne mir vielleicht

gelingen, den Herrn Baron zu sehen und für mich zu gewinnen. Leider beruhte diese Annahme auf irrigen Voraussetzungen und auf meiner Unkenntniß der Verhältnisse. Ich erhielt nicht nur keinen Zutritt zu dem Baron, sondern ward mit Hohn von einer Frau aus dem Schloßhofe verwiesen, von der ich schon oft hatte sprechen hören und die, wie ich nachträglich erfuhr, damals noch große Gewalt über Baron von Alteneck besaß . . .

»So war ich denn gezwungen, mich aus der Gegend zu entfernen, was ich höchst ungern that. In meiner Heimath stand ich allein, und gerade dahin wurde ich von dem Grafen verwiesen, weil er mich nicht in seiner Nähe dulden und wissen wollte. Ich zögerte also, überschritt die Grenzen der Herrschaften Rothstein und Alteneck, entfernte mich aber doch immer nur wenige Stunden weit von denselben. Der Grund dieses Zögerns, dieses Abreisens und Wiederkommens lag in dem heißen Verlangen, mich an den beiden einander so eng befreundeten Edelleuten auf recht empfindliche Weise zu rächen. Einen bestimmten Entschluß konnte ich nicht fassen; ich wollte, um ganz freie Hand zu behalten, den Zufall walten lassen . . .

»Um nicht als verdächtige Herumtreiberin aufgegriffen und mittelst Zwangspasses in meine Heimath transportirt zu werden, hielt ich mich meistentheils in den wenig besuchten und zum Theil unbetretenen waldigen Bergthälern auf, wo ich vor jeder Verfolgung ziemlich sicher war. Hier lebte ich, von Thal zu Thal, von Grund zu Grund

wandernd, beinahe einen Monat, bis ein Naturereigniß mir Anlaß gab, die Gegend für längere Zeit zu verlassen.

»Ein Gewittersturm von ungewöhnlicher Heftigkeit ließ mich erkennen, daß ein Aufenthalt in den Bergschluchten, welche ich mir einstweilen zur Wohnung ausersehen hatte, lebensgefährlich werden könne. Die reißenden Gießbäche, welche binnen wenigen Minuten nach Ausbruch des Wettersturmes von allen Höhen, aus allen Schluchten, über Felsblöcke und grüne Berghalden sich ergossen, verbreiteten weithin Tod und Verderben. Die stürzende Fluth entwurzelte Bäume, unterwühlte Felsen, daß sie sich senkten, schwemmte einsame Mühlen fort und überschüttete Wiesen und Felder fußhoch mit sandigem Schlamm und kiesigem Geröll. Auch mich erfaßte ein solcher Strudel und riß mich fort in die Tiefe! ... Schon glaubte ich dem Tode rettungslos verfallen zu sein, da schleuderte mich die strudelnde Woge bei einer scharfen Biegung auf festen Grund. Fast gleichzeitig mit mir – denn ich hatte meine Besinnung noch nicht vollkommen wieder erhalten – fühlte ich ein anderes lebendes Wesen an mir niedergleiten, das sogleich in wimmerndes Röcheln ausbrach ... Dies Wimmern und eine weiche tastende Kinderhand, die mein Gesicht berührte, brachten mich schnell zu mir selbst ... Ich blickte um mich, sah ein kleines Kind, ein zartes, niedliches Mädchen fast in meinen Armen liegen, hörte es wimmernd das eingeschluckte Wasser aussprudeln und fühlte mich dann von den kleinen Aermchen umklammert, indem es mit letzter Kraftanstrengung das einzige Wort ›Mutter‹

lallte! ... Dann schloß es die Augen und neigte erbleichend das lockige, von Wasser triefende Köpfchen, als wolle es sterben ... «

Die Körperkräfte der Verurheilten waren erschöpft, ihre Hände begannen zu zittern, sie athmete tief und schwer ...

Kanonikus Moosdörfer hatte mit großer, sich immer mehr steigender Spannung zugehört ... Er fürchtete, das sündige Weib könne den letzten Odem aushauchen, ohne ein volles Bekenntniß ihm abgelegt zu haben. Darum rief er sie an, um die erlöschende Flamme des Lebens noch einmal hell aufflackern zu machen.

»In welchem Jahre, meine Tochter, und in welchem Monate trug sich dies Ereigniß zu?« redete er sie mild, aber fest an. »Sei wahr, denn Du stehst vor den Pforten der Ewigkeit! ... «

Die Verurheilte richtete den bereits glanzlos gewordenen Blick abermals auf den Geistlichen, welcher ihr das Bild des Gekreuzigten auf die Brust legte.

Lisette Fichtler nannte Jahr und Monatstag ... An diesem Tage hatte Donatus Moosdörfer seine Kinder verloren! ...

»Es war ein Mädchen, das Gott in Deine Arme legte,« fuhr der Kanonikus fort. »Hast Du gethan, was Gott in jenem heiligen Augenblicke Dir auftrug? Was er von Dir verlangte? ... Das Kind einer Fremden übergab er Dir, damit Du ihm Mutter seiest, bis es seine rechte Mutter wieder an ihr zitterndes Herz drücken könne! ... Was ist durch Dich aus dem Kinde geworden? ... «

Die Verurtheilte war so schwach, daß sie nur noch halblaut zu lallen vermochte.

»Ich gab ihm zu essen und lehrte es betteln,« sprach sie, indem die Hände flogen und der Blick ihrer Augen immer lichtloser ward, »und als das Kind mir lästig ward ... empfahl ich es ... Gottes Barmherzigkeit ... und ... verließ es schlafend im Schilf! ... Durch meine Schuld wird es umgekommen sein! ...«

Sie röchelte stärker, und das Auge brach.

»Wo, Unselige, wo?« rief der Kanonikus. »Die einzige Tochter meines Bruders hast Du dem Elend preisgegeben! ...«

Ein heftiger Muskelkrampf entstellte die Züge der Sterbenden; sie vermochte nicht mehr zu sprechen ...

»Bei der ewigen Barmherzigkeit Gottes, Lisette Fichter, frage ich Dich: Hast Du die Wahrheit gesagt? Beschwert keine andere Sünde Dein Gewissen, und beuest Du von Grund des Herzens, was Du Uebles gethan hast auf Erden? ...«

Die Verurtheilte lispelte ein nur dem Kanonikus verständliches »Ja!«. Der Geistliche ertheilte ihr die Absolution, und als sie zum letzten Male aufseufzte, hatte er sie segnend zum Tode geweiht.

4. BARBARA UND DER BARON.

Unterdeß war auch Schloß Alteneck der Schanplatz einer Entscheidung geworden, die man wohl einer vom Himmel dictirten Vergeltung gleichachten konnte. Der alte Baron empfing Barbara, um sie anzuhören und sich

für immer mit ihr auseinander zu setzen. Es war ihm nicht wohl, als er sie kommen hörte, aber er konnte und wollte auch nicht zurück. Länger hinauszuschieben, was doch demnächst geschehen mußte, wäre nur die Verlängerung und Verstärkung einer Tortur gewesen, unter der er schon unsäglich gelitten hatte. Um sich aber für die schwere Stunde zu stärken, ließ er sich noch zwei große Becher mit Wein auf den Tisch stellen, hinter welchem er sitzend, wie er höhnisch lächelnd zu Clemens äußerte, der alten Schloßkatze eine Stunde Audienz ertheilen wollte.

Barbara sah nichts weniger wie versöhnlich aus, als sie festen Schrittes in das Zimmer trat, den Tisch umschritt und sich dicht an der Seite des Barons niederließ, der noch immer seine alte Stellung beibehalten hatte.

Der erste Blick der Beschließerin streifte die vollen Poale, der zweite das eigenthümlich geröthete Gesicht des alten, gichtkranken, siechen Herrn, der ihren strengen Blick mit einem widerwärtigen Lächeln erwiderte.

»Adam von Alteneck,« begann Barbara und tupfte dabei mit ihrem spitzen, harten Zeigefinger auf die heißfeuchte Hand des Barons, »Lotto-Clemens behauptet, zu wissen, daß Sie, ehe Sie im unbekanntem Jenseits den Lohn für Ihre Thaten auf Erden empfangen, dem Vater sein wollen, den Sie in der Jugend nicht kennen mochten, den Sie haßten, endlich verstießen und dadurch unter die Bösen jagten, die wie Sie selber in allen finsternen Winkeln der Erde lauernd stehen, um sich von dem

großen Werkmeister alles Bösen und Schlechten zu Gesellen anwerben zu lassen . . . Sollte das Ihr fester Wille sein, Adam von Alteneck, so will ich, Barbara Ueberschar, die Sie durch Falschheit und Untreue um alles Erdenglück betrogen haben, für Sie beten, wenn die Nacht der ewigen Finsterniß auf Ihr weinglühendes Haupt herabsinkt.«

»Wenn man freundlich mit Dir sein will, Bärbchen, mußt Du nicht schlechte Scherze machen,« versetzte der Baron. »Ich habe es stets gut mit Dir gemeint, und Du warst immer mein liebes Närrchen . . .«

Die blitzende Haube Barbara's bewegte sich, als wäre sie lebendig, indem die Trägerin derselben erwiderte:

»Dein Närrchen war ich, Adam von Alteneck, geliebt aber hast Du mich nie, denn Du liebst nur Dich, Dich ganz allein! . . .«

Der Baron senkte seinen Mund an den Rand des silbernen Bechers und schlürfte Wein daraus.

»Geht Dein Witz schon zu Ende, daß Du Dich nach Hilfe umsehen mußt?« fragte Barbara bitter. »So sehr ich Ursache habe, Dich zu hassen, so sehr dauerst Du mich doch auch wieder . . . Ich sah nie einen ärmeren Mann als Dich! . . . Selbst Graf von Rothstein war glücklicher, und selbst das elende Weib, das sie neulich in der Kreisstadt zum Tode verurtheilt haben, würde nicht mit Dir tauschen, obwohl ihr Leben dem Beile des Henkers verfallen ist! . . .«

Der Schäfer mit seinem Hunde trat in's Zimmer und nahm, ohne den Baron zu grüßen, neben der Thür Platz.

Adam von Alteneck schlürfte noch einen Trunk der Stärkung, ehe er antwortete. Dann sagte er, die Blicke unruhig im Zimmer umher schweifen lassend:

»Fehlerlos, Bärbchen, sind wir allesammt nicht, sonst säßest Du jetzt nicht hier und ich ließ mir von Deinen knöchernen Fingern meine schmerzenden Hände nicht so unbarmherzig zertrommeln. Es freut mich indeß, daß ich nicht so schlecht bin, wie Du glaubst . . . Wäre ich das wirklich, mein Närrchen, so würde ich Dich noch heute über die Grenze meiner Herrschaft bringen und mitten in einen Distelbusch setzen lassen, ohne mich vor der ange drohten Strafe Deines unbekanntes Jenseits zu fürchten, denn Heimathsrechte, mein liebes Bärbchen, hast Du hier nicht, wenn ich sie Dir nicht geben will! . . . Das ist jedoch nicht meine Absicht; im Gegentheil, wir wollen, da wir doch Beide neben einander alt geworden sind, uns für immer versöhnend die Hände reichen und uns als gute Freunde trennen! . . .«

»Trennen!« wiederholte Barbara. »Ja, das war immer Dein Stichwort, wenn wir Comödie unter einander spielten . . . Ich kann das Wort nicht leiden, Adam von Alteneck! . . .«

»So laß uns sagen: Abschied von einander nehmen!« erwiderte der Baron. »Durch Deinen Jugendfreund Clemens, der ein Gesicht macht, als habe Gott selber ihm das Richteramt übertragen, hast Du erfahren, welch Unglück Deinem Sohne zugestoßen ist . . . An diesem Unglück bin ich nicht schuld, das wirst Du gewiß zugeben, Bärbchen! . . . Ich habe Hubert nicht aus Alteneck gejagt,

als er mir trotzig in's Gesicht geiferte, und bin ihm nicht hinderlich gewesen, da er sich zum Besitzer von Rothstein machte, weil er wußte, daß mich dies kränken würde! ... Nein, Bärbchen, ich schwieg, schwieg zu Allem, denn ich wünschte, Du solltest den Sohn, nach dem Du immer so große Sehnsucht hattest und den ich Jahre lang mit so vieler Ausdauer in der halben Welt suchen ließ, stets um Dich haben, damit Du an seinem Anblick Dich erfreuen, in seiner Nähe Dich stets heimisch und sicher fühlen mögest! ... Zu meinem Leidwesen aber vertrugt Ihr Euch nicht besonders gut, und das veranlaßte Deinen Sohn wohl auch, sich in aller Stille wieder aus dem Staube zu machen ... Ein guter Sohn, der seine Mutter liebt, hätte das in seinen Verhältnissen nicht gethan. Aber Hubert ist eigensinnig, wie Du es von jeher warst, und dieser Eigensinn wird ihn nun, wie ich zu meinem Bedauern höre, des Augenlichtes berauben! ... Das ist recht traurig und betrübt mich sehr! ... Ein Mensch ohne Sehkraft ist ein elender Mensch, und nannte er die halbe Welt sein Eigenthum! ... Wohl solchem Elenden aber, wenn ihm noch eine Mutter lebt! ... Denn es ist Mutterpflicht, ein Kind mit liebendem Auge zu überwachen und, hat es sich verloren, es wieder zu suchen, so lange die Mutter lebt! ... Und diese süße Pflicht auszuüben, liebes Bärbchen, will ich aus Liebe zu Dir und Deinem Sohne Dir jetzt Gelegenheit geben.«

»Es ist dieselbe Sprache, Adam, die ich von Dir hörte, als ich Dich noch nicht kannte,« entgegnete Barbara. »Damals war ich ein Närrchen und glaubte, wer schön

sprechen könne, müsse auch gut sein. Heute denke ich anders, denn ich weiß, daß die Herzensschlechtigkeit immer Honigseim als Köder auf ihrer Zungenspitze trägt. Darum, Herr Baron von Alteneck« – fuhr die Beschließerin fort und ihre Augen blitzten – »werde ich mir erlauben, nicht zu thun, was Ihnen beliebt, sondern was ich will und für recht halte! Unser Sohn Hubert lebt, Sie wissen es, doch lebt er ein elendes Leben . . . Der Mann dort an der Thür, den ich gekränkt habe und der mir trotzdem Freund, Beschützer und Rathgeber in mancher trüben Stunde geblieben ist, hat mir vorgelesen, was ein gutherziger Mann, welcher den Unglücklichen sah, über ihn schrieb . . . Darin standen die Worte: ›Sein Herz ruft nach der Mutter, die es beleidigt und verhöhnt hat! Es wünscht die Vergebung der schwer gekränkten Mutter, damit der Geist nicht in Wahnsinn falle! . . .‹ Dies Wort, Adam von Alteneck, ruft mich dahin, wo Hubert leidet und büßt, nicht Ihre scheinheilige Rede! Ich werde also gehen und mich von Ihnen trennen, nur haben Sie zuvor eine Bedingung zu erfüllen! . . .«

»Dein treuer Freund und Rathgeber hat mir schon gesagt, Bärbchen, daß Du mich tyrannisiren willst,« sagte der Baron lächelnd und nahm seine Zuflucht wieder zum Becher. »Nenne sie, ich bin zu einem Opfer bereit! . . .«

»Ich verlange nichts als mein Recht, Adam von Alteneck,« versetzte Barbara, »nämlich Reisegeld und einen Paß mit meinem vollen Namen. Als Mutter eines Barons will ich nicht weniger sein als mein Sohn . . .«

Adam's Hände begannen wieder sehr heftig zu zittern.

»Du bist hart, Bärbchen,« sprach er, sich zum Lächeln zwingend, »und weißt doch, daß ich der Schonung bedarf! ... Schämst Du Dich Deines ehrlichen Namens? ...«

»Ich kann mich eines Namens nicht schämen, den ich mir von einem gewissenlosen Manne rauben will,« entgegnete Barbara, »aber ich will mich nicht von Ihnen trennen, ohne vorher mein rechtmäßiges Eigenthum erhalten zu haben! ...«

»Ich verstehe Dich nicht, Bärbchen! ... Indeß – Du sollst anständig, als Dame von Alteneck abreisen ...«

»In Ihrem Wagen, Baron! ...«

»Wenn es sein muß, auch das ...«

»Und als Frau Barbara Baronin von Alteneck! ...«

»Das bist Du nicht!«

»Das will ich aber sein! ...«

Die Blicke Adam's und Barbara's begegneten sich wie versengende Blitze. Dann sagte der Baron mit heiserer Stimme:

»Clemens!«

Der Schäfer erhob sich und trat an den Tisch.

»Was befehlen Eure Gnaden?« fragte er.

»Setze den Becher an meine Lippen, ich fühle mich so schwach ...«

Clemens erfüllte die Bitte des Barons ... Das Zittern der Hände ließ etwas nach, er sah wieder kräftiger aus.

»Bestehe nicht auf dieser Bedingung, Bärbchen,« wendete er sich mit milder Miene zur Mutter Hubert's. »Ich

kann nicht darauf eingehen, und Du hast kein Recht zu dieser Forderung!«

»Ist Hubert nicht unser Sohn, und nennt man ihn nicht Baron? . . . «

»Weil ich ihn anerkannt habe . . . «

»So erkenne mich auch an als seine Mutter vor der Welt, Adam von Alteneck!« sprach Barbara entschlossen. »Dein Weib will ich nicht werden, denn ich könnte Dich jetzt nicht mehr achten; Deinen Namen aber will ich führen vor der Welt und in der Fremde, damit alle ehrlichen Leute mich achten! . . . «

»Erfüllen Sie das Verlangen Barbara's, Herr Baron!« fiel der Schäfer ein. »Sie schaffen sich dadurch selbst ruhigere Stunden und thun Abbitte vor sich selbst! . . . Gedenken Sie der Sterbestunde des Grafen von Rothstein! . . .

Adam von Alteneck lehnte den Kopf zurück in seinen bequemen Polsterstuhl und schloß die Augen. Füße und Hände zuckten, als sei er von Krämpfen befallen . . . So lag er geraume Zeit lautlos, ein entseelter Körper, dem es an Kraft gebrach, um sich willkürlich regen und bewegen zu können. Endlich schlug er die Augen wieder auf und nannte leise den Namen des Schäfers, der neben Barbara am Tische stand.

»Was befehlen der gnädige Herr?« fragte Clemens.

»Den zweiten Becher!«

Der Schäfer reichte diesen dem Baron, und Adam trank in langen Zügen daraus, bis er geleert war. Dann holte er einige Male tief Athem und sagte, sich kräftig im

Stuhle emporrichtend und einen kalten, stieren Blick auf Barbara werfend:

»Latte!«

Clemens zog die Klingel. Der Leibdiener des Barons erschien sehr schnell.

»r Gnaden befehlen?« fragte er und schielte bald den Schäfer, bald Barbara an.

»Ein Paßformular nebst Feder und Tinte! . . .«

Der Bediente ging. Barbara stützte sich auf den Arm des Schäfers und sah den Baron unverwandt an. Als Latte mit dem Verlangten zurückkam, zitterten die Hände Adam's von Alteneck nicht mehr. Er füllte mit fester Hand das Paßformular aus und unterzeichnete es. Als dies geschehen war, überlas er es noch einmal und reichte es Barbara.

»Habe Deinen Willen, damit es ruhig werde in dem Schlosse meiner Väter!« sprach er, lehnte sich zurück, und schloß wieder die Augen.

»Es soll ruhig werden, Adam,« erwiderte Barbara, »denn ich bin jetzt vor der Welt, was ich immer in Wirklichkeit hätte sein sollen . . . Lebe fortan glücklich, wenn Du kannst! . . . Die Du zu gering achtetest, um sie Dein Weib zu nennen, obwohl sie es war vor Gott, sie trennt sich jetzt freiwillig und für immer von Dir, um an ihres verstoßenen Sohnes Krankenlager für diesen Sohn, für sich und für Dich zu bitten! . . .«

Adam von Alteneck gab keine Antwort. Er lag wie ein Bewußtloser in seinem Stuhle und regte sich nicht.

Spät am Abend rollte der Wagen des Barons mit dem Wappen am Schläge aus dem Schloßhofe, und Lotto-Clemens führte die Zügel. Im Wagen, der mehrere Reisekoffer trug, saß Barbara mit einem Mädchen, das sie als Zofe begleitete. Auf der Rampe stand Horatio mit verschränkten Armen und folgte dem fortrollenden Wagen mit den Augen, bis er in der Ferne verschwand.

5. ANTON'S VERLOBUNG MIT ANDREA.

Im Schulzenhofe auf der Einöd' ging es sehr heiter zu. Die Thüren waren mit Guirlanden von Eichenlaub geschmückt, und selbst dem großen Wachtelbauer, das vor den Kammerfenstern des Schulzen hing und in dem ein ganz vortrefflicher Schläger viele Male des Tages seinen charakteristischen Ruf ertönen ließ, hatte man einen mit vielen Bändern verzierten Kranz ausgesetzt. Es ward nämlich die Verlobung des Collaborators Anton Wacker mit Andrea Helfer, der einzigen Tochter des pensionirten Schulhalters in Hohen-Rothstein, gefeiert, zu welchem frohen Familienfeste eine große Menge Gäste aus den verschiedensten Ständen Einladungen erhalten hatten. Leider konnten gerade die nächsten Verwandten der Braut demselben nicht beiwohnen, da die Gebrüder Helfer nebst Anhang noch in Hamburg zurückgehalten wurden und noch immer den Tag der Abreise nicht genau angeben konnten. Anton hätte das Kommen derselben gern abgewartet; da sich dasselbe aber in's Ungewisse hinaus verzögerte, so konnte er den Bitten seiner geliebten Braut

und dem Wunsche des eigenen Herzens unmöglich länger widerstehen; und er entschloß sich denn, den glückverheißenden Jubeltag nicht länger mehr zu verschieben.

Es hatte sich in der letzten Zeit in Wacker's weitem Freundeskreise viel Wichtiges zugetragen, Trauriges sowohl wie Freudiges, und die glänzenden Augen Andrea's waren nicht immer thränenleer geblieben, obwohl Anton sich Mühe gab, jeden Kummer dem theuern Haupte der Geliebten fern zu halten. Zum Glück entdeckte der gelehrte Collaborator häufiger Freudenthränen an den seidenen Wimpern Andrea's als Zähren der Trauer; das Weinen ihr ganz abzugewöhnen, was für ihn ein Triumph gewesen wäre, wollte ihm aber doch nicht gelingen.

Zu den frohen Nachrichten, welche völlig unerwartet eintrafen und die freudigste Ueberraschung bei Allen hervorriefen, die sie erfahren, gehörte ein langes Schreiben Moosdörfer's an Tobias Helfer, dem ein Billet Josephine's an Andrea beigelegt war. In beiden Zuschriften wurde den Freunden erzählt, wie die getrennten Geschwister, die eine Zeit lang unerkant neben einander gelebt, ihre Aeltern und dadurch sich selbst wieder gefunden hatten. Da gab es denn einen Jubel von Hohen-Rothstein bis nach Alteneck und Bork und weit, weit hinein in das waldige Bergland, wo die Freunde des Bleichers wohnten, die so treuen Antheil genommen hatten an dem traurigen Schicksale des braven Mannes . . . Tobias Helfer spielte tagelang Jubelhymnen auf seiner Glasharmonika, und selbst aus seinen Präludien auf der Orgel

konnte ein feines Ohr die Freude heraushören, die sein Herz höher schlagen machte.

Das schreckliche Unglück des verwilderten Hubert, dem Alle mit gleicher Scheu aus dem Wege gegangen waren, erschreckte mehr, als es eigentlich Trauer erregte . . . Man fühlte Mitleid, aber keinen Schmerz. Die blinde Wuth eines Dämons gegen sich selbst kann nur Schauder oder Abscheu erregen. Er hat nichts Tragisches, er ist einfach schrecklich, und scheu wenden sich edle Naturen von ihm ab.

Mit ungleich mehr Interesse verfolgten die Freunde Horatio's den Gang des Processes gegen die Brandstifterin von Ober-Rense, weil dieselbe Allen halb wie ein böser Engel, halb wie eine Warnerin erschien, die im dunkeln Drange, vom bösen Gewissen ruhelos in der Welt umher getrieben, willenlos eine Dienerin der Vorsehung wurde.

Maximiliane von Allgramm ruhte nicht, bis sie mit der Wahrsagerin vom Markusplatze eine Unterredung im Gefängnisse gehabt hatte. Auch Horatio und Georg suchten das Weib auf, da sie ihr mehr Kenntnisse zutrauten, als sie wirklich besaß. Georg besonders bestürmte Lisette mit Fragen, die nur ein Allwissender hätte beantworten können, und stellte die Geduld der Gefangenen auf eine harte Probe. Indeß gelang es ihm doch, Auskunft gerade über einen Punkt zu erhalten, der wie ein unheimlicher Schatten ihn seit seiner Abreise aus Venedig stets begleitet hatte. Er legte nämlich am Schlusse seines Examens der Brandstifterin jenen Zettel vor, welcher

die Worte enthielt, die er vor Jahren einst geträumt hatte . . . Da lächelte die Gefangene, und das anscheinend so Wunderbare, so ganz Unbegreifliche erklärte sich auf die einfachste Weise.

»Ihr verloret ein Papier, junger Herr, auf welchem jene Worte standen,« sprach sie, »als Ihr über die Seufzerbrücke ginget und einen Brief entfaltetet. Ich sah es fallen und hob es auf, um es Euch wieder zu geben. Als ich aber die Verse sah mit ihrem vieldeutigen Sinn, behielt ich den Zettel, schrieb die Worte auf ein anderes Papier und legte sie an den Ort, wo Ihr sie finden müßtet, wenn Ihr neugierig waret . . . Denn mir schien, eine Warnung könne Euch nützlich werden und vorsichtig machen, weil ich bemerkt hatte, daß Ihr und ein älterer vornehmer Herr oft sehr unfreundliche Blicke mit einander wechseltet . . .«

Mußte das Geständniß auch wesentlich zur Beruhigung Georg's beitragen, der eben jener Verse wegen, welche Fürst Gudunow gefunden hatte, Maximiliane von Allgramm nicht mit recht freudigem Herzen zu lieben wagte, so bereitete dem jungen Manne der traurige Gemüthszustand Eudoxia's doch schweren Kummer. Diese arme Frau lebte, und war doch eigentlich für die Welt schon längst gestorben. Sie blieb eine Erscheinung selbst unter denen, die ihr nahe verwandt waren, die mit ihr fühlten, und diese wieder waren ihr gleichsam Wesen aus einer fremden Welt, für welche die arme Dame kein Verständniß hatte. Dieser Kummer drückte Alle, wenn auch nicht Alle in gleichem Maße. Georg machte er melancholisch,

ja sogar mürrisch, Maximiliane verlor unter demselben den Blütenstaub ihrer muthwilligen, Alle elektrisirenden Laune, und Horatio ward einsilbig. Nur der urwüchsige Humor Anton Wacker's blieb unberührt von jedem Stoße des Schicksals, und er gelobte sich täglich jeden Morgen auf's Neue:

»Nimmer zu beugen sein Haupt vor dem Wütherichblicke des Schicksals.

Kaum weniger Sorge verursachte Horatio, der überhaupt viel zu tragen hatte, der Zustand seines Vaters, für den es keine Rettung mehr gab. So lebten die Freunde wochenlang neben und mit einander, ohne ihres Lebens recht froh werden können. Man wünschte heiter zu sein, und hatte doch nicht den Muth dazu. Man lachte und zerstreute sich, und doch ward von allem Lachen das Herz nicht leichter, und die Zerstreung spannte eher ab, als daß sie erquickte.

Erst zwei Ereignisse, die einander auf dem Fuße folgten, machten diesem unerquicklichen Zustande plötzlich und für immer ein Ende: – die Abreise Barbara's von Alteneck, welche mit dem Tode der Brandstifterin, die in derselben Nacht noch starb, zusammenfiel, und der Hingang Eudoxia's, den Maximiliane »die Himmelfahrt der betenden Liebe« nannte.

Eudoxia besuchte, wie wir schon früher andeuteten, häufig das Erbbegräbniß des Grafen von Rothstein. Hier konnte sie oft Stunden verweilen, ohne etwas Anderes zu thun, als mit gefalteten Händen und thränenleeren

Augen hinabzublicken auf den Sarg des Mannes, der ihr das Herz gebrochen und das Leben zur Hölle gemacht hatte. Maximiliane sah diese Spaziergänge der Unglücklichen nicht gern, daran hindern aber oder sie gar mit Gewalt davon zurückhalten wollte sie dieselbe nicht. Ein einziges Mal machte der Schäfer von der Heidenlehne den Versuch, Eudoxia das Thörichte dieses Todtendienstes vorzustellen; aber auch die Worte dieses Mannes, auf den sie so lange gehört, hatten ihre Kraft verloren. Sie blieben unbeantwortet, und die Besuche wurden fortgesetzt.

Sieht man Einzelne oder ein einziges Individuum Unheimliches oder auffallend Seltsames treiben und leben wir unter dem Eindrucke solches Treibens, so athmen wir selbst nicht mehr gesunde Lebensluft, und es bilden sich krankhafte Zustände heraus. Das fühlten die Bewohner von Bork, obwohl sie es gegenseitig sich selbst nicht gestehen mochten und sich über ihr inneres Leben durch das Maskenspiel erkünstelter Heiterkeit täuschten, ein Spiel, das immer gefährlich ist, und das der geistig gesunde Anton Wacker durch die Verse ganz richtig charakterisirte:

»Selber zum Galgen fällt und sägt und zimmert
Ihr Hölzer,
Wenn Ihr mit Blick und Geberde Euch lächelnd
täuschet und And're,
Und im Galgenhumor zuletzt Euch Alle d'ran auf-
knüpft!«

Horatio, an welchen der gelehrte Collaborator diese drollige Warnung eines Tages in Form eines Briefes abgehen ließ, lachte zwar darüber, mußte aber dem Freunde doch recht geben.

Wie nahe die Gefahr ihm und Anderen gewesen war, sich ganz leise auf Abwege zu verlieren, die ein geistig und leiblich gesunder Mensch niemals einschlägt, fühlte Horatio erst, als der Schäfer spät Abends auf Bork erschien und die Meldung brachte, an der Gruft auf dem Friedhofe von Hohen-Rothstein kniee eine Leiche . . .

Diese Nachricht bestätigte sich. Eudoxia war betend an der Gruft des Unvergessenen vom Tode überrascht worden. Der Ausdruck seliger Ruhe, der auf ihrem bleichen Antlitz lag, sagte den Ueberlebenden, daß ein Engel zum Himmel aufgestiegen sei!



Mit der Beerdigung Eudoxia's wurden Alle, die wir kennen, ruhiger. Das Gleichgewicht zwischen Wollen und Können stellte sich von selbst wieder her. Niemand brauchte mehr mit einer unfäßbaren Gewalt zu ringen, die sich überall bemerkbar machte, und die Keiner ganz ignoriren konnte.

Auf Bork insbesondere brachte der Hintritt Eudoxia's einen völligen Umschwung im Leben Aller hervor. Maximiliane's natürliche Laune stellte sich ganz von selbst wieder ein, Georg blickte froh und hoffnungsvoll in die

Welt, und Horatio entwarf in der Stille mit Behagen Pläne für die Zukunft . . .

Anton Wacker, der inzwischen mit Hilfe seiner praktischen Mutter die Einrichtung seiner neuen Häuslichkeit unter ewigen Scherzen besorgt hatte, glaubte jetzt den Augenblick gekommen, wo er sich mit Andrea feierlich verloben müsse. Die Freunde erhielten poetische Episteln als Einladungen zu diesem Freudenfeste, und Keiner weigerte sich, zu erscheinen. Um nicht gar zu beschränkt in Bezug auf den Raum zu sein, verlegte man das Fest in die Einöd'. Fürstliche Prunkgemächer gab es im Hause des Schulzen freilich nicht, man fand aber wenigstens Platz, um eine gedeckte Tafel aufstellen zu können, die nach Anton

»Fülle nährender Speisen enthielt und Nektar die Menge.«

Dieser Tag war nun angebrochen, die geladenen Gäste hatten ihren Einzug gehalten, und überall sah man glückliche Gesichter. Man bedauerte nur, daß die Familie Moosdörfer nicht Zeuge des Glückes sein konnte, das Andrea's leuchtende Blicke Jedem verkündeten.

Tobias Helfer, welcher in seiner früheren Eigenschaft als Schulhalter nach damaliger Landessitte bei manchem Brautpaare Verlobungszeuge und Sprecher gewesen war, hielt eine förmliche Rede, die, weil sie aus tief bewegtem Herzen kam, alle Anwesenden ergriff, die Heiterkeit derselben aber nicht stören konnte.

Am ausgelassensten war der glückliche Anton, der bei Tafel mehr sprach als genoß, und fast jede an ihn gerichtete Frage in gebundener Rede beantwortete. Der alte Schäfer Clemens, welcher als Merkur fungirte und trotz seiner Jahre ein flinker Diener war, mußte sich einen Trinkspruch gefallen lassen, der seine vortrefflichen Eigenschaften und seine Verdienste um Lebende und Tode in das glänzendste Licht setzte und ihn den würdigsten Bruder des göttlichen Eumäos nannte.

Georg, der um Eudoxia Trauer angelegt hatte, und Maximiliane von Allgramm nöthigte ein Toast des überglücklichen Collaborators, sich den Versammelten selbst als Verlobte vorzustellen, was Anton veranlaßte, sich den Beinamen eines Herzensverbinders zu geben. Ueerrascht wurde durch diese Erklärung Niemand, denn man hatte ihr längst entgegengesehen. Dennoch hörte sie Horatio ungern, der überhaupt unter den Jüngeren der Stillste war. Maximiliane, die für wechselnde Stimmungen im Menschen ein scharfes Auge besaß, glaubte, Horatio fühle sich beleidigt, und eilte sogleich zu ihm.

»Vetter,« redete sie ihn an, »laß uns einander bleiben, was wir uns von Jugend auf waren, und ich glaube, wir werden dann Beide sehr glücklich werden!«

»Hab' ich je daran gezweifelt, Cousine?« gab Horatio zurück.

»Du zweifelst jetzt daran, und das thut mir weh!«

»Wer sagt das?«

»Dein Auge und die Verdrußfalte auf Deiner Stirn.«

»Du verkennst mich, Maximiliane. Sollte mein Blick nicht ganz so klar, meine Stirn augenblicklich nicht ganz so glatt sein wie vorher, so hat Dein Herzensglück, dessen ich mich freue, nichts damit zu schaffen. Ich schmolle nur ein Viertelstündchen mit unserem gelehrten Freunde, denn er hat einen kleinen Schnitzer gemacht. Du fühlst es ebenfalls, denn Dein Auge sah aus, als seist Du abwesend oder als träumtest Du! . . . «

»Dann nimm den bösen Freund in Strafe,« versetzte die Comtesse und reichte Horatio ihre schmale Hand. »Wir schließen Frieden und Freundschaft für immer.«

»Es bedarf dessen nicht, liebe Cousine,« sprach Horatio. »Jede Harmonie gewährt Befriedigung. Könnte ich da wohl unzufrieden sein, wenn ich überall nur Harmonie der Seelen finde? . . . Meine Aufgabe wird es vielmehr sein, mich selbst so zu stimmen, daß ich früher oder später ebenfalls mit einer schönen Seele und einem edlen Herzen harmonire . . . «

Der Friede war wirklich geschlossen, und das Verlobungsfest Andrea's mit Anton, dem wenige Wochen später eine eben so heitere Vermählungsfeier folgte, ließ sämtliche Theilnehmer daran zu inniger Freundschaft verbunden aus einander gehen.

6. DIE KINDER KOMMEN ZURÜCK.

Die Briefe des Kanonikus Moosdörfer und seines Bruders Donatus hatten sich gekreuzt. Als der Bleicher das

Schreiben erhielt, in welchem Aloysius ihm das letzte Geständniß der zum Tode verurtheilten Brandstifterin mittheilte, gelangte auch die noch viel wichtigere Kunde seines Bruders in die Hände des Prälaten, daß Gotthold und Seraphine lebten und wiedergefunden seien. Hätten den Kanonikus die Pflichten seines Amtes nicht zurückgehalten, er würde aufgebrochen und dem Bruder nachgereist sein, um dessen Glück in vollen, reinen Zügen mitgenießen zu können.

»Wir kommen Alle und bald,« schrieb Donatus, »denn Du mußt unsere lieben, theuern Kinder sehen, und sie müssen Dich sehen! Und dann das Glück, die reine, stille, heilige Freude meiner Josephine, die mir immer von Neuem wieder sagt: So muß es den Seligen sein, wenn sie nach dem Tode sich wiederfinden im großen Vaterhause, wo Keiner mehr irgehen kann! ... Weißt Du, lieber Bruder, daß diese Freude, die mir Gott für das Alter vorbehalten hat, mich allen Kummer und alle Schmerzen hat vergessen lassen, die zu ertragen mir oft so schwer wurden? O, wir kurzsichtigen Menschen, wie sind wir doch gleich undankbar, wenn nicht alle unsere Wünsche erfüllt werden! ... Ich darf gar nicht zurückdenken, sonst muß ich mich zu sehr schämen, und wärest Du mein Beichtiger, so wüßte ich nicht, wie ich's anfangen sollte, um Alles zu sagen, dessen ich mich schuldig gemacht habe! ... Und gute, brave, fromme Kinder hat uns Gott wiederfinden lassen! ... Ist das nicht Liebe? ... Haben wir das unserer Kleingläubigkeit wegen wirklich verdient? ... Theodora

heißt jetzt Seraphine und ist verheirathet an einen edlen, reichen Mann, welcher Kranzberg heißt. Dieser Name schon wird Dir viel zu denken geben über die Fügungen Gottes; ich will darüber lieber kein Wort verlieren . . . Das Asyl ist eröffnet und Brühs ein sinniger Mann geworden, der schon ganz anders aus den Augen sieht. Es liegt wieder Seele in seinem Blicke, der sonst kalt und todt war! . . . Solche Wunder thut die Liebe, die keinen Haß kennt, sondern nur Versöhnung! . . .

»Drei bis vier Wochen bleiben wir wohl noch hier. Theodora hat zu viel anzuordnen, um für einige Monate verreisen zu können. Dann kommt sie mit uns Alten, um sich von Dir segnen zu lassen an der Seite ihres Bruders . . . Die Bleiche will ich in einen Festsaal verwandelt sehen . . . Habe deshalb schon Ordre abgehen lassen an Freund Schmalbacher und den Förster Joseph Thomas . . . Das sind Leute, die wissen solche Dinge einzurichten . . .

»Ludwig und Joachim Helfer mit den Ihrigen reisen etwas früher als wir. Sie haben hier etwas gethan, was Dich freuen wird; Hohen-Rothstein aber wird sie dereinst die uneigennützigsten seiner Söhne nennen . . . Es hat Zeit und Nachdenken gekostet, um Alles reiflich durchzusprechen und das Beste ausfindig zu machen. Ich denke aber, es ist gelungen, und der Himmel heimst doch ein, was für die Hölle gesäet ward . . . Wahrlich, lieber Bruder, mir ist gar nicht mehr bange um die Welt, daß sie uns von bösen Buben in Brand gesteckt oder von schlechten Subjecten

über Nacht einmal kurz und klein geschlagen würde! Die Hand am Steuer des Alls ist gar zu stark und sicher! . . .

»Josephine läßt ihr Herzensmädel, die Andrea, grüßen und ist ganz zufrieden mit ihrer Wahl. Rechte Leute sind immer auch gute Leute. Mit solchen trinke ich gerne ein paar Seidel Wein . . . Was wohl der Baron zu dem Allen sagen wird? Ich glaube, er stirbt vor Aerger und Neid, denn er ist immer ohne Compaß gesegelt gleich dem fliegenden Holländer, wie Capitän Reimer Claußen von einem Menschen sagt, der sich aus Hochmuth die Kehle selber zuschnürt, damit es nur ja Keiner thun möge, den er nicht achtet! . . . Dem jungen Herrn Baron lassen wir insgesammt unsern Respect vermelden, den Schäfer von der Heidenlehne nicht zu vergessen. Alles Weitere bei einem guten Seidel Wein!

Dein *Donatus*.«

Es war eine rechte Herzenserquickung für den Kanonikus, diesen von Dank und Freude dictirten Brief wieder und immer wieder zu lesen, und er mußte es sogar billigen, daß Donatus seine Rückreise noch etwas hinausshob, um dann gefaßter mit den wiedergefundenen Kindern seinen Einzug auf der Bleiche halten zu können.

Vorkehrungen, wie sie dort Moosdörfer's Freunde Schmalbacher und Joseph Thomas veranlaßten, damit die Begrüßung nicht blos eine festliche, sondern auch eine herzerhebende werde, traf auch Tobias Helfer. Ueber große Mittel hatte der pensionirte Schulhalter freilich nicht zu gebieten, und was von anderer Seite ihm angeboten ward, lehnte er höflich, aber sehr bestimmt

ab. Nicht so die Hilfe des alten Schäfers, der hinsichtlich seiner Vermögensverhältnisse dem Organisten ein Ebenbürtiger war.

So verwandelte sich denn das kleine saubere Häuschen Helfer's nach und nach unter den zimmernden Händen der beiden Alten in ein phantastisch ausgeschmücktes Schlößchen. Ein Vorbau, von Säulen getragen, bildete eine Art Empfangssalon. Alle Wände des Hauses, ja selbst das Dach waren mit unzähligen Kränzen behangen, die Mutter Rahel fast ganz allein gewunden hatte. Ueber der Thür aber prangte eine Inschrift, welche bei hereinbrechender Dunkelheit auch illuminirt werden konnte. Sie lautete:

»Willkommen im Vaterlande!«

Tobias betrachtete wohlgefällig lächelnd sein und seines Freundes Werk und schien mit demselben wohl zufrieden zu sein. Auch Rahel ging ein paarmal des Tages über die Straße, um zu sehen, wie sich Vorbau und Ausschmückung in der Ferne ausnahmen.

»Ich glaube, sie werden ganz stumm, wenn sie das sehen,« meinte Tobias.

»Weinen werden sie vor Glück und Freude,« versetzte Rahel. »Mir werden die Augen jetzt schon naß . . . Nicht alle Aeltern thun das für ihre Kinder!«

»Ich wollte nur, es wäre prächtiger gerathen,« sagte Tobias, »das Häuschen ist nur zu klein. Man sollte Ausziehhäuser erfinden, wie man Ausziehetische hat. Mit solchen Häusern ließe sich doch etwas aufstellen . . . «

»Unsere Kinder sind an's Große nicht gewöhnt,« meinte Rahel.

»Von uns nicht, aber drüben! . . . Was gab der halbverrückte Wilde nicht Alles an! Und der ist doch ihr Meister gewesen lange genug!«

»Trotzdem ist mir nicht bange,« entgegnete Rahel getröstet. »Sehen sie ihr kleines Geburtshaus wieder, so schrumpfen ihre Gedanken auch wieder ein. Und wir Alten wollen sie wohl mit Blicken ansehen, die ihnen wohl thun sollen bis in's Herz hinein!«

So schwatzten die beiden Aeltern, gingen aus und ein, fanden immer noch etwas zu verbessern und nahmen immer von Neuem die Hilfe des Schäfers in Anspruch.

Zwei Tage schon stand der Bau vollendet da und noch immer erschienen die so heiß Ersehnten nicht. Da endlich am dritten fuhr eine offene Kalesche vor, in der eine feine, junge, verschleierte Frau saß. Als der Kutscher anhielt und die Dame den Schleier zurückschlug, erkannten die Aeltern Andrea und flogen ihr neugierig entgegen.

»Sind sie da? . . . Kommen sie?« fragten Vater und Mutter zugleich, und drückten der glücklich lächelnden Tochter die Hand.

»Ein Brief von ihnen,« versetzte Andrea und übergab das mitgebrachte Schreiben dem Vater. »Es wird wohl der Bote sein, der ihnen voraneilt. Darum ließ mir Anton auch keine Minute Zeit, packte mich geschwind in den Wagen und schickte mich zu Euch. Ich bleibe nun mit Eurer Erlaubniß, bis sie kommen, um, wenn es nöthig ist, Euch noch eine Hand zu leihen. Anton wird die

Heimkehrenden in der Stadt empfangen und sie uns zuführen.«

Wenn Aeltern den Besuch von Kindern erwarten, die einst von ihnen gingen, um in fernen Landen ihr Glück zu machen und sich eine neue Heimath zu gründen, da giebt es, bis sie in die Thür treten, wenigstens für die Mutter immer zu thun. So war es auch in dem geschmückten Organistenhäuschen, und Andrea kam zu rechter Zeit, um der vielbeschäftigten Rahel noch manchen Gang abzunehmen.

Der nächste Morgen fand die aufgeregten Aeltern schon bald nach Sonnenaufgang in dem Vorbau.

»Heute sehen wir sie wieder,« sprach Tobias,« die Brille aufsetzend und noch einmal den Brief durchfliegend, welchen Andrea ihm gebracht hatte. Da steht es fett unterstrichen: Vormittags zwischen Acht und Neun . . . Jetzt ist es knapp Sieben, also noch anderthalb bis zwei Stunden! . . . Ob sie uns sehr verändert finden werden? . . . Ich finde, Mutter, Du siehst ganz propre aus in Deiner neuen Haube! Na, und meine Stellage – er besah sich lächelnd von oben bis unten – wenigstens müssen sie das Zeug wiedererkennen, das darauf hängt . . .«

Wohl zwanzigmal noch sah bald Tobias, bald Rahel nach der Uhr, ehe die Zeit herankam, die im Briefe angegeben war. Der Schäfer stand hinter dem Schulzenhofe auf der Lauer, wo man die Straße eine gute Strecke in's

Dorf hinein verfolgen konnte. Noch fehlten einige Minuten an Neun, da wirbelte Staub auf, und zwei Wagen wurden sichtbar. Lotto-Clemens machte kehrt, um den Aeltern die Meldung, daß ihre Kinder jetzt wirklich kämen, zu überbringen.

Dem Alten zitterten aber auch die Beine, als er mit den Worten: »Nun sind sie da!« in den lustigen, von der Sonne vergoldeten Vorbau trat.

Im raschen Trabe bogen die Wagen um die Ecke. Man hörte Hurrah rufen und sah Tücher schwenken. Andrea ließ das ihrige ebenfalls fliegen, während Tobias seinen Arm um Rahel legte und mit ihr den Kommenden entgegen ging.

»Euern Eintritt segne Gott, Geliebte!« rief er, mit den Händen nach beiden Wagen grüßend, den Kommenden entgegen. Er erkannte von Allen, die darin saßen, Niemand, denn seine Augen schwammen in Thränen. Aber eine Menge Hände, große und kleine, streckten sich den Aeltern und Andrea entgegen, und die Worte:

»Grüß' Gott, Vater! . . . «

»Wir sind's, gute Mutter, und Alle gesund! . . . «

»Großvater und Großmutter sollen leben hoch!« schlugen an das Ohr der Glücklichen und klangen ihnen wie ein Chor, von Engeln angestimmt . . .

Der alte Schäfer stand seitwärts und sah lächelnd der Begrüßung und Umarmung all' der Lieben zu, die nun in den Vorbau getreten waren; es fiel aber gar manche Thräne auf seine harte Hand, und er murmelte die Worte vor sich hin:

»Solche Freude können nur Aeltern erleben! Wer keine Kinder hat, muß sich mit dem Zusehen behelfen ... O Barbara, Barbara! ...«

Eine Stunde später finden wir die Familie Helfer, mit Ausschluß des unruhigen kleinen Volkes, das im Vorbau lärmend sich tummelt, in dem Wohnzimmer versammelt, wo Tobias in früheren Jahren die Dorfjugend unterrichtete. Rahel hatte die Stube gerade so hergerichtet, wie Ludwig, ihr ältester Sohn sie gekannt, als er nach Amerika auswanderte. Es war die alte Schulstube mit den alten Bänken ... Und ganz unten stand auch das kleine Bänkchen, das Joachim und Caspar als Knaben stets eingenommen hatten, und zwei starke Männer mit braunen Gesichtern und bereits grau werdenden Haaren saßen darauf. Vor ihnen auf alten, steiflehnigen Stühlen hatten Tobias und Rahel Platz genommen. Die Uebrigen hockten da und dort auf den Bänken, Ludwig neben Anton, Else neben der lieblichen Andrea. Alle waren anders und älter geworden, und von dem Bilde, das in der Erinnerung der Aeltern fortlebte, war kaum ein Schimmer von Aehnlichkeit mehr vorhanden. Nur die Stimmen waren jung geblieben und die Herzen ebenfalls ...

Die Kinder mußten fortwährend erzählen. Vater und Mutter konnten nicht genug hören. Dazwischen drückte man sich wieder die Hände und sah sich lächelnd in die lieben, treuen Augen.

»Was ist das für ein Tag, Clemens!« sprach der Organist zu dem Schäfer, der mit vieler Theilnahme den Erzählungen zuhörte. »Den hat wirklich Gott gemacht!«

Der Schäfer nickte mit dem Kopfe und trocknete sich die immer von Neuem wieder feucht werdenden Augen.

Das ging einige Stunden so fort, bis die Mittagszeit herankam und Anton Wacker seiner jungen Frau scherzend die Weisung gab, sie möge doch nun daran denken, die Freunde auch leiblich zu erquicken, denn es sei gebildeter Völker Sitte, diejenigen nicht darben zu lassen, die als Gäste einkehrten und durch belehrende Gespräche ihre Gastfreunde anmuthig unterhielten. Diese Weisung wurde befolgt, und bald sammelten sich in dem zu diesem Behufe hergerichteten Vorbau Aeltern, Kinder und Kindeskindern nebst den Freunden, um eine lange Tafel, an welcher auch Anton Platz nahm, indem er mit Pathos sprach:

»Und sie erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

7. VOR DEM ENDE.

Maximiliane von Allgramm kehrte mit Georg von einem Spazierritt nach Bork zurück. Horatio war nach Alteneck gefahren, um seinen Vater zu besuchen, der seit der Abreise Barbara's Jedem ein heiteres Gesicht zeigte, dem Anscheine nach aber von Tage zu Tage immer hin-fälliger wurde. Der Bediente überreichte der Comtesse einen Brief.

»Von meinem wackern Freunde, dem Kanonikus!« rief sie leuchtenden Auges. »Was der kluge Herr mir wohl mitzuthellen hat?«

Sie brach das Siegel und las.

»Eine Einladung in bester Form,« sprach sie, nachdem sie gelesen hatte, und reichte Georg das Schreiben. »Ich nehme sie an.«

»Es würde mehr als unhöflich sein, wollten wir sie ausschlagen,« entgegnete Georg . . . Wir treffen ohne Zweifel manchen Bekannten, und daß Du in Theodora Kranzberg eine Dame von Geist und Bildung kennen lernst, darfst Du mit Bestimmtheit erwarten . . . Da kommt auch der Vetter wieder zurück! Er soll gleich unterrichtet werden, damit er ebenfalls an der Zusammenkunft auf der Bleiche Theil nimmt.«

Horatio sah etwas gedrückt aus, als er die Verlobten begrüßte.

Maximiliane zeigte ihm den Brief und sagte:

»Von wem, Vetter? . . . Rathe!«

»Vom Kanonikus Moosdörfer,« antwortete Horatio. »Auch ich erhielt ein Schreiben von dem lebenswürdigen Priester. Wir sollen seine Enkelkinder kennen lernen. Du gehst doch, Cousinchen?«

»Um zu sehen und gesehen zu werden,« versetzte die Comtesse. »Ich bin begierig, ob mir des Bleichers Tochter oder dessen Sohn besser gefallen wird. Für Letzteren interessire ich mich ein ganz klein wenig mehr, weil er die Ketten der Sklaverei getragen hat und doch, wie man hört, ein guter Mensch geblieben ist . . . Hast Du die Söhne des Organisten gesprochen?«

»Nur flüchtig,« versetzte Horatio. »Sie sind ebenfalls mitsammt ihren alten Aeltern vom Kanonikus eingeladen

worden, seinen übergläcklichen Bruder zu besuchen . . . Es sind liebe, bestimmt auftretende Menschen, von denen gar Mancher viel lernen können. Müßig bleiben diese Menschen gewiß nicht. Ich hörte schon, daß sie Pläne machten, wie sie ihren Landsleuten mehr Schwungkraft beibringen wollen.«

»Wie fanden Sie den Herrn Baron?« warf Georg ein, den Horatio's Gedrücktheit beunruhigte. »Suchte er Sie nie festzuhalten auf Alteneck?«

»Es geht meinem Vater, glaube ich, sehr schlecht,« versetzte Horatio, »und ich fürchte, seine Auflösung steht nahe bevor. Er klagt allerdings nicht, was mir nicht auffällt, denn seine Sinne sind stumpf geworden. Gehoben aber kann sein Uebel nicht werden, und eben deshalb ist ihm keine lange Lebensdauer zu prophezeien. Es fiel mir auf, daß er heute zum ersten Male Hubert's gedachte!

»Ob der böse Mensch wohl noch lebt?« fügte er hinzu und blickte mich dabei eigenthümlich fragend an.«

»Weiß der Baron, daß die Kinder des Organisten und ihr Freund Spät als gemachte Leute aus Amerika zurückgekommen sind?«

»Ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit konnte meinem Vater der rührige Amtsschreiber unmöglich verschweigen. Für Ehrenschild ist Caspar Spät eine höchst fragwürdige Persönlichkeit, die er am liebsten einem peinlichen Verhör unterwürfe. Nicht daß er dem Manne Uebles wünscht oder zufügen möchte; er ist nur begierig, zu erfahren, wie der Charakter eines Menschen sich gestaltet, der als Verbrecher unschuldig verurtheilt wurde,

später in glückliche Verhältnisse kam und nun als unabhängiger Mann da wieder leben will, wo man einen Verbrecher aus ihm machen wollte. Ich bin überzeugt, nach einigen Wochen schon ist der Amtsschreiber Conrad's bester Freund! . . . »Ich muß ihn sehen, – sagte er, – und das nächstens. Er hat seine frühere Wohnung ja wieder bezogen . . . « Mein Vater scheint weniger neugierig zu sein. Er gab dem Amtsschreiber auf die gemachte Mittheilung nicht einmal eine Antwort.«

Maximiliane setzte sich mit Georg an's offene Fenster, liebevolle Blicke mit ihm tauschend. Horatio ging im Zimmer auf und wieder, näherte sich manchmal dem liebenden Paare einige Schritte, kehrte aber gleich wieder um. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen und stand an, es seiner Cousine und deren Bräutigam mitzuthemen.

»Bist Du verliebt, Vetter, oder melancholisch?« fragte die Comtesse, die ihn schalkhaft lächelnd beobachtete. In ersterem Falle trage ich mich als Vermittlerin an, im zweiten bin ich erbötig, Dir alle düsteren Gedanken fortzuschmerzen und fortzulachen.«

Horatio blieb in der Nähe seiner Cousine stehen.

»Ich störe Euch,« sprach er.

»Wenn Du so düster blickst, als sännest Du auf Mord, dann allerdings,« erwiderte Maximiliane, »bist Du aber ein mitfühlender Mensch, der Anderen nicht jeden guten Bissen beneidet, der ihnen mundet, wenn er auch selber keinen Appetit hat, so sehen wir Dich gern.«

Horatio nahm einen Stuhl und setzte sich an Maximiliane's Seite.

»Hast Du schon wegen der Hochzeitsreise eine Wahl getroffen?« fragte er.

»Wir heirathen noch lange nicht,« erwiderte die Comtesse heiter. »Der Brautstand gefällt mir so ungemein gut, daß ich den Ehestand darüber, obwohl man ihn den heiligen nennt, für einige Jahre ganz vergessen könnte.«

»Und solche Tollheiten belachen Sie?« sagte Horatio zu Georg, den Maximiliane's Auslassungen ungemein zu erlustigen schienen. »Stutzen sie dem bösen Cousinchen um Himmels willen die Schwungfedern noch während des Brautstandes, sonst fliegt sie Ihnen als Frau in der ersten unbewachten Minute auf und davon!«

»Sie wähnt sich nur frei, wie alle Bräute, sie ist es nicht!« versetzte Georg. »Ich darf nur gehen, gleich hüpfst sie mir nach.«

»Weil man Dich hüten muß, Herr Fürst,« fiel die Comtesse ein.

»Aber jetzt, mein lieber melancholischer, zungendreischerischer und dennoch liebenswürdiger Vetter, was veranlaßt Dich zu so seltsamer Frage? ... Mitreisen willst Du doch nicht etwa mit einem zarten Gegenstande am Arme?«

»Nein, schöne Cousine, das nicht,« sagte Horatio, »Ihr könntet eher eine Strecke mit mir reisen, denn ich bin, falls mein Vater stirbt, Willens, auszuwandern ... «

»Bist Du toll?« rief Maximiliane. »Ich bitte Dich, Georg, fühle ihm den Puls! Ich will auf der Stelle eine Zwangsjacke holen lassen. Denn wenn diese Tollheit zum Ausbruche kommt, wird der Raptus fürchterlich werden! . . . Auswandern! . . .«

»Sie wollen uns nur ein wenig ängstigen oder erproben, wie stark das Band der Freundschaft ist, das uns an Sie kettet,« sagte Georg. »Ohne Scherz, lieber Baron, wir würden recht traurig sein, wenn Sie von uns gingen, nun wir doch allesamt an der Schwelle des Tempels angekommen sind, in welchem das Glück seinen dauernden Wohnsitz hat.«

»Sie stehen an dieser Schwelle und dürfen sie nur überschreiten,« entgegnete Horatio, »mir dürfte ein Gleiches noch nicht gestattet werden. Darum gedenke ich der Stimme eines Freundes zu folgen, der mir ein belehrender Führer durch die reizendsten Gegenden der Welt sein will. Außer der Einladung des Kanonikus fand ich auf Alteneck noch eine andere vor, die von unserem Freunde Don Rodrigo war . . .«

»Der böse Mensch!« rief Maximiliane. »Seit zwei Jahren und darüber hat er nichts mehr von sich hören lassen!«

»Wenn man auf Reisen ist und sich glücklich fühlt, wird man gewöhnlich nachlässig im Schreiben,« erwiderte Horatio. »Daß Don Rodrigo dennoch unserer gedenkt, beweist mir sein Brief. Er vergißt Keinen von Allen, die wir in Venedig zusammen verkehrten, zu grüßen! . . . Jetzt ist er in Amsterdam, will von da nach Hamburg

gehen, sich auch das alte Haupt der Hansa, Lübeck ansehen, Kopenhagen einen kurzen Besuch abstatten und sich dann nach seiner Heimath einschiffen ... Muß ich nicht nur für das Leben gewinnen, wenn ich seinem Rufe folge und mit ihm nach Valparaiso gehe? ... Man kann das Paradies, auch das irdische, nicht betreten, ohne es aufzusuchen.«

»Sie haben recht,« sprach Georg. »Dunkle Worte wahr-sagender Personen und Träume täuschen. Ihnen soll man deshalb niemals vertrauen, der Wink eines uneigennützi-gen Freundes dagegen ist wohl zu beherzigen.«

»Armer Vetter!« sagte Maximiliane. »Wie wird es Dir ergehen, wenn mein lachendes Auge nicht manchmal wie ein neckendes Irrlicht vor Dir hergaukelt! Ich sterbe nicht vor Gram, selbst wenn ich Sehnsucht nach Dir fühlen sollte, aber Du dauerst mich!«

»Bis Du mich beneiden wirst, Cousine,« versetzte Ho-ratio. »Und diese Zeit hoffe ich früher oder später auch noch zu erleben.«

In dieser Weise unterhielten sich die Freunde, vom Scherz in Ernst, vom Ernst wieder zum Scherz überspringend, bis in den dunkeln Abend. Maximiliane war voll sprudelnder Laune und neckte bald Horatio, bald Georg mit so liebenswürdigem Uebermuth, daß Ersterer doch von einer leichten Bangigkeit beschlichen ward, wenn er an seine Reisepläne dachte, die ihn Jahre von dieser glücklichen, Alle, die in ihre Nähe kamen, anregenden und fesselnden Natur trennen mußten. Dennoch blieb er fest in seinem Entschlusse. An Alteneck knüpften sich

für Horatio zu viele Erinnerungen, die ihm dasselbe bei ununterbrochenem Aufenthalte verleiden haben würden. Eine länger dauernde Reise in ferne Länder, die ihn mit neuen und tiefen Eindrücken bereichern mußte, konnte diese nach und nach verwischen. Darum fort, fort aus einer Atmosphäre, die ihn zugleich beengte und beängstigte! . . .

Auf Bork hatte sich Horatio bis jetzt heimisch und wohl gefühlt; nun aber kam es ihm doch vor, als könne seine Anwesenheit Maximiliane lästig werden. Die Comtesse traf Vorbereitungen zu ihrer Vermählung. Darin erblickte Horatio einen Wink, daß er sich anderswohin übersiedeln möge. Maximiliane kam es nicht in den Sinn, ein solches Verlangen an ihren Vetter zu stellen, aber Horatio war einmal eine höchst penible Natur. Er meinte Andere zu stören, wenn er sich selbst gestört fühlte.

Am Tage vor der Abreise nach dem Wohnorte Moosdörfer's kündigte Horatio diesen Entschluß seiner Cousine mit großer Trockenheit an. Maximiliane ward darüber fast böse und schalt ihn tüchtig aus.

»Gerade wenn man es gut mit Euch vorhat, beißt Ihr Einem in den Finger!« sprach sie. »Was fehlt Dir denn hier, undankbarer Mensch?«

»Nichts, Cousinchen, ich habe vielmehr zu viel, und das treibt mich fort! . . . Im Ueberfluß kann der Mensch leicht ersticken . . .«

»In Alteneck magst Du auch nicht sein, Rothstein ist eine halb fertige Ruine, wo in aller Welt willst Du denn unterkriechen? Etwa in der Einöd'?«

»Warum nicht?« erwiderte Horatio. »Niklas Wacker ist ein Mann von vielem praktischen Verstande, der jedes Ding am rechten Ende anfaßt. »Von ihm zu lernen, ist keine Schande. Vorerst indeß will ich bei Freund Anton zufragen, ob ein Mansardenstübchen in seinem Hause für einige Wochen leer steht. Der gelehrte Collaborator ist im Besitz einer ausgesuchten Bibliothek. Die sinnige Andrea wird schon dafür sorgen, daß es nicht zu geräuschvoll hergeht, und so finde ich Zeit und Muße zum Studiren, um mich doch auf meine Weltreise ein wenig vorzubereiten.«

»Und wenn sie Ausflüchte machen?«

»So ziehe ich in die Eremitage und bin dort gewiß ganz an meinem Platze!«

»Trotzkopf, fahr hin, ich ziehe meine Hand von Dir ab!« rief Maximiliane. »Nur hüte Dich vor Klagen! Mein Spott hetzte Dich ruhelos von Ort zu Ort, und Du müßtest wandern, als seist Du ein Ableger des ewigen Juden! . . . Was ist?« fragte sie, sich umwendend den ungewöhnlich hastig eintretenden Bedienten.

»Ein Eilbote von Alteneck begehrt den Herrn Baron zu sprechen,« lautete die Antwort.

Horatio erblaßte.

»Das ist ein Unglücksbote. Mein Vater wird gestorben sein! . . .«

Maximiliane verstummte. Horatio folgte dem Bedienten, kam aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück. Die Cousine streckte ihm theilnehmend die Hand entgegen.

»Bleibe bei mir, Vetter, es ist Dir besser!« sprach sie bittend. »Der arme Onkel!«

»Ich werde sehr bald auf Reisen gehen,« versetzte Horatio. »Noch lebt der Vater, schwerlich aber wird er die Sonne des heutigen Tages untergehen sehen! Auf Wiedersehen bei Freund Moosdörfer! . . . «

8. IM VATERHAUSE.

Die Bleiche Moosdörfer's war ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Leinengarn bedeckt. Einige Felder schimmerten weiß, wie frisch gefallener Schnee, andere halbweiß, die Mehrzahl der verschiedenen Abtheilungen aber, in welche die Bleiche zerfiel, zeigten noch ganz rohes Garn in grauer Naturfarbe.

Donatus Moosdörfer durchwanderte an der Seite seines Bruders die Felder, welche von in die Erde gesenkten großen Fässern begrenzt waren, die wieder zahlreiche flache Holzrinnen netzartig mit einander verbanden. Mittelst dieser Rinnen wurde die ganze Bleiche aus höher gelegenen Quellen stets reichhaltig mit Wasser gespeist.

Eine Menge Knechte, weiß oder doch sehr hell gekleidet, hielten das Garn durch den geschickten Gebrauch ihrer Wasserschaufeln stets feucht, obwohl auf Moosdörfer's Anordnung heute nicht unausgesetzt gearbeitet werden sollte. Vor wenigen Tagen erst war er mit seiner Frau aus Hamburg zurückgekehrt, begleitet von Kranzberg und seinen von Gott ihm wieder geschenkten Kindern. Jetzt sah er der Ankunft der lieben Freunde entgegen, die Theil haben sollten an seinem Glück, indem

er meinte, Freude, die man allein genieße, sei nur halbe Freude.

Man hatte einen herrlichen Blick von dem obersten Rande der Bleiche in's Land hinein mit seinen vielen großen Dörfern, seinen Schlössern, malerischen Bergformen und romantischen Burgruinen.

»Hier, wo das verwitterte Kreuz steht, hatten die Kleinen die Bleiche verlassen,« sprach Donatus zu seinem Bruder Aloysius ... »Ich ließ zu ewigem Andenken an jenen Trauertag die Stelle mit einem Kreuz bezeichnen, denn Kreuzträger waren wir Beide geworden, ich und meine Frau! ... Jetzt soll das Kreuz einen Denkstein von Granit Platz machen, und darauf will ich die Tage eingraben lassen, an denen ich meine Kinder wiederfand ... Wie gefallen sie Dir?«

»Ueber die Maßen gut, lieber Bruder!« versetzte der Kanonikus. »Gotthold ist ein fester Charakter geworden durch den Druck, den Gott ihm angedeihen ließ. Die Sklaverei hat ihn geistig frei gemacht, was Du aber nicht so verstehen muß, als wollte ich sagen, wer geistig frei werden will, muß erst in Sklaverei gerathen ... «

»Ich verstehe Dich und gebe Dir recht.«

»Und Theodora ist eine Frau,« fuhr der Kanonikus fort, »die Segen spendet, wohin sie den Blick wendet oder ihren Fuß setzt. Ihr habe ich ein kleines Geschenk mitgebracht, das ihr Freude machen wird, mein Brevier ... «

»Damit willst Du Theodora erfreuen?« fiel erstaunt der Bleicher ein. »Meine Tochter gehört nicht unserer Kirche an.«

Der Kanonikus lächelte sehr fein.

»Mein Brevier,« sprach er, »ist kein Gebetbuch, sondern, wenn Du willst, ein Tagebuch. Ich habe es gemacht, und ich treibe nicht gern unnütze Dinge . . . Es enthält nichts weiter als Fragen, Einfälle, Maximen, kurze Gedankenspäne, wie sie seitwärts fallen, wenn das Leben sechs Decennien lang seine Polirkunst an uns probirt hat . . . Ich würde das Heft nicht aus der Hand geben, wüßte ich nicht, in wessen Hand ich es lege . . . Bei Theodora ist's gut aufgehoben. Deine Tochter wird es nicht bloß für sich selbst benutzen, sie wird auch Andere, die es verdienen, daran Theil nehmen lassen. Und das, lieber Bruder, ist eigentlich der Humor davon! Wenn ein Mann meines Standes hinter dem Rücken der Kirche profane Weltweisheit treibt, macht er zwar nicht wie Crispin aus gestohlenem Leder Schuhe für arme Leute, aber er thut doch etwas im Grunde Verbotenes. Das ist unrecht, ich sag' es mir selber, und doch thue ich es, weil eine Hand voll solchen Samens ungleich mehr Früchte trägt, als wenn ich für eine Seele hundert Messen lese . . .«

»Da kommen unsere lieben Gäste,« sprach Moosdörfer, auf die Straße hinauszeigend, die von der waldigen Höhe herab in das Thal führte, in welchem die offene Landstadt sich ausbreitete. »Sie scheinen Alle zu gleicher Zeit abgereist zu sein. Laß sie uns an meiner Staatstreppe empfangen! . . .«

Es war ein höchst eleganter, mit vier Isabellen bespannter offener Wagen, welcher zuerst vor dem alten Hause Moosdörfer's hielt. Maximiliane von Allgramm

führte selbst die Zügel, denn sie sah es gar zu gern, wenn fremde Leute sich über sie moquirten. Neben ihr saß Georg, auf dem zweiten Sitz hinter ihr Horatio, der sehr angegriffen aussah.

Als sie die beiden Brüder am Eingange zur Bleiche gewahrte, warf sie Ihnen Kußhände zu und sprang leichtfüßig wie eine Gemse vom Wagen.

»Das also ist der Palast der Familie Moosdörfer,« sprach sie, die dunkle und gefährlich steile Hühnertreppe mit schelmischen Blicken messend. »Nicht übel fürwahr, nur etwas unmodern! Wenn sie nun aber unter meinen Elfenritten zusammenbricht, wie kommen wir dann in's Haus?«

»Comtesse! Comtesse!« sagte der Kanonikus, die junge Dame, die heute einen besonders glücklichen Tag hatte – denn sie sah ganz prächtig aus – begrüßend. »Noch so ausgelassen, und das so kurz vor dem verhängnißvollsten Tage in Ihrem Leben?«

»Natürlich, hochwürdiger Herr!« erwiderte Maximiliane. »Soll ich meine Zeit nicht möglichst gut anwenden? ... Mich dünkt, das lehrt ihr Herren im Chorrock uns Laien alle Tage. Ach, und ich bin ein so gehorsamer Laie, daß ich stets stricte nach Schrift und Vorschrift lebe! ... «

Sie wandte sich zu Donatus, der ihr seinen Arm bot.

»Ist's gefällig, gnädige Comtesse?«

»Gefährlich wollen Sie wohl sagen,« fiel die Uebermüthige ein. »Aber dieses Gerüst hat, wie ich vernommen, schon oft unter den Tritten vieler reicher und armer

Ritter gezittert, ohne zusammen zu brechen; also muthig voran! . . . «

Der Kanonikus sprach, nachdem er Georg die Hand gedrückt hatte, mit Horatio, dessen kränkelndes Aussehen ihm auffiel.

»Ich komme von dem Sterbebette des Vaters,« versetzte dieser, als der Geistliche dessen Namen genannt hatte. Gestern Abend in der fünften Stunde ward er erlöst . . . «

»Amen!« sprach der Kanonikus aus tiefstem Herzen, denn er wußte, in welchem Zustande Adam von Alteneck seit Wochen gelebt und wie er sein Leben gefristet hatte. Ein Blick Horatio's sagte ihm Alles; er brauchte keine weitere Frage an ihn zu richten.

»In vierzehn Tagen, höchstens in drei Wochen verlasse ich Deutschland und Europa,« fuhr Horatio fort. »Ich wandle nicht gern zwischen frischen Gräbern. Auch bedarf Alteneck einer gründlichen Restauration, die während meiner Abwesenheit Amtsschreiber Ehrenschild gewiß zu meiner Zufriedenheit besorgen wird. Er ist ein zuverlässiger Mann, und ich will frei sein.«

Er betrat die überdachte Treppe, als eben Anton Wacker mit Andrea und deren Aeltern von dem zweiten Wagen stiegen. Der gelehrte Collaborator war noch nicht auf der Bleiche gewesen, er betrachtete daher Alles mit klugen Blicken, und konnte nicht umhin, über Einiges harmlose oder scherzhafte Bemerkungen zu machen.

Der Eingang zu Moosdörfer's Hause war ein Gegenstand, den Anton nicht unbesungen lassen konnte. Er

blieb also dicht vor der Treppe stehen, umfaßte Andrea, nahm seinen Hut ab und sprach:

»Ehrwürdig altes Gerümpel, ich grüße Dich, weil
Du beherbergt
Seit undenklichen Zeiten gebildete Männer und
Frauen;
Weil Du immer auch warst ein Asyl für zarte Ver-
folgte,
Zart, wie eine mir ruht als Gattin jetzo am Her-
zen!
Immer vergolde fortan die Sonne des Glücks Dei-
ne Giebel,
Und ein jeglicher Fuß, der betritt diese knistern-
de Treppe,
Segen trage und Frieden in's Haus er dem gan-
zen Geschlechte,
Das Moosdörfer sich nennt und im Moose sich
streckt behaglich!«

Nach dieser Begrüßung wagte auch er sich auf die bedenklich aussehende Treppe, die unter seinen balancierenden Schritten nicht wenig knarrte und wirklich etwas schwankte. Andrea mit ihren Aeltern und Brüdern folgten der Reihe nach und wurden, als sie die geräumigen Zimmer des Bleichers betraten, nicht wenig überrascht von deren Eleganz und von dem soliden Comfort, die beide Zeugniß ablegten von Donatus Moosdörfer's großer Wohlhabenheit.

Es hatte sich, seit wir zuletzt in diese Räume eintraten, Manches daselbst verändert. Die Freunde des Bleichers, der reiche Glashändler und der Jäger Joseph Thomas, waren nicht müßig gewesen, den Auftrag Moosdörfer's, sein Haus so festlich wie möglich aufzuputzen, gewissenhaft auszuführen. Sie hatten neue Tapeten angeschafft, für Teppiche zur Belegung der Fußböden gesorgt und die Wände mit zum Theil werthvollen Kupferstichen decorirt. Unter diesen in dem Wohngemache Josephine's, in welchem sich die Freunde der Familie sammelten, fiel ganz besonders eine gute Ansicht Hamburgs von der Elbseite auf. Man konnte bei Betrachtung des Bildes wähen, ungefähr an dem Orte sich zu befinden, wo Kranzberg die verlassene Seraphine fand und an sich nahm.

Der treffliche Mann, dem Theodora alles Glück der Erde, dem die Aeltern die Erhaltung einer edlen und immer nur Edles wollenden Tochter verdankten, stand jetzt mit dem Kanonikus vor dem Bilde und erzählte diesem, was uns bereits bekannt ist, Theodora saß zwischen ihrer Mutter und ihrem Bruder am Tische und betrachtete Spielsachen, welche Josephine nach dem Verlust ihrer Kinder wie Reliquien aufbewahrt hatte. Und seltsam, beim Anblick dieser Spielsachen lichtete sich vor den Augen der Geschwister das Dunkel der Vergangenheit! Als ginge eine neue Sonne vor ihnen auf, in so hellem Lichte lagen einzelne Momente der längst vergessenen Jugendzeit vor dem Geschwisterpaare . . . Theodora wußte den

Ort anzugeben, wo sie Abends ihre Puppe in die Wiege legte, Gotthold den halbdunkeln Raum, wo er sein hölzernes Pferd tummelte! Alle anderen Erinnerungen aber waren gänzlich erloschen. Weder das wegen seiner Bauart doch auffallende väterliche Haus, noch die Bleiche erkannten sie wieder. Es war ihnen Alles völlig fremd und neu . . .

Auf Maximiliane von Allgramm machte die ganze Erscheinung Theodora's einen so wohlthuenden Eindruck, daß sie sich beim ersten Blick schon zu ihr hingezogen fühlte. So verschieden auch die Naturanlagen, Temperament und Charakter dieser beiden Damen waren, es gab zwischen ihnen doch eine Harmonie der Seelen, die sie einander schnell näher brachte und innig befreundete.

Fast ebenso erging es Kranzberg, der, obwohl er doppelt so alt wie Georg war, sich doch gerade mit diesem ernstesten, in sich klaren jungen Manne unterhielt, der einen eigenthümlich praktischen Blick besaß, die Thätigkeit des Bürgers, welche nicht bloß dem Erwerbe nachjagt, sondern erwerbend und rastlos schaffend auch in möglichst weiten Kreisen Bildung verbreiten will, wohl zu würdigen verstand und dabei sein Auge doch immer dem Idealen zugekehrt hielt.

Schnell, fast zu schnell gingen die Stunden dahin. Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, als die Freunde sich erst recht wohl unter einander zu fühlen begannen

Diesen Moment, der Alle ernster stimmte, glaubte der Kanonikus auf seine Weise benutzen zu müssen, um denen, die er eines anregenden und erquickenden Wortes für bedürftig hielt, dies auch vernehmen zu lassen.

Zunächst richtete sich das Augenmerk des wohlwollenden Prälaten auf Maximiliane von Allgramm, die sich durch Aufstellung origineller Behauptungen selbst überbot und entschieden die Gesellschaft beherrschte. Der Kanonikus ward von der ausgelassenen Comtesse am allerwenigsten geschont. Sie neckte ihn unaufhörlich und erlaubte sich Manches, worüber Theodara erschrak und Georg sogar die Stirn runzelte. Der kluge Geistliche aber ließ Alles lächelnd über sich ergehen und antwortete bisweilen sogar in demselben Tone.

Jetzt, wo bereits Befehl gegeben war, die Wagen zur Abfahrt wieder in Bereitschaft zu setzen, nöthigte der Kanonikus die jugendliche Braut, ihm an Josephine's und Theodora's Seite Stand zu halten und eine kurze Rede von ihm anzuhören. Die Uebrigen wurden sogleich schweigsam, denn sie wollten von der Weltweisheit des geistlichen Herrn doch auch etwas profitiren, und so hatte denn Kanonikus Moosdörfer ein Publikum, wie er es sich aufmerksamer nicht wünschen konnte.

»Gnädige Comtesse,« begann er, »Sie haben mich schon damals, als wir uns zuerst kennen lernten, aufgefordert, Ihnen immer und überall die Wahrheit zu sagen. Der wahrheitsliebende, schlichte Naturmensch kann

durch eine derartige Aufforderung, von solchem Munde kommend, in Verlegenheit gesetzt worden, dem Priester muß sie angenehm sein, weil sie ihm die Pflichten seines erhabenen Amtes wesentlich erleichtern hilft ... Da Sie, gnädige Comtesse, einer andern Confession angehören, als zu der ich mich bekenne, so kann es nicht meines Amtes sein, Ihnen als Priester gute Lehren zu geben. Den Priester wollen wir also ruhig in seine Studirstube verweisen und hinter ihm zuschließen. So! Nun sind wir den unbequemen Mahner los. Nur der schlichte Naturmensch, der Weltmann sitzt neben Ihnen, Comtesse, und dieser erlaubt sich, Ihnen zu Ihrer nahe bevorstehenden Vermählung ein kleines Geschenk zu überreichen, das er wohlwollend anzunehmen Sie bittet ... Vor Jahren wünschten Sie, ich sollte mich in Ihr Album schreiben. Das habe ich gethan, und Sie werden die Worte, die ich Ihnen als anregenden Wochenkalender für's Leben empfahl, gewiß noch nicht vergessen haben ... Heute überreiche ich Ihnen unaufgefordert Lebensregeln für eine junge Frau. Nicht die Befolgung dieser Regeln, gnädige Comtesse, mache ich Ihnen zur Vorschrift, nur die Prüfung und Beherzigung derselben wünsche ich als Mensch, als Ihr Freund und als ein Mann, dessen verschwiegenes Herz hundert Beichten Mühseliger und Beladener kennt.«

Der Kanonikus drückte Maximiliane von Allgramm ein kleines Heft, elegant gebunden, in die Hand, sah sie mit seinen klaren, sanften Augen lange an und sagte, ihre Fingerspitzen mit seinen Lippen berührend:

»Mögen Sie so glücklich werden, wie Ihr Herz es verdient und Ihr durchdringend starker Geist es begehrt!«

Maximiliane wollte das Heft öffnen und einen Blick hinein werfen; der Kanonikus aber verhinderte Sie daran.

»Nicht jetzt, gnädige Comtesse, und nicht hier!« sagte er. »Wenn Sie daheim auf Bork in Ihrem stillen Boudoir sitzen, und die Sterne und der stille Mond Ihre stillen Gedanken belauschen und die Schläge Ihres sehnenenden Herzens zählen, dann machen Sie sich mit dem Inhalte bekannt und gedenken dabei wohlwollend Ihres väterlichen Freundes! . . . «

Maximiliane von Allgramm reichte das Geschenk des Kanonikus Georg, der es zu sich steckte. Der milde Priester wendete sich an Theodora.

»Dir, liebe Nichte, die Gott uns wiedergeschenkt, habe ich ebenfalls ein kleines Geschenk zugedacht,« sprach er. »Es ist das eine Beantwortung der Grundsätze, zu denen Du Dich mit uns und vielen Anderen in den Statuten bekennst, welche das Asyl in's Leben riefen, wo geistig Mühselige und Beladene als Handlanger Gottes rastlos thätig sind . . . Du wirst daraus erkennen, wer ich bin, was ich will und was ich erreichen möchte! . . . Es sind Blutstropfen, meinem Herzen entfallen, wenn ihm bange ward und es des Lebens Wetterstürme nicht überdauern zu können vermeinte, und dann wieder Lichtblicke von Oben, in denen ich mich sonnte, in deren stählendem Feuer ich mich gesund badeten. Nimm es hin, Theodora, und lasse es das Brevier sein, aus dem Du Dir Kraft zum

Leben, zum Streben, zum Lieben und auch zum Dulden holst! . . . «

Es war ein größeres, in violetten Sammet gebundenes Heft, das der Kanonikus den Händen seiner Nichte übergab. Ohne ein Zeichen der Neugierde reichte sie es Kranzberg, umarmte ihren geistlichen Onkel und sagte ihm die liebelichsten Worte des Dankes.

Bald darauf verließen die Gäste das Haus des Bleichers, ernst und doch heiter. Alle nahmen die Ueberzeugung mit sich, daß die Zukunft ihnen mehr Tage wahren, stillen Glückes und reiner Freude bringen werde, als die Vergangenheit ihnen vergönnte. Denn Aller Herzen hatten die belebende Kraft der Liebe und den unvergänglichen Segen kennen gelernt, welcher der Alles versöhnenden Toleranz entspringt.«

9. RATHSCHLÄGE UND WEISUNGEN DES KANONIKUS.

Es war ein heller warmer Abend Anfang Septembers. Der fliegende Sommer breitete durchsichtige Silberschleier über Wiesen und kahl gewordene Felder, und das Laub der Roßkastanien und des wilden Weines begann sich zu färben.

Adam von Alteneck schlummerte in der Gruft seiner Väter, und Horatio war bald nach der Bestattung desselben abgereist. Er mochte nicht weilen in den Zimmern, wo jeder Stuhl, jeder Wandleuchter ihn an den unglücklichen Mann erinnerte, der Stärkung für Leib und Seele in den Geistern des Weines suchte. Diese trüben Erinnerungen konnten sich aber durch neue Eindrücke verlieren,

und diese waren wieder auf Reisen am leichtesten zu erlangen.

Mit Maximiliane von Allgramm war Horatio übereingekommen, daß er mit ihr in Hamburg zusammentreffen wollte, wenn sie nach ihrer Vermählung Theodora Kranzberg einen Besuch zudenken sollte. Zu einem festen Versprechen wollte die Comtesse sich nicht verpflichten, die am liebsten immer nach Eingebungen des Augenblickes handelte und gerade darin einen eigenthümlichen Reiz des Lebens fand.

»Sich selbst zu überraschen und durch Ueberraschung zu befriedigen, ist die größte Kunst,« pflegte sie zu sagen. »Eben deshalb verstehen dieselbe nur äußerst wenige, besonders glücklich organisirte Naturen zu üben . . .«

Eine solche Ueberraschung mußte sich Georg gefallen lassen, als Maximiliane ihm eines Tages mit höchst glücklichem Lächeln erklärte, sie werde sich erlauben, es anders zu machen als die große Menge. In einer unbekanntem Dorfkirche wolle sie getraut werden, in der einfachsten Tracht und ohne Schmuck, und außer dem Collaborator Anton Wacker nebst dessen Frau, die Beide geschickte Leute seien, sollten der Trauung nur noch der alte Organist mit seiner Frau, das Schulzenpaar in der Einöd' und Clemens der Schäfer beiwohnen.

»Nach der Trauung setzen wir uns mit meinem Mädchen in den Wagen und kutschiren kreuz und quer drei bis vier Tage im Lande herum, jeden bekannten Ort sorgfältig vermeidend. Uebernachtet wird nur in obskuren

Wirthshäusern auf dem Lande, wo uns pausbäckige Buben und Mädchen göttlich dumm angaffen werden! ... Die Dümmden, das heißt die am dümmsten aussehen, bekommen Stück für Stück einen Ducaten, die Ungewaschenen wohlriechende Seife und alle Uebrigen Zuckerbrod ... Das wird uns göttliches Vergnügen machen! ... Und dann bin ich begierig, das lange Gesicht des Fürsten zu sehen, der mir wahrscheinlich als Hochzeitsgeschenk den halben Ural in den Schooß schütten will! ... Er und meine ganze Sippschaft findet ungedeckte Tische und nicht einmal kalte Hochzeitsschüsseln ... Das nenne ich einen Spaß, von dem man lange zehren kann! ... «

Georg schwärmte nicht für so genial zugeschnittene Ueberraschungen; aber er liebte Maximiliane so innig und verehrte sie mit allen ihren seltsamen Wunderlichkeiten so sehr, daß er nicht zu widerstreben vermochte. Die Trauung fand statt, wie die Comtesse sie anzuordnen liebte. Die Trauzeugen wurden ihren Häusern fast gewaltsam entführt, und als die heilige Handlung vollzogen war, trat das junge Ehepaar auch wirklich seine originelle Hochzeitsreise über Stock und Block an. Am Abend des vierten Tages kehrte es stark ermüdet, aber sehr glücklich nach Bork zurück, dem die zurückgebliebene Dienerschaft doch ein festliches Kleid angezogen hatte, das Maximiliane lächelnd ignorirte.

Die Sterne glänzten am wolkenlosen Himmel, und der Mond ergoß sein Licht in alle Räume des Schlosses.

Maximiliane saß neben Georg und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

»Ist's so nicht viel gemüthlicher, als wenn uns eini-ge Dutzend lärmende Gäste umschwärmten?« fragte sie schmeichelnd.

»Es gefällt mir sehr wohl so,« versetzte Georg, »aber wir werden doch etwas thun müssen.«

»Wollen wir lesen?«

»Was?«

»Ich besitze etwas, das uns Beide interessiren wird: das noch uneröffnete Geschenk des Kanonikus . . . Es ist still in der Natur, still in uns, der Mond scheint träumerisch mild, und in unseren Herzen ist Friede. Eine solche Stunde reinen Glückes sollte ich abwarten.«

»Dann lies, geliebte Seele!«

Maximiliane stand auf, um das Geschenk des Kanonikus zu holen. Ihren Arm um den Nacken des Geliebten legend, öffnete sie das kleine zierliche Heft und las:

GEBOTE FÜR EINE JUNGE FRAU.

Du sollst gegen Deinen Gatten immerdar liebevoll sein, und zärtlich, sanft und treu, geduldig und von großer Güte.



Du sollst nie schmollen, nie widerbellen, niemals recht haben wollen, sondern stets versöhnlich Dich zeigen, nachgeben und schweigen, damit Dein Recht Dir nie verkürzt wird.

Du sollst nicht eitel sein, aber Deinem Gatten stets zu gefallen suchen! Darum schmücke Dich, aber putze Dich nicht auf!

Du sollst nicht eifersüchtig sein, sondern vertrauensvoll! Eifersucht vergiftet den Glauben, und wenn Du nicht mehr glaubst, kannst Du auch nicht mehr lieben.

Du sollst in Dir tödten alle Selbstsucht, damit Du die treue, dulddende, in Liebe und Sorgfalt nie ermattende Gefährtin Deines Gatten wirst!

Du sollst fromm sein, nie aber eine Kopfhängerin werden! Frömmigkeit erhebt und macht stark, Kopfhängerei erniedrigt Geist und Herz und schwächt den Willen!

Du sollst glauben, Dich oft selbst prüfen, nie aber bei Dritten zur Beichte gehen! Denn hast Du gefehlt, so kannst nur Du allein Dir Absolution ertheilen.

Du sollst sein sparsam und streng gegen Dich selbst, nachsichtig gegen Jedermann und eine offene Hand haben für die bittende Armuth!

Du sollst durch Deinen Wandel in und außer dem Hause Allen ein gutes Beispiel geben, damit Dein Leumund stets rein und lauter bleibt und Du eine Zierde werdest Deines Geschlechts!

Du sollst mehr heiter sein als traurig, mehr lächeln als weinen! Du sollst auch scherzen und tändeln, nie aber dem Leichtsinn verfallen und unbedachte Worte reden!

Dein Wandel sei so geräuschlos, daß Niemand Dich hört und daß doch Alle Dich gern sehen!«

In Deinem Hause sollst Du Königin sein, nicht aber herrschen! Dein Blick soll gebieten, nicht Dein Mund!

Sei stets thätig und verbanne die Trägheit von Deiner Schwelle! Denn Trägheit unterminirt die Grundpfeiler auch des festesten Hauses!

Höre nie auf zu lernen! Nur Bildung erhält den Geist frisch und das Herz jung!

Du sollst Dein ganzes Leben der Liebe weihen, nie aber die Liebe zu Deinem Abgott machen!

Fühlst Du Dich schwach, so bete. Bist Du stark, so bete mehr. Bist Du zufrieden, so sei dafür in Demuth dankbar. Verfolgt Dich das Glück, so schlage an Deine Brust und sprich: Gütiger Vater, versuche mich nicht!«

Hier brach Maximiliane ab und legte das Heft weg, um beide Arme um den Nacken des geliebten Gatten zu schlingen und ihn lange innig und heiß zu küssen. –

»Dieser Kanonikus macht große Ansprüche an die Frauen,« sagte Georg. »Glaubst Du, daß es Frauen giebt, welche diesen Geboten streng nachleben können?«

»Ich bin davon überzeugt, lieber Georg,« versetzte Maximiliane. »Frauen, welche diese Gebote nicht halten können oder wollen, werden nie mein Haus betreten . . . Jetzt aber wollen wir uns ausruhen, uns die priesterliche Weisheit durch den Kopf gehen lassen, und morgen reisen wir . . .«

»Morgen schon? Wohin?«

»Zu den Freunden nach Hamburg! . . . Ich will meinen Vetter Horatio noch einmal sprechen und mit Theodora

zusammen lesen und genießen, was der kluge Kanonikus dieser seiner Nichte vorzuplaudern sich erlaubte . . . «

»Aber wir werden sehr müde sein, liebe Seele!«

»Sei stets thätig und verbanne die Trägheit von Deiner Schwelle, lieber Mann!« sprach Maximiliane lächelnd.

»Ich werde dem Kanonikus schreiben und ihn bitten: er möge doch auch für junge Männer eine Anzahl Gebote zu Papier bringen, denn ich glaube, ihr seid nur wenig vollkommener als wir schwachen Frauen! . . . «

Das junge Ehepaar reiste am andern Morgen wirklich ab. Sein Ziel war Hamburg, das Maximiliane noch nicht kannte. Leider erreichten sie die große Handelsmetropole an der Niederelbe nicht mehr zeitig genug, um mit Horatio noch einmal zusammentreffen zu können. Der junge Baron war mit Don Rodrigo bereits abgereist.

Bei Theodora fanden die Freunde die herzlichste Aufnahme. In ihrem Hause schien das Glück dauernd Wohnung genommen zu haben. Theodora war ungemein beschäftigt, denn sie lebte nur für Andere, spendete überall Hilfe, wo es nöthig war, gab Rath, machte Vorschläge, und wendete jede Stunde des Tages eben so zweckmäßig wie nützlich an.

Maximiliane bewunderte diese Unermüdlichkeit im Schaffen für Andere, und mußte sich sagen, daß Theodora ihr zum Vorbilde dienen könne.

»Sie verstehen aber die Gebote ihres würdigen Oheims wirklich sehr pünktlich zu halten,« sprach sie eines Abends, als Theodora, nachdem sie schon den ganzen Tag sehr fleißig gearbeitet hatte, noch der Sitzung eines

Frauenvereins beiwohnte, der für Erziehung der Kinder unbemittelter Aeltern in großem Maßstabe sorgen wollte. »So weit habe ich selbst es noch nicht gebracht, obwohl ich redlich an mir arbeite.«

»Von welchen Geboten sprechen Sie?« entgegnete Theodora.

»Die der Herr Kanonikus uns jungen Frauen an's Herz legt.«

»Mir hat der Oheim gerade diese vorenthalten!«

»Wie schade! ... Ich möchte nur Ihr Urtheil darüber hören!«

»Und ich das Ihrige über meines Oheims Brevier! Wollen wir es zusammen durchgehen?«

»Gesteh' ich's nur, liebe Freundin, es würde mich Ueberwindung gekostet haben, von Ihnen zu gehen, ohne einen Blick in das Buch gethan zu haben, auf dessen Inhalt der geistliche Herr bedeutenden Werth zu legen schien!«

Theodora führte Maximiliane in ihr Zimmer, an denselben Tisch, an dem Josephine ihre Tochter erkannte, und entnahm dem kleinen Koffer, welcher noch immer die Kleiderstoffe enthielt, die sie als verlaufenes Kind getragen hatte, das Geschenk des Kanonikus.

Es war ein Tagebuch, begonnen an dem Tage, wo der Geistliche von seinem Bruder den Verlust seiner beiden Kinder erfahren hatte.

Nicht jeder Tag stand mit einer Notiz darin verzeichnet, wie überhaupt das ganze Büchlein nicht Geschehenes schlechthin erzählte, sondern nur Betrachtungen

über Ereignisse enthielt, welche den denkenden Mann besonders anregten. Einige dieser Betrachtungen, wie sie der blätternden Maximiliane in's Auge fielen, mögen hier Platz finden. Der Kanonikus schrieb, als er einem Sterbenden das Viaticum gereicht hatte:

»Man kann nur Priester sein durch die Gnade Gottes, oder man sündigt, indem man das heilige Amt verwaltet! . . . Dieser Sterbende, den ich salbte und weihte, wie hoch stand er über mir in dem Reichthum seines Wissens! . . . Er war ein armer Mann, und doch besaß er mehr als hundert Reiche! Seine Rede spendete Belohnung und Segen der Jugend, die er für's Leben heranbildete. Mehr denn zwanzigtausend Kinder haben durch ihn Gott und seine Liebe kennen gelernt, und verloren ging ihm keine der ihm anvertrauten Seelen . . . Seine letzte Beichte war die eines unschuldigen Kindes! . . . War ich, der fehlervolle Priester, würdig, solchen Heiligen zu absolviren? . . . Nur dadurch, daß Gott es durch mich thun ließ, daß ich sein Handlanger ward, konnte ich es thun . . . Er sei mir gnädig! . . .«

An einer andern Stelle stand geschrieben:

»Die Predigt *zum* Menschen ist fruchtlos; nur wenn sie *aus* dem Menschen kommt so, daß sie *im* Menschen wiedertönt, kann sie nützlich werden. Darum predigt das Leben, und Ihr predigt die Liebe! . . .«

Nachdem Brande des Schlosses Rothstein ließ sich der Kanonikus in seinem Tagebuche folgendermaßen vernehmen:

»Dieses Feuer ist für mich zum Fegefeuer geworden. Es hat meine Ansichten über die Menschen vielfach geläutert, und ich fühle mich zur Ablegung des Geständnisses gedrungen, daß keine Kirche der Welt das Recht hat, über Seelen zu Gericht zu sitzen! ... Die Kirche sollte sich immer nur auf's Vergeben beschränken. Verdammen kann allein der ewig Gerechte! ... Und bei dieser Gesinnung bleibe ich dennoch Priester? ... Darf ich es auch? ... Frevle ich nicht, wenn ich fortfahre, als Priester meine Pflicht zu thun? ... Nein! Indem ich meine Pflicht erfülle, thue ich den Willen Gottes. Wie ich sie erfüllen soll, darüber gehe ich mit meinem Gewissen zu Rathe, und was dieses mir räth, kann mich nicht bei der Kirche verklagen ... Die Liebe ist *immer* tolerant, die Toleranz aber übt entweder überall Nachsicht, oder sie vergiebt ohne Vorbehalt! ...«

Die Uebersendung der Statuten der Gesellschaft, welche ein Asyl für Mühselige und Beladene gründen wollte, veranlaßte den Kanonikus, seinem Tagebuche folgende Worte anzuvertrauen.

»Mission! Was ist Mission? Der Geist, welcher den Menschen treibt, einem großen Ziele nachzujagen. In diesem treibenden Geiste liegt das wahre Priesterthum! ... Die Apostel der Kirche waren alle Missionäre, wir jetzigen Priester dieser selben Kirche haben aber selten den Geist empfangen, der lebendig macht! ... In dieser

Gesellschaft liegt der Keim zu jenem Tempelbau der Zukunft, welcher das All umspannen wird, zu dessen Erbauung aber wohl noch viele, viele Tausend Jahre erforderlich sein dürften. Denn zwischen der Erkenntniß des Vollkommenen und dem Vollbringen desselben liegt eine Ewigkeit! . . . «

Maximiliane nahm das Buch an sich und reichte Theodora ihr kleines Heft, das nur kurze Maximen enthielt.

»Tauschen wir unsere Schätze einige Tage,« sprach sie. »Ich will Sie nicht berauben, nur mich daran erfreuen!«

Theodora konnte der Freundin diese Bitte nicht abschlagen. Sie sah, wie glücklich die Augen der jungen Frau leuchteten, als sie ihr das Buch zuschob.

»Und morgen führen Sie mich in Ihr Asyl!« bestimmte Maximiliane. »Ich kann mich daheim bei den Freunden nicht mit gutem Gewissen sehen lassen, wenn ich nicht als Augenzeuge Bericht abzustatten vermag über Ihre Leistungen! . . . «

Diesen Wunsch erfüllte Theodora gern. Der Besuch in dem Asyl war nur von kurzer Dauer, aber auf Maximiliane von nachhaltiger Wirkung. Sie sah unter den darin Aufgenommenen auch Barbara mit Hubert . . . Die Mutter führte den blind gewordenen Sohn, der seine Führerin nicht mehr höhnte . . . In der ewigen Nacht, die Gottes Hand um ihn ausgebreitet hatte, zündete das Wort der Mutterliebe das Licht der Selbsterkenntniß an, dem Enno Norrburg, der Inspector der Anstalt, seine Rettung verdankte. –

»Ich gebe den Aermsten nicht verloren,« sprach Maximiliane tief bewegt, als sie mit ihrer Begleiterin das Asyl wieder verließ. »Der Geist der Mission, der es in's Leben rief, muß auch Andere zum Leben erwecken; denn er paralysirt als das ewig Gute und ewig nur Gutes Schaffende naturgemäß die Wirksamkeit derer, welche als Gesellen des Satan Böses säend die Welt durchwandern! . . . «



Wir haben nur wenige Worte noch hinzuzufügen. Aus den Briefen, welche Maximiliane und Theodora fortan mit einander wechselten, konnte Erstere ersehen, daß sich ihr Urtheil über das Asyl bestätigen werde. Mittel flossen dem Vereine in hinreichender Menge zu, so daß auch in der neuen Welt Anstalten ähnlicher Art gegründet werden konnten. Ansehnliche Summen für diesen Zweck wiesen Hubert und die Gebrüder Helfer an, die durch Vermittelung des Amtsverwalters Ehrenschild auch Rothstein erwarben und statt eines prunkhaften Schlosses ein großes Arbeitshaus erbauten, in welchem die verschiedensten Gewerke gelehrt wurden. Hier entwickelten die Söhne des alten Organisten, der stets in freudigster Stimmung das von heiteren Arbeitern wimmelnde Haus betrat, eine eben so große als segensreiche Thätigkeit. Auch der Schäfer Clemens, der neu auflebte, als Maximiliane ihm mittheilte, wie sie Barbara und Hubert gefunden habe, konnte nie an dem Hause vorübergehen, ohne

einzutreten und den Erbauern desselben die Hände zu drücken . . .

Etwa zwei Jahre nach dem Tode des Barons von Alteneck überraschte Horatio seine Freunde mit der frohen Nachricht, daß er sich mit Signora Estrella, der jüngsten Schwester Don Rodrigo's, einer dunkeläugigen Chilenin, verlobt habe und nach Jahresfrist sie als Gattin in Alteneck einführen werde.

Horatio hielt Wort. Anton begrüßte den heimkehrenden Freund und dessen junonische Frau mit den schönsten Hexametern, die er an der Wiege seines Erstgeborenen mit vieler Rührung niederschrieb.

Gotthold trat in das Geschäft seines Vaters, blieb aber unverheirathet. Er war Moosdörfer ein treuer, nie ermüdender Arbeiter und seiner Mutter ein liebevoller Sohn.

Als Heinrich Medenspang die Verlobung Horatio's von Alteneck erfuhr, machte er unter den Brief, den er eben schrieb, einen gewaltig großen Dintenklecks.

»Punktum!« sprach er. »Da habe ich mit eigener Hand mein Pech besiegelt! . . . Wer als Junggeselle graue Haare bekommt, den sieht Amor nur von der Seite an, um ihn auszulachen . . . Ich denke, ich revanchire mich und gehe dem dummen Jungen mit seinem albernen Flitzbogen aus dem Wege! . . . Bei Schwägerin Hebe sitzt sich's gar nicht schlecht, und wenn ich mich mit ihren Katzengeistern vertrage und sie mir auf den Schooß gewöhne, kocht sie mir alle Tage ein Leibgericht und reicht mir herablassend lächelnd en Flammetje für meine Cigarre! –

Abgemacht. – Ich bleibe ledig! Es lebe die Unabhängigkeit und die interesselose Freundschaft! . . . «